

Die neue Rundschau

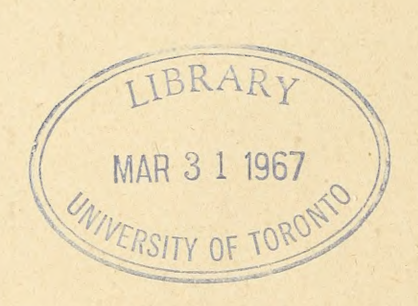
XXXIter Jahrgang der freien Bühne

1920

Band 2



Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Politik, Geschichte, Wirtschaft, Reisen:

Literatur, Kunst, Wissenschaft:

Anmerkungen:

Haus Herzenstod

Vorrede zu einem Drama von Bernard Shaw

Wo Haus Herzenstod steht

„Haus Herzenstod" ist nicht bloß der Name des Dramas, das dieser Vorrede folgt, es ist das verfeinerte, müßige Europa vor dem Kriege. Als das Stück begonnen wurde, war noch kein Schuß gefallen; höchstens die Berufsdiplomaten und die sehr wenigen Interessenten, deren Steckenpferd die Außenpolitik ist, wußten, daß die Kanonen geladen waren. Ein russischer Dramatiker, Tschechow, hatte vier bezaubernde dramatische Studien zu „Haus Herzenstod" verfaßt, von denen drei, „Der Kirschgarten", „Onkel Wanja" und „Die Möwe", in England aufgeführt worden waren. Tolstoi hat uns in seinem „Und das Licht scheinet in der Finsternis" in seiner ungemein grausamen, geringschätzigen Art durch das Haus geführt. Er hat keinerlei Sympathie daran verschwendet: ihm war es das Haus, in welchem Europa seine Seele erstickte. Und er wußte, daß unsere völlige Entnervung und Wertlosigkeit in jener überhitzten Salonatmosphäre die Welt der Kontrolle einer unwissenden seelenlosen Schlauheit und Energie überlieferte, mit den fürchterlichen Folgen, die jetzt über uns hereingebrochen sind. Tolstoi war kein Pessimist: er war nicht geneigt, das Haus zu schonen, wenn er es auf die Köpfe seiner saubern und liebenswürdigen Wollüstlinge zusammenstürzen lassen konnte, und er schwang die Steinaxt mit seiner ganzen Kraft. Er behandelte den Fall der Insassen wie einen Fall von Opiumvergiftung, der erfordert, daß man die Patienten rauh anfaßt und sie so lange heftig aufrüttelt, bis sie vollkommen wach sind. Tschechow, mehr Fatalist, glaubte nicht, daß diese entzückenden Menschen sich selbst befreien könnten, er war der Ansicht, daß man ihr Besitztum verkaufen und sie durch Gerichtsvollzieher ihrem Schicksal preisgeben müsse. Er machte sich daher keine Gewissensbisse, wenn er ihre Anmut ans Licht zog, ja sogar ihr schmeichelte.

Die Inwohner

Da die Stücke Tschechows weniger einbrachten als Schaukel- und Ringelspiel, erzielten sie in England, wo Theater bloß gewöhnliche Ge-

schäftsangelegenheiten sind, nicht mehr als ein paar Aufführungen durch die „Stage Society". Wir staunten und sagten: „Wie russisch!" Mir fielen sie nicht in dieser Weise auf. Genau so wie die ausgesprochen norwegischen Stücke Ibsens auf jeden Beruf des Mittelstandes in den Vororten der Großstädte Europas paßten, so paßten diese ausgesprochen russischen Stücke auf alle Landhäuser in Europa, in denen die Jagd, das Schießen, das Fischen, das Flirten, das Essen und Trinken durch die Genüsse der Musik, der Kunst, der Literatur und des Theaters ersetzt worden waren. Dieselben netten Menschen, dieselbe äußerste Wertlosigkeit. Die netten Leute konnten lesen, einige darunter sogar schreiben, und sie waren die einzigen Träger der Kultur, die mit unseren Politikern, Verwaltern, Zeitungsherausgebern gesellschaftliche Berührungspunkte oder irgendeine Möglichkeit hatten, deren Tätigkeiten zu teilen oder zu beeinflussen. Aber sie wichen vor diesem Kontakt zurück, sie haßten die Politik, sie wollten für die gewöhnlichen Menschen nicht das Land der Utopie verwirklichen. Sie wollten ihre Lieblingsphantasien und -gedichte in ihrem eigenen Leben verwirklichen, und wenn sie sich's leisten konnten, lebten sie ohne Sorge von einem Einkommen, das zu erwerben sie nichts unternahmen. Die Frauen nahmen den einzigen Platz in unserer Gesellschaft ein, in welchem es Muße für hohe Kultur gab und machten daraus ein ökonomisches, politisches und soweit dies möglich war, ein sittliches Vakuum. Und da die Natur, die das Vakuum verabscheut, es sofort mit Geschlechtlichkeit und allen möglichen Arten raffinierter Vergnügungen ausfüllte, wurde es zu seinen besten Zeiten nur für Augenblicke der Erholung ein sehr entzückender Aufenthaltsort. In anderen Augenblicken war dieses Vakuum äußerst unheilvoll. Für Premierminister und ihresgleichen war es ein wahres Kapua.

Pferdestallungen

Aber wo sollten die gegenwärtigen und früheren Minister sich niederlassen, wenn nicht hier? Von „Haus Herzenstod" abgesehen, blieb ihnen nur der Pferdestall übrig, der in einem Gefängnis für Pferde bestand, mit einem Anbau für die Damen und Herren, die auf ihnen ritten, auf ihnen jagten, über sie sprachen, sie kauften und verkauften und ihnen neun Zehntel des Lebens opferten, um das andere Zehntel zwischen Wohltätigkeit, Kirchenbesuch (als Religionsersatz) und konservativen Wahlen (als Politikersatz) aufzuteilen. Es ist wahr, daß die zwei Einrichtungen an den Kanten Berührungspunkte hatten. Die aus der Bibliothek, dem Musiksaal und der Bildergalerie Verbannten, fand man entsetzlich unzufrieden, schmachtend in den Stallungen herumlungern, und verwegene Reiterinnen, die beim ersten Akkord von Schumann einschliefen, wurden,

zu ihrem beklagenswerten Mißgeschick, in den Garten von Klingsor hineingeboren. Aber manchmal traf man Pferdebändiger und Herzensbändiger, die sich in beiden Welten zurechtfinden konnten. — In der Regel waren sie allerdings geschieden und wußten wenig voneinander. Und das Premierministerpack mußte daher zwischen Barbarei und Kapua wählen. Und es ist schwer zu sagen, welche von den beiden Atmosphären für die Staatsmannschaft die verhängnisvollere war.

Die Revolution auf dem Bücherschrank

Im „Haus Herzenstod" war man vollkommen vertraut mit den revolutionären Ideen, die auf dem Papier standen; es strebte danach, fortschrittlich und freidenkend zu sein, ging kaum jemals in die Kirche und feierte den Sabbath nur von Freitag bis Dienstag durch einige kleine Extraunterhaltungen. Wenn man diese Tage dort verbrachte, fand man in seinem Bücherschrank nicht nur die Bücher von Dichtern und Erzählern, sondern auch die der revolutionären Biologen, ja sogar solche von Volkswirtschaftslehrern. Ohne wenigstens einige Stücke von mir, von Granville Barker und einige Erzählungen von H. G. Wells, Arnold Benett und John Galsworthy aufzumachen, hätte das Haus jenseits der Bewegung gestanden. Man konnte Blake unter den Dichtern finden und daneben auch Bergson, Butler, Scott Haldane, die Gedichte von Meredith und Thomas Hardy und im großen und ganzen alle literarischen Behelfe, um den Geist des vollkommen modernen sozialistischen und des schöpferischen Evolutionisten zu bilden. Wenn man den Sonntag damit verbracht hatte, diese Bücher durchzublättern und dann am Montag Morgen in seiner Tageszeitung lesen mußte, daß das Land soeben bis an den Rand der Anarchie gebracht worden war, weil ein neuer Staatssekretär des Innern oder ein Polizeichef ohne den kleinsten Gedanken im Kopf, für den sich seine Urgroßmutter nicht entschuldigt hätte, sich weigerte, irgendeinen wichtigen Arbeiterverein anzuerkennen, berührte das äußerst seltsam. Es war als ob eine Gondel sich weigern würde, ein Zwanzigtausend-Tonnen-Linienschiff anzuerkennen.

Kurz, Macht und Kultur hausten in getrennten Abteilungen. Die Barbaren waren nicht nur buchstäblich im Sattel, sondern auch in der vordersten Bank des Hauses der Gemeinen, ohne daß irgendwer ihre unglaubliche Unkenntnis moderner Gedanken und politischer Wissenschaft korrigieren konnte bis auf die Emporkömmlinge in den Kontors, die ihr Leben damit verbracht hatten, sich die Taschen statt den Kopf zu füllen. Beide waren immer geübt, mit Geld und Menschen umzugehen, insofern als sie jenes erwerben und diese ausbeuten konnten. Und obgleich diese Gewandtheit ebensowenig wünschenswert ist, wie die des mittelalterlichen

Räuberbarons, befähigt sie die Menschen durch althergebrachte Routine ein Gut oder ein Geschäft in Gang zu halten, ohne es notwendigerweise zu verstehen, genau so wie die Kaufleute von Bondstreet und die Dienstboten die moderne Gesellschaft in Gang halten, ohne von der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft die geringste Belehrung empfangen zu haben.

Der langfristige Kredit der Natur

Die Art der Natur, sich mit ungesunden Bedingungen abzufinden, ist leider keine solche, die uns zwänge, eine zahlungsfähige Hygiene auf Grund von Barzahlungen zu führen. Sie demoralisiert uns mit langfristigen Krediten und leichtsinnigen Überschreitungen des Guthabens und tritt uns dann plötzlich grausam mit katastrophalen Zahlungseinstellungen in den Weg. Man nehme zum Beispiel die gewöhnlichen häuslichen Gesundheitsvorschriften. Die Generation einer ganzen Stadt mag sie entweder völlig straflos, oder doch ohne alle bösen Folgen ganz und gar in skandalöser Weise vernachlässigen, denn niemand läßt es sich einfallen, dieser Nachlässigkeit die Schuld zuzuschreiben. In einem Spital mögen zwei Generationen von Studenten der Medizin Schmutz und Nachlässigkeit dulden und dann zur ärztlichen Praxis ins Leben hinausgehen, um die Lehre zu verbreiten, daß frische Luft ein Steckenpferd und Sanitätseinrichtungen ein Betrug seien, nur dazu erfunden, um den Bleiarbeitern Nutzen zu bringen. Aber eines schönen Tages rächt sich die Natur. Sie stürzt sich auf die Stadt mit einer Pestseuche und ins Spital mit einer Rotlaufepidemie und schlägt rechts und links so lang um sich, bis die unschuldigen Jungen für die schuldigen Alten gebüßt haben, und die Rechnung beglichen ist. Dann legt sie sich wieder zur Ruhe und gewährt mit demselben Resultat eine neue Periode des Kredits.

Genau das gleiche hat sich soeben in unserer politischen Hygiene ereignet. Die politische Wissenschaft ist von den Regierungen und den Wählern meiner Tage ebenso fürchterlich vernachlässigt worden wie die medizinische Wissenschaft in den Tagen Karls des Zweiten. In den internationalen Beziehungen war die Diplomatie eine junkerhafte gesetzlose Sache der Familienintrigen, der geschäftlichen und territorialen Raubzüge, der Stumpfheit von Pseudogutmütigkeit, erzeugt durch Faulheit, und durch die Krämpfe einer wilden, von der Angst hervorgerufenen Tätigkeit. Aber auf diesen Inseln sind wir unter großem Wirrwarr gerade noch davongekommen. Die Natur gab uns einen sehr langen Kredit, und wir haben ihn bis zum äußersten mißbraucht. Aber als sie endlich zuschlug, schlug sie ganz gehörig zu. Vier Jahre hindurch mordete sie unsere Erstgeborenen und suchte uns mit Landplagen heim, von denen

Ägypten sich nichts hätte träumen lassen. All das wäre ebenso leicht zu verhindern gewesen wie die große Pest in London und brach doch eben deshalb aus, weil es nicht verhindert worden war. Dadurch, daß der Krieg gewonnen wurde, ist nichts ungeschehen gemacht worden. Die Erde ist noch immer mit den toten Körpern der Sieger dicht besäet.

Die böse Jahrhunderthälfte

Es ist schwer zu sagen, ob Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit schlimmer sind als falsche Lehren, aber im „Haus Herzenstod" und den Pferdestallungen waren unglücklicherweise beide vertreten. Während eines halben Jahrhunderts vor dem Krieg ging die Zivilisation Hals über Kopf zum Teufel, unter dem Einfluß einer Pseudowissenschaft, die so verhängnisvoll war, wie der schwärzeste Kalvinismus. Der Kalvinismus lehrte, daß wir, da es schon durch die Gnadenwahl vorherbestimmt wurde, ob wir erlöst oder verdammt werden sollten, nichts tun könnten, um unser Schicksal zu ändern. Immerhin gab der Kalvinismus dem Individuum keine Handhabe um zu wissen, ob es eine glückliche oder eine unglückliche Nummer zog. Er sorgte für ein genügend starkes Interesse, steigerte die Hoffnung auf Erlösung und linderte die Furcht vor Verdammnis, wenn der Mensch sich so benahm, wie sich noch eher ein Auserwählter als ein Verworfener benimmt. Aber in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts haben Naturforscher und Physiker im Namen der Wissenschaft der Welt versichert, daß Erlösung und Verdammnis barer Unsinn, und Vorherbestimmung die Grundwahrheit aller Religion sei. Die Menschenwesen würden durch ihre Umgebung hervorgebracht, und ihre Sünden und ihre gute Taten seien nur eine Folge von chemischen und mechanischen Wirkungen, über die sie keine Macht hätten. Solche Erdichtungen wie: Geist, Wahl, Zweck, Gewissen, Wille usw. sind, wie sie lehrten, bloß Wahnbilder, die nur deshalb hervorgerufen werden, weil sie in dem fortgesetzten Kampf der menschlichen Maschine dazu dienen, ihre Umgebung in guter Verfassung zu erhalten. Ein Verfahren, das nebenbei die schonungslose Zerstörung oder Unterwerfung der Konkurrenten bei der Schaffung des zur Verfügung stehenden Lebensunterhaltes (von dem man annimmt, daß er begrenzt ist) nach sich zieht. Wir lehrten Preußen diese Religion, und Preußen verbesserte unsere Lehre so gründlich, daß wir uns bald vor die Notwendigkeit gestellt sahen, Preußen zu vernichten, um zu verhindern, daß Preußen uns vernichte. Und das hat soeben damit geendet, daß der eine den anderen in einer Weise zugrunde gerichtet hat, daß eine Wiederherstellung in unserer Generation zweifelhaft geworden ist.

Kriegsdelirium

Nur jene, die unter einem Krieg ersten Ranges gelebt haben, nicht im Feld, sondern zu Hause, und bei Verstand geblieben sind, können halbwegs die Bitterkeit Shakespeares und Swifts verstehen, die beide diese Erfahrung durchgemacht hatten. Das Entsetzen von Peer Gynt im Tollhaus, als die Narren aufgeregt durch den Wahn glänzender Begabung und Traumbilder eines herandämmernden Millenniums ihn als ihren Kaiser krönten, war zahm im Vergleich damit. Ich weiß nicht, ob irgend jemand wirklich vollkommen vernünftig blieb mit Ausnahme von jenen, die es bleiben mußten, weil sie aus erster Hand den Krieg zu führen hatten. Ich hätte selbst den Verstand verloren (soweit ich ihn nicht verlor), wenn ich nicht sofort verstanden hätte, daß ich als Schreiber und Redner gleichfalls unter der ernstesten öffentlichen Verpflichtung stand, meinen Sinn für Wirklichkeiten fest zu wahren, aber das rettete mich nicht vor einem beträchtlichen Grad Reizbarkeit des Gefühls. Es gab natürlich ein paar Glückliche, denen der Krieg nichts bedeutete, weil alle politischen und allgemeinen Angelegenheiten außerhalb ihres kleinen Interessenbereichs lagen. Aber der gewöhnliche kriegsbewußte Zivilist wurde verrückt. Das Hauptsymptom war die Überzeugung, daß jedes Naturgesetz auf den Kopf gestellt würde. Man fühlte, daß alle Nahrungsmittel verfälscht, alle Schulen geschlossen werden müßten. Die Zeitungen durften keine Anzeigen aufnehmen. Neuauflagen mußten alle zehn Minuten erscheinen und aufgekauft werden. Dem Reisen mußte ein Ende gemacht oder da dies unmöglich war, mußte es sehr erschwert werden. Jeder Schein von verfeinerter Kunst und Kultur und dergleichen mußte als unerträgliche Ziererei abgestellt, und die Bildergalerien und Museen und Schulen mußten sofort von Kriegsarbeitern besetzt werden. Sogar das Britische Museum wurde nur um Haaresbreite gerettet.

Der lange Arm des Krieges

Die Seuche, welche die gewöhnliche Begleiterscheinung eines Krieges bildet, wurde Grippe genannt. Ob man es wirklich mit einer Kriegsseuche zu tun hatte, wurde durch die Tatsache fraglich, daß sie an Orten, die von den Schlachtfeldern entfernt waren, ihr Schlimmstes tat, namentlich an der Westküste von Nordamerika und in Indien. Aber die moralische Seuche, die fraglos eine Kriegsseuche war, brachte als Gegenstück ein gleiches Phänomen hervor. Man hätte annehmen können, daß das Kriegsfieber am wütendsten in den Ländern toben würde, die tatsächlich unter Feuer standen, und daß die anderen vernünftiger wären. Belgien und Flandern, wo über breite Flächen nicht ein Stein auf dem anderen blieb, als die feindlichen Armeen einander nach entsetzlichen vorangehenden Be=

schießungen vor- und rückwärts darüber hinjagten, hätte man nicht verdenken können, daß sie ihren Gefühlen lebhafter Luft gemacht hätten, als durch bloßes Achselzucken und den Ausspruch: C'est la guerre. Von England, das so viele Jahrhunderte hindurch derart unversehrt geblieben war, daß ein Kriegsstoß auf seine Heimstätten längst aufgehört hatte glaubhafter zu sein als eine Rückkehr der Sintflut, konnte man kaum erwarten, daß es sanft bleiben würde, wenn es endlich erfuhr, was es hieß, sich in Kellern und Untergrundbahnstationen zu verstecken oder zitternd im Bett zu liegen, während Bomben platzten, Häuser zusammenstürzten und Luftgeschütze gleichermaßen über Freund und Feind Schrapnelle austeilten, bis gewisse Ladenfenster in London, einst voll moderner Hüte, mit Stahlhelmen angefüllt waren. Erschlagene und verstümmelte Frauen und Kinder, verbrannte und zerstörte Wohnungen entschuldigen eine Menge heftiger Redensarten und erzeugen eine Wut, die erst besänftigt werden wird, wenn viele Sonnen darüber untergegangen sind. Und doch war es in den Vereinigten Staaten von Amerika, obgleich dort niemand wegen des Krieges schlechter schlief, wo das Kriegsfieber ganz sinnlos und vernunftlos wütete. An europäischen Gerichtshöfen gab es rachsüchtige Ungesetzlichkeit, an amerikanischen Gerichtshöfen gab es rasenden Wahnsinn. Es ist nicht meine Sache, die Übertriebenheiten eines Alliierten aufzuzeigen, das mag irgendein aufrichtiger Amerikaner besorgen. Ich kann nur feststellen: während wir in unseren englischen Gärten saßen und in Frankreich die Kanonen sich durch ein Luftpochen — ein fast unhörbarer Laut — bemerkbar machten, oder während wir mit klopfendem Herzen in London die Mondphasen studierten und die Möglichkeiten abwogen, ob unsere Häuser am nächsten Morgen noch stehen und wir noch leben würden, lasen wir die Zeitungsberichte über die Urteile amerikanischer Gerichtshöfe, wo gleichfalls junge Mädchen und alte Männer wegen Meinungsäußerungen verurteilt wurden, was in England unter donnerndem Beifall vor gewaltigen Zuhörermengen verkündet wurde. Die Privatberichte über die Methoden, mit denen die amerikanischen Kriegsanleihen eingehoben wurden, waren so verblüffend, daß sie einen Augenblick lang den Gedanken an die Kanonen und die Möglichkeit eines Luftüberfalles aus unseren Köpfen ganz verdrängte.

Der tolle Wachthund der Freiheit

Nicht zufrieden mit diesen boshaften Mißbräuchen der bestehenden Gesetze, schritten die Kriegsbesessenen zu einem ungestümen Angriff, um alle konstitutionellen Garantien der Freiheit und des Wohlbefindens abzuschaffen. Das gewöhnliche Gesetz wurde durch Akte ersetzt, die Zeitungen wurden mit Beschlag belegt und ihre Druckmaschinen durch gewöhnliche Polizeirazzien à la Russie zerstört und Personen eingesperrt und erschossen

ohne jeden Schein eines Geschworenen-Gerichtshofes oder einer Öffentlichkeit des Verfahrens oder eines Beweismaterials. Obgleich es dringend nötig war, die Produktion durch die höchste wissenschaftliche Organisation und Arbeitsersparnis zu steigern und keine Tatsache mehr festgestellt wurde, als die, daß übermäßige Dauer und Intensität der Arbeit, die Produktion sehr einschränkte, statt sie zu steigern, wurden die Fabriksgesetze aufgehoben und Männer und Frauen schonungslos überarbeitet, bis die Abnahme ihrer Wirksamkeit zu deutlich wurde, um übersehen zu werden. Proteste und Warnungen wurden entweder mit der Anklage, daß man ein Prodeutscher sei, beantwortet oder mit der Formel: Bedenken Sie, daß wir jetzt im Kriege sind. Ich habe schon gesagt, daß die Menschen der Ansicht waren, der Krieg habe die Natur auf den Kopf gestellt, und daß alles verloren sei, wenn wir nicht genau das Gegenteil von alledem täten, was wir im Frieden für nötig und segensreich befunden hatten. Aber die Wahrheit war noch schlimmer als das. Nicht der Krieg änderte die Anschauungen der Menschen in einer so unmöglichen Weise. Was sich wirklich ereignete, war, daß der Anstoß zu physischem Tod und Zerstörung die einzige Wirklichkeit darstellte, die jeder Tor begreifen konnte. Die Masken der Erziehung, Kunst, Wissenschaft und Religion fielen vor unserer Unwissenheit und Barbarei, und wir schwelgten in der Freiheit, die unseren niederträchtigsten Leidenschaften und verächtlichsten Schreckgespenstern plötzlich gewährt wurde. Seit Thukydides seine Geschichte schrieb, steht es für immer fest, daß jeder Anspruch auf Zivilisation aus den Köpfen der Menschen in den Kot getreten wird, wie Hüte von einem Windhauch, sobald der Todesengel in die Trompete stößt. Aber als diese Schrift sich an uns erfüllte, war der Stoß nicht weniger niederschmetternd, weil einige Studenten der griechischen Geschichte davon nicht überrascht wurden. Im Gegenteil diese Studenten gaben sich so schamlos der Orgie hin wie der Ungebildete. Der christliche Priester, der den Kriegstanz mitmachte, ohne auch nur zuerst seine Kutte abzutun, und der achtbare Schuldirektor, der den Deutschprofessor beleidigte und mit Gewalt hinausbeförderte und erklärte, daß kein englisches Kind jemals wieder die Sprache Luthers und Goethes lernen sollte, wurden durch die überaus frechen Verwerfungen jeder Zivilisationsanständigkeit und jeder Lehre politischer Erfahrung von gerade den Leuten unterstützt, die als Universitätsprofessoren, Historiker, Philosophen und Männer der Wissenschaft die akkreditierten Vertreter der Kultur waren. Es war von Grund aus natürlich und vielleicht notwendig, um die Rekrutierung zu betreiben, daß deutscher Militarismus und deutscher dynastischer Ehrgeiz von Journalisten und Rekrutenwerbern in schwarzroten Farben als europäische Gefahr hingemalt werden mußten, was sie tatsächlich auch sind, wobei man folgerte, daß unser eigener Mili-

tarismus und unsere eigene politische Verfassung zu einem tausendjährigen demokratischen Friedensreich führen würden (was sie gewiß nicht werden). Als es aber zu wütenden Verleumdungen der deutschen Chemie, der deutschen Biologie, der deutschen Poesie, der deutschen Musik, der deutschen Literatur, der deutschen Philosophie und selbst der deutschen Maschinentechnik kam, die samt und sonders zu britischer und französischer Chemie usw., als bösartige Scheußlichkeiten in der Beziehung vom Himmel zur Hölle stünden, war es klar, daß die Verbreiter von solch barbarischen Tollheiten sich niemals wirklich um die Künste und Wissenschaften, die sie ausübten, bemüht oder sie verstanden hatten. Sie waren entsetzlich entartete Abkömmlinge der Menschen des 17. und 18. Jahrhunderts, die im großen Reich des Menschengeistes ohne irgendeine nationale Grenze anzuerkennen, die europäische Vereinigung dieses Reiches erhoben und sogar prahlerisch über den bitteren Groll des Schlachtfeldes hinaus emporhoben. Das Ausstreichen der deutschen Namen aus den britischen Urkunden der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit war ein Geständnis, daß die geringe Achtung, die der Wissenschaft in England gezollt wird, nur eine Heuchelei ist, die eine wilde Verachtung gegen beide maskiert. Man fühlte, daß die Gestalt von Sankt Georg mit dem Drachen auf unseren Goldmünzen durch den des Kriegers ersetzt werden sollte, der Archimedes mit seinem Speer durchbohrte. Aber zu dieser Zeit gab es keine Goldstücke mehr, nur noch Papiergeld, auf welchem zehn Schilling sich ebenso zuversichtlich ein Pfund nannten, wie die Leute sich Patrioten nannten, die ihr Land entehrten.

Die Leiden der Gesunden

Die geistige Qual, mitten unter dem obszönen Lärm dieser tollen Revolutionäre zu leben, war nicht die einzige Last, die während des Krieges auf den Schultern der Geistesgesunden lag. Auch die durch den beleidigten ökonomischen Sinn hervorgerufene Gemütsspannung kam in Betracht, verbunden mit der Liste der im Kampf Gefallenen und Verwundeten. Die Dummen, die Selbstsüchtigen, die Engherzigen, die Unempfindlichen und Phantasiearmen wurden in hohem Maße verschont. „Blut und Zerstörung werden so an der Tagesordnung sein, daß Mütter nur noch lächeln, wenn sie ihre Kinder gevierteilt durch die Hand des Krieges sehen", war eine Shakespearesche Prophezeiung, die sich beinahe bewahrheitete. Denn als fast jedes Haus einen gefallenen Sohn zu betrauern hatte, hätten wir alle den Verstand verloren, wenn wir den Tod unserer eigenen Verwandten und der Verwandten unserer Freunde so betrauert hätten, wie in Friedenszeiten. Um diesen Todesfällen einen falschen Wert zu geben mußte man notwendigerweise das junge Leben als würdig und ruhmvoll geopfert darstellen, um die Freiheit der Menschheit zu

retten, statt, wie es wirklich der Fall war, um die Torheit und Unbesonnenheit der Väter zu büßen und vergeblich zu büßen. Wir mußen sogar annehmen, daß die Eltern, und nicht die Kinder, das Opfer gebracht hätten, bis endlich die Witzblätter sich veranlaßt sahen, die dicken alten Herren zu verspotten, die bequem im Klubsessel saßen und mit den Söhnen prahlten, die sie dem „Vaterland geopfert" hätten.

Niemand mißgönnte diese Linderungen des scharfen persönlichen Schmerzes, aber sie verbitterten nur jene, die wußten, daß die jungen Männer sich die Zähne wetzen mußten, weil ihre Eltern saure politische Trauben gegessen hatten. Dann bedenke man die jungen Leute selber. Viele von ihnen hatten keine Illusionen über die Politik, die zum Kriege geführt hatte und gingen scharfsichtig an eine gräßliche widerwärtige Pflicht. Überaus sanfte und überaus kluge Menschen mit einem wirklich wertvollen Werk unter den Händen, legten es freiwillig hin und verbrachten Monate damit, im Kasernenhof in Reihen zu viert nebeneinander zu stehen und dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, damit sie hinausgehen könnten, um ebenso nette Menschen wie sie selbst waren zu töten und zu verstümmeln. Diese Männer, vielleicht als Klasse unsere hervorragendsten Soldaten (zum Beispiel Friedrich Keeling) wurden nicht einen Augenblick durch das heuchlerische Melodrama getäuscht, das die anderen tröstete und in Stimmung brachte. Sie überließen ihr schöpferisches Werk der Zerstörung. Genau so wie sie es stehengelassen hätten, um an die Pumpe eines sinkenden Schiffes zu eilen, wenn die Reihe an ihnen wäre. Sie hielten nicht zurück wie einige der gewissenhaften Kriegsgegner, weil das Schiff von seinen Offizieren vernachlässigt und von den Schiffbrüchigen durchbohrt worden war, damit es sinke. Das Schiff mußte gerettet werden, selbst wenn Newton seine Fluxionen und Michelangelo seinen Marmor verlassen mußte, um es zu retten. So warfen sie denn die Werkzeuge ihrer segensreichen und edlen Beschäftigungen weg und nahmen das blutbefleckte Bajonett und die mörderische Bombe. Sie zwangen sich erniedrigend ihren göttlichen Instinkt zu vollkommen kunstgerechter Behandlung jener diabolischen Dinge und ihrer ökonomischen Organisationsfähigkeit zur Herbeiführung der Zerstörung und des Gemetzels. Denn eine ironische Schärfe wurde ihrer Tragödie dadurch hinzugefügt, daß gerade die Talente, die sie zu entehren gezwungen waren, die Prostitution nicht nur wirksam, sondern sogar interessant machten, so daß einige unter ihnen sehr rasch befördert wurden und tatsächlich fanden, daß sie mit einem wachsenden Hang gegen ihren Willen Kriegskünstler wurden wie Napoleon und alle anderen Geißeln der Menschheit. Für viele unter ihnen gab es nicht einmal diesen Trost. Sie blieben standhaft, aber haßten ihr Tun bis zum Schluß.

Diese Traurigkeit der Edlen war so stark, daß jene, die sie im gewöhnlichen Leben teilten, ohne mit eigenen Händen Blut zu vergießen, oder mit eigenen Augen Zeuge der Zerstörung sein zu müssen, ihren persönlichen Schmerz kaum aufzudrängen wünschten. Trotzdem war es, sogar wenn man in Sicherheit zu Hause saß, für jene, die über den Krieg zu schreiben und zu sprechen hatten, nicht leicht ihr empfindlichstes Gewissen beiseite zu lassen und kaltblütig nach dem Maßstabe des unvermeidlichen Bösen zu arbeiten statt nach dem Ideal eines reichlicheren Lebens. Ich kann es von wenigstens einem Menschen behaupten, der den Übergang von der Weisheit Jesu und der des heiligen Franziskus zur Moral Richard des Dritten und zum Irrsinn Don Quixotes äußerst beschwerlich fand. Aber diese Veränderung mußte stattfinden, und wir sind alle noch schlimmer daran mit Ausnahme jener, für die eigentlich keine Veränderung war, sondern nur eine Befreiung von Heuchelei.

Man denke auch an jene, die weder zu schreiben noch zu kämpfen und keine eigenen Kinder zu verlieren hatten, jedoch den unschätzbaren Verlust kannten, den die Welt durch vier Jahre eines Menschenalters erleiden würde, das auf Zerstörung verschwendet wurde. Kaum eines der epochemachenden Werke des Menschengeistes hätte nicht im Keim erstickt oder zerstört werden können, wenn man ihre Schöpfer vier kritische Jahre lang von ihrer natürlichen Arbeit ferngehalten hätte. Nicht nur die Shakespeares und die Platos wurden getötet, sondern viele von den besten Ernten der Überlebenden mußten im unfruchtbaren Erdboden der Schützengräben gesäet werden; und da kamen nicht bloß die Briten in Betracht. Dem aufrichtig zivilisierten Menschen, dem guten Europäer, war Hinschlachten der deutschen Jugend ebenso unheilvoll wie Hinschlachten der englischen. Über „deutsche Verluste" freuten sich Toren. Es waren ebensowohl unsere Verluste. Man stelle sich vor, daß man sich über den Tod Beethovens freut, weil ihm ein gemeiner Einbrecher den Todesstreich versetzte.

Kleine Geister und große Schlachten

Die Grillen der öffentlichen Gefühle während des Krieges zu verstehen, wird niemand imstande sein, außer wenn er sich fortwährend vor Augen hält, daß der Krieg in seiner ganzen Größe für den Durchschnittszivilisten nicht existiert hat. Er konnte sich nicht einmal eine Schlacht, geschweige denn einen Feldzug vorstellen. Den Vororten war der Krieg nichts als eine vorortliche Rauferei. Den Bergmännern und Eisenbahnarbeitern war er nur eine Reihe von Bajonettkämpfen zwischen deutschen und englischen Helden. Die Ungeheuerlichkeit des Krieges war den meisten von uns unfaßbar. Seine Episoden mußten auf das Maß eines Eisenbahnunglücks

oder eines Schiffbruchs herabgemindert werden, ehe er überhaupt irgendeinen Eindruck auf unseren Geist machen konnte. Uns waren die lächerlichen Bombardierungen von Scarbourough und Ramsgate ungeheure Tragödien und die Schlacht von Jütland eine bloße Ballade. Die Worte „nach gründlicher Artillerievorbereitung" in den Nachrichten von der Front, bedeuteten uns nichts, aber als die Gäste unserer Seebäder erfuhren, daß ein älterer Herr beim Frühstück in einem Wochenende-Seehotel durch eine Bombe gestört worden war, die in seinen Eibecher fiel, kannte ihre Wut und ihr Entsetzen keine Grenzen. Sie erklärten, daß dies einen neuen Geist in die Armee tragen würde und ahnten nicht, daß die Soldaten in den Schützengräben darüber tagelang mit schallendem Gelächter sprachen und darin einig waren, daß es den Drückebergern zu Hause guttäte, einen Geschmack davon zu kriegen, was die Armee draußen auszuhalten hatte. Manchmal war die Enge des Gesichtskreises pathetisch. Ein Mann arbeitet zu Hause, ohne auf den Ruf zu achten, „er sollte die Welt von der Qual erlösen". Sein Bruder wird an der Front getötet. Augenblicklich läßt er seine Arbeit stehen und nimmt den Krieg gegen die Deutschen als eine Familienblutrache auf. Manchmal war es komisch. Ein Verwundeter, der das Recht hat, beurlaubt zu werden, kehrt in den Schützengraben zurück in der grimmigen Entschlossenheit, dem Hunnen zu begegnen, der ihn verwundet hat, um es ihm heimzuzahlen.

Es ist unmöglich abzuschätzen, wie viele von uns, sei es in Uniform, sei es ohne Uniform, den Krieg und seine politische Vorgeschichte im großen und ganzen im Lichte einer Philosophiegeschichte oder wirklicher Kenntnisse beurteilen konnten. Ich zweifle, ob der Teil so groß war wie die Zahl unserer höheren Mathematiker. Es kann aber kein Zweifel darüber herrschen, daß er durch die Zahl der verhältnismäßig Unwissenden und Kindischen ungeheuer übertroffen wurde. Man bedenke, daß diese Menschen angeregt werden mußten, um die vom Krieg verlangten Opfer zu bringen und daß dies nicht durch den Hinweis auf eine Wissenschaft geschehen konnte, die sie nicht besaßen und auf eine Fassungskraft, derer sie unfähig waren. So wurde die natürliche Verwirrung der Unwissenheit noch durch eine absichtlich verbreitete Verwirrung von Ammen- und Gespenstergeschichten und melodramatischem Unsinn vergrößert, der sich schließlich selbst überlistete und es unmöglich machte, den Krieg zu beendigen, ehe wir nicht nur den Triumph errangen, die deutsche Armee zu besiegen und damit die Militär-Monarchie Deutschland umzustürzen, sondern auch noch den sehr ernsten Irrtum begangen hatten, Mitteleuropa zugrunde zu richten, eine Sache, die kein geistesgesunder europäischer Soldat seiner eigenen Interessen wegen hätte anstreben sollen.

Angesichts dieses Bildes unsinnigen Wahns und arger Torheit, wird der kritische Leser sofort entgegnen, daß England die ganze Zeit einen Krieg geführt habe, der die Organisation mehrerer Millionen Kämpfer und die der Arbeiter erforderte, die die Kämpfer mit Lebensmitteln, Munition und Transportmitteln versorgten, und daß dies nicht durch einen Pöbelhaufen hysterischer Schwärmer hätte geschehen können. Das ist leider wahr. Von den Zeitungsredaktionen und politischen Redekanzeln und von Klubkaminen und vorörtlichen Salons zur Armee und den Munitionsfabriken übergehen, hieß vom Tollhaus zur fleißigsten und geistesgesündesten Arbeitswelt übergehen. Es galt, England wieder zu entdecken und einen guten Grund für die Ansicht jener zu finden, die noch an England glaubten. Aber eine notwendige Bedingung für diese Leistungsfähigkeit bestand darin, daß jene, die leistungsfähig waren, ihre ganze Zeit ihrer Arbeit widmen und den Pöbelunsinn sich selbst überlassen konnten. Der Unsinn war sogar den Leistungsfähigen nützlich, weil er, da er immer weit vom Schuß blieb, die Aufmerksamkeit sehr glücklich von Operationen ablenkte, die durch die Öffentlichkeit verhindert oder vernichtet worden wären. Eine Vorschrift, die ich mich zu Beginn des Krieges vergeblich bemüht habe populär zu machen, lautete: Wenn du irgend etwas zu tun hast, tue es, wenn nicht, geh' um Himmels willen aus dem Weg. Das wurde nur halb befolgt. Die fähigen Menschen gingen allerdings hin und vollbrachten ihre Tat, aber die unfähigen wollten um keinen Preis aus dem Weg gehen. Sie mischten sich in alles ein und brüllten und wurden nur durch die segensreiche Tatsache verhindert sehr ernstlich in den Weg zu treten, daß sie niemals wußten, wo der Weg war. Während also die ganze Leistungsfähigkeit Englands stumm und unsichtbar blieb, erfüllte Englands Dummheit den Himmel durch ihr Geschrei und löschte die Sonne aus mit ihrem Staub. Das hat auch leider die Regierung eingeschüchtert. Diese Leute haben durch ihr Getue die Regierung bewogen, die unwiderstehliche Macht des Staates zu benützen, um die vernünftigen Menschen einzuschüchtern. Das ermöglichte es einer verächtlichen Minderheit von Möchtegernlynchern, eine Schreckensherrschaft zu errichten, die zu jeder Zeit durch ein einziges ernstes Wort eines verantwortlichen Ministers hätte gebrochen werden können. Aber unsere Minister hatten nicht jene Art Mut. Weder „Haus Herzenstod" noch „Pferdestallungen" haben ihn herangebildet, die Vororte schon gar nicht. Als die Dinge endlich dahin kamen, daß Kaufläden unter patriotischen Vorwänden von Verbrechern geplündert wurden, war es das Polizeiaufgebot, nicht die Regierung, das der Sache ein Ende machte. Es gab sogar während der Unterseebotzeit einen bedauernswürdigen Augenblick, als die Regierung einem kindischen

Groll über die schlechte Behandlung der kriegsgefangenen Matrosen nachgab und zu unserer größten Schmach vom Feinde gezwungen werden mußte, sich anständig zu benehmen. Und doch: trotz all diesen öffentlichen Torheiten, schlechtem Betragen, und nutzlosen Fehlgriffen, ging das wirkliche England mit der furchtbarsten Fähigkeit und Tätigkeit vor. Das sichtbare England mit seiner Unwissenheit, seinen Grausamkeiten, seinem panischen Schrecken und seinem endlosen unerträglichen Gebrüll von Nationalhymnen der Verbündeten war zur Unzeit des Reiches überdrüssig. Das unsichtbare England ging unwiderstehlich der Eroberung Europas entgegen.

Die verrückte Parlamentswahl

Glücklich waren in jenen Tagen nur die Narren und die gedankenlosen Männer der Tat. Das Schlimmste daran war, daß die Narren im Parlament sehr stark vertreten waren, da Narren nicht nur selber Narren wählen, sondern auch Männer der Tat überreden können, gleichfalls Narren zu wählen. So war die Wahl, die unmittelbar dem Waffenstillstand folgte, vielleicht die verrückteste, die jemals stattgefunden hat. Soldaten, die freiwilligen und heldenmütigen Dienst im Felde geleistet hatten, wurden bei der Wahl durch Leute besiegt, die scheinbar niemals, wenn sie es vermeiden konnten, Gefahr gelaufen oder einen Pfifferling ausgegeben hatten und die sich sogar im Verlauf der Wahl öffentlich entschuldigen mußten, daß sie ihre Gegner Pazifisten und Prodeutsche genannt hatten. Parteiführer suchen eine solche Gefolgschaft, auf die man sich immer verlassen kann, die zahm nach den Befehlen der Parteipeitsche stimmt, vorausgesetzt, daß der Führer die Sitze im Parlament durch einen Vorgang sichert, der in spöttischem Hinweis auf das Rayonierungssystem, „die Brotkarte ausfolgen", genannt wurde. Das allgemeine Resultat war offenbar lächerlich und die Wähler, durch ihr eigenes Werk angewidert, prallten sofort an das entgegengesetzte Extrem zurück und warfen alle Brotkartenkandidaten bei den frühesten Ersatzwahlen mit ebenso dummen Majoritäten hinaus. Aber das Unglück der allgemeinen Wahl konnte nicht ungeschehen gemacht werden. Und die Regierung mußte sich nicht nur den Anschein geben, den europäischen Sieg zu mißbrauchen, wie sie es versprochen hatte, sondern sie mußte ihn auch tatsächlich dadurch mißbrauchen, daß sie die Feinde, die die Waffen schon gestreckt hatten, auszuhungern gezwungen war. In Kürze: Die Regierung gewann dadurch die Wahlen, daß sie sich verpflichtete, verschwenderisch, bösartig, grausam und rachsüchtig zu werden und fand es nicht so leicht, sich dieser Verpflichtung zu entziehen, wie sie sich viel edleren Verpflichtungen entzogen hatte. Während ich schreibe, ist das Ende noch nicht da. Aber es ist klar, daß diese gedanken-

lose Wildheit Kohlen auf die Häupter der Alliierten sammeln wird, und zwar so bedenklich, daß wir durch die strengste Notwendigkeit gezwungen sein werden, an der Heilung Europas, das wir beinahe tödlich verwundet haben, mitzuhelfen, statt zu versuchen, seine Zerstörung zu vollenden.

Das Untier und der böse Affe

Wenn wir dieses Bild eines Menschheitszustandes betrachten, der so neuen Datums ist, daß die Wahrheit das Leugnen aufgeben muß, begreift man, daß Shakespeare den Menschen mit einem bösen Affen und Swift mit einem Untier verglichen hat, den die überlegene Tugend des Pferdes zurechtweisen konnte, und daß Wellington erklärte, die Briten verstünden sich weder im Sieg noch in der Niederlage zu benehmen. Keiner von all den dreien hatte jedoch den Krieg kennengelernt, wie wir ihn kennengelernt haben. Shakespeare tadelte die großen Männer, indem er sagte:

„Könnten die Großen donnern
Wie Jupiter, sie machten taub den Gott;
Denn jeder winz'ge kleinste Richter brauchte
Zum Donnern: Jovis Äther – nichts als Donnern*!"

Was hätte Shakespeare gesagt, wenn er in der Hand jedes Dorfarbeiters etwas viel Zerstörenderes als Donner gesehen und auf dem Gebirgskamm von Messina Krater von neunzehn Vulkanen gefunden hätte, die dort bei der Berührung eines Fingers losgingen, der ebenso verderblich gewesen sein würde, wenn es auch nur der Finger eines Kindes gewesen wäre. Shakespeare mag gesehen haben, wie ein Landhaus in Stratford durch einen von Jupiters Donnerkeilen getroffen wurde, und er mag geholfen haben das brennende Strohdach zu löschen und die Trümmer des gebrochenen Schornsteines wegzukehren. Was würde er aber gesagt haben, wenn er Ypern gesehen hätte, wie es jetzt aussieht oder heim nach Stratfort zurückgekehrt wäre, wie französische Bauern heute in ihre Heimstätten zurückkehren, um die alten vertrauten Wegweiser mit der Inschrift zu finden: „Nach Stratfort eine Meile"; und am Ende der Meile nichts als einige Löcher im Boden und da dort ein Bruchstück eines gebrochenen Butterfasses anzutreffen. Würde das Schauspiel des bösen Affen, der mit Zerstörungskräften begabt war, die sich Jupiter niemals anmaßte, nicht sogar Shakespeares Wortreichtum im Stich gelassen haben?

Und doch: was gibt es da zu sagen, außer, daß der Krieg auf die menschliche Natur eine Spannung ausübt, unter welcher die bessere Hälfte davon zusammenbricht und die aus der schlechteren Hälfte eine teuflische Tugend macht. Um so besser wäre es für uns, wenn beide voll-

* „Maß für Maß", zweiter Akt, 2. Szene.

ständig zusammenbrächen; dann würde uns der kriegerische Ausweg aus unseren Schwierigkeiten verrammelt sein, und wir würden besser achtgeben, nicht wieder in Schwierigkeiten zu geraten. In Wahrheit ist es, wie Byron sagte: „Nicht schwer, zu sterben und ungeheuer schwer, zu leben." Das erklärt auch, warum im Grunde genommen der Friede nicht nur besser als der Krieg ist, sondern auch unendlich schwieriger. Hat irgendein Kriegsheld der ruhmvollen Todesgefahr tapferer Trotz geboten als der Verräter Bolo der Gewißheit eines schmählichen Todes? Bolo hat uns alle sterben gelehrt. Können wir sagen, daß er uns alle lehrte, wie wir leben sollen? Jetzt vergeht kaum eine Woche, in der nicht ein Soldat, der im Felde so tapfer dem Tod ins Auge sah, daß er ausgezeichnet oder besonders belobt wurde, vor unsere Richter geschleppt wird, weil er den kleinsten Versuchungen des Friedens nicht widerstehen konnte, ohne eine andere Entschuldigung zu haben, als die alte, „daß der Mensch leben müsse". Sonderbar, daß ein Mensch seine Ehre lieber für einen wertlosen Scheck, eine Flasche Wein, einen Theaterbesuch oder für eine Stunde mit einer fremden Frau verkauft, als eine ehrliche Arbeit zu verrichten, und sein Leben doch auf die verzweifelte Möglichkeit eines Schlachtfeldes setzen kann. Sieht es nicht nach alledem so aus, als ob der Ruhm des Todes wohlfeiler als der Ruhm des Lebens wäre? Wenn er nicht leichter zu erreichen ist, warum erreicht ihn eine so viel größere Anzahl Menschen? Jedenfalls ist es klar, daß das Königreich des Friedensfürsten noch nicht das Königreich dieser Welt geworden ist. Seine Invasionsversuche sind viel wirksamer als die des Kaisers zurückgewiesen worden. So erfolgreich jener Widerstand auch gewesen ist, hat er eine Art Nationalschuld aufgerichtet, die nicht weniger drückend ist, weil wir dafür keine Ziffern haben, und nicht die Absicht, sie zu bezahlen. Eine Blockade, welche die „Gnade unseres Herrn" abschneidet, ist auf die Dauer weniger zu ertragen als die Blockade, welche bloß Rohstoffe abschneidet, denn gegen eine solche Blockade ist unsere Armada machtlos. Im Hause des Blockierers gibt es, wie der Herr uns versichert, viele Wohnungen, aber ich fürchte, daß weder „Haus Herzenstod" noch „Pferdestallungen" inbegriffen sind.

Zum Teufel über eure beiden Häuser

Mittlerweile sind die Spitzhacken und Bomben des Bolschewisten an der Arbeit, um die Grundlagen beider Gebäude zu erschüttern und, obgleich die Bolschewisten unter den Trümmern begraben werden können, wird ihr Tod die Gebäude nicht retten. Leider können sie wieder aufgebaut werden. Wie „Schloß Zweifel" sind sie oft zerstört worden durch einander folgende „Großherzen" und wiederaufgebaut durch „Einfalt", „Faulheit" und „Anmaßung", durch „Schwachkopf" und „Angst" und

all die anderen Geschworenen aus dem „Markt der Eitelkeit". Eine andere Generation mit Mittelschulerziehung in unseren alten Gymnasial- und Realschulen und wohlfeileren Einrichtungen, die sie nachahmen, wird vollkommen genügen, um beide bis zum nächsten Krieg in Gang zu halten.

Zur Belehrung der heutigen Generation hinterlasse ich diese Seiten als ein Verzeichnis dessen, was das Zivilleben während des Krieges war, eine Sache, über die die Geschichte sich in der Regel ausschweigt. Glücklicherweise war es ein sehr kurzer Krieg. Wenn man die Ungeheuerlichkeit des Krieges von 1914—1918 bedenkt, wird er in der Geschichte sicherlich als der kürzeste betrachtet werden. Das Ende kam so plötzlich, daß die Kämpfer tatsächlich darüber stolperten und kam doch ein volles Jahr später, als es hätte kommen sollen, wenn die Kämpfer nicht zu viel Angst voreinander gehabt hätten, um die Lage vernünftig zu betrachten. Deutschland, dem die Vorbereitung des Krieges, den es begann, mißlungen war, mißlang auch die Kapitulation, ehe es in gefährlicher Weise erschöpft war. Deutschlands Gegner gingen ebenso unvorsichtig nahe an den Bankrott heran, wie Deutschland an den Hunger. Es war ein Bluff, bei welchem beide geblufft wurden; und mit der üblichen Ironie des Krieges blieb es zweifelhaft, ob Deutschland und Rußland, die Vernichteten, nicht als die Gewinner enden werden, denn die Sieger sind schon emsig dabei, sich selber mit den Ketten zu belegen, die sie von den Gliedern der Besiegten entfernt haben.

Wie es dem Theater dabei erging

Wir wollen jetzt unser Augenmerk etwas ungeduldig vom europäischen Kriegstheater fort dem Theater zuwenden und es darauf beschränken. Es sind ungefähr zwanzig Jahr her, seit ich gezwungen war, ein Stück in Buchform herauszugeben mangels einer Gelegenheit, es auf der Bühne, seinem richtigen Forum, herauszubringen. Der Krieg hat mich auf diesen Notbehelf zurückgeworfen; „Haus Herzenstod" hat die Bühne noch nicht erreicht. Ich habe es zurückgehalten, weil der Krieg die wirtschaftlichen Bedingungen, die es einem früher ermöglichte, ein ernstes Drama ohne Geldverlust in London zu spielen, vollständig aufgehoben hat. Die Veränderung liegt nicht im Theater, noch in seiner Führung, noch an den Autoren und Schauspielern, sondern an den Zuhörerschaften. Vier Jahre lang waren die Londoner Theater jeden Abend mit Tausenden von Soldaten, die auf Fronturlaub waren, überfüllt. Diese Soldaten waren keine Londoner Theaterhabitués. Eine eigene kindische Erfahrung gab mir einen Schlüssel für ihre Verfassung. Als ich ein kleiner Junge war, wurde ich in die Oper mitgenommen. Ich wußte damals nicht, was eine Oper ist, obgleich ich eine Menge Opernmusik pfeifen konnte. Ich hatte im Album

meiner Mutter Photographien aller großen Opernsänger gesehen. Sie waren meistens im Frack. Im Theater fand ich mich vor einem vergoldeten Balkon, der von Leuten überfüllt war, die ich für die Opernsänger hielt. Eine massive dunkle Dame hielt ich für die Alboni und wartete auf den Moment, da sie aufstehen und singen würde. Ich war befremdet durch die Tatsache, daß ich gezwungen war, mit meinem Rücken gegen die Sänger, statt ihnen gegenüber, zu sitzen. Als der Vorhang aufging, war mein Erstaunen und mein Entzücken grenzenlos.

Der Soldat an der Theaterfront

Im Jahre 1915 sah ich in den Theatern Männer in Uniform genau in derselben Verlegenheit. Für jeden, der meinen Schlüssel zu ihrem Geisteszustand hatte, war es klar, daß sie nie zuvor im Theater gewesen waren und nicht wußten, was das ist. In einem unserer großen Rauchtheater saß ich neben einem jungen Offizier, durchaus kein grobes Exemplar, der selbst, als der Vorhang hoch ging und ihn über die Stelle aufklärte, nach der er hinblicken mußte, um sich zu unterhalten, den dramatischen Teil vollständig unverständlich fand. Er wußte nicht, welche Rolle er bei diesem Spiel zu spielen hatte. Er konnte die Leute auf der Bühne verstehen, wenn sie miteinander sangen, tanzten und gymnastische Kunststücke ausführten. Er verstand nicht nur, sondern genoß über alle Maßen einen Künstler, der krähenden Hähnen und grunzenden Schweinen nachahmte, aber die Leute, die behaupteten, daß sie jemand anderer seien und die gemalten Bilder dahinter, die für Wirklichkeit gelten sollten, verwirrten ihn. In seiner Gegenwart wurde es mir klar, wie überkünstelt der natürliche Mensch werden muß, ehe die Theaterkonvention ihm leicht annehmbar und der Zweck des Dramas einleuchtend werden kann.

Von dem Augenblick an, da die Einführung des Soldatenurlaubs getroffen worden war, drängten sich Neulinge, begleitet von ganz jungen Mädchen (Backfische oder wilde Enten genannt), die oft ebenso unschuldig waren, in die Theater und bevölkerten sie bis zu den Giebeln. Es war zuerst kaum möglich, genügend unreifes Zeug zu finden, um sie damit zu füttern. Die besten Singspielhallen-Schauspieler quälten ihr Gedächtnis nach den ältesten Scherzen und den kindlichsten Hanswurstiaden ab, um den militärischen Zuschauern etwas darzubieten, was nicht schwer zu begreifen wäre. Ich glaube, das war ein Fehler, soweit die Neulinge in Betracht kamen. Shakespeare, oder die dramatisierten Geschichten von George Barnwell, „Maria Martin" oder „Der teuflische Barbier von Fleet-Street", hätten ihnen wahrscheinlich sehr gefallen. Aber die Neulinge waren schließlich nur in der Minorität. Der gebildete Soldat, der in der Friedenszeit nichts Theatralisches ansehen wollte, mit Ausnahme

der vorgeschrittensten Nach-Ibsen-Stücke in künstlerischester Aufführung, fand zu seinem eigenen Erstaunen, daß er sich nach dummen Scherzen, Tänzen und hirnlosen sinnlichen Darstellungen von hübschen Mädchen sehnte. Der Autor einiger der bittersten ernsten Stücke unserer Zeit sagte mir, daß er, nach monatelangem Ausharren im Schützengraben, ohne auch nur den Anblick einer weiblichen Geschlechtsgenossin, ein vollkommen unschuldiges, aber entzückendes Vergnügen darin fände, einen Backfisch auch nur zu sehen. Die Reaktion vom Schlachtfeld brachte einen hyperästhetischen Zustand hervor, in welchem alle theatralischen Werte verändert wurden. Kleinliche Dinge erhielten Kraft und verjährte Lockmittel den Reiz der Neuheit. Der Schauspieler, der ehemals das übellaunige, nach irgendeiner Art Zerstreuung gierige Publikum aus der Langweile, die es ins Theater getrieben hatte, herausschmeicheln mußte, brauchte nur die Glückseligkeit lächelnder Menschen auszunützen, die nicht mehr unter Feuer und unter militärischer Disziplin standen, sondern sogar rein und behaglich und in der Laune waren, über alles und jedes erfreut zu sein, das eine Schar von hübschen Mädeln und lustigen Männern oder selbst eine Schar von Mädeln, die hübsch zu sein vorgaben, oder von Männern, die lustig zu sein vorgaben, ihnen bieten konnte.

Damals konnte man in den Theatern allabendlich altmodische Possen sehen, in denen ein Schlafzimmer mit vier Türen auf jeder Seite und einem praktikablen Fenster in der Mitte, das genau dem Schlafzimmer in der Wohnung darüber gleichen sollte und die alle durch von Eifersucht verzehrte Paare bewohnt waren, die Hauptrolle spielte. Wenn diese Menschen des Nachts betrunken heimkamen und die Wohnungen ihrer Nachbarn mit den eigenen verwechselten und folgerichtig in die unrichtigen Betten kamen und der Herr, der eben betrunken durch das Fenster gestiegen war, sich auszukleiden vorgab und einen flüchtigen Schimmer seines nackten Körpers von Zeit zu Zeit aufblitzen ließ, waren es nicht nur die Neulinge, die die daraus folgenden Verwicklungen und Skandale überaus witzig und unterhaltend fanden, sondern ihre ebenso grünen Backfische, die sich nicht zurückhalten konnten in einer Weise herauszuplatzen, die die ältesten Schauspieler verwunderten. Menschen, die eben die Nachricht gelesen hatten, daß Charles Wyndham im Sterben lag und dadurch in trauriger Weise an rosa Dominos und die Flut lustiger Komödien erinnert wurden, die in seinen Jubeltagen folgten, bis jedes Kunststück dieses Gewerbes so abgestanden war und das dadurch verursachte Gelächter sich in Ekel verwandelte, auch diese alten Soldaten waren, wenn sie aus dem Felde zurückkamen, von dem, was sie als abgestanden kannten, so entzückt und so töricht wie die Neulinge, die das alles für frisch und geistreich hielten.

Der Handel im Theater

Wellington sagte, daß eine Armee von ihrem Bauch abhängig sei; das ist auch ein Londoner Theater. Ehe ein Mann Theater spielt, muß er essen, ehe er Stücke aufführt, muß er Miete zahlen. In London haben wir nicht Theater für das Wohlergehen der Menschen. Sie sind ausschließlich zu dem Zweck da, um die höchst erreichbare Miete für den Hausherrn zu erzielen. Wenn die Doppelwohnungen und Doppelbetten eine Guinee mehr als Shakespeare einbringen, dann zieht Shakespeare ab und es kommen die Doppelwohnungen und die Doppelbetten an die Reihe. Wenn die hirnlose Schar hübscher Mädchen und lustiger Männer mehr einbringen als Mozart, wird Mozart abgesetzt.

„Unser" Shakespeare

Vor dem Krieg wurde eine Anstrengung gemacht, diesen Übelstand dadurch zu heilen, daß man zur Dreihundertjahrfeier des Todes von Shakespeare ein Nationaltheater errichten wollte. Es wurde ein Ausschuß gebildet und alle Arten berühmter und einflußreicher Männer liehen ihre Namen zu einem großen Aufruf für unsere nationale Kultur. Mein Stück, „Die schwarze Dame der Sonette", war eine der Folgen jenes Aufrufs. Nach einigen Jahren der Anstrengungen war das Ergebnis ein einziger annehmbarer Beitrag eines Deutschen. Wie der berühmte Flucher in der Anekdote, als der mit all seinen Habseligkeiten beladene Wagen am Gipfel des Hügels sein Hinterbrett verlor und den ganzen Inhalt bis zum Fuße des Hügels hinabrollen ließ, kann ich nur sagen: „Dieser Lage bin ich nicht gewachsen" und muß sie ohne weiteres Wort an mir vorüberziehen lassen.

Das höhere Drama außer Gefecht gesetzt

Man kann sich danach den Einfluß des Krieges auf die Londoner Theater vorstellen. Die Betten und die Scharen hübscher Mädchen vertrieben jede höhere Kunstform. Die Mietzinse stiegen zu einer unerhörten Höhe. Zu gleicher Zeit verdoppelten sich überall die Preise, außer an den Theaterkassen; und die Kosten der Theaterführung erhoben sich zu einem Grad, bei dem jeder Nutzen unmöglich wurde, wenn die Häuser nicht allabendlich ausverkauft waren. Selbst die bloße Zahlungsfähigkeit konnte ohne ein wirkliches Zugstück nicht erreicht werden. Was aber das ernste Drama bis zu einem gewissen Grade vor dem Krieg möglich gemacht hatte, war der Umstand, daß ein Stück ohne Verlust gespielt werden konnte, wenn das Theater von Montag bis Freitag nur halbvoll und am Samstag dreiviertel voll war. Ein Theaterdirektor, der Enthusiast und ein verzweifelt harter Arbeiter war und gelegentlich von einem künstlerisch veranlagten

Millionär unterstützt wurde und jene seltenen und glücklichen Zufälle erlebte, durch die Stücke höherer Ordnung sich auch als lohnend erweisen, konnte es einige Jahre aushalten, zu welchem Zeitpunkt ihm die Unterstützung in der Person eines anderen Enthusiasten geboten werden mochte. So und nicht anders kam es zu jener bemerkenswerten Wiederbelebung des britischen Dramas zu Beginn des Jahrhunderts, die meine eigene Karriere als Dramatiker in England ermöglichte. In Amerika hatte ich mich schon eingebürgert, nicht als ein Teil des gewöhnlichen Theatersystems, sondern im Zusammenhang mit dem ungewöhnlichen Genie von Richard Mansfield. In Deutschland und Österreich hatte ich keinerlei Schwierigkeit: Das System von teils durch den Hof, teils durch die Gemeinde öffentlich unterstützten Theatern erhielt das Drama von der Art, wie ich es schuf, am Leben. Ich habe dem Kaiser von Österreich wundervolle Aufführungen meiner Werke zu einer Zeit zu verdanken, da die einzige öffentliche Aufmerksamkeit, die mir vom britischen Hof zuteil wurde, in der Ankündigung an die englischsprechende Welt bestand, daß gewisse Stücke von mir für eine öffentliche Aufführung nicht sittlich genug seien. Ein schweres Gegengewicht dazu bildete andererseits die Tatsache, daß sich der britische Hof im Verlauf seines privaten Theaterbesuches um die schlechte Leumundsnote nicht kümmerte, die ich von seinem Oberzeremonienmeister erhalten hatte.

Immerhin bleibt die Tatsache, daß meine Stücke auf der Londoner Bühne heimisch wurden und ihnen allsogleich Stücke von Granville Barker, Gilbert Murray, John Masefield, St. John Hankin, Laurence Housman, Arnold Benett, John Galsworthy, John Drinkwater und andere folgten, die im neunzehnten Jahrhundert weniger Aussicht auf Aufführung an einem Londoner Theater gehabt hätten, als die Dialoge von Plato, nicht zu sprechen von der Wiedergeburt des alten athenischen Dramas und einer unverstümmelten Wiederaufnahme der Stücke Shakespeares. Das alles wurde einzig und allein wirtschaftlich durch das Herbeischaffen von Theatern möglich gemacht, die nahezu zweimal soviel Einnahmen haben konnten, als der Mietzins und der Betrieb ausmachten. In solchen Theatern konnte das Werk, das sich an eine verhältnismäßig kleine Minorität gebildeter Menschen wandte und deshalb nur die Hälfte oder dreiviertel soviel Zuschauer anzog, als es der beliebtere Zeitvertreib tat, nichtsdestoweniger in den Händen junger künstlerischer Abenteurer in Gang gehalten werden, weil es die der Sache selbst zuliebe taten und noch nicht wegen ihres vorgerückten Alters und wegen ihrer Verpflichtungen gezwungen waren, den kommerziellen Wert ihrer Zeit und Energie allzu genau zu berücksichtigen. Der Krieg machte dieser Grundlage ein Ende in der Art, wie ich es geschildert habe. Die erforderlichen Kosten um die

billigen Westendtheater in Betrieb zu halten, erhoben sich zu einer Summe, die das Äußerste, was das höhere Drama tatsächlich einbringen kann, um fünfundzwanzig Prozent überstieg. So wurde das höhere Drama, das niemals eine wirklich gesunde Spekulation war, jetzt ganz unmöglich. Infolgedessen wurden Versuche gemacht, es in Londoner Vororttheatern und in den Repertoiretheatern der Provinz unterzubringen. Aber in dem Augenblick, da die Armee endlich die Überlebenden der tapferen Schar dramatischer Pioniere, die sie verschlang, ausgeworfen hatte, fanden die Pfleger der Kunst, daß die wirtschaftlichen Bedingungen, die ihr Werk früher unsicher erscheinen ließen, es jetzt, soweit das Westende von London in Betracht kam, unmöglich machten.

Die nächste Entwicklung

Die gegenwärtige Lage wird nicht von Dauer sein. Obgleich die Zeitung, die ich heute morgen beim Frühstück las, ehe ich diese Worte niederschrieb, eine Berechnung aufstellte, wonach augenblicklich nicht weniger als dreiundzwanzig Kriege geführt werden, um den Frieden zu sichern, ist England doch nicht mehr in Uniform und eine heftige Reaktion tritt gegen die rohe theatralische Kost der vier schrecklichen Jahre ein. Die Mietzinse der Theater werden bald noch einmal auf Grund der Erwägung festgesetzt werden, daß sie nicht immer voll, nicht einmal Woche für Woche durchschnittlich halbvoll sein können. Die Preise werden sich ändern. Das höhere Drama wird nicht mehr als vor dem Kriege benachteiligt sein und es dürfte zuerst durch die Tatsache gewinnen, daß viele von uns aus dem Narrenparadies, in welchem das Theater früher lebte, gestoßen und in die ernstesten Wirklichkeiten und Notwendigkeiten eingedrängt worden sind, so daß wir sowohl den Glauben als auch die Geduld verloren haben, mit denen wir früher den Schein betrachteten, der weder in der Wirklichkeit noch in der Notwendigkeit seine Wurzel hatte, und zweitens durch die merkwürdige Veränderung, die der Krieg in der Verteilung des Einkommens hervorgerufen hat. Es scheint uns nicht lange her zu sein, daß einer noch Millionär war, der jährlich fünfzigtausend Pfund Sterling hatte. Wenn er heutzutage seine Einkommensteuer und seine Zuschlagssteuer bezahlt und sein Leben um den Betrag seiner Todessteuern versichert hat, ist er glücklich, wenn sein Reineinkommen zehntausend Pfund beträgt, obgleich sein ursprünglicher Besitz gleich geblieben ist. Und das ist das Resultat eines Budgets, das ein „Aufschub für die Reichen" genannt wird. Andererseits haben Millionen Menschen zum erstenmal in ihrem Leben ein regelmäßiges Einkommen gehabt, und die Männer wurden regelmäßig bekleidet, ernährt, bequartiert und gelehrt, sich darüber klar zu werden, daß gewisse Dinge getan werden müssen. Auch Hunderttausende von Frauen

sind zum erstenmal in ihrem Leben aus ihren häuslichen Käfigen gekommen und haben sowohl Disziplin als auch Unabhängigkeit kennengelernt: Der gedankenlose und versnobte Mittelstand ist durch die wenig erheiternde Erfahrung, bis zu einem beispiellosen Grad ruiniert zu sein, scharf gehemmt worden. Wir haben alle einen ungeheuren Stoß bekommen und obgleich die weit verbreitete Meinung, daß die Kriegserschütterung automatisch einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen würde, und daß der Hund nie mehr zurück zu seinem Auswurf gehen, noch die Sau sich in ihrem Kot wälzen wird*, sich schon als eine Täuschung erwiesen hat, sind wir dennoch unserer Lage viel bewußter als wir es waren und weit weniger geneigt uns ihr zu unterwerfen. Die Revolution, neulich bloß ein sensationelles Kapitel in der Geschichte oder ein abgenütztes Schlagwort der Demagogen, ist jetzt eine so drohende Möglichkeit geworden, daß sie durch den Versuch, sie in anderen Ländern mit den Waffen oder mit Schmähungen zu unterdrücken und diese Handlungsweise Antibolschewismus zu nennen, von unserer Regierung bei uns zu Hause kaum abgewehrt werden dürfte.

Vielleicht ist der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, der einmal Historiker war, die tragischeste Gestalt der heutigen Zeit. Heute hat er die Aufgabe, uns zu erzählen, wie in Amerika nach dem großen Kriege, der deutlicher als jeder andere Krieg, ein Krieg für eine Idee gewesen ist, die Sieger, der heroischen Aufgabe des Wiederaufbaus gegenübergestellt, der Idee untreu wurden und fünfzehn Jahre damit verbrachten, ihren Sieg zu mißbrauchen unter dem Deckmantel, ihre Aufgabe zu erfüllen, die sie nach besten Kräften unmöglich machten. Leider hatte Hegel recht, als er sagte, daß uns die Geschichte lehrt, daß die Menschen aus der Geschichte niemals etwas lernen. Mit welcher Seelenqual der Präsident sehen muß, daß wir, die neuen Eroberer, alles vergessen, wofür zu kämpfen wir vorgaben, wie wir uns triefenden Mundes zu einer guten reichlichen Mahlzeit von zehn Jahren Rache niedersetzen und Demütigungen für unseren unterworfenen Feind ersinnen, das können nur die ermessen, die wissen, wie hoffnungslos seine Warnung bleibt und wie glücklich Lincoln war, weil er von der Erde verschwand, bevor seine begeisterten Botschaften zu Fetzen Papier wurden. Wilson weiß nur zu gut, daß die Friedenskonferenz, trotzdem er sein Äußerstes tat, kein Edikt schaffen wird, auf Grund dessen er so wie Lincoln imstande wäre, „das ernste würdige Gericht der Menschheit und die gnädige Gunst des Allmächtigen" herabzuflehen. Er führte sein Volk in den Krieg, um den Militarismus von Zabern zu zerstören und die Armee, der sein Volk zu Hilfe kam, ist in Köln eifrig damit

* Luthers Übersetzung von II. Petri, Kap. 2, Verszeile 22.

beschäftigt, jeden Deutschen einzusperren, der einem britischen Offizier den Gruß verweigert, während die Regierung, befragt, ob sie damit einverstanden sei, antwortet, daß sie nicht einmal, wenn der Friede geschlossen sein wird, vorhabe, diesen Zabernismus aufzugeben, sondern hoffe, die Deutschen zu zwingen, bis ans Ende der Welt britischen Offizieren die Ehrenbezeigung zu leisten. Das ist es, was der Krieg aus Männern und aus Weibern macht. Das alles wird sich abnützen, und die schlimmste Drohung erweist sich schon als undurchführbar. Aber bis das demütige und zerknirschte Herz nicht länger verachtet wird, werden der Präsident und ich, die wir im gleichen Alter stehen, kindische Greise geworden sein. In der Zwischenzeit hat er noch eine Geschichte zu schreiben, habe ich noch eine Komödie auf die Bühne zu bringen. Vielleicht ist das letzten Endes das, wozu die Kriege und wozu die Historiker und die Dramatiker dienen. Wenn die Menschen nichts lernen wollen, ehe ihre Lektionen mit Blut geschrieben werden, wohlan, dann soll es lieber ihr eigenes sein.

Wie der Krieg dem dramatischen Dichter den Mund verschließt

Was mich betrifft, könnte man fragen, warum ich nicht zwei Stücke statt zwei Flugschriften über den Krieg geschrieben habe. Die Antwort ist vielsagend. Man kann nicht gleichzeitig dem Krieg und seinem eigenen Nachbar den Krieg erklären. Der Krieg kann die furchtbare Züchtigung durch die Komödie, das schonungslose Flimmern des Gelächters, das über die Bühne huscht, nicht vertragen. Wenn Menschen heldenhaft für ihr Land sterben, ist es nicht an der Zeit ihren Liebhabern, ihren Frauen, ihren Vätern und Müttern zu zeigen, wie sie den Mißgriffen von Tölpeln, der Gier von Kapitalisten, dem Ehrgeiz von Eroberern, dem Wahlmanöver von Demagogen, dem Pharisäertum von Patrioten, den Lüsten und Lügen, dem Haß und dem Blutdurst derer, die den Krieg lieben, weil er ihre Gefängnistüren öffnet und sie auf die Throne der Macht und der Volkstümlichkeit setzt, geopfert werden. Denn sofern man diese Dinge nicht schonungslos enthüllt, werden sie sich auf der Bühne genau so unter dem Deckmantel der Ideale verstecken, wie im wirklichen Leben. Und obgleich es bessere Dinge aufzudecken geben mag, kann das wahrhaftig nicht militärisch ratsam sein, während der Ausgang des Krieges noch in Schwebe ist. Die Wahrheit sagen ist nicht vereinbar mit der Verteidigung des Reiches. Wir lesen soeben die Enthüllungen unserer Generäle und Admiräle, die durch den Waffenstillstand endlich vom Schweigzwange befreit worden sind. Während des Krieges erzählte uns General A. in seinen Armeeberichten aus dem Felde, wie General B. sich in dieser oder jener Schlacht mit unsterblichem Ruhm bedeckt habe. Jetzt schildert er, wie uns General B. um ein Haar den Krieg verloren

hätte, weil er bei diesem Anlaß seinen Befehlen zuwiderhandelte und gekämpft habe, statt, wie er gesollt hätte, davonzulaufen. Ein ausgezeichneter Komödienstoff allerdings, jetzt wo der Krieg aus ist. Aber wenn General A. das rechtzeitig verraten hätte, was wäre die Wirkung auf die Soldaten des General B. gewesen? Und wenn die Bühne bekanntgemacht hätte, was der Premierminister und der Staatssekretär des Krieges, der die Maßregeln des General A. verwarf, von ihm dachte und was der General seinerseits von ihnen dachte, wie es jetzt in wütenden Streitschriften aufgedeckt wird, was wäre die Wirkung auf die Nation gewesen? Das ist Grund, warum Komödie, obgleich schmerzlich versucht zu sprechen, in loyaler Weise stumm bleiben mußte. Denn die Kunst des Dramatikers kennt keinen Patriotismus, anerkennt keine Verpflichtung außer die der Wahrheit gegen die Naturgeschichte und kümmert sich nicht darum, ob Deutschland oder England zugrundegeht. Sie ist eher bereit mit Brunhilde auszurufen: „Laß uns verderben, lachend zugrunde gehen!" als zu betrügen oder sich betrügen zu lassen und wächst so zur Kriegszeit zu einer größern militärischen Gefahr heran als Gift, Stahl oder Nitroglyzerin. Das ist der Grund, warum ich „Haus Herzenstod" während des Krieges dem Rampenlicht fernhalten mußte.

Denn die Deutschen hätten dann an irgendeinem Abend den letzten Akt des Stückes aus einem Lustspiel in ein Trauerspiel verwandeln können und vielleicht nicht einmal auf ihr Stichwort gewartet.

Nein und ja

Roman von Otto Flake

(Fortsetzung)

5

Wie Puck es gesagt hatte, in den Augen Barbaras war ein schlaues und lustiges Bewußtsein von Energie. Sie konnte nicht untätig sein, und sie ertrug es nicht, wenn ihre Patienten untätig der Mattheit in sich selbst zuschauten. Indem sie bei denen, die Kranke des Willens waren, das Gefühl, dem Leben nicht gewachsen zu sein, nicht duldete, hatte sie große Erfolge, heilte durch persönliche Kraft, selbst Heilfaktor; es geschah aber bisweilen, daß einer unbesiegbar sich vor ihr verschloß, ihrer zu deutlichen Gesundheit die Verachtung des Differenzierten entgegensetzte. Lauda beobachtete, daß es ihr dann nicht darauf ankam, die bei jenen erprobte Macht bei diesem bewußt zu versuchen, indem sie sie in weibliche Reizung verwandelte, Wünsche erregte, Wunsch erlaubte.

Auf die stumme Frage des Zeugen gab sie gleichsam die Antwort: was macht es, daß einer mich nachts in seine Träume zieht?

War das königlich, oder mütterliche Klugheit, die um den erotischen Untergrund aller Wirkung wußte, oder ein hetärischer Anflug? Was war prachtvoll an ihr? Daß sie alles Komplizierte und Getrennte mit optimistischer Energie hinwegschob — aber um diese Geste war ein Schleier zu wenig. Ihre beste Zeit, dachte er, wird sein, wenn sie in reifem Alter steht, noch immer eine schöne große Frau, die erlauben wird, gewisse Dinge sehr deutlich zu benennen, nicht prüde, erfahren, unverwüstlich an Spannkraft, von jener Klugheit des Nahen, die Beschränktheit des Fernen ist, und Derbheit durch Würde gebunden. Gegenwärtig ist sie eine Frau, die noch nicht selbst erlebt hat, erregte Wünsche noch nicht erfüllt.

Konnte sie sie erfüllen? Ihm nicht, dem sie zu der erstaunten Feststellung verhalf, daß sie, Gefäß des drängenden Bluts, ihn nicht in Versuchung führte. Sah er sie an, wünschte er seiner nächsten Geliebten ihre Gestalt, die Erfüllung der Sehnsucht war, im Körper der Frau das Symbol des Kosmos zu umfangen, der mühlos rotiert, denn alles ist fest, reich an Energie, voll Spannung, nicht nur eben lebensfähig, Nerven gebettet in Fülle — und blieb doch kalt bei so viel Wärme, weil sie den dunklen süßen Schmerz nicht gab, Hauch der Bitterkeit nicht kam; zu positive Frau.

Und da er Zeuge des fast knabenhaften Idylls wurde, in das sich Hans mit der heimlich getroffnen Schwester spann, verzückt vom Glück des kleinen straffen Puppenleibs, dem innigen Dunkel lächelnd hingegebner Augen sprechend, ward das Bedauern, nicht selbst die volle Summe notwendiger Bedingungen erfüllt zu sehn, zur Trauer, daß es ihm versagt sein werde, sie je erfüllt zu sehn. Ein neuer Typus ersehnter Frau ergriff von ihm Besitz, der königlicher, üppiger als der frühere war — gesunder Körper, der machtvoll in sich ruhte, sieghaft, stark.

Vorstellung war es, die parallel auf der ganzen Linie vorrückte. Tag brachte Geschäftigkeit in Fülle, Wirken durch Wort, Einsatz von Mut, der Folgen des Bekennens nicht mehr scheute, Umgang mit Menschen. Nachtstunden waren der eignen Arbeit zugewandt — Energie wuchs aus Energie, er sah sich ganz versetzt in die Arena der Tat, und Zeit, da er bei allem die Frage nach dem Wert des positiven Treibens aufgeworfen hatte, lag fern zurück, entglitt; er fühlte wohl, daß er ein Seil verlor, an dem sich entlang zu tasten gut gewesen war, aber er konnte es nicht halten, neue Jugend war stärker als vergangnes Alter. Es zog ihn zu den Menschen, über deren Ohnmacht, Egoismus, Sentimentalität, sich eingeschlossen, er keine Illusionen hatte. Gleichwohl, ein Rest blieb, der durch Scheidewasser nicht aufzulösen war, ein radiumhafter, unerschöpfliche

Potenzen schleudernder Kern, mystisch und zäh, und war wohl die vitale Energie an sich, das sieghafte Ja, das triumphierte, sobald man nicht die letzte Konsequenz des Nein zog, die Selbstaustilgung.

Und dieser Kern war mit einer bestimmten Eigenschaft positiv geladen, die zu benennen es ihn nun drängte: mit einer seltsam süßen Zärtlichkeit. Bei Barbara stellte er negativ fest, daß diese Eigenschaft irgendwie existieren müsse. Eines Abends ging er durch die Bahnhofstraße, sah vor einem Kürschnergeschäft eine Frau stehn, auch sie königlich, ganz in Biber gehüllt. Er fühlte den elektrischen Schlag, trat neben sie, es war Elena. Abermals Bedauern in ihm und in unmittelbarer Reaktion Erkenntnis jener Eigenschaft, nach der er sich sehnte: die Vitalität durfte nicht zu direkt ausströmen, mußte einen Widerstand passieren, der die Scham der Frau gebar, die in sich lauschende Innigkeit.

Nicht zu positiv sein, nicht als Frau herausfordernd zur Schau tragen, daß in ihrem Schoß die Quellen springen, es in Geheimnis hüllen, das nur ein andres Wort für Demut ist — Demut enthielt noch immer den Bestandteil Mut; aber Elena hatte nur den Mut, nicht die Wärme der Bergens. Schauend in die Auslage, wo kostbarer Pelz ausgebreitet lag, hatte er die Vision einer Frau, von der dieses Rauchwerk fallen könnte: sie stand gleichwohl in Wärme, Wärme Ausstrahlung des in sich geschlossnen Kosmos, dessen Wesen ist: Hüten, Hegen.

Jene Eigenschaft des vitalen Kerns war also, um in seiner Sprache zu reden, nicht primäre Eigenschaft, erst sekundäre, erworbne, Produkt eines Widerstands gegen das Elementare, und es fiel ihm ein, daß er schon einmal Güte und Liebe als Widerstandsphänomen empfunden hatte. Widerstand wessen? Des vom Primären erzeugten Geschöpfs, das nun selbständig geworden ist, dem Elementaren nicht mehr willenlos untertan sein wird. Hier war die Geburt der Menschlichkeit.

Elena war ihm nie Geliebte gewesen: Brudergefühl, das er, Geistiger, ihr, der Hetäre, gab, war wie eine Kameradschaft, heterogen und parallel — nun geschah es, daß er auf dem Umweg über das luxushafte Restaurant mit ihr nach Hause fuhr; aber zum erstenmal Gast in ihrem üppigen Gemach, der stolz selbstbewußten Verwertung ihr verliehner Reize, wußte er, daß er es nicht mehr betreten werde, sehnsüchtig nach leisrer Weiblichkeit. Und Claire, fragte es in ihm, ist sie nicht von dieser Art? Auf der innren Szene stand die Ferne, Halbvergessne, alles Licht auf ihr vereint, und siedend stieg das Gewissen auf. Aber welchen Wert hätte es gehabt, zu leugnen, daß Gewissen nur Macht über ihn hatte, wenn die Zeit gekommen war, daß er selbst, aus sich, auf den Mensch neben ihm stieß?

Im Anfang hatte er ihr nicht geschrieben, weil Sinn der Trennung war, jeden sich selbst zu überlassen, abzuwarten, unter welchen Umständen

er sich dem andern wieder zuwenden werde; danach nicht, weil schriftlicher Verkehr ihm gesperrt war. Er wußte nur, daß Claire Brüssel verlassen hatte, als er nicht zurückkehrte, und in Berlin lebte. Er schrieb ihr, Graumann erbot sich, den Brief auf geheimem Weg, der der direkteste des Botschaftskuriers war, zu besorgen.

Suchend den Mensch, begann er, im ersten Schimmer die Frage zu sehn, die wie ein verhülltes Bild dort stand, wo der Weg der letzten Erkenntnis sich verlor, scheu gemieden, immer umkreist — die Frage nach der Freiheit des Willens.

Wer tätig war, wer an Einwirkung glaubte, wer irgendwie Erzieher sein wollte, mußte die Mutationsfähigkeit des menschlichen Kosmos bejahn. Es stand ihr gegenüber die reine Anschauung, die keine Wertung, nur Abrollen der Dinge kennt.

Glaube an die Mutationsfähigkeit war Widerstand des Optimistischen gegen den religiösen Pessimismus, der Tat verwarf, wie er den Eintritt des Willens in Existenz verwarf, weil Teilung der Totalität Untreue der Totalität gegen sich selbst war. Das von der Totalität hinausgeschleuderte Geschöpf trug ihre Energie in sich, verwandte sie dazu in der Existenz seßhaft zu werden — aber die Energie drängte zur Totalität zurück, erreichte sie durch den Tod. Konnte nun das Geschöpf einen Teil der Energie dazu benutzen, um sich ihrem eignen Ablauf entgegenzustellen, wie man vom hochgespannten Strom einen Teil für den Hausgebrauch ableitet? Ohne Zweifel, die Tatsache des Widerstands stand fest, Zeitlichkeit, das heißt Tat, verhielt sich zum Elementaren wie Hausstrom zur Hochspannung. Das war die eine Wurzel des freien Willens.

Der Mensch richtete sich in der Existenz ein, als sei er nicht sterblich, schuf die eigne Domäne und erfand Regulative, die nichts waren als Hemmung des Triebs, sich und nur sich zu manifestieren, den man Egoismus nannte. Die geteilten Existenzen, von Natur aus Todfeinde, einander zur Nahrung brauchend, erkannten das Recht des Bruders an — freier Wille war Spaltung des Willens, Aufruhr des Gezeugten gegen den Vater, ein Widerstandsphänomen.

Barbaras Umgang mit den Patienten beobachtend, fragte er: „Woher nehmen Sie diesen positiven Glauben an die Mutationsfähigkeit des Organismus, aus der Wissenschaft oder Ihrem Naturell?"

Sie verstand die Problemstellung nicht, er erläuterte: „Soweit die Medizin Wissenschaft ist, arbeitet sie mit materialistischen, das heißt passivistischen Auffassungen. Der Organismus ist das Gegebne, ein Gegenstand mechanischer, chemischer, physikalischer Einwirkung, nicht aber seelischer, über die nichts ausgesagt wird, weil der Begriff Seele nicht objektiv

erfaßbar ist. Der Wille entzieht sich dem Mikroskop, also geht man ihm aus dem Weg. Haben Sie schon einen Wissenschaftler gesehn, der den Mut hätte, etwas über die Freiheit des Willens zu sagen, es sei denn daß er zu den Psychoanalytikern gehörte? Deren große Leistung ist dieser Mut, Angriff auf die Materie von der vitalen, lebenden Seite her und Glaube an Mutationsfähigkeit – sie dringen von dem, was nur Manifestation des Willens ist, dem Körper, zu dem vor, was primär ist, dem Willen. Die große Frage lautet: ist Wille, sobald er einmal eine körperliche Form gefunden hat, an ihre Struktur gebunden, oder kann er Einfluß auf sie gewinnen, das heißt sie und das heißt doch wieder sich selbst ändern? Sehn Sie die Tiefe des Problems?

Was ist ein schwächlicher Mensch, einer Ihrer Psychopathen? Zunächst Manifestation eines bestimmten Zustands der vitalen Kraft, der zwar auf erblichem, historischem Weg bedingt worden ist, uns aber durch und durch bestimmt. Können diese Bedingungen geändert werden? Wie kann ein solcher schwächliche Wille dazu gebracht werden, von sich selbst frei zu werden? Das ist nur denkbar, wenn man ein rein philosophisches Glied einfügt: daß in allen Existenzen, mindestens derselben Gattung, der gleiche Grad von Energie gebunden sei und daß diese Bindung sich irgendwie wieder lockern lasse. Wodurch? Gewiß nicht durch den freien moralischen Willen, den die Dualisten annehmen, sondern eben durch Lockrung, mit andren Worten durch zähe, langsame Einwirkung, Erziehung, Absolvierung unendlicher Stadien und Zwischenglieder.

Grundsätzlich sind ein plumper Realist und ein differenzierter Ideenmensch durch nichts getrennt als durch verdickte Ebnen, die aufgelockert werden können; Genie und Durchschnittsmensch durch noch nicht überschrittne Zwischenglieder. Es eröffnet sich eine wunderbare und ungeheure Demokratie der Existenzen, und sie ist, nebenbei, die metaphysische Begründung der politischen Demokratie.

Aber kehren wir zu dem Schwächlichen, am Willen Krankenden zurück. Wissen Sie in Ihrer Gesundheit, wie dumpf, matt, stündlich aussetzend das Hirn eines blutarmen Menschen funktioniert? Was werden Sie als Ärztin tun? Die Blutarmut durch Ernährung und andre Einflüsse beheben wollen. Gut, aber da Sie Frau sind, vital und praktisch, tun Sie noch mehr, als die Wissenschaft Sie lehrt, Sie suchen auf die Energie selbst zu wirken, das heißt, Sie üben aus, was ich theoretisch errechnete, die Gleichheit des Energiequantums in allen Menschen; Sie glauben instinktiv an die Mutationsfähigkeit, Sie arbeiten mit einem unwissenschaftlichen Prinzip, dem Willen, der in das Gebiet der Metaphysik gehört, und – berichtigen die Wissenschaft."

Danach machte er die alte Erfahrung, daß Einstellung auf einen

Gedanken genügte, um ihn auch bei allen andren, in jeder Stunde des Tags, zu finden. Es war Schreiner, mit dem er die nächste Diskussion hatte. Schreiner schrieb alles Elend, Verbrechen, geistige Dumpfheit den Verhältnissen zu — ändert die Verhältnisse und es wird kein Verbrechen mehr geben, der Mensch ist von Natur aus gut; belehrt ihn, er wird gütig sein; versetzt eine Schar Proletarierkinder in lichte, warme Sphäre, und ich mache mich anheischig, so tüchtige, talentierte, geniale Menschen aus ihnen zu machen, wie das wohlhabende, studierende, herrschende Bürgertum sie stellt; Erziehung ist alles.

„Erziehung ist viel," sagte Lauda, „sie ist sogar alles, vorausgesetzt, daß man sie weit genug nimmt. Wir betreten ein Gebiet, wo äußerste Differenzierung der Behauptungen nötig wird. Zunächst ist zu sagen, daß der Mensch nicht gut ist, sondern gut werden kann, in dem Sinn, daß das Regulativ des Guten sich in ihn wie eine Achse senken läßt, um die sein Kosmos rotieren soll. Gut sein ist eine Korrektur des natürlichen Egoismus, wird nie mehr sein, es ist eine Idee über der Wirklichkeit, nicht Wirklichkeit selbst. Ferner ist zu sagen, daß keine Erziehung das Verbrechen ganz aus der Welt schaffen wird, denn das Verbrechen ist nur vom Standpunkt der Gesellschaft und des Brudergedankens aus verwerflich; neben dem Bruder wird es immer das Ego geben, und hier ist Verbrechen eine Manifestation der primären Energie des Ego, es ist eine ganz tiefe und so reale Erscheinung, daß man es metaphysisch nennen kann, es ist unmittelbare Aktivität, Widerstand des Ego gegen Gesellschaft und Bruderidee, es ist das Leben selbst; würde die Gesellschaft je ganz licht organisiert und Armut ausgeschaltet, das Verbrechen würde als Reaktion gegen die Sanftmut und Banalität dieser Ordnung auftreten, denn Verbrechen ist Aufhebung der Idee der Ordnung, wie diese ihrerseits Aufhebung der Idee der egoistischen Einzelerscheinung."

„Worte," sagte Schreiner.

„Nein, Metaphysik."

„Erbärmliche Worte, weil ich nach der Konsequenz fragen muß, die Sie aus dieser Anerkennung des Verbrechens ziehn. Sie reden wie ein Ästhet, der die sogenannte Schönheit und Wildheit des sich zerfleischenden Lebens nicht missen will; es soll alles bleiben wie es ist, denn das soziale Elend erzeugt eine Differenzierung und eine Zerlegung des Daseins in Milieus, die ihm wohlgefällig sind, weil er Romanstoffe daraus gewinnen kann."

„Mögen Sie das dem Ästheten sagen, nicht mir," antwortete Lauda. „Richtig ist, daß es auf die Konsequenz ankommt, die man zieht. Die meine heißt, daß die Einsicht in den ewigen, elementaren Charakter des Verbrechens der Idee der Güte ihre Größe und ihre idealistische, das

heißt relative Eigenschaft gibt. Güte ist Setzung, nicht Wahrheit, souveräne Leistung, nicht Gehorsam. Ohne das Hintergrundsgefühl ihrer Künstlichkeit ist sie sentimental – der moralische Optimismus der deutschen Pädagogen ist sentimental, weil er bekehren und zum Guten zurückführen will, während es gar keinen Punkt gibt, wo das Gute tatsächlich existiert. Rousseau suchte diesen Punkt und fand ihn in der paradiesischen Vergangenheit; auch Sie sind rousseauisch und darum bolschewistisch, denn bolschewistisch sein heißt, durch Zwang zum Normalguten zurückführen wollen."

„Leugnen Sie," fragte Schreiner, „daß durch Verpflanzung in günstiges Erdreich verkümmerte Arbeiterkinder zu Menschen werden können?"

„Niemand leugnet es, obwohl ich jede Präzision vermisse, was Sie in diesem Satz unter Menschen verstehn. Leute, die freier von Neid, Haß, Bitterkeit, reicher an Würde, Selbstbewußtsein, Unbefangenheit sind? Ohne weiteres zugegeben. Aber Ihre Meinung scheint zu sein, daß solche entlasteten Kinder auch besser, gütiger, hilfsbereiter sein müssen. Es wäre ein Irrtum. In dem ungeduckten Mensch wird Energie frei, die er nicht mehr zur kümmerlichen Behauptung seiner Existenz braucht – er wird sie sofort seinem primären Egoismus zuführen, mehr Macht, Geld, Genuß erreichen wollen; das in günstige Verhältnisse gestellte Proletarierkind wird Unternehmer, Beamter, Offizier, so banal wie irgendein Bürger werden, wenn Sie nicht den Druck der Not, unter dem es stand, durch einen andren ersetzen, denn das tiefste Geheimnis des Menschen ist, daß sein Kosmos nur dann Dichtigkeit besitzt uud rotiert, wenn er unter einem atmosphärischen Druck gehalten wird. Statt daß das Proletarierkind durch die bloße Befreiung gut werde, wird es entfesselt werden, es sei denn daß Sie ihm das Regulativ einer Idee setzen: das ist der Sinn der Erziehung, und dieses Regulativ ist jener Druck – das heißt, es genügt nicht, den Menschen zu befreien, es ist erforderlich, ihn danach zu leiten. Energie braucht Form; befreite Energie zerstört die Form. Druck durch Not, eine ausnutzende Kaste, irgendwelche andre materielle Faktoren: das ist niederträchtig; Druck durch eine Idee, ein Erziehungsideal ist notwendig.

Deshalb halte ich nicht viel von dem Angebot des Sozialismus, Ersatz für Religion zu sein. Er meint, es genüge, die materiellen Bedingungen des Arbeiters zu ändern, um bereits den beßren Mensch zu erhalten; er ist ganz optimistisch, es fehlt ihm jener Einschlag von Pessimismus, der weiß, daß der Mensch Bindung, Gebot, übergeordnete Ziele braucht – die Herrenkasten, die Konservativen wissen es, auch die Kirche, die darum so gern das Bündnis mit den Regierenden eingeht. Sozialismus ohne eine pessimistisch abgeleitete, optimistisch orientierte Erziehungs-

arbeit, mit andren Worten Sozialismus ohne das Verhältnis zu Ja und Nein, wird sich als kraftlos erweisen, wenn je der Augenblick kommt, wo er die Macht erhält."

Aber hier begann erst das Problem, das ihn interessierte: war Naturelländrung durch Einwirkung möglich? Das Proletarierkind, um bei diesem Beispiel zu bleiben, brachte, Befreiung vollzogen, doch sein Naturell mit, das in einem bestimmten Verhältnis zwischen freier und gebundner Energie bestand — es hatte Eigenschaften, die Zellen waren von den Eltern, der Vorgeburt her, imprägniert. Konnte ein Unzuverlässiger zuverlässig, Jähzorniger beherrscht, Eitler sachlich, Zögernder und Unschlagfertiger rasch und bestimmt werden? Hier, in der mitbekommnen Form des Ich, lag die zweite Wurzel des freien Willens und war nur die angewandte Form der ersten, daher man auch fragen konnte: ist Lockrung der Form des Ego, Ändrung des Verhältnisses von freier und gebundner Energie, Verstärkung des Quantums an freier, also Verwendung der Reserven, möglich?

Antwort lautete: unaufhörliche Schläge lösen das festeste Gefüge, sei es, daß der Wille zur Lösung von dem an seinem Naturell leidenden Individuum selbst oder von Erziehern ausging. Lauda erinnerte sich seines Vaters. Dieser war ein weicher, impulsiver, schwankender, ruheloser, unbefriedigter Mensch gewesen, der eines Tags freiwillig schied, als der Ausweg verstellt war, eine zu spät überlegte Handlung Konsequenzen zeigte, wie ein Gläubiger den Schuldschein präsentiert. Er war im Kampf des Willens gegen das Naturell unterlegen, aber er hatte dessen Gefüge so gelockert, daß der Keim des Sohns von diesem Willen neue Richtung, den mystisch elektroiden Stoß erhalten hatte. Was er selbst nicht erreichte, erreichte er generativ: der Nachkomme, gezeugt in einem Augenblick von Energieanstrengung, die für den Vater ein Maximum und doch nicht genügend war, vollzog die Mutation durch einen verhältnismäßig leichten und in frühe Jahre fallenden Kampf — Erinnrung Laudas an Selbstbehauptungskrisen um das zwanzigste Jahr.

Man konnte die Mutation auch in sich selbst dadurch erreichen, daß man zwischen zwei extreme Zustände unendlich viele Zwischenglieder einlegte, fort und fort die unmerklichen Schritte vollzog; doch das war nur denen gegeben, die in sich selbst den Gegner sahn, sich nicht hinnahmen, sondern Widerstand leisteten. Für die Masse galt, daß der freie Wille die Generation zu Hilfe nehmen mußte, und das wurde Lauda die Begründung des sich ihm anbietenden Erziehungsgedankens. Das Individuum genügte nicht; wer das Ja aussprach, wurde dazu gezwungen, in Generationen zu denken; Gestaltung einer Idee, Formung eines Charakters griff in die Zukunft über den Einzelnen hinaus. Errichtung des vollkommnen Staats durch Festsetzung eines Termins und durch die lebende Generation

selbst wurde sinnlos: Ablehnung des Terrors von der energetischen Auffassung des freien Willens her, der darin bestand, daß neue Kristallisationsachsen des Kosmos Mensch gefunden wurden.

Aber für seine Person stand er nun tief im Land der gestalteten Welt. Gemeinschaft griff nach ihm, drängte den einst am fernsten liegenden Gedanken der Erziehung im Sinn der Umschichtung auf, wie andre in dieser Zeit sich in den Gedanken der Macht gedrängt sahn — wurde Erziehung die für ihn eigentümliche Form der Tat?

Schreiners Tisch und der Laudas im Café standen nebeneinander, bei Lauda saßen Hans und Siriwan. Seitdem in Rußland Lenin und Trotzki Kerenski gestürzt hatten, war Schreiner in ungeheurer Erregung; ihre Ablehnung des Kriegs bedingte, daß sie den Widerstand gegen die Deutschen einstellen mußten — die Frage war, ob sie Frieden mit ihnen schlossen oder einfach die Operationen abbrachen. Ihm war nur der zweite Fall denkbar: sie würden zurückweichen, die Deutschen einmarschieren und sich in dem ungeheuren Land verlieren lassen.

Das Abendblatt wurde ausgerufen, Schreiner stürzte hinaus, als er wieder eintrat, stierte er in die Zeitung:

„Ungeheures geschieht, sie verhandeln."

So groß war sein Glaube, daß er sich bezwang und sagte: „Sie wissen, was sie tun, wir übersehn ihre Pläne nicht. Der Friedensschluß des Partners wird in den Völkern der Entente das gleiche Verlangen, der Widerstand der Regierungen die Revolution erzeugen, zwischen zwei Revolutionen wird Deutschland nicht kaiserlich bleiben; es ist im Marsch: die Weltrevolution. An Neujahr ist Europa sozialistisch."

„Was ist dann?" fragte Lauda hinüber, „es beginnt die Epoche der äußersten Irdischkeit, der großen Materialität, der souveränen Macht des Staats. Ich leugne nicht, daß es der grandioseste Versuch sein wird, Wirklichkeit nach der Idee zu formen, ganz schöpferisch zu sein — ich stelle nur die Frage, was wird geschehn, wenn Ihre Erwartung nicht eintrifft, daß alle großen Staaten gleichzeitig diesen Willen haben? Im System der kapitalistischen Staaten kann System der sozialistischen nicht bestehn — es kündigt sich an, was der an die reine Idee Denkende vergißt, die Frage der Überführung von Idee in Form. Werden die russischen Arbeiterheere die Revolution nach Europa tragen? Schon daß sie sich bilden, ist Negation der Idee, Rückfall in das von ihnen verworfne Prinzip der Gewalt. Sozialismus darf keine Heere bilden, auch nicht zu Kreuzzügen."

Danach begab es sich, daß Puck eintrat und erzählte, daß vor der großen bürgerlichen Zeitung Streikende demonstrierten; Steinwürfe fielen

auf die herabgelassnen Läden, Patrouillen wurden bedrängt. Schreiber sprang auf, sagte:

„Jetzt fünf Minuten zu ihnen reden können, die russischen Nachrichten vor ihnen verlesen, sie anfeuern zum Glauben, daß heute die Umwandlung der Welt beginnt."

Er zog seinen Mantel an, ging zur Tür, kam zurück und bat Hans, ihm seinen Überzieher zu leihn, unscheinbaren, sein eigner war mit Pelz gefüttert, ungeeignet unter Demonstrierenden getragen zu werden. Und er vertauschte die Mäntel.

Das war Wirklichkeit gewordner Vorfall aus einem Pamphlet „Der Revolutionär im Pelz", dessen grober Ironie man Anerkennung versagt hätte, weil sie zu direkt gewesen wäre. Puck lachte schallend, Siriwan sagte befriedigt: „Der Revolutionär hat sich entschleiert" und schien nicht erstaunt zu sein; Hans erklärte:

„Die Menschen sind erstaunlich, und es ist mir immer wieder im Innersten fremd, was sie treiben. Warum soll einer, der die Lage des Volks verbessern will, nicht einen Pelz tragen; heißt denn Sozialist sein, den Sansculotten spielen? Statt zu denken: jeder, der im rauhen Wetter zu tun hat, soll einen Pelz besitzen, trägt er den seinigen mit schlechtem Gewissen."

„Aber er trägt ihn, und darauf kommt es an," antwortete Siriwan, „und schlechtes Gewissen besagt nichts andres, als daß er zwischen den Gesinnungen steht, mutlos, unaufrichtig, verlogen, der Intellektuelle, der Schaumschläger des großen Worts, begierig auf die Führerrolle, die nie dem Könner, immer dem Hetzer oder Schmeichler übertragen wird. Tat, Tat schreit er sich und den Geistigen zu und weiß nichts andres darunter zu verstehn als Demagogie. Was ist er? Einer, der die Bequemlichkeiten des Bürgers kennen gelernt hat und zu schätzen weiß, sein Instinkt sagt ihm ganz richtig, daß Aufstieg immer eine Vermehrung von Komfort ist."

„Nehmen wir zu seinen Gunsten an," sagte Lauda, „daß er nicht nur subjektiv unklar zwischen den Lagern steht, sondern objektiv in einem Konflikt ist, gern das Recht auf den Pelz aussprechen möchte, vorläufiges Mißverständnis fürchtet."

Aber die Verteidigung war matt: auch wenn man statt von Schreiner vom radikalisierten Intellektuellen sprach — die Lüge des Intellektuellen blieb, der nicht so identisch mit seiner Idee wurde, daß er als Proletarier unter Proletariern lebte. Als Lauda an dem kleinen Hotel der Gasse vorüberging, in der seit Jahrhunderten fahrendes Volk, Varietéleute, Jodler, Soubretten über den Bierhallen des Erdgeschosses hausten, fiel ihm ein, daß Lisbao darin wohnte und bettlägrig war. Er stieg hinauf. Das Zimmer hatte keinen Ofen, es standen Bett, Tisch und Becken; hinter

dem Vorhang des Wandschranks hing ein einziger Anzug, den zweiten trug Lisbao im Bett, die Wärme fehlender Decken zu ersetzen. Franziskanische Armut des Poeten — wäre er Poet im alten Sinn gewesen, Dachkammer mit Versen des klagenden Kinds verbrämend, er hätte auf die Dauer Besitz von der Vorstellungskraft des Bürgers ergriffen.

Daß er kein Wesen von dieser Dachkammer machte, gewann ihm Respekt Laudas, dem er die Hand lächelnd entgegenstreckte. Melancholie der leisen Stimme war natürliche Haltung eines, der Rimbauds Flucht aus Paris liebte, ganz anders war, nur Kaffeehaus und die Druckerei kannte in der er seine Hefte selbst setzte, zwischen Winkelhaken und Holzschnittpresse jeden Handgriff übte. Nie hatte Lauda ein Wort der Intrige von ihm gehört, in einem Milieu von Künstlern und Literaten, dessen Spannungen sich täglich durch Intrige lösten. Vielleicht vermied er deshalb, Einblick in seine arme Privatexistenz zu geben, weil sich um ihn, den Entfernten und Angreiferischen, für Entfernte und Nacheifernde ein Nimbus wob — es hielten ihn manche für einen Alten und Weisen. Auch konnte man sicher sein, daß, wenn er an den Tisch im Café trat, seine Brieftasche mit Zeitungsausschnitten gefüllt war, in denen das Wort Lisbao blau angestrichen — jeder Charakterzug eines Menschen, dem innren Anstand entsprungen, diente zugleich seinen egoistischen Interessen; es stand ganz in der Willkür des Urteilenden, welche Seite er sehn wollte.

Der Typus dessen, der den Blick für die egoistische Seite hatte, saß neben dem Bett Lisbaos, Krell, Literat aus der deutschen Hauptstadt, Typus in allem, berlinerischer Sprache, Schußfertigkeit des Urteils, Zurstreckebringen. In zehn Minuten war der Kranz der Zeitgenossen durch die unterrichtete Zunge entblättert, es stand die Misere deutscher Geistigkeit in erschreckender Nacktheit. Daß er selbst in einem Propagandaamt saß, war Handlung des Zwangs mit dem jesuitischen Vorbehalt des Klügren. Seinen Einfluß zu beweisen, erbot er sich, Lisbao und Freunde in Berlin berühmt zu machen, genaustes Programm. Halb ward Lisbao verlockt, halb fürchtete er nationalistische Ausnutzung, schädigend in französischen Kreisen. Lauda tröstete ihn, Krell würde hinter der Tür vergessen, was er im Zimmer versprochen hatte. Heimkehrend fragte er sich, in welche Schicht er selbst gehörte, den Literat nicht liebend, der sich wichtig nahm, nicht den der Bildung und Erziehung hingegebnen deutschen Idealisten, der unfähig war, die Idee des pädagogischen Positivismus zwar zu setzen, aber zugleich durch äußersten Vorstoß des Denkens aufzuheben, und nicht das bürgerliche Lager, das seßhaft in Existenz war und Geistiges zum Schmuck degradierte. Keine Frage war das, die ihm Qual bereitete; unbedingt abgelehnt nur der Literat, Entfeßler des Worts und Pathetiker der heroischen Geste; möglich das Verhältnis zu Idealist und

Bürger — der eine Mitarbeiter, der andre Feld des vor Lauda tretenden Missionsgedankens. Der zu sentimentale Idealismus konnte ersetzt werden durch den, der Synthese aus Ja und Nein war, und das Bürgertum, die Irdischen, war der Boden, aus dem die Jugend wuchs, die Zahl derer herkam, denen man die Idee bringen mußte — eine Verwandtschaft bestand zwischen diesem Boden und dem Mütterlichen, das um einen Grad heiliger als alles andre Leben war.

Es erzeugte das Wort Erziehung, mit dem er nun zu operieren begann, Mißbehagen in ihm. Erziehung war ein zu positiv geladnes, pathetisch moralisches Wort, eifervoll, sentimentalisch. Erziehung bezeichnete nicht das, was er wollte, eine Auffassung, die Komponente aus zwei Gegensätzen, bedingtes Ja war, das seine Bedingtheit nicht fortwährend zur Schau trug, alle Energie des bedingungslosen Ja enthielt, aber durch das Hintergrundsgefühl des Nein straffer, gereinigter wurde. Erziehn wollen war Anmaßung; Erziehn schlechthin, Dasein; Wirken, Daseiendwirken, mit andren und für sie denken, wäre die Umschreibung des fehlenden Worts gewesen.

So verhielt es sich auch mit dem Begriff Religiös. Er konnte ihn nicht umgehn, denn das Verhältnis von Ja und Nein, Aufhebung von Irdischkeit und Zeitlichkeit durch Totalität war religiös — es war die Quintessenz, wenn man die gemünzten Konkreta Gott und Seele einschmolz und den Stimmungsgehalt ausdampfen ließ, so daß nur die reale Abstraktion, präzise, übrigblieb. Und abermals verhielt es sich so mit dem Begriff Güte; sie war wie Religiös moralisch gerichtet, als Eigenschaft, Besitz, Gebot bestimmt, und sollte von diesen stimmungsmäßigen Beimischungen frei sein.

Diese Fordrung, empfand Lauda, ist nicht Willkür. Die Selbstbespieglung des Menschen in der gewählten Idee der Güte war das, was er Sentimentalität nannte — sie war die Lust, einen Gott gefunden zu haben, in dessen Hände man sich geben konnte: edelste Form der Sentimentalitat, aber doch Rührung über sich selbst; das Bewußtsein fehlte, daß dieser Gott Geschöpf des Menschen, Symbol, nicht Wirklichkeit war. Es bestand ein Unterschied, ob man sich unter den Druck begab aus dualistischem Unterordnungsbedürfnis, oder aus einem Entschluß, den man letzthin hygienisch nennen konnte, weil man für seinen Kosmos einen Zustand suchte, in dem er am leichtesten rotieren konnte — Demut des Moralischen wandelte sich in Anpassung an energetische Gesetze um, Mensch trat aus der ethischen Sphäre in die mathematische und war nur so im Stand, Güte, so weite Macht er ihr einräumte, doch jederzeit zurückzuziehn.

Er brauchte nur zu bedenken, wie verschieden an den verschiednen Tagen

in ihm, Lauda, der Grad an Güte, das freie Quantum an Güte war. Es gab Tage, an denen sie schlechthin alle seine Anschauungen und Handlungen bestimmte, andre, in denen sie wie ein dekulminierender Stern ein wenig, ziemlich weit, ganz weit abseits stand; und das Entscheidende nun war, daß er für diese Unterschiede keinen objektiven Grund fand, stets sich mit sich selbst im Einklang fühlte. Bereitwilligkeit – Zurückhaltung – Ablehnung; Verzicht auf Egoismus – Einschlag oder Triumph von Egoismus waren Aggregatzustände, so berechtigt und notwendig wie atmosphärischer Niederschlag, der bald Schnee, bald Wasser, bald leichter Morgendunst, verschwunden am Mittag, war. Die Freiheit, naiv atmosphärisch zu sein, darauf kam es ihm an – grundsätzliche Güte wäre Vergewaltigung, Zwangszustand gewesen.

Letztes Ziel, stärkster Trieb in ihm war in der Tat: naiv zu sein; nicht in dem Sinn, daß er Denken, Widerstand leisten, sich selbst Zersetzen je als Hemmung empfunden hätte, sondern in dem des rücksichtslosen Durchbruchs zum Wechsel der atmosphärischen Aggregatzustände.

So kam es, daß nach einem Tag, an dem er sich ganz etwa einer Frau gewidmet hatte, am nächsten dieselbe Frau lästig fiel, weil sie aus dem beglückenden Gestern den Anspruch auf das fortsetzende Heute ableitete. Nichts aber war so schwer, als ihr klarzumachen, daß seine veränderte Haltung heute nicht Verleugnung des Gestern bedeutete, nur Selbstregulierung und die gleiche Naivität wie gestern war: der Konflikt mit ihr wurde unvermeidlich, und es gab nur einen Ausweg — nicht Trost für sie – das Nacheinander der Zustände als Gesetz zu formulieren, das unvereinbar mit dem Wunsch nach Dauer war.

Eine der Bühnen der Stadt setzte sein letztes Stück an; eingeladen den Proben beizuwohnen, sprach er mit dem Regisseur, selbstbewußtem Mann, und enthielt sich darauf jeder Teilnahme, vorschützend die ungünstig gelegnen Stunden. Einiges vom Gang der Einstudierung erfuhr er in der Folge von Graumanns neuer Sekretärin, Else Jakobi, deren Schwester Rutt Schauspielerin war und in einer Rolle des Stücks auftrat. Lob Graumanns ihrer Intelligenz, die er der jüdischen Rasse zuschrieb, veranlaßte Lauda, sie zur Aushilfe heranzuziehn, er hatte für den jungen Rudolfi, der nach Deutschland zurückgekehrt war, noch keinen Ersatz. Sie arbeitete so gut, daß er Graumann vorschlug, sie ganz in die Redaktion zu versetzen. Graumann weigerte sich, da erbot sich Fräulein Jakobi, beide Aufgaben zu übernehmen – Andeutung, daß sie Grund habe, Arbeit zu häufen.

Der Grund war mühlos zu erkennen, Melancholie – ihre Augen starrten manchmal in Grübeln, und die Freizeit der Abende war ihr tot.

kleine Orientalin, warm und üppig, von Wesen ganz unaufdringlich. Sie kam aus einer großen Landstadt des Ostens, wohin die Söhne, Studium beendet, zurückkehrten, um mit der Praxis die Familie zu gründen, suchend unter den Töchtern nach Geldinteresse und dem Rasseideal, der vollbrüstigen Frau, die Vorstellungen befriedigt und gute Mutter ist. Unlust der Schwestern, so zu warten und gewählt zu werden, Provinz nie zu überschreiten, war in Rutt mit Temperament verbunden, in Else mit Ethik.

Als jene Schauspielerin wurde, entließen die Eltern auch diese, der Schwester zur Seite zu stehn. In Berlin liebte Rutt sich durch die Reihe der Schauspielschüler, in dem Augenblick alles wissend, wo sie sich entschloß, ganz wissend zu sein, und zahlte den Preis, um den Erlebnis erkauft wurde; aber Erlebnis war das Mittel, das der Stimme Fülle, den Gesten Bestimmtheit, dem Blut Macht über die Leute gab. Spannkraft wölbte Brücken über die Stationen; die letzte war das Tor, hinter dem die wenigen sich sammelten, die den äußersten Ehrgeiz kannten – vor ihnen die Ebnen der Städte, in denen Gold, Hermelin und der große Name warteten. Sie brannte auf die Fahrt in sie mit den Nerven eines Renners, gewiß anzukommen, und sparte sich nicht für den Grafen auf, gewiß ihn gleichwohl zu finden.

Else, Hüterin nach dem Willen der Eltern, verständigte sich mit der Schwester. Hüten, das war ein Begriff aus der Sphäre des Patriarchalischen, die Welt war anders geworden. Else sah dem Schauspiel zu, das die Schwester gab, nicht abgestoßen, der Verschiedenheit bewußt. Mochte sich auch für Rutt aus Geschehn und Geschehn eine Einheit formen, ihr eignes Wesen war: Einheit bleiben. Sie wurde von den blonden Schauspielern begehrt, die Naturell voraussetzten. Verkehrend im Kreis der Verwandten, fand sie, großstädtisch modifiziert die gleiche Welt, in der die Männer heirateten, klug Sinnlichkeit und Interesse vereinend; sie fühlten, daß dieses schwellende Mädchen mütterlich war, Anträge folgten sich wie die feststehenden Namen der Tage. Else floh; es zog sie nicht an, was diese bewegte, Praxis des Anwalts, des Kaufmanns Gewinn! Sie suchte ein andres Lager auf, in dem die Standarte der sich befreienden Frau wehte.

Wenn sie die überzeugten Worte vernahm, fühlte sie wohl dahinter die mächtige Idee, aber wenn sie die Idee aussprechen wollte, wurden ihr dieselben Worte platt im Mund. Was lag vor? Ein Mangel dieser Worte, die so nützlich klangen; doch sie verstand ihn nicht zu benennen. Andre mochten dasselbe empfinden, sie steigerten die Nützlichkeit in Fanatismus, Fanatismus donnerte gegen den Mann – war sie selbst dem Mann feind? Er gab das Kind, er gab Erlebnis, er war zum mindesten eine der Möglichkeiten der Frau, den eignen Mittelpunkt, das innre Kreisen zu finden – war das nichts?

Berge legten sich vor, ehe sie den Umkreis des Menschlichen überblicken würde, Gang eines Jahrzehnts. Ihn anzutreten, begann sie mutlos zu machen, denn manchmal war es, als sende das noch ferne vierte Jahrzehnt nach dem kaum beschrittnen dritten das aus, was es an Ergebnis barg — Enttäuschung.

Zurückkehrend in den Kreis Rutts begegnete sie einem, der ihr den Punkt, an dem sie stand, geheimes Zögern, Atemschöpfen vor dem Antritt der Reise, mit bestimmtesten Worten benannte; seine Geistigkeit Wirbel aus: Wissen um die menschliche Natur, Spott über die Angst vor Erlebnis, klarstem Befehl, Erlebnis zu suchen. Er galt als Wortführer unter jungen Literaten, die Beschleunigung des Tempos im Stil und Aussprechen verlangten, war über Nacht aus dem Nichts in das Getümmel gesprungen, schon war ihm eine Fahne zugefallen. Er zog von Stadt zu Stadt, in jeder fand er eine Freundin unter den Töchtern der Bürger; als die erste Dekade erreicht war, begann er die Rundreise von neuem und zwang jene, sich damit abzufinden, daß jeder die Folgen einer Begegnung, Sehnsucht nach Dauer, Qual des Alleinseins, Konflikt mit Bürgerlichkeit für sich zu tragen habe; Sehnsucht, Qual, Konflikt waren in Energie zu verwandeln, die Denken und Gefühl in Bewegung setzte; Begegnung war Festtag, und Festtage sind Episoden. Konsequenz verlangte, daß es auch der Frau erlaubt sei, sein System der Vielheit und des Nacheinander zu proklamieren; da es konsequent war, erkannte er es an. Gegenwärtig war er in Berlin und stand vor Else Jakobi — an ihr, den Sinn zu begreifen. Er strahlte wie ein junger Gott Energie aus; störend nur die olympische Gebärde. Sie durchschaute ihn, empfand die Lockung, gab nach; er mochte recht haben, daß, wer den Sprung nicht wagt, den Schritt nicht findet. Woche der Entrückung, Meister lehrte die Novize, vollkommner Kurs, dann reiste er ab, nahm sie in die Zahl derer auf, die er Korrespondentin zu sein würdigte; seine Briefe waren wie neue Berührung mit dem elektrischen Kontakt.

Sie sprach, als Lauda ihr Vertrauen gewonnen hatte, ohne Verhüllung. Schildrung des Freunds war ironisch, aber auch von einem Fatalismus, der hellsichtig war. Was half es, den Selbstsichren moralisch zu werten? Erlebnissen durfte man nicht fluchen, selbst wenn ihr Gewinn nur Melancholie war — vielleicht hieß Melancholie der letzte Sinn? In guten Stunden erkannte sie an, daß er ihr viel erspart hatte, den Umweg des Herzens und die Qual, verlorne Unabhängigkeit mühsam wiederzugewinnen. Hätte sie nur gewußt, was mit diesem Gewinn anfangen. Wohltat war, daß die Grenze, schwer überschreitbar, zwischen ihr und ihm lag; da las sie in der Zeitung, daß er zu einem Vortrag kommen werde. Sie erbat Urlaub, um so lang in die Berge zu gehn, zog ihn dann selbst zurück;

bleiben und ihm wieder auf acht Tage untergeordnet sein war weniger feig als flüchten. Lauda gab ihr recht; sie gehörte zu denen, die sich selber heilen, indem sie austragen, was in sie gesenkt wurde, langsam Wandelnde, doch sicher.

Als der Freund kam, erhob er nicht viel Anspruch auf ihre freie Zeit, eine Zuhörerin lud ihn aufs Seegut ein. Dort traf er Rutt, entführte sie nach St. Moritz. Else kam nicht aufs Buro, am zweiten Tag suchte Lauda sie auf, fand sie in einem der Mietszimmer, in denen Frauen zu sehn bewegte; freudlose Wände, nicht der Mühe wert, weibliche Hand daran zu wenden.

„Es ist gut so," sagte sie, „er verhalf zur Krise. Das Entsetzliche war, daß ich immer fühlte, etwas müsse noch kommen, um die Erniedrigung voll zu machen; es selbst herbeizuführen, fehlte weniger der Mut, denn ich sehnte mich danach, als die Vorstellungskraft; ich grübelte und fand es nicht."

Er fragte, ob er es verantworten dürfe, sie allein zu lassen; sie antwortete:

„Am Tag gewiß, die Nächte sind schlimm, aber dann sind Sie ohnmächtig. Gut, daß es Nacht gibt, in der man die Dinge, sich selbst absolut sieht, das Absolute ist die Sphäre des Tods."

Er hielt sie an diesem Abend durch Beschäftigung hin, dann führte er sie hinunter ins Fremdenzimmer Graumanns, da zu schlafen. Sie nahm an, aber als sie erfuhr, daß er die Nacht durcharbeiten wolle, bat sie, bei ihm lesen zu dürfen. Er begann zu schreiben, legte die Blätter auf den Stuhl, sie griff danach, nach einer Weile bemerkte er, daß sie selbst schrieb. Als er aufstand, sah er, daß sie seine Arbeit abgeschrieben hatte.

„Warum tun Sie das?" fragte er, „Abschrift hätte nur Sinn, wenn sie mit der Maschine in vielen Exemplaren angefertigt würde."

„Ich weiß, ich wollte nicht Ihnen helfen, sondern mir. Geistiges vom Keim bis zur Ausbreitung zu verfolgen tut wohl, es gibt nichts andres, was standhält. Ich fing zuerst das Buch einer Politikerin an, dann kam der Wunsch, die stärkre männliche Energie zu spüren, stärker weil sie weiter und duldsamer ist. Liegt in der Tiefe nicht das Gefühl, daß alles auch anders sein könnte, als es ausgesprochen wird? In den Büchern der Vorkämpferinnen finde ich es nie."

Sie kochte den Kaffee der zweiten Morgenstunde, danach sprachen sie von dem, was der Frau bleibt, die jenseits der Ehe getreten ist.

„Als die Frau noch aufs Haus angewiesen war," sagte Lauda, „gestern noch, war sie derjenige, der kraft des Gehorsams gegen die Tatsächlichkeiten von Geschlecht und Wirkungskreis, identisch mit ihnen zu bleiben

vermochte, allein dauernde und reine Menschlichkeit erreichte, weil er duldend war. Herr bleiben, also identisch sein, diese Idee des Manns, ist nur eine Fiktion, ein künstliches Ideal. Jeder Mann ist nur eine Zeitlang, periodisch, identisch mit Sinnlichkeit oder Geistigkeit; zuletzt ekelt ihn immer vor sinnlicher Unverbindlichkeit, die Güte ausschließt, und vor Güte, die totale Befriedigung des Sinnlichen verbietet. Der Mann, nicht die Frau, war damals der ewig Zerrissene; er ist das Geschöpf, das die Bekehrungen, die Sinnesändrungen, das Nacheinander erfunden hat; er ist der Zerstörer der Bindungen."

„Und heute ist die Frau wie er, zerrissener als er, weil selbst das Nacheinander nicht ihren Instinkt übertäubt, daß sie sich Gewalt antut. Wenn wir nicht krampfhaft sind, glauben wir nicht an die Illusion, die in den politischen und andren Freiheitsidealen liegen könnte. Keine von uns gibt zu, wie schwer es uns fällt, einsam zu sein, nur auf uns und Abstraktionen angewiesen; jede hat die Sehnsucht nach Bindung durch den Mitmensch, der Geliebter oder das Kind heißt. Als ich mich damit quälte, etwas zu tun, was mich zugleich ganz meinem Freund auslieferte und dann von ihm befreite, kam ich auf den Gedanken, ein Kind von ihm zu haben — sein Triumph, denn bereits proklamiert er die zwanzig Kinder, die von ihm zeugen sollen, und danach meiner, wenn ich ihn, Dienst erwiesen, gynokratisch verabschiedet hätte."

„Warum haben Sie es nicht getan?"

„Weil er mir die Gelegenheit nicht mehr gab, sondern an Rutt Gefallen fand," antwortete sie mit einem Lächeln, das plötzlich in ein Lachen überging, helles, befreites.

„Ein bißchen Kaffee," sagte sie, „ein helles Zimmer, und das Blut pulst mit einer Leichtigkeit, als könne es nie anders sein. Morgen früh werde ich es ebenso unbegreiflich finden, daß ich leicht war; nicht eine Spur des gegenwärtigen Zustands wird geblieben sein, selbst wenn ich ihn mit der größten Willensanstrengung suche. Was für ein barometerhaftes Gebilde ist ein Naturell — ich denke das oft, wenn ich eine Geschichte lese oder im Theater sitze: immer sind die Menschen der Literatur unveränderlich, als liefen sie, einmal in Bewegung gesetzt, auf Schienen. Ist das Wesen der Kunst oder Ohnmacht der Dichter?"

Lauda: „Fast immer Ohnmacht, ganz selten Stilisierung zum Zweck der Vereinfachung. Die Einheit von Zeit und Ort hat man längst aus dem Drama verabschiedet, die Einheit des Charakters ist noch unangetastet und macht die Dichtungen so unzulänglich. Von hier aus könnte man die ganze Welt der Kunst aus den Angeln heben — um am Ende die Einheit des Charakters doch wieder einzuführen, allerdings eine neue, härtre, gereinigte."

Else: „Warum wird es mir morgen früh nicht gelingen, die Stimmung von jetzt zu verwerten? Glauben Sie, daß man es überhaupt könnte?"

Lauda: „Durchaus. Das ganze Geheimnis, das eines der wesentlichen ist, besteht darin, daß man einen neuen Gedanken, eine neue Willensrichtung hundertmal wiederholen muß, bis sie geläufig, vertraut, aktivistisch werden. Sich seiner augenblicklichen Stimmung, die nur ein andres Wort für Dichtigkeitszustand des innren Kosmos ist, entgegenstellen — das ist Widerstand der freien Energie gegen die gebundne. Nicht das Ich stellt sich entgegen, sondern im Ich ein kleines Quantum freier Kraft dem großen der unfreien. Verstehn Sie die Tragweite? Es ist eine Erklärung des Phänomens Ich. Ein Freund, d'Arigo, spielte diesen Vorgang, daß das Ich sich auflehnt, als Beweis der Seele aus und sah in ihr ein selbständiges X, das suverän die Körperlichkeit reguliert. Das ist natürlich dilettantischster Dualismus. Freier Wille heißt: das Quantum ungebundner Energie vergrößern und danach als Widerstand trainieren. Wenn irgendwo der Punkt ist, wo indische Willensreglung und das banale europäische ‚Wie werde ich energisch' sich decken können, dann hier."

Else: „Sie sind gütig zu mir, warum?"

Lauda: „Weil Sie keinen Anspruch auf mich erheben, ich nicht an Sie. Darum besagt es auch noch nichts über meine wirkliche Fähigkeit zur Güte, und ich weiß nicht, ob ich sie frei machen könnte, wenn ich die Stelle Ihres Freunds einnähme. Güte trotz Verpflichtung ist etwas durchaus andres als Güte aus Stimmung."

Und da es die Stunde der Vertraulichkeiten im nächtlich stillen Zimmer war, fügte er hinzu:

„Ihr Bericht seines Wesens wirkte auf mich wie mein Verkehr mit Siriwan — irgendwo schneidet auch Ihr Freund sich mit mir, und als Ihre Schildrung, nur durch Aneinanderreihung der Tatsachen, ungewollt ironisch wurde, empfand ich, heiß und unbehaglich: es wäre leicht, auch deine Gastspiele unter den Töchtern der Bürger in dieses Licht zu rücken. Unterschied mag da sein, als Verzicht auf die olympische Gebärde, von der Sie sprachen. Wenn ich etwas bin, so Antipode des Schauspielers, worunter ich den verstehe, der aus dem magischen Wechsel seiner Wallungen rasch irgendeine Form zusammenrafft in der zwitterhaften Absicht, zugleich Einheitlichkeit zu haben und auf die Tiefe seiner Verwandlungen schließen zu lassen; Eitelkeit ist Stolz auf Tiefe."

„Geben Sie mir einen Rat, nennen Sie eine Idee, eine Tätigkeit, in die ich mich retten kann, wie man in ein fremdes Land geht, sich eine neue Existenz zu schaffen und — Abstand zwischen sich und die alte zu legen."

Er betrachtete sie, sah ihre jüdischen Züge, sagte:

„Zuerst wollte ich Ihnen Frauenbewegung oder Pazifismus nennen, alle diese Bestrebungen haben den großen Illusions- und Beschäftigungswert – es kommt mir ein andrer Gedanke: arbeiten Sie im Zionismus. Er wird Wirklichkeit werden, wenn die Türkei zerschlagen ist und England sein Versprechen einlöst."

„Was wissen Sie von ihm?"

„Nichts, als daß er jede andre Idee, die auf Staatengründung ausgeht, durch seinen Gehalt an überrealen Gefühlswerten übertrifft, also religiöse Bindung ermöglicht. Als wir vorhin davon sprachen, daß die Frau durch den Eintritt in den Kampf um rationalistische Ziele ihre alte Bindung verloren hat, mußte ich denken, daß Besitz und Verlust von Bindung den Unterschied zwischen der Arena der Tat und der Sphäre des Religiösen ausmachen, und der Verlust der Bindung wäre der Preis, um den man ein leibliches Glück gegen ein problematisches eintauscht."

„So könnte ein Konservativer sprechen."

„Wer sagt Ihnen, daß Konservativismus als Idee nicht weiser als jeder Radikalismus ist? Niemand kennt sich, auch ich nicht mich. Manchmal habe ich das Gefühl, von mir und nebenbei von allen, die die Bindungen lockern, daß wir wider unsren Willen in das scharfe, künstliche Licht des Rationalen schreiten, von einem Dämon gestoßen, der nur Verführer zu Erkenntnis ist. Wir können uns nicht anders verhalten und wir sollen es auch nicht, denn es liegt wohl ein Gesetz der nach irgendeinem Mittelpunkt vorrückenden Kosmen vor, und man kann nur ahnen, daß die Erkenntnis eine neue Naivität ermöglicht – immer wenn ich handeln muß, glaube ich sie schon zu haben. Temperament kann immer ungebrochen sein, gleichgültig, wieviel Hemmungen es durchschritten hat. Immerhin zeigt sich, daß das, worauf der Mensch seine ganze Energie konzentriert, der freie Wille, auch seine problematische Seite besitzt: Züchtung von freier Energie sprengt die Bindungen – ohne Bindung kann man nicht leben, und wenn ich mich als Kosmos, Bruder des Himmelskörpers Mensch empfinde, von Druck, Achse und Rotation spreche, denke ich nur ein andres Wort: Bindung, diese Legierung von Ja und Nein; denn gebunden wird das Nein, die Sehnsucht nach der Totalität und der tödlichen Rückkehr. Mit andren Worten, Bindung ist Demut, Gehorsam gegen den Zwang zur Existenz, Bindung ist Scheu vor dem zu Radikalen, von dem man sagen kann, daß es sich nur der Maske der äußersten Energie bedient und in Wirklichkeit Gehilfe des zerstörenden Tods ist. In diesem Sinn ist Bindung konservativ, in demselben Sinn konservatives Denken religiös."

„Sie lösen sich vom Radikalismus, bevor er sichtbar geworden ist."

„Darf man der Zeit nicht vordenken?“

„Man soll mitdenken,“ sagte sie.

„Ja, aber das einfügen, was überall eingefügt werden muß und die eigentliche menschliche, geistige Leistung ist, den Widerstand. Ist eine Betrachtung, die den Widerstand in den Mittelpunkt stellt, nicht konservativ?“

„Sie kann nicht umhin, auch dem verwirklichten Konservativen Widerstand entgegenzusetzen.“

„Nichts kann wahrer sein, Sie legen das System der Denkströme bloß, die Ebbe und Flut, lebende Vorgänge der Mensch genannten kleinen Welt sind. Das Nein, das die Positivismen des Lebens in Frage stellt, ist nur ein Phänomen des Ja, das sich durch Widerstand verstärken will, und das Ja des Radikalismus ein Phänomen des Nein, das die Lockung des größten Glücks vorschiebt, um das Jasagen tödlich zu treffen.“

Sie hatten sich am nächsten Morgen kaum an die Schreibtische gesetzt, als Rutt gemeldet wurde.

„Ich komme,“ sagte sie, „weil ich mit dem Regisseur in der Auffassung meiner Rolle uneins bin, Sie sollen entscheiden.“

Sie berichtete; es erwies sich, daß das Tempo einer Figur nicht geändert werden konnte, ohne alle andren zu beeinflussen. Der Regisseur arbeitete mit Hebeln und mit Schrauben, holte die Sätze schwer hervor, ließ sie langsam zerfließen, starre Lava; er goß das Dämmer wechselnder Lichtmagie darüber. Lauda nahm das Buch, las den Partner, bat Rutt, ihre Rolle zu sprechen. Vollkommne Harmonie, rasch rollten die Szenen, leise gedämpft — Beschleunigung und Abstand waren die Absteckungen, zwischen denen zwei Stunden Geschehn sichtbar wurden, aufschwellend wie Kammermusik, danach nicht mehr. Schauspieler durfte nicht lebensgroß, wuchtige Materie sein, fern Pathos, Agieren; Gestalten sind, überflüssig, daß sie sich erklären; Probleme knüpfen sich, lösen sich wie eine Schleife, Lauda legte keinen Wert darauf, den Zuschauer durch sie aufwühlen zu lassen — Zuschauer sollte zuschaun. Zuschauer sollte bleiben, was er war, dem Schicksal Andersgearteter, Verstrickter beiwohnen. Es gab andre Stücke, elementarere, wie es neben Kammermusik die heroische gab — dieses Stück war, wie es war, also galt es, seinen Stil einzuhalten. Rutt, die nervenzerrende Rollen liebte, hatte verstanden, daß sie hier Härte unter zarter Hülle und süßem Dunkel verbergen mußte — am Regisseur, gleichermaßen zurückzustellen, was er gelernt hatte, den großen Apparat, und sich unterzuordnen.

Lauda begleitete Rutt auf die Probe, griff ein, ließ von vorn beginnen, warf das Tempo von Grund aus um, reduzierte Kulissen auf ein Mini=

mum. Konflikt mit dem Regisseur trat, dem Direktor anheimgegeben, in das Stadium, wo Ausgleich unmöglich wurde. Lauda verlangte die Regie für den Rest der Proben und den Abend selbst, drohte öffentlich zu widerrufen, drang durch, indem er dem Regisseur den nominellen Oberbefehl überließ, und sah sich auf zwei Wochen als unumschränkten Herrn über sechs Menschen und die Trabanten. Es war Vergewaltigung – wie immer beim Sprung in die Tat empfand er, daß, wenn er handelte, er ganz handeln konnte, Geistigkeit wie ein Fächer war, den man schloß und zum Dirigentenstab machte: kurzes Klopfen, Heben, und die klirrende Symphonie begann.

Rutt sagte: „Elses Freund und Sie sind absolute Gegensätze; er faßt die Energie in anfeuernde Formel, Sie üben sie aus, undenkbar, daß Sie an irgendeinen Gedanken Worte wenden."

Er lachte, antwortete: „Fragen Sie andre, sie werden Ihnen sagen, daß ich der sei, der den Entschluß durch Reflexion hemme. Weil sie weder Denken noch Tun des andren naiv nehmen, sondern die Dilettantenkunst des Schlüssezìehens üben, zwingen die Leute, fast selber Schauspieler zu sein, Denken und Tun wie eine Maske zu tragen. Ihnen gegenüber, Fräulein Rutt, werde ich allerdings nie philosophieren, nur handeln; Sie fordern heraus, zum Tun, zum Spiel der Klingen oder zum straffsten Gegenübertreten. Warum, fragen Sie? Weil Sie ganz im Vordergrund Ihres Wesens leben, zu bestimmt, zu unmittelbar Energie in Handlung umsetzen."

„Was tun Sie denn andres," fragte sie erstaunt; „wenn man Sie auf den Proben sieht, zugreifend, jäh in eine Trägheit oder auch Verdrossenheit fahrend, leben Sie doch auch im Vordergrund Ihres Wesens."

„Und mache doch nur Vorstöße aus seinen Hintergründen – nichts ist so sehr Instinkt in mir, als die Brücke nicht abzubrechen. Als ich noch die Form meines Naturells suchte, zog ich mich oft zu früh auf die Brücke zurück, war feig, ließ im Stich – man darf die Brücke nur in der äußersten Not benutzen, wenn man aus dem Absoluten dem Tun neue Kräfte zuführen muß."

„Wie dem auch sei," antwortete sie, „Sie sind für mich so, wie ich Sie kennen gelernt habe, und manchmal denke ich, daß Sie der seien, dem ich einen Vorschlag machen möchte, einen nie ausgesprochnen, weil der Partner fehlte."

Aber sie lenkte ab, als er ihn hören wollte.

„Wie seltsam ist Ihr Name," sagte er, „was ist Rutt, eine Abkürzung?"

„Eine Umwandlung aus Ruth. Mit dem Namen Ruth sind zu bestimmte Vorstellungen verbunden, als daß ich ihn hätte tragen können."

Lauda machte Barbara mit Else bekannt, nur andeutend, daß es galt, einer schon wankenden Melancholie den letzten Stoß zu geben. Er fürchtete, der Optimismus Barbaras möge Else zu derb erscheinen — unnütze Furcht, er wurde Zeuge des Gemeinschaftsgefühls von Frauen, das ein Wissen um Nöte des Erlebens war. Barbara stellte Derbheit zurück, bis sie wagen konnte, die Männlichkeit jenes Freunds als die eines Tenors zu erklären. Und sie drang mühlos zum Kern des Mädchens vor, führte sie in die Sphäre des Kinds und der zu betreuenden Mütter.

Auch mit Hans machte er Else bekannt, ohne Absicht, sah unerwartet den Freund von der kleinen Schwester Barbaras zu der noch weiblicheren Orientalin übergehn, aber hilflos werden vor ihren geistigen Interessen, dieser Bereitschaft für praktische Dinge. Ahnend, daß sie Kummer erlitten habe, erkundigte er sich bei Lauda, faßte die Begegnung mit dem Berliner Freund so natürlich auf, daß ihm der Gedanke andrer, man müsse sich darüber hinwegsetzen, gar nicht kam; aber beim Versuch, mit ihr davon zu sprechen, hatte er nichts zu bieten, als die Empfehlung des Wechsels, Selbstquälerei des Zwischenstadiums für unnaives Übermaß an Seele erklärend — sie fand ihn täppisch. Ansatz zur Werbung scheiterte kläglich, er war vom Stamme derer, die sich die Frau selbst nimmt. Siriwan erschien Else zynisch, Rutt aber männlicher Kavalier; sah er sie an, trat in seine Augen der Blick, mit dem Männer Kokotten auf die Verheißung äußerster Dinge schätzen.

Es waren die Schwestern in allem Gegensatz, gleichwohl so jüdisch die eine wie die andre — wie war Einheit bei so viel Verschiedenheit möglich? Es gab zwei jüdische Typen, wie es sie unter allen Menschen gab, den in der zeitlichen Sphäre heimischen und den religiösen. Waren Menschen dieser Rasse materiell, so waren sie es ganz; für ihre Leistung im Reich des Absoluten erübrigte sich der Beweis. Temperament im weltlichen Sinn hatte nur der Bewohner der sichtbaren Sphäre, der andre hatte Stoßkraft, Vorstellungskraft, Ideenkraft. Wenn es rationalistisch gerichtet war, bewegte sich jüdisches Temperament leichter, sicherer, anmaßender als jedes andre auf der Oberfläche der Dinge, stets noch vermehrt um den Hunger nach dem Anteil, die egoistische Energie — sie schwammen in der Materialität wie Raubfische im Wasser; Lehrzeit und Verpuppungsstadium waren abgekürzt, sie sprangen wissend in die Arena, mit dem glänzenden Blick, die Frauen so eifrig wie die Männer, aber die Frauen dieser Art unbeschwert von der Melancholie der Männer, ganz Energie — geborne Trägerinnen des Radikalen, unfähig, jene Bindung zu finden, durch die die vitale Energie so tief versenkt wird, daß sie Geheimnis wird.

Versenkung der Energie und Befreiung der Energie, das bedingte den

Unterschied von Vordergrundsmenschen und Religiösen — religiös nach Laudas Definition der, der Ja und Nein vereint. Und dieses Verhältnis von Versenkung und Befreiung erlaubte auch, die tiefre Gleichheit beider Typen zu behaupten, wie die aller menschlichen Wesen. Praktisch gesprochen, wies die Melancholie Elses darauf, daß ihr die geistige Sphäre zugänglich war, wie allgemein die Melancholie der jüdischen Menschen Ausstrahlung der stärkren Geistigkeit war — den rationalistischen Frauen fehlte sie, trat höchstens als Surrogat Fanatismus auf; wo auch das Surrogat fehlte, drohte Selbstverbrennung der Energie, die sich in den kleinen Explosionen der täglichen Verausgabung vollzog, siehe Rutts Mitreden, Dabeisein, sofortiger Umsetzung jeden Impulses.

Ein paar Tage darauf erzählte ihm Else von Vorstellungen, die Rutt an die Person Laudas knüpfte, wünschend, daß Else den Weg zu ihm ebne, und den Wunsch verleugnend. Sie träumte von einem Bündnis zweier Energien und Intelligenzen, deren eine die ihrige war, die andre die des zu findenden Manns. Da sie Schauspielerin war, glaubte sie den Partner in dem Dramatiker gefunden zu haben; Ziel: die Erobrung der Zukunft, Mittel: kopulierter Ehrgeiz, Zusammenhalten, gemeinsames Arbeiten, Schaffung von Verbindungen und Benutzung einer jeden unter Schultergefühl; so steigen, wie es zwei klaren Willen möglich war, sehr hoch, ganz weit.

Lauda sagte: „Ihr Freund, Fräulein Else, wäre der gewesen, den sie hätte wählen müssen; Tenor und Diva sind nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von der gleichen Welt. Nichts könnte mir ferner liegen, als meinem Ehrgeiz durch Organisation nachzuhelfen. Wie ich naiv leben, nach innrem Gesetz bald denken, bald handeln, bald mich binden, bald mich befreien will, soll auch Wirkung auf andre naiv sich vollziehn; hat man Wirkung, ist es ein natürlicher Vorgang, bleibt sie aus, desgleichen. Niemand weiß, ob das, was er sagt, Wert hat, mag er es als noch so neu empfinden; man kann es nur feststellen. Reisender im eignen Ruhm sein ist so anrüchig wie den Leuten einen Fabrikartikel aufreden."

„Wenn ich auch nicht Kaiser dieser Stadt bin, kann ich doch ihr Harun sein," sagte er, auf der Brücke Siriwan begegnend, an einem der Abende, an denen er durch Straße, Fabrikviertel, Restaurants der Reichen und Vorstadtkinos ging. Siriwan lächelte mit dem Blick des Augurn, wenn er Lauda so begegnete und sah, daß ein Mädchen bei ihm war; „man muß methodisch, gründlich und immer allein streifen," sagte er, „es ist das wahre Kennzeichen des selbständigen Menschen, die andren werden schon feig, wenn sie fünfhundert Meter vom Zentrum sind."

Noch einem dritten begegnete Lauda oft, Schreiner — diesem in den

armen Vierteln und immer einem über die menschlichen Höhlen, die Schnapsschenken, die lieblosen Vergnügungsorte Stöhnenden. Ein vierter wäre denkbar gewesen, der, der aufsucht, sieht, leidet und nicht spricht, sich vorbereitend auf den Tag, wo Sprechen nicht mehr Wort, sondern Lehre ist – er hätte vielleicht gesagt, daß Partei, Organisation, Selbsthilfe nicht das Wesentliche seien, wie Christus nichts von diesen Dingen gesagt hatte. Was hätte er also sagen können? Daß wesentlicher sei, das Reich in sich zu suchen, die Bürde der Existenz in sich zu erleben? Was hätte es dem Armen, Ausgestoßnen, Schwachen, Mutlosen geholfen? Die Bürde des Existierenmüssens nicht vergessen: das war Mahnung an die, die irgendwie fest und geordnet lebten; der, der unter der Bürde stöhnte, verlangte andres, Lindrung, und Lindrung bot ihm die Partei, die Hoffnung auf Vergeltung und Umsturz.

Wie anders war die Situation als zur Zeit Christi; es ließ sich der Mensch nicht mehr auf die innre Zukunft verweisen; Resultat von zwei Jahrtausenden hieß: Mißtrauen gegen die Lehre der Demut, denn Demut hatte zu dem System geführt, das von dem Besitzenden nur die Steuer des Almosens erhob, Kirche hatte ihren Frieden mit den Mächtigen gemacht.

Sinn dieser Streifzüge war Lauda, das zu erkennen, Tragik des Christentums zu fühlen, das gezwungen worden war, die Idee der Nichttat, des Religiösen, durch Tat zu verwirklichen. Mission für das Reich des Mehr-als-Irdischen treiben, hieß zu den Mitteln des Irdischsten, der Organisation greifen. Darum hatte, als das Christentum gescheitert war, der Sozialismus die Verwirklichung der Idee auf ganz materiellen Wegen unternommen: Organisation der Kräfte und Wille zur politischen Macht.

Kein Christus war mehr möglich, die Menschen hätten ihn gefragt: und was rätst du zu tun? Man hätte ein Programm von ihm verlangt, und Programme sind irdischer als alles andre, so fern dem Pessimismus der Religionsstifter, der Mißachtung des Leibs und des Staats. So war das Zeitalter, in dem wir alle leben, unmystisch, unlegendisch, unreligiös auf immer. Staat war der Gott, Gesellschaft die Form, mit der sich jeder Gedanke, jede Energie verbinden mußte, wollten sie überhaupt Form annehmen und mehr sein als Rezept für Individualismus. Noch gestern, dachte er, lebte der letzte große Christ, Tolstoi, begann das Beispiel bei sich und dem kleinen Kreis, der um ihn war – die Ausdehnungskraft dieses Kreises, wie schwach blieb sie, auf das Gut beschränkt; Dorf, Provinz, Land, Staat konnte sie nicht erreichen – es war vergrößerter Individualismus, Nachfolge Christi als Angelegenheit des Privatmanns.

Keiner heute, keiner in Zukunft wird mehr lehren, mehr erreichen können als dieses „Beginne bei dir selbst", Beispiel sein, Da-sein, nach seinen

Kräften wirken, und das war der tiefste Sinn des Pädagogischen; aber welche Tragik darin — unsre Tragik, des Menschen Tragik, dem Ideen, sobald sie aus der Sphäre des Elementaren in die der Materialität traten, zu Materie erstarrten, nützliches Handwerkzeug wurden.

Er hatte an diesem Tag das Buch einer Gruppe junger Dichter gelesen, Aufständiger gegen solche Irdischkeit. Haß darin gegen die sichtbaren Formen, in denen Weib nur Frau der gesitteten Welt, Mann nur Nutztätiger war. Dichtung ward als das Ewige und folgerichtig als Sprengung der bürgerlichen Regulative proklamiert; nicht weniger als drei hatten Frauen gestaltet, die sich, die einen aus Demut, die andren aus Sehnsucht nach dem Totalen, die dritten aus Fanatismus der Weibidee vielen, allen maßlos hingaben, keusch zuchtlos, schreiend brennend — was war es? Literatur, Ding für sich, denn alles blieb Literatur, was das Elementare absolut in die Welt des Existierenden werfen wollte; Existenz hieß Kontrolle des Elementaren; Existenz war Form, Form Rationierung des Elementaren. Die Kritiker und die vom Bürgertum verehrten Dichter selbst hatten schon längst die Philosophie auf den Zwang gemacht, Elementar hieß ihnen Mildrung des Materiellen und Ewig Menschlichkeit — sie hatten das Pathos des Elementaren, nicht es selbst, sonst wären sie Zerstörer gewesen, denn das Elementare war, insofern es auf das schon Bestehende traf, Prinzip des Umsturzes, und es war, absolut betrachtet, doch zugleich die Ursache dieses Bestehenden, Entschluß des Urwillens zur Existenz war Selbstverurteilung zur Form.

Und er, Lauda, stürzte von neuem in den Abgrund, der sich zwischen ihm und Künstlertum aufgetan hatte, als es ihm feststand, daß Dichter und Künstler nur Leute waren, die das Elementare in maßvoller Dosis dem Materiellen zusetzten. Aber die Wirkung war heute anders; Ja war zu stark, denn starkes Nein hätte in drei Tagen zur selbstvollzognen Auslöschung geführt; Ja war zu stark, und es ergab sich Abfindung mit dem Gedanken, daß

Kunst Dosierung ist,

Handeln Kompromiß,

Leben Hut vor dem Elementaren,

Alle menschlichen Angelegenheiten banale Tapferkeit, maßvolle Abfindung sind,

Menschen sich nicht zerstören wollen, Lobpreisung der Kunst als einer Verschönrung und Beschäftigung Wert hat,

Der Radikale, der vor dem Meer von Leid stehn bleibt, ohne sich zu töten, es mit der großen Geste andeklamierend, ein Lügner ist,

Ein wenig Glück besser ist als die Ohnmächtigen nicht zur Ruhe kommen lassen,

Alles Starke, Elementare, Kompromißlose sich auf die einsamen Stunden des Einzelnen beschränkt und der der Anständigste ist, der doch nicht zum Egoist wird, sondern dem Bruder das Recht gibt, ein wenig hilft, ihm den Glauben an die Allmacht von Ideen, Tat, Kunst und Gedichtetem nicht zerstört.

Es war nicht Schreiner, nicht Siriwan, nicht der vierte imaginäre, nie mehr wiederkehrende Christ aus Nazareth, er ging in diesen Nächten einfach auf die Begegnung mit Menschen aus,

Zu fühlen bei ihrem Sein und Tun die Verschlingung der beiden Ströme Ja und Nein,

Dem Ja, in dessen Lichthälfte er nun getreten war, nicht so untertan zu werden, daß er streitbarer Optimist wurde,

Von Leid, Elend, Schmutz sich ein Wissen zu wahren, denn der Mensch war ein Wesen, das, was es war, ganz war, nicht aus Stärke sondern aus Ohnmacht: das Hirn vergaß, suchte zu beharren.

Siriwan hätte Lauda nicht verstanden; Lauda sprach mit den Mädchen, die jener bei ihm gesehn hatte, nicht, weil er auf die Jagd nach der Nachtbeute ging, sondern weil sie die waren, die über den Weg liefen. Er erfuhr Biographien, so gleich an geschminkter Lüge und so verschieden an Zustand, Motiv und Herzenston, daß er, wäre er noch Autor gewesen, auf Material versessner, die weite Anlage des Werks Balzacs hätte planen können. Das war so fern, die Zeit war derart beschaffen, daß es des Romanhaften zu viel wurde; die Zeit lockerte in solchem Maß das Feste, das gewesen war, daß sie Krepierende wie die See Fische auswarf; ein Angebot an Material, Schicksal, Variation fand statt, daß Überdruß in ihm entstand, Verzicht auf Material, das nicht mehr vom Dichter gesucht werden brauchte, sondern dem Zeitungsschreiber auf den Tisch flatterte.

Oft war zu helfen, er half oft, durch Graumanns Geld; gleichwohl, es wuchs ein Gedanke, der nur deshalb nicht Zynismus war, weil er bitter war: daß wichtiger als die schon Leidenden die noch nicht Leidenden seien, deren Jugend, sei es die physische, sei es die innre, sich noch durch Einwirkung, Lehre, Beispiel in Energie verwandeln ließ. Den schon Leidenden helfen, daß sie, in irgendeinen Winkel kriechend, schlecht und recht den Rest ihrer Jahre ablebten; aber diejenigen aufsuchen, die noch dem Existenzableben Existenzgestalten entgegensetzen konnten, der Passivität die Aktivität, die Wille zur Mutation war.

Welches Regulativ blieb, es den Menschen zu lehren, nachdem das größte gelehrt war, das sentimentalisch Güte, sachlich Anerkennung der Gleichberechtigung des Mitgeschöpfes hieß? Man konnte die Güte ihres dualistisch-theologischen Charakters entkleiden (denn sie war nicht jenseits des freien Willens als Imperativ in uns gelegt) und ihr statt der mora-

lischen Färbung die tragisch-reale geben (die von Natur aus Feindlichen und vom Totalen her Getrennten verbinden sich gegen das dämonisch gleichgültige Abrollen, Brüder durch Widerstand); aber das war nur eine Reinigung des Begriffs Güte, der dadurch allerdings aus einem Sittengesetz zu einem Regulativ, einer der großen starken Künstlichkeiten wurde, mit aller Einsicht in ihr illusionistisches, idealistisches, nie zu verwirklichendes, nur den Egoismus modifizierendes Wesen. Lauschte er in sich, schien es ihm, es gäbe noch andre, neue, nie ausgesprochne Formen des Widerstands, Keime einer künftigen Erziehungslehre. Sie lagen nicht auf der Linie der Radikalisierung, sondern der innren Energie, die in neue Kontinente des Hirns vorstößt, sie findend, indem sie sie erschafft, und nicht auf der Linie der Tat, die versklavt, sondern der geistigen Freiheit.

Als er nach Hause kam, fand er eine Mitteilung der Behörde vor, die ihm die weitre Herausgabe seines Blattes verbot; die deutsche Regierung hatte Vorstellungen wegen Verletzung der Neutralität erhoben. Auch Fünfkorn war das gleiche Schicksal widerfahren, aber die Entente hatte ihn geschützt. Da niemand hinter ihm stand, wußte Lauda, daß der Berner Entscheid unwiderruflich war.

(Schluß folgt)

Über Werkbundarbeit und Volksbildung

Eine Kritik und ein Programm von Fritz Hoeber

Die nutzkünstlerische Arbeit unserer nächsten Zukunft steht, worüber sich gerade die Mitglieder des Deutschen Werkbundes einig sind, im Zeichen strengster formaler Beschränkung. Der Krieg mit seinen noch lange nachwirkenden Nöten, der Friedensschluß, der uns wichtigste Rohstoffgebiete für immer wegnimmt, die schrecklichen Folgen von Revolution, Wirtschaftskämpfen, anhaltender Arbeitsunlust, die im Sinken des zahlenmäßigen Wertes der deutschen Produktion auf dem Weltmarkt sichtbar geworden sind, — sie alle verbieten uns schon durch äußeren Zwang die Verwendung ausländischer Materialien und die Üppigkeit eines reichen Formenspiels.

Daß wir aus diesem äußeren Zwang eine innere Notwendigkeit zu machen lernen, wortwörtlich „aus der Not eine Tugend" schaffen müssen, ist der Grundgedanke des letzthin von Karl Scheffler aufgestellten Werkbundprogramms, das klar und deutlich eine neue Lebenskonvention für

sämtliche Verbraucher als die Basis auch aller künstlerischen Gestaltung fordert: das ganze deutsche Volk soll sich aus innerem Gesinnungswandel heraus zu einer modernen Einfachheit seiner sichtbaren Kultur bekehren. Dies wird heute ein für allemal als Wertmaßstab der Werkbundarbeit festgesetzt. Ihn sollen auch die Volksbildungsbestrebungen jetzt verbreiten helfen, ihn in alle, selbst in die sozial und geistig jeder Kunst fernstehenden Schichten tragen, ihn in mehr als 60 Millionen Seelen ständig einhämmern.

Es wird also für uns zu untersuchen sein, welcher Art dieses formale Bildungsideal der neuen Nutzkunst ist, weiterhin welcher Wert ihm im gesamten geistigen Leben der Nation zukommt und schließlich, welches die Mittel und Wege sein können, dasselbe, wie gesagt, in unserm ganzen Volk zu verbreiten.

1. Der formale Stil der heutigen Nutzkunst

„Es hat mancher einen schönen
Zaun um einen öden Garten."

Nachdem das neunzehnte Jahrhundert in seinen tektonischen Künsten eine fast unübersehbare Fülle an realistischen Aufgaben, technischen Lösungen, malerischen Motiven und historischen Formenwiederholungen ausgebreitet hatte, erschien es als Pflicht der neuen Architektur, vor allem hier Ordnung zu schaffen: mathematisch bestimmte Grundregeln aufzustellen, die eine ins Unabsehbare angewachsene Produktion beherrschen konnten.

Diese Grundregeln waren die Zweckmäßigkeit als Inhalt, der geometrisch eingeteilte Raum als die maßgebende Form. Wenn sich die einen Baukünstler, die von stärkerem naturalistischen Temperament beseelt waren, mehr zur freien Erfindung von „Zweckformen" hingezogen fühlten, während die andern, mehr systematisch Gesonnenen lieber mathematische Räume, Körper und Flächen bildeten, so verband beide doch das eine Endziel: die moderne architektonische Schönheit in einer neutralen Einfachheit und Sachlichkeit zu finden. Tatsächlich hat dieses Bestreben innerhalb zweier Jahrzehnte das gewünschte Ergebnis gezeitigt: überall empfand man wieder den Zweck als den Kernpunkt aller tektonischen Arbeit. Überall machte sich ein strenger Rhythmus in der räumlichen Einteilung, in der Abgrenzung der Formen geltend. Jeder Werkkünstler hatte die seit dem Untergang der Barockstile verloren gegangene Fähigkeit, mit den Elementen der Raumästhetik frei und beliebig zu operieren, nun wieder gewonnen.

Das bewies unter anderm auch die Heerschau des Deutschen Werkbundes im Sommer 1914 in Köln mit ihrem auf die Spitze getriebenen Ästhetizismus, wo alle individuelle malerische Schöpfung zu einem

neutral Dekorativen objektiviert erschien. Wo sich Form an Form, Werkkünstler an Werkkünstler leichtlich anschloß, weil alles zu einem vom Persönlichen abstrahierenden Typus hinstrebte, der sich, der nachkriegerischen Entwicklung vorausgreifend, in typischen Möbeln, Grundriß- und Wand-, Tür- und Fensterformen offenbarte. – Damit hatte das formale Gesetz das phantastische Erlebnis vollkommen besiegt.

Allein formale Gesetze von solcher Ausgeprägtheit haben, zumal in unserer modernen, reich verzweigten Kultur, nur beschränkte Geltung. Sie besitzen ihre bestimmten Wertkreise: Treten sie auch nur einen Schritt über diese im voraus bestimmte Geistesgemeinschaft hinaus, so erscheinen sie als Schall und Rauch. Die Werkbundschönheit der absoluten Zweck- und Raummäßigkeit findet in den nicht gerade auf sie eingestellten, weiteren Volkskreisen, bei den nicht in ihrem Sinn „Gebildeten" kein Verständnis. Und das scheint mir der tatsächliche Grund zu sein, weshalb Karl Scheffler, um den modernen Werkkünstlern die geistige und wirtschaftliche Resonanz zu sichern, einen gleich gestimmten „Laienbund" gründen will.

2. Die Sehnsucht des Volkes nach lebendigem Inhalt

Eine oft gemachte Erfahrung der zur Überwindung der augenblicklichen Möbelnot errichteten, öffentlichen „Stellen zur Beschaffung bürgerlichen Hausrats" gibt uns einen wesentlichen Einblick in die ästhetischen Seelenvorgänge unserer künstlerisch nicht selbst schaffenden Volksgenossen.

Die hier feilgebotenen „Typenmöbel" nach Entwürfen bekannter Architekten fanden ausschließlich den Beifall des durch Lektüre, Vorträge und Ausstellungen bereits vorgebildeten, geistigen Mittelstands, das Interesse von Beamten, Ingenieuren, Lehrern usw., während der Arbeiter und Handwerker, für den doch gerade dieser Hausrat geschaffen war, sich den aus Sachlichkeits- und Raumempfinden geborenen, knappen Gebrauchsformen gegenüber ganz ablehnend verhielt. Sein naiver Sinn vermißte hier den schmückenden Reichtum, an dem sich sein in dem Mechanischen der Handarbeit ermüdeter Geist nach Feierabend spielerisch ergehen kann. Und gesellschaftlich erschienen ihm diese an Liebenswürdigkeit kargen, strengen Mobilien als zu bewußt „sozial gedacht", als eine zu ausgesprochene „Armeleutekunst", – wo es doch einer jeden Schicht der menschlichen Gesellschaft eingeboren ist, in ihrem Tun und Treiben immer über sich selber hinauszustreben, nach den Lebensformen der nächst höherstehenden Klasse zu verlangen. Denn daraus entspringt bekanntlich die stetige soziale Erneuerung der modernen Gesellschaft aus einem geistigen Wachstum von unten nach oben.

Besser als die formenstrengen Typenmöbel erfüllte deshalb noch bis

jetzt der Hausrat jener berüchtigten Abzahlungsgeschäfte die ästhetischen und die ethischen Bedürfnisse der großstädtischen Industriebevölkerung, jener „Vertikow mit Muschelaufsatz", auf dem die Arbeiterfrau ihren buntscheckigen Nippeskram aufbauen kann, sich damit eine stilistische Umgebung schaffend, die dem höheren Gesellschaftsideal des Kleinbürgers ungefähr ähnelt.

Man muß einmal darüber Klarheit gewinnen, daß für den Nichtarchitekten sich das Geistige der Baukunst – also abgesehen von ihren mannigfaltigen praktischen Zwecken – auf ihren Ausdruck sozialer Funktionen beschränkt: ein Arbeiterhaus, ein Bürgerhaus, ein Palast –, das sind die möglichen Inhalte, die die Architektur an ästhetischen Stimmungswerten für den Nichtarchitekten darzustellen vermag. Alle Einzelform ordnet sich solchen Inhalten für den nichtarchitektonischen Beschauer unter: es gibt proletarische, bürgerliche und herrschaftliche Formen. Und damit erklärt sich, weshalb die eine Gesellschaftsschicht den „Vertikow mit Muschelaufsatz" anstrebt, den die andere bereits verachtet: Gewiß nicht aus einem formalen a priori heraus!

Wenn man jeder andern Kunst von einem idealistischen Standpunkt aus das Selbstbestimmungsrecht zubilligen kann, – für die Architektur, die immer bestimmte soziale Wertgeltungen verkörpert hat, ist solch ein „L'art pour l'art"-Standpunkt sinnwidrig. Deshalb erscheint auch jede formale Architekturbetrachtung, wie sie Künstler und Kunstkenner häufig fachmäßig vornehmen, als ein esoterisches Spiel, für die mit ihrem Gefühl nicht darauf eingestellte Menge als eine Art „höherer Mathematik". Diese Unmusikalischen werden niemals begreifen, daß ein gelagertes oder ein aufgerichtetes Rechteck, eine schlanke oder eine gedrungene Stütze, ein nach dem Gleichmaß oder nach dem Goldenen Schnitt geteiltes, räumliches Verhältnis einen besonderen Gefühlswert ausdrücken kann.

Es gibt keine so unpopuläre Kunst wie die formale Architektur. Bei aller Anerkennung ihrer fachlichen Erfolge ist darum der Zweifel berechtigt, ob man dem naiven Volk mit der Gabe des architektonischen Ästhetizismus wirklich einen Gefallen erweist, oder ob man nicht besser daran tut, die inhaltlichen Werte, die in der Baukunst stecken und die das Volk auch schon dumpf vorempfindet, klar herauszustellen und ethisch zu vertiefen: Heimat- und Familiengefühl, den Sinn für das Handwerkliche, für die persönliche Befriedigung durch eigene Arbeit.

Hinter jeder lebendigen Kunst muß ein lebendiger Inhalt stehen. Danach sehnt sich das Volk, das heißt das Nichtkünstlertum, wenn es nach Schönheit verlangt. Man reicht ihm aber Steine statt Brot, falls man ihm hier nur formale Gestaltungsvorgänge erklären will, ihm allein das zur Sichtbarkeit gediehene Resultat mitteilt, welches sich doch erst auf dem

Grund tiefer ethischer Erlebnisse aufbaut. Kaum ein paar Nichtkünstler, die auf einen entsprechenden Wertkreis sich eingestellt haben, bringen die notwendigen Voraussetzungen für jene vom Leben abstrahierten, nun selbstständig gewordenen Formen mit. Diese stellen im Publikum die kleine Schar der künstlerisch Gebildeten vor — im Gegensatz zu der unendlich überwiegenden Mehrzahl der Ungebildeten oder Naiven.

Man mag einwenden, in der Geschichte sei es immer so gewesen, daß die Kunst in ihren formalen Gipfelpunkten nur einer Minderheit von Gebildeten zugänglich war, und mag dafür auch Beispiele aus der römischen Kaiserzeit, der Renaissance- und der Barockperiode anführen, indessen sich die breiten Volksschichten an derbere, lebenserfülltere Genüsse gehalten hätten. Dieser, wie gesagt, für die freien Künste immerhin mögliche Einwand trifft nun aber gar nicht auf Kunstgewerbe und Architektur zu, die selbst in jenen aristokratischen Zeiten stets noch eine geschlossene Einheit, einen Lebensstil, darstellten, der von allen verstanden wurde. Denn diese Nutzkünste besaßen damals noch ihren festen Inhalt. Sie boten jedermann ihren gleichmäßigen Erlebnisstoff, welcher sich erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts durch die intellektuelle Spaltung von ästhetischem Gefühl, der Form, und ethischem Willen, dem Inhalt, zersetzt hatte. Für die Heutigen gilt es also, die abgebrochenen Brücken wieder zu schlagen zwischen isoliertem Künstlertum und formenfremd gewordenem Volkstum, zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", zwischen ästhetischer Bewußtheit und Naivität, indem man die nutzkünstlerische Arbeit mit neuen, zeitgemäßen Lebenswerten anfüllt.

3. Der Ausgleich von künstlerischem Ideal und volkstümlichem Bedürfnis

Das Verhältnis des naiven Menschen zu seiner Umgebung beruht in erster Linie auf dem Bestreben, seine eigene Person aktiv geltend zu machen (im Gegensatz zu der neutral betrachtenden Einstellung des ästhetisch Bewußten). Deshalb sucht er in der Baukunst vor allem das individuell Wohnliche, eine seiner individuellen Lebensführung gemäße Behaglichkeit. Alsdann darüber hinaus die Befriedigung seiner Schaulust, anschauliche Gelegenheiten, um seine Phantasie spazieren zu führen. Der naive Mensch fordert von jedem Kunstwerk — und also auch von seinem künstlerisch gebildeten Hausrat — eine „poetische Idee", die die Dinge seiner alltäglichen Umgebung verklären soll, die aber die formalistische Glaubenslehre der modernen Raumästhetik als „literarisch" gebrandmarkt hat. Allein, wie schon angedeutet, die architektonische Geometrie spricht nur für wenige künstlerisch vernehmbar, und darum muß

etwas hinter ihr stehen, das die bildende Phantasie in ihrer Tätigkeit unterstützt — sei es auch nur eine den sachlichen Nutzformen aufgemalte, bunte Ornamentik, wie sie zum Beispiel alte Bauernmöbel zeigen.

In größerem Maßstab übertragen wächst sich das persönlich Wohnliche, das Familiäre zum individuellen Heimatsgefühl aus: Wohnung und Hausrat, Gebäude und Gartengrundstück sammeln jetzt in sich die vielfältigen Sympathien, die den Menschen mit der Stätte seiner Geburt oder seines dauernden Aufenthalts verknüpfen. Stadt und Dorf, sondertümliche Mundart und Landschaft erscheinen als Hauptträger solcher Sympathien.

Es gab keinen größeren Fehler der neuen formalistischen Baukunst, als von diesen tatsächlichen Gefühlswirkungen abstrahieren und ihre mit keinerlei Gemütswerten begabte, moderne Formengeometrie durch alle Landschaften verbreiten zu wollen. Offenbar stellt aber die heutige Kleinsiedlungsbewegung, die sich wieder enger an die heimatkünstlerische Überlieferung anschließt, die gesunde Gegenbewegung hierauf dar.

Der phantasievolle Spieltrieb, der sich an Figur und Ornament ergötzt, verstärkt sich zur selbstschöpferischen Gestaltungskraft: er ist es, der die verschiedenartigen Dilettantenkünste hervorbringt, er weckt den Wunsch nach handwerklicher Betätigung im eigenen Heim. Vor allem ist er auch der Vater jener Kleingartenbau-Bewegung, die für die Bevölkerung unserer Großstädte schon zum Gesundbrunnen wurde.

Bekanntlich werden künstlerische Formen von dem am tiefsten nacherlebt, der sie selbst zu schaffen versteht. Damals als solch ein, ich möchte sagen, manuelles Verständnis zwischen Hersteller und Verbraucher bis weit ins neunzehnte Jahrhundert, bis zum vollendeten Sieg der fabrikmäßigen Mechanisierung, noch herrschte, schien die Einheit unserer sichtbaren Kultur von keinem Zweifel angekränkelt. Sucht man also die berufs- und liebhabermäßige Beschäftigung mit den verschiedenen Arten des Handwerks, hauptsächlich als Heimarbeit, wieder zu beleben, so leistet man damit ein gut Teil praktischer Kunsterziehung, nicht durch doktrinären Formalismus, sondern durch werktätige Anschaulichkeit.

Und in derselben Richtung erstreckt sich auch die ästhetische Wirkung des Kleingartenbaus, wie er mit dem zeitgemäßen Siedlungsgedanken verknüpft ist: als aktive Förderung der gestaltenden Fähigkeiten im Menschen, dadurch daß man ihm einen allgemein ethisch wertvollen Inhalt darbietet. Schwerere, im architektonischen Sinn anordnende Arbeit für den männlichen Teil, leichtere, geschmacklich auswählende, zum Beispiel in Schmuck- und Farbengebung, für den weiblichen, — so wird sich den natürlichen Begabungen entsprechend der Gartenbau in realistischer und idealistischer Hinsicht gliedern lassen.

Die von vornherein gegebene Beziehung zwischen Kleingartenbau und handwerklicher Heimarbeit ist noch aufs mannigfaltigste auszubauen. Man kann, wie das Architekt Fritz Voggenberger jetzt für Oberschwaben unternimmt, etwa alten herrschaftlichen Forstbestand in kleine Bauerngüter zerlegen und auf diesen modernen Siedelungen die hier bodenständige Heimarbeit der Holzverwertung in allen ihren schnitzenden und drechselnden Abarten einführen. Als sinngemäße Lehre und Kontrolle dieser ortserwachsenen Tätigkeiten wird sich eine künstlerische Fachschule bald einfinden.

So gilt es, allenthalben in Deutschland die heimatlichen Handwerksüberlieferungen aufzuspüren, um an sie anknüpfend eine neue, künstlerische Volkskultur von realem Inhalt aufzubauen. Dies führt zu den heute gangbaren Wegen der nutzkünstlerischen Volksbildung.

4. Praktische Wege nutzkünstlerischer Volksbildung

Einen grundsätzlichen Irrtum aller künstlerischen Volksbildungsbestrebungen bedeutete es, immer und ausschließlich vom Standpunkt der „Gebildeten", das heißt der Formverständigen im oben beschriebenen Sinn, auszugehen und zu diesem Standpunkt als einem höheren auch die große Masse des naiven Volkes führen zu wollen. Die übertriebene Einschätzung des Formalismus zuerst, sodann der unerschütterliche Glaube, daß das Geschenk formaler Bildung in jedem Fall eine geistige Bereicherung, ethisch ein Glück bedeuten müsse, endlich die Unfähigkeit, sich in die nach realen, wertvollen Inhalten lechzende Seele des Nichtgebildeten versetzen zu können, das alles waren Hauptfehler der volkstümlichen Kunsterziehung. Wenn sie hier und da trotzdem, wie zum Beispiel in Mannheim, scheinbar schnelle „Resultate" erzielt hat, so lag das lediglich an der dialektisch sehr gewandten Art der dortigen Volksbildner, die auch dem unkünstlerischsten Menschen immer noch eine — wenn ihm auch innerlich noch so fremde — Formenvorstellung zu suggerieren wußten.

Über Art und Wert solcher „Resultate" ist man heute in der Lage, sich ein Urteil zu bilden, seit Else Biram in einem statistisch musterhaft gearbeiteten Buch über „Die Industriestadt als Boden neuer Kunstentwicklung" (Jena 1919) die Mannheimer Bewegung objektiv dargestellt hat.

Aber was bedeuten schließlich für die schöpferische Kultur innerhalb der riesenhaften Ausdehnung einer modernen Industriestadt der erhöhte Besuch von Museen und Bibliotheken, die Teilnahme einer Elite — die sich allerdings aus sämtlichen Berufs- und Gesellschaftskreisen zusammensetzt — an Kunstführungen verschiedener Art? Teilweise sind das Vergnügungen von derselben schnell verfliegenden Oberflächenwirkung wie die

Operetten- und Kinobesuche. Vergnügungen, die gewiß den ideellen und materiellen Bestand jener ernsthafteren Kunstinstitute dauernd in unserer Zivilisation gewährleisten können, also einen konkret meßbaren, expansiven Erfolg haben, auf den es jedoch in der geistigen Kultur niemals ankommen wird. Teilweise ist es die Sucht, sich sozial auszuzeichnen, persönlich andere zu übertrumpfen, weniger durch werktätige Arbeit, als durch von Fremden übernommene Begriffe, Urteile, Redewendungen. Vor dieser inneren Fremdheit den Kunstformen gegenüber kann auch die Einführung in die jeweilige Künstlerpsychologie und die daraus gewonnene Erklärung des künstlerischen Gestaltungsvorganges, wie man sie heute gerne übt, nicht helfen. Denn dem, der nicht aktiv so eine Tätigkeit selbst ausübt, bleibt das alles nur eine spezialistische Technik von wissenschaftlicher Abstraktheit, die ihn persönlich eigentlich gar nichts angehen kann.

Solche formalistische Scheinbildung, ohne tatsächliche, schöpferische Grundlage, rügte schon die Weisheit Jakob Burckhardts (in seiner Vorlesung „Weltgeschichtliche Betrachtungen". Winter 1868–69), wenn er damals sagte: „Das Neueste in der Welt ist das Verlangen nach Bildung als Menschenrecht, welches ein verhülltes Begehren nach Wohlleben ist." –

So bleibt denn als einzige Möglichkeit der bereits angedeutete Weg, die künstlerische Volksbildung aus der passiven Betrachtung in aktive Tätigkeit überzuführen, die Kunst nicht als Selbstzweck zu nehmen, sondern wesentlich als Symbol für dahinter stehende, ethische Werte: sie nicht zur „neuen Religion" zu machen, wie das Else Biram an einer Stelle ihres Mannheimer Berichtes verkündet, sondern die Kunst im Gegenteil mit religiösen, das heißt sittlich und geistig gemeinverbindlichen Werten zu durchtränken.

Derlei praktische Möglichkeiten zur künstlerischen Volksbildung, wie sie auch Else Biram teilweise schon vorschlägt, sind nun:

1. Der Einfluß auf die Schulen zu einer grundsätzlich nutzkünstlerischen Umbildung des Zeichenunterrichts, dem bestimmte, für die Kinder konkrete Inhalte zu geben sind. Die zeichnerische Darstellung ist dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck gleichzustellen in allen Fächern der Kultur- und Naturwissenschaften. Neben dem eigentlichen Zeichnen ist schon von früh an ein vielseitig ausgebildeter Handfertigkeitsunterricht in eigenen Schulwerkstätten einzurichten. Auch für Schulgärten, die von den Schülern unter Aufsicht der Lehrer zu bestellen sind, ist möglichst überall Sorge zu tragen.

2. Die Zeichenkurse sollen auch für die schulentlassene Bevölkerung weitergeführt werden, etwa als kunstgewerbliche Abendklassen für den

Dilettantismus mannigfaltigster Art, stets mit dem persönlichen Leben nahestehenden, bestimmten Aufgaben erfüllt. Ebenso soll die Anlage von Schrebergärten und dergleichen durch erfahrene Gartenarchitekten ermutigt und sachlich wie künstlerisch geleitet werden.

3. Ist damit für breiteste Volksschichten die selbsttätige Grundlage zum Verständnis der bildenden und tektonischen Formensprache gegeben, so kann auch ein aktiver Anschauungsunterricht einsetzen, der in Form von Führungen dem Kunsthandwerk geistig verwandte Aufgaben erklärt: also vor allem Führungen durch handwerkliche und industrielle Betriebe, um den Entstehungsvorgang bestimmter Arbeiten und Waren zu zeigen, Führungen auf Baustellen wie auch durch fertige Bauten, durch gärtnerische und städtebauliche Anlagen, um das Interesse für Zweck, Konstruktion, Raum- und Formengestaltung der Architektur zu wecken.

4. Kunstgewerbliche Lehrausstellungen sind herzurichten, in denen der technische Gestaltungsprozeß in einzelnen hervorragenden, die ganze Gattung vertretenden Stücken ausführlich dargestellt wird: vom Rohmaterial bis zum vollendeten Verkaufsobjekt werden hier alle Stufen so anschaulich vorgeführt, daß die nachbildende Phantasie des Betrachters im einzelnen folgen kann. Dem technologischen Gesichtspunkt dieser Lehrausstellungen wird der kunstgeschichtliche untergeordnet: wenige auserwählte Beispiele stellen Form und Gebrauch eines Gegenstandes im Laufe der Kulturentwicklung, in verschiedenen Zeiten und Ländern dar. – Nachdem diese Lehrausstellungen einmal systematisch angeordnet worden sind, können sie von Stadt zu Stadt wandern. Auch durch sie werden dann regelmäßige Führungen, möglichst von Fachleuten des betreffenden Handwerkszweiges, veranstaltet. Führungen, die nicht einseitige Vorträge vor einem stummen Hörerkreis sein dürfen, sondern vielmehr angeregte Aussprachen zwischen Führer und Geführten: die „sokratische Methode“, nach welcher der Vortragende das erwünschte Resultat nicht selbst verkündet, sondern aus seinen Hörern herausfragt, es sie möglichst selbständig finden läßt, ist bei allen diesen zur Aktivität erziehenden Volksbildungsbestrebungen das natürlich Gegebene.

5. In das Bereich der spezialisierten Kunstgewerbeausstellungen gehören auch die Darbietungen, welche die Schaufenster der Kaufläden der großstädtischen Schaulust entgegenbringen. Sie stellen einen wichtigen Faktor in der künstlerischen Volkserziehung dar: nur ist darauf im allgemeinen zu achten, daß sie außer dem ja meistens anerkannten Grundsatz der ästhetischen Betrachtung auch dem der schöpferischen Anregung – in jenem von uns ausgeführten prinzipiellen Sinn – entsprechen müssen!

6. Die Lichtbildervorträge, die man sonst an erster Stelle in allen popu-

lären Bildungsbestrebungen zu finden pflegte, treten in der aktiven Erziehung eines schöpferischen Volkswillens mehr in den Hintergrund: sie verführen zu leicht zu einer lediglich passiven Aufnahme fremder Anschauungen und Werturteile. Sie sind zu leicht Mittel eines bequemen Genusses, der seine Bildung sich nicht selbständig erarbeiten will. – Der Vortragende muß deshalb hauptsächlich darauf achten, nicht bloße Formenanalysen zu geben, sondern einen reichen Inhalt, gesättigt mit all den Lebenserfahrungen seiner Zuhörerschaft. Nur dann können sich solche Lichtbildervorträge als der krönende Abschluß des Ganzen dem geschilderten nutzkünstlerischen Erziehungssystem richtig einfügen.

Es darf unmöglich Aufgabe der künstlerischen Volksbildung sein, breite Volksmassen zu einem exklusiven Formideal überreden zu wollen, etwa für die Formen gewisser Künstler oder Künstlergruppen Propaganda zu treiben. Die Skepsis, ob dieses Formideal wirklich etwas unbedingt Besseres sei als der zwar ungeläuterte, aber naive Lebensinhalt des Volkes, macht sich heute schon allgemein bemerkbar (vgl. Hermann Herrigel: Erlebnis und Naivität und das Problem der Volksbildung. Neue Rundschau. Nov. 1919. Ders.: Die heutige Bildung und die Volkshochschule. Frankf. Ztg. 12. und 13. Dez. 1919. 1. Mrgbl.). Deshalb erscheint es nicht nur falsch, sondern als offenbare geistige Versündigung, mit den Mitteln einer raffinierten Dialektik eine kulturelle Mehrheit in die Formenkonvention einer Minderheit hineinzwingen zu wollen. Den 2000 Mitgliedern des Deutschen Werkbundes stehen etwa 20 Millionen erwachsener Volksgenossen gegenüber, deren Phantasiebedürfnis sich niemals im Sinn einer ästhetischen Doktrin vergewaltigen lassen. Und wer wagt die unerschütterliche Behauptung, daß das derzeitige Werkbundideal der Einfachheit und der Sachlichkeit nicht bald einem neueren, moderneren Stilempfinden für das Reiche und Komplizierte weichen wird, bei dem ständig kreisenden Rad, das die Kunstgeschichte erfahrungsgemäß dreht?

Eine die gealterte abendländische Kultur kennzeichnende Gefahr, der wir alle, Künstler wie Kunstgebildete wie Ungebildete, entgegentreten müssen, ist die Gefahr des Ästhetizismus. Das Mittel, sie zu bekämpfen, heißt selbsttätige Arbeit, Schaffen von frischen Kulturinhalten von allgemeingültigem Wert. In diesem großen Arbeitsplan wird die Kunst nicht unterdrückt, sondern nur an ihre richtige Stelle verwiesen.

Jonas Cohn sagt in seinem hochbedeutsamen Vortrag über „Die Autonomie der Kunst und die Lage der gegenwärtigen Kultur" (Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Berlin 7.–9. Okt. 1913. Bericht. Stuttg. 1914. S. 91 ff.): „Die ursprüngliche Pantonomie bleibt der Ausgangspunkt der künstlerischen Produktion." Unter Pantonomie

ist die Zusammenordnung aller geistig schöpferischen Bestrebungen des Menschenlebens, der Religion und Wissenschaft, des Rechtes und der Wirtschaft, der Sittlichkeit und der Kunst, in die höhere Kultureinheit verstanden. Nur aus solchem allgemeinen Gesichtspunkt heraus wird sich die heutige Volksbildung auch der Werkbundarbeit annehmen können.

Zur Kritik des Parlamentarismus

von Wilhelm Vershofen

Die Parlamentsgläubigen werden abtrünnig. Zum Teil im Stil jener Wilden, die ihren Götzen ins Feuer werfen, weil er ihre Wünsche nicht erfüllt. Doch ist unverkennbar: Aufklärung, Einsicht, durchleuchtet, zerlegt den frommen Völker-Kinderglauben an Parlamente. Romantische Illusion verschwelt, Ernüchterung reibt sich die Augen.

Selbst dem Engländer ward Parlament zum Talkingshop, Schwatzbude, nicht mehr Tempel der Macht. Die Macht ward längst vom Kabinett vertrustet, und gerade in den Tagen des Versuches der Bildung einer Central party ohne Parteicharakter, nur als Stütze der Macht, klafft der Riß zwischen Volksvertretung und Machtträgern stündlich abgrunddunkler. Noch hat Parlament, die älteste, und deshalb in all ihren Jahresringen in hartem Kernholz gewachsene Volksvertretung, nicht jenen unbegrenzt weiten Wurzelgrund des Wahlrechts gefunden, aus dem die einjährige Pflanze der deutschen Nationalversammlung emporschoß. Die Gefahr des Umschlags in das Gegenteil liegt beim Parlament ferner, und doch zimmert sich im Bereich seines Machtschattens eine Aristokratie sichere Wohnstatt. Weil Macht, Exekutive, die ja auch bevollmächtigte Auslegerin der Legislative ist, gar nicht bei der Demokratie sein, noch viel weniger von ihr unmittelbar ausgeübt werden kann. Viele Gründe! Zunächst: allgemeine Wahlen zu einem allgemeinen Parlament sind eine Veranstaltung, in der sich Sensationslust und Leidenschaft, materielles Interesse und mystischer Glaube in seltsamer Weise vereinen, eine Volksveranstaltung, in der alle unklaren Impulse des sozialen Gefühlslebens zu tiefst erregt werden. Aus solchem Erleben heraus wird der Stimmzettel abgegeben, und der gewählt, der den verworrenen Komplex des Wahltriebs im Wähler am besten zu erregen verstand.

Derartige, von Zeit zu Zeit wiederkehrende Aufpeitschungen des sozialen und politischen Gefühlslebens mit allem, was an Volksbelehrung und an zu dem Verstande-Sprechendem dabei sein mag, sind unentbehrlich für

das dicht gelagerte Gemeinschaftsleben der sogenannten zivilisierten Völker. Die wollen von Zeit zu Zeit die Priester und Dichter ihrer Epoche hören. Das sind Agitatoren, Kandidaten, wenn sie für Wahlkampf und Agitation etwas taugen.

Je mehr sie diese Tauglichkeit zeigen, um so mehr wird jene andere fehlen, die sie am Tage nach der Wahl, im Parlament benötigen: das auf Sachverständnis betonierte Urteil über die Notwendigkeiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens (abgesehen von jeder Leidenschaft, Prophetie und Dichtkunst).

Zu Beginn der Nationalversammlung war der wirtschaftliche Kernvorwurf, den es zu gestalten galt, die Kohlenwirtschaft. Seine Gestaltung wurde verfehlt. An Fleiß und gutem Willen hat es nicht gemangelt, aber an der Vierundzwanziger-Kommission, die sich mit diesem Problem mühte (sie arbeitete ehrlich, während das Plenum redete), nahmen, wenn es hoch kam, drei Sachverständige teil. Sie standen zudem noch in zwei Gruppen gegeneinander, von denen die eine aus der Perspektive der Grube, die andere aus der des Vertriebs die Gestaltung der Frage versuchte. Die einundzwanzig anderen waren natürlich alle Kohlenverbraucher. Was aber vermag die beste Einsicht über die Bedürfnisse des Kohlenverbrauchs für die Gestaltung der Kohlenförderung und der Kohlenwirtschaft bis zu jener Stelle, wo der Verbrauch erst beginnt.

Ein sehr weises, jedenfalls nicht nach dem Ergebnis solcher Wahlen, wie sie oben geschildert sind, zusammengesetztes Gremium hätte diese lebenswichtige Frage der Wirtschaft vielleicht so gelöst, daß Produktion im gegenwärtigen Augenblick weniger hoffnungslos wäre, als alle sie erleiden. Vier scharf gegeneinander gelagerte Schichten lassen sich in der Kohlenwirtschaft aufschließen: Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Vertrieb und Verbrauch. Besteht eine Möglichkeit, diese Schichten in ihren sachverständigen, verhandlungstechnisch gewandten Vertretern zu einer gemeinsamen Beratung und zu gemeinsamem Handeln zusammen zu bringen? Sie besteht. Die drei ersten sind in selten straffer Zucht organisiert. Sie haben Führer aus sich herausgebildet, deren Sachkunde nicht zu übertreffen ist. Die vierte Schicht dagegen ist von jenem Großbetrieb an, der Kohle verbraucht, bis zum Hausbrandkonsumenten hin, wieder jene große Masse, die gewohnt ist, in jenen neuzeitlichen Volksveranstaltungen, die man Wahlen nennt, das Gefühl den Verstand betrügen zu lassen. Von ihr sei später die Rede. Die drei ersten Schichten aber lassen sich mühelos zu einer Sachverständigenkammer der Kohlenwirtschaft sammeln, und aus den drei Komponenten ihrer verschiedenen wirtschaftlichen Kraft läßt sich eine Resultante, der Wille der Kohlenwirtschaft, erzielen. (Hier soll nicht davon gesprochen werden, wie unter einer nicht kapitalistischen Wirtschaft

dieser Wille etwa anders aussehen möchte als heute.) Das gleiche ließe sich für jeden einigermaßen abgegrenzt erkennbaren Zweig des Wirtschaftslebens erreichen. (Wo die Abgrenzung auch dem Mikroskop wirtschaftlicher Sachkunde nicht zu erkennen ist, läßt sich eine Kammer bilden aus Sachverständigen der wirtschaftlichen Restbezirke.)

Eines ist sicher, in derartige Sachverständigenkammern würden nicht die geschickt, die Wahlberechtigte zu begeistern verstehen, sondern jene, deren Sachverständnis, deren Verhandlungstechnik man das größte Zutrauen schenkt. Die Methode ihrer Arbeit in den Kammern wäre nicht das lustspielhafte Zur-Straße-Reden des Plenums der heutigen Parlamente, sondern die tagelange, wochenlange ernste Arbeit des Beratungszimmers, deren Ergebnis den Angehörigen des Berufsverbandes zunächst allein zur Kritik stände.

Hier liegt Verwandtschaft mit den Kommissionen der heutigen Parlamente der Einsicht klar. In der Tat sind die Parlamentskommissionen, in denen sachlich gearbeitet wird, und denen Mimik und Schaustellung des Plenums nicht anhaften, die neuen Organe, die das Parlament aus sich und über sich hinaus gebildet hat. Nur daß diesen Organen die rechte Kraftzufuhr fehlt, weil sie sie nicht aus einem begrenzten Personenkreis bilden müssen, der gewählt wurde, um über alles, was einer Volksgemeinschaft not tut, sachverständig zu entscheiden. Wobei aber die Sachverständigkeit, die übrigens bei keinem Menschen in diesem Umfange vorhanden sein kann, nicht am Verstand der Wähler geprüft werden konnte.

Hier wächst aus der vergleichenden Kritik der Zustände, wie sie sind, der Vorschlag, wie sie sein müßten (zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete). Es tut not, die heutigen Parlamentskommissionen durch Sachverständigenräte zu ersetzen. Anders ausgedrückt, das Parlament darf keine wirtschaftliche Angelegenheit beraten, noch weniger über sie beschließen, bevor der Sachverständigenrat ihm die Akten des Falles und seine Entscheidung, das Stenogramm der Kommissionsverhandlungen gewissermaßen, zugänglich gemacht hat. Über dem modus procedendi für den Fall, daß Parlamentsbeschluß und Beschluß der Sachverständigenräte einander widerstreiten, etwa Zurückverweisung an die Kammern einerseits und Referendum andererseits, soll hier, um von der Kritik des Parlamentarismus nicht zu weit abzuschweifen, nicht geschrieben werden.

Was für die materielle Grundlage des Daseins, das Wirtschaftsleben, gilt, gilt für den Zweck, die Entwicklung des Geistes, erst recht. Für die Schule sachverständig sind Lehrer, bei einem gewissen Alter der Kinder die Eltern, von einem gewissen Alter ab die Lernenden selbst. Warum nicht sie eine Kommission der Höchst-Sachverständigen bilden lassen? Gewiß, bei ihrer Wahl, wie bei den Wirtschaftsräten oder -Kammern

wird sich die irrationale Komponente des Wahlwillens nicht auf Null reduzieren lassen. Aber sie wird auf ein Minimum sinken, während sie bei der Wahl zu den allgemeinen Parlamenten das bestimmende Maximum darstellt.

Nach allem: das allgemeine Parlament soll also bestehen bleiben, wenn auch die Einrichtungen seiner Kommissionen autonom und von ihm in gewisser Hinsicht wenigstens unabhängig werden sollen?

Ja! Das allgemeine Parlament muß bestehen bleiben. Man erinnere sich an jene vierte Schicht der Kohleninteressenten, an die Verbraucher. Kohlenverbraucher mittelbar oder unmittelbar ist jeder. Wollten die Kohlenverbraucher in das Kohlenparlament, so müßte jeder wählen können, wählbar sein. Die große Volksveranstaltung würde verhundertfacht und der, dem es gelänge, die irrationalen Kräfte der Psyche am stärksten zu erregen, würde in die Kammern sachverständiger Arbeit gesandt werden und alles mitbringen, was ihn zur Arbeit dort untauglich macht. Im Sachverständigenrat kann der Verbraucher nicht vertreten sein. Sein unbestrittenes Interesse verlangt Vertretung. Wie löst sich dieser Widerstreit?

Vorerst noch eine Überlegung: die drei Schichten im Kohlenverband (Kohlenrat) werden stets das Feld finden, auf dem sie in gemeinsamer Front gegen die vierte Schicht stehen: Verbände und Sachverständigenkammern werden sich auf dem Schachbrett verteilen und bis zum Matt gegeneinander kämpfen. Es sei denn, daß es einen Schiedsrichter gibt, der jeden in seine Bezirke zurückverweisen könnte. So bildet sich notwendigerweise über den verschiedenen Sachverständigenkammern, die Bezirke aller Wirtschafts- und Kulturverbände umschließend, eine Ausgleichsstelle. Es ist eine Frage lediglich der praktischen Ausführung, ob man sich diese Stelle als Wirtschaftsparlament einerseits, Kulturparlament andererseits denkt. (Ihnen müßte dann für die Restbezirke des Gemeinschaftslebens und der Beziehungen zu anderen Völkern ein politisches Parlament zur Seite stehen.) Über diesen drei Ecken der Basis der Gesellschaftsorganisation könnte dann erst das allgemeine Parlament sich erheben als die Spitze des Tetraeders, das die drei aus- und gegeneinander strebenden Bestandteile der Basis zum Körper platonischen Gefüges kristallisiert.

Denkbar wäre das allgemeine Parlament auch unter dem Begriff des Kreises, der alle kleinen Kreise unmittelbar in sich schließt.

Die letzte Notwendigkeit der Erhaltung des Parlaments allgemeiner Wahlen liegt nun doch in dem Volksveranstaltungs-Charakter jener Wahlen. Mögen sie an das Irrationale im Menschen appellieren, es ist unentbehrlich im Gemeinschaftsleben und muß an einer Stelle zur ungehemmten Auswirkung kommen können. Mögen sie schon Leidenschaft

und Sensationslust wecken: die Geweckten leben doch! Und das wenige, was wir als Volk noch an Form des Gemeinschaftslebens durch alle Stände und alle Schichten hindurch besitzen, das ist gerade die Form der Volksversammlung, der parlamentarischen Verhandlung, die sich in ihr mehr oder weniger durchsetzt, das ist Vorbereitung, Tag und Stimmung der allgemeinen Wahl selbst.

Es ist kein Widerspruch, wenn man so in letzter Instanz doch wieder die Unsachverständigen des Gesamtparlaments über alle Fragen des Gemeinschaftslebens will entscheiden lassen. Ihre Entscheidungen erhalten Grundlagen, die bisher fehlten, und die zu ignorieren selbst dem Faulsten und Eitelsten des Gesamtparlaments bei einer neuen Wahl schlecht bekommen würde. Man mache Nichtinformierte zu Sachverständigen, stelle sie, die bisher, nachdem das Votum ihres Wählers verschollen war, in der Luft schwebten, und anstatt sachlich zu arbeiten, immer nur Wahlagitation trieben, auf das Fundament des Sachverständigen-Votums. Sie werden besser wirken können, als sie bisher selbst bei gutem Willen vermocht hätten.

So formt sich diese Kritik zu einem Vorschlag: die Entscheidungen des allgemeinen Parlaments erfahren künftig zwei grundverschiedene Willensimpulse: das Votum des Abgeordneten aus allgemeiner Wahl und das Gutachten, oder den Beschluß der Sachverständigenkammern; beide Faktoren werden sich als abhängige Variable erweisen, von denen keine auf Kosten der anderen eine beliebige Bedeutung erlangen kann.

Die Sachverständigenkammern können dabei alle jene Eigenschaften haben, die kommunistische Anschauung in formaler Hinsicht von einer Vertretungskörperschaft wünscht. Sie können gewissermaßen Legislative und Exekutive für ihr Gebiet vereinen, ihre Abgeordneten können jederzeit zurückberufen und durch andere ersetzt werden. Es ist hier nicht der Raum, diese Betrachtungen weiterzuführen. Bei aller Übereinstimmung mit — sagen wir Leninschen Ideen — muß doch klar bleiben: nicht lokale, regionale Kommunen werden hier gebildet und in linearer Addition zusammengefügt, sondern die einzelnen Bezirke des Wirtschafts- und Kulturlebens werden kommunisiert (hier kann nur von der allgemeinen Form des Gemeinschaftslebens, selbstverständlich nicht von Besitzverhältnissen und dergleichen geschrieben werden). Der Staat erhält an Stelle der früheren regionalen Bundesstaaten solche wirtschaftlicher und kultureller Begrenzung, deren Autonomie eine Beschränkung nur dort erfährt, wo das Interesse der Gesamtheit es erfordert. Damit wird die Zentralgewalt, der Staat, die ja auch in den Leninschen Konstruktionen, trotz aller grundsätzlicher Verneinung immer wieder erscheint, bewußt bejaht, mit diesem Staat auch das allgemeine Parlament neuer Funktion.

***

Wannsee

Novelle von Martin Beradt

Der Feuerbrand, der in den Mauern der Stadt wütete, schon seit sieben Tagen, hatte den achten Tag einhunderttausend Menschen, alles Erschöpfte, aus den Häusern in die Wälder und an die Ufer getrieben. Die Glut des Tages verfolgte sie mit der Glut der vorangegangenen sieben: Sie erstickten auf der Fahrt in flammenden Wagen, verbrannten unter feurigen Bäumen, und der glühende Sand versengte ihre Sohlen, als am Ausgang des Waldes endlich ein Schimmer aufging. Es brauste von Stimmen aus der Tiefe, der Hall, als Echo zurückschlagend von den Bäumen, schäumte weiter zum Himmel, und bei dem Rücktritt der angefressenen Kiefern lag unter dem Hinschwung eines unwahrscheinlich weißen Himmels ein See, hellblau, meerartig ausgegossen, der Spiegel wie geronnen und zu Eis geworden unter dem Wahnsinn Schwefel. Ein zartkörniger, gelber Sand leuchtete zu beiden Seiten des Ufers; in der Mitte war das Leuchten untergegangen unter einem ausgebreiteten Tuche Menschen. Eine wilde Masse sank die roh aus Knüppeln gezimmerte Treppe vom Kamm hinunter in die Tiefe, schlang unten, in einer dicht durchwimmelten Welt, die Körper unbegreiflich umeinander, verwickelte sich bald und löste sich bald wie in einer Urschlacht, und ein Auftritt ungeheurer Art zeichnete sich auf dem in Unendlichkeit verschwimmenden Halbkreis des Horizonts.

Eine kleine Schar war soeben an dem Kamme angekommen. Der Trupp bestand aus Angehörigen einer Fabrik, und die männlichen unter ihnen hatten die anderen Teilnehmer zu dem Ausflug überredet. Ein, seinem Aussehen nach an einen Südländer gemahnender, Bursche an ihrer Spitze sang und fiel mit der Hand dazu in die Saiten einer Gitarre, die ganze Gesellschaft ging fröhlich, in den Kehrreim einfallend, mit, und der Trupp erfuhr einen Aufenthalt erst vor einem Zaun, der das Ufer auf der Höhe sperrte. Nachdrängende preßten sie durch die Pforte, und innerhalb stießen sie bald auf eine Horde, die sich hier auf dem Kamm um einen Brunnen lagerte. Vom Durst ergriffen, hatten die Badenden Wasser in die Gefäße gefüllt und tranken, auf dem Boden hingebreitet, zuweilen von Wasserschüssen erfrischt, die eine übermütige Hand unter dem Brunnenrohr aus einer Lücke schickte.

Die Arbeiter, Arm in Arm mit ihren Mädchen, verloren sich den Knüppeldamm hinunter, Ankommenden begegnend, von Niederfliegenden überholt. Knaben vorübertaumelnd, überschlugen mehrere Stufen und sanken in den Sand, die Sohlen gestriemt von heißem Sand. Über

hundert Menschenhaufen fliegend, fanden sie immer eine freie Stelle für den Aufschlag, sausten weiter durch die Luft und schwangen sich schließlich auf das eiserne Gerippe einer nicht zu Ende gebauten Halle, wo sie auf den Querschienen wie die Affen niederhockten, die Sitzwange von eiserner Glut gebraten.

Unter der Marschmusik ihres Führers gingen die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, als störte die Lage der anderen sie in keinem Betracht, voran. Sie suchten in der Mitte des Ufers hart am Wasser, und mit einer Rücksichtslosigkeit, durch Heiterkeit gemildert, fanden sie wirklich eine Stelle, die genügte. Gitarre und Kopfbedeckung flogen an die rasch in den Sand gerammten Stöcke, gleich wie aus sich fielen Putz und Kleidung vor die Füße, Hemd und Badegewand verschlangen sich vorübergehend auf dem Körper, und zusammengerollt kamen die Sachen unter die Bewachung eines Burschen und eines Mädchens, die den Wunsch verraten hatten, zurückzubleiben.

Mit raschem Anlauf rannten die übrigen in langer Reihe in die Flut. Viele Tausende zurückverwandelter Zentauren schwammen bereits im Wasser und waren in wahnsinnige Schreie des Entzückens ausgebrochen. Als sollte der Himmel von den Stimmen mit silbernen Messern aufgerissen werden, schimmerte das Lachen aus den Kehlen. Dankbar streichelte die Hand das Wasser, dankbar schmeichelte das Wasser ihr zurück. Liebende tanzten umschlungen auf dem Grunde, Raschwendige ritten aufeinander wie auf Pferden, Heitere tauchten Schwerblütige in das Meer und tranken seinen Wein, und, berückt von dem kieseligen Grunde, stießen viele vor bis in den kühlen Strom und warfen ihre Leiber jubelnd vorwärts, bis auf einem Kahn ein Schiffer mit einem roten Tuch den Vorstoß aufhielt. Auf dem Rücken liegend, fächelten sie nun das Wasser mit den Fersen und sandten Blicke nach den Seiten, dann der Blick in den Himmel war von dem gelben Gestirn verstellt. Zur Linken bog das Ufer um, Landhaus stand um Landhaus da; ein hohes, leuchtend weißes Haus fiel auf durch die Eigentümlichkeit des Oberstocks, der, schmaler als die unteren Stöcke, steil an beiden Seiten absetzte und in einem geraden Dach verlief. Während die anderen Häuser überwölbt von hohen Bäumen und eingefaßt in Büsche waren, stand dieses da wie ein sprungbereiter Schwimmer, und auf dem Rücken liegend, schwammen Hunderte auf seine Pforte zu, sein Bild in ihre Träume ziehend, wenn sie nicht mit den Fischen zu dem Tor hineinzogen.

Ununterbrochen tauschten Ufer und See die Gäste. Scharen, die sich mattgeschwommen hatten, liefen an das Ufer und warfen sich, angezogen von dem Erdpunkt, mit dem Gesichte in den Sand, Durchglühte rissen sich vom Sande auf und jagten die Speere ihrer Arme in das Wasser.

Mit dem Fortschritt der Stunde gewann das Ufer die Mehrzahl wieder. Träge lag und kauerte nun eine gewaltige Schar im Sande. Berauschte hatten sich auf den Rücken geworfen, das Gesicht mit der Hand bedeckt gegen einen mißgünstigen Blick. Andere hatten sich mit dem Bauch in den Sand gedrückt und ließen die Sonne auf den Rücken brennen. Eine Anzahl Männer hatte ihren Arm unter den Nacken ihrer Mädchen getan, deren Kopf war darauf eingeschlafen. Nicht selten hielt ein Paar sich Leib an Leib und schlief, am Halse umschlungen, auf der Seite. Aus dem Umschlag verzehrter Lebensmittel zusammengepreßt, sprangen Papierbälle umher, fegten über die Köpfe und weckten im Falle die Schläfer.

Mit dem sinkenden Gestirn nahm die Betäubung zu. Auf der rechten Seite des Ufers lag eine kleine Insel, zum Abend stiegen darüber graue Wolken auf, senkten sich wie Ballons und hingen bald so tief, daß sie von den Turmspitzen, der einzigen Andeutung zweier Häuser über dem Blattdickicht der Insel, fast zerfetzt wurden. Die Sonne lag hinter dem Gewölk, floß grau durch seinen Rand und sammelte ihr ganzes Licht auf die andere Seite des Ufers, dort, wo das weiße Haus nunmehr von Licht umgossen mit seiner ganzen Blöße vor aller Augen trat.

Eine große Zahl von Menschen starrte aufgerichtet, die Knie umschlungen, auf dieses Haus. Seine unbekümmerte Genußsucht hatte drei Sommer schon den Trieb der Badenden gestachelt. Tag für Tag brannte es wieder in diesem Sommer, eine babylonische Hure, seine Nacktheit den Ruhenden in das Auge. Alle begingen im Geist um diesen Besitz Verbrechen und heckten die kühnsten Unternehmungen für seine Eroberung aus. Heute goß das Haus, weiß wie ein arabischer Schimmel, einen besonderen Zauber um sich, als auf dem Söller in lichten Kleidern und mit bunten Schärpen zwei Frauen, begleitet von einem Mann, erschienen und verschwanden. Vorzüglich von den Arbeitern wurden viele magisch hingenommen von dem Anblick, in der bekannten Gruppe wurden alle und besonders der südlich aussehende von dem Anblick berückt, sämtlich vergaßen sie ihrer Mädchen, in dumpfer Anziehung nur noch trachtend, hinüber an das Ufer zu gelangen. Es war wie eine Stimme vom Himmel, als von einem, niemand wußte, von wem, gerufen wurde: „Hinüber!"

Auf den Ruf sprangen sechs Männer aus der Gruppe in den See, wateten zu dem Kahn und schwammen zu dem Segelboot, das sich aus einer ganzen Reihe im Hintergrund wankender Segel gelöst hatte und nun, mit eingezogenem Segel, herangerudert kam. Dem Besitzer wurde eine Fahrt zu dem Landhause abgeschmeichelt. Angelangt sprangen sie vor Abenteuerrausch ohne Atem an das Ufer, besinnungslos ging der Lauf über den gelben Kiesstreifen, mit schmerzenden Sohlen über das geschorene Gras, auf das unverändert leuchtende, durch ein Tor in gleißender Wand

die Kommenden anlockende Haus, das in Glut und Kälte prangte. Eingelassen durch die Tür, fanden sie bald in einen Saal, wo eine kleine Gesellschaft um den Tisch versammelt saß. Allein die Angekommenen waren so befangen, daß es nicht der Entrüstung des Hausherrn bedurfte, um sie einzuschüchtern. Am liebsten hätten sie sich entfernt, nur das herausfordernde Lachen der beiden heiteren und lebenslustigen Frauen hielt sie fest. Diese waren es, die voll Ahnung zusammen den Söller zu besteigen vorschlugen und auch den Hausherrn dem Vorschlag geneigt machten. Bald badete sich der Himmel vor den entzückten Blicken in dem See und stürzte sich der See auf diesen Himmel. Hinten lag das Ufer, von der tausendköpfigen Menge erschüttert, von der ungeheuren Menschheit durchheult, und die Trunkenheit des Blickes stachelte die Abenteurer zum Sprunge in den See, zu dem anderen Ufer, beladen mit seliger Erinnerung, um zurückzuschwimmen. Sie winkten hinüber, und Leichtsinn und Übermut der Frauen begleitete den Gruß mit weißem Tuche.

Dieser Bewegung bedurfte es kaum, um in der Menge, der schon der Übergang zum Ufer nicht entgangen war, eine höchste Erregung zu wecken. Die Mehrzahl hockte bereits mit aufgerichtetem Körper, ein seit dem Mittag nicht gehörtes Brausen von Stimmen hatte sich erhoben, die Entschlossensten stürzten vom Ufer und durchschlugen das Wasser, anderen gelang es, sich eines Seegelbootes, das sich mit Mäßigung zwischen Haus und Ufer hielt, und seiner Ruder zu bemächtigen. Sie lenkten es zu anderen Seegelbooten, zwangen sie in ihren Dienst, fuhren mit vollen und holten auf dem Rückweg mit den leeren die letzten im Gebüsch der Insel sich verbergenden Boote aus ihrem Versteck. Bald nahmen dreißig mit Rufenden, Brausenden und Rasenden gefüllte Boote den Weg vom Ufer zum Ufer, umgeben von den angeklammerten und nachschwimmenden Menschen. Rasch standen auf dem Söller Hunderte, so hart am Rand, daß die vordersten wie Fahnen in die Parkbüsche hinunterwehten; bald war der Garten überfüllt. Nackt lagen Menschen rottenweis im Gras, rieben sich die Glieder, wandelten durch die Anlagen aufgeschlossene und alles andere als aufgeschlossene Wege, saßen auf den weiß gestrichenen Bänken und tranken mit seligem Blick das Meer.

Auch in dem Innern hatte die Schar der Erschienenen das Haus gewaltig angefüllt. Die Winkel quollen von Menschen über, obwohl der Eigentümer, ein noch nicht alter Mann, in Eile an einzelnen Türen die Schlüssel umgedreht und abgezogen hatte. Trotz scharfer Beobachtung war auch eine Anzahl kostbarer Gegenstände von ihm in einen abgelegenen Raum geschafft worden. Mehrere junge Menschen halfen ihm dabei, wiewohl er wenig aufrichtig auch ein Bild seiner Frau verschloß, die sich vor kürzerer Zeit auf eine längere Reise begeben hatte. Weniger aufrichtig als

sie und noch weniger als er, gingen andere Männer mit Widersetzlichkeiten vor. Geduldig hatte eine größere Schar sich angekleidet, war auf dem Landweg von dem Strande durch den Wald gekommen und trat nun von der Straße in den Garten. Unter ihnen war eine Reihe verwegener Männer und entschlossener Frauen, die sich nur deshalb angekleidet hatte, um nach einer hurtigen Plünderung sich hurtig zu entfernen. Mehrere erfahrene Schlosser sprengten unmittelbar danach die geschlossenen Türen, aber das Unternehmen war erfolglos. Nicht, daß die Beute sie nicht reizte, aber die zuerst Eingedrungenen hatten inzwischen Posten vor die Zimmer gestellt, die im Kampfe am Ende siegten.

Später kamen Posten auch in den Park. Der Eingang, sowohl von der Landseite wie zum Ufer, wurde abgesperrt; im weiteren Verlauf wurde sogar mit der Besetzung einer eingetroffenen Barke gekämpft. Die Besatzung forderte, ausgeladen zu werden, auf die Vorstellung der Überfüllung schlug sie die Rückkehr ebenso vieler vor, als gelandet zu werden wünschten. Der Versuch der Auswechslung wurde unternommen, er mißlang, mißlang zweimal, so daß das Ufer abermals gesperrt wurde. Geduldig nahmen die Posten Vorwürfe und Flüche hin, aber so tapfer sie sich hielten und so wenig sie sich selbst durch einen über Wasser gefeuerten Schuß erschrecken ließen, wäre es nicht gelungen, den weiteren Zustrom Tausender zurückzuhalten, wäre nicht nunmehr ein Ereignis eingetreten, das allerdings den Sachverhalt veränderte.

Schon zuvor hatten mit den landenden Booten etliche Personen aus Vorsicht das Landhaus wiederum verlassen. Unter den Zurückkehrenden hatte sich auch der südländisch aussehende junge Mann befunden, dessen Vergnügen getrübt war, als sich das weiße Haus nicht mehr ihm und seinen Gefährten allein ergab. Keinem von den Schwärmen der Nachgekommenen war auch nur der schuldige Dank bewußt geworden, der ihm als dem Führer zukam. Von dem Söller nun hatte er die beiden Türme der Insel gegenüber erblickt, und dort zu stehen, allein, bald zu dem Ufer, bald zu dem Söller blicken — diese Vorstellung hatte unversehens seine Seele hingerissen. Sich in ein Boot werfend, die Mandoline an der Seite, maß er die abnehmende Entfernung zu dem Ufer. Als das Boot auf den Sand lief, sprang er hinaus, watete längs dem Ufer an den Menschenmassen vorbei bis zu der Höhe der Insel und schwamm ungeachtet des erheblichen Abstandes auf sie zu. Sie lag hinter dickköpfigen Weidenbüschen; hinter den Mauern standen noch einmal Linden und Pappeln, und die Linden drückten so stark auf die Büsche, daß ein doppelter Kranz das Ufer einschloß. Voranschwimmend, bemerkte er einen kleinen herausgebauten Steg, und unter dem Gebüsch verborgen ein kleines verankertes Motorboot, plötzlich hörte er hinter sich Schläge und sah beim

Ummwenden drei junge Menschen auftauchen, nachschwimmende, denen er vergeblich durch ein Schütteln des Kopfes die Rückkehr nahezulegen suchte. Lachen und Rufe folgten ihm, so daß er, sich der Verfolgung zu entziehen, unter Wasser weiterschwamm. Bald tauchte er auf, weil er zwischen Schilfgras geriet, aber nun war er schon durch eine Biegung den Blicken entzogen. Durch die Schilfniederung sich an das Ufer arbeitend, achtete er nicht der Risse im Gebein, und getröstete sich der Schürfungen an den Händen, watete einige Meter über Sumpf, konnte die untersten Weidenzweige fassen, zog sich an ihnen hinauf, bog dann die höchsten nieder, schnellte sich an ihnen empor und sank dann über ihren gespannten Bogen und den langen einer Linde, wie über einen Wall geschleudert, auf die Insel.

Aus den Knieen aufsteigend, noch in Furcht, überholt zu werden, lief er über einen stechenden Rasen in hoher Grasblüte, und als er einen Kiesweg traf, an seinem Rande weiter. Nach wenigen hundert Schritten stand er vor einem Haus, dessen Dach an einer Seite zu einem Turme aufstieg. Er sah nicht, um wieviel bescheidener es gebaut war, als das zuvor betretene, er suchte nur das Tor, und als er die Klinke niederdrückte, benommen von dem Dunkel, das seinen vom Licht gereizten Blick unsicher machte, prallte er in der Tür auf eine Gestalt. Es war ein alter Diener, der ruhig dastand und gelassen die nackte Erscheinung betrachtete, mit seiner Figur nicht ohne Absicht genau die Mitte der Tür einnehmend und gewillt, den Raum bis zu den Pfosten auszufüllen. Im höflichsten Ton, denn den fand er angemessen, erklärte der Eindringling, er habe vor, den Turm zu besteigen. Die Besichtigung sei nicht freigegeben, wurde ihm geantwortet, und dem Besucher blieb als Mittel nur, seine Bitte zu wiederholen, wenn er auch jetzt nicht mehr wünschte, sondern forderte. Dem Diener schien der eine Ausdruck wie der andere, er schickte die Hand in die Richtung des erstürmten Hauses und erklärte ruhig, es werde hier nicht wie dort verfahren; allerdings gab er zu, was geschehen, habe keinen Unrechten getroffen; in dieser Wohnung, unter seiner Obhut aber lebte ein alter und berühmter Arzt, für den diese neuen Bräuche und Gewohnheiten nicht geschaffen seien.

Der Diener würde in seiner Rede noch weiter fortgefahren sein, aber der Ankömmling, als er einen Augenblick den Mund des alten Dieners offen sah, trat einen Schritt auf ihn zu und verlangte mit geschwungener Faust für sich Platz. Der andere schien auf diese Weise des Verhandelns indessen vorbereitet. Ohne ein Wort zog er ein geöffnetes Messer aus der Seitentasche seines in blauen und weißen Streifen verlaufenden Leinenrockes; aber ehe er es völlig herausgezogen, hatte der Nackte es bemerkt, an keiner Bewegung, sondern an einem Schrei, den eine alte, in dem

dunklen Flur hinter ihm verborgene weibliche Person ausstieß. Der junge Mann faßte das Handgelenk des Alten und schlug danach mit der Faust ihn ins Gesicht, darauf stieß er ihn heftig vor die Brust, daß er umsank, dumpf auf die Fliesen aufschlug und die Wirtschafterin entstob. Nun taumelte er selbst die Stufen zu dem Turm empor, die Stufen mit dem Blut aus seiner linken Handwurzel netzend, denn ihr Fleisch war ihm im Kampf durchschnitten worden. In der Höhe des oberen Stockes fand er eine stark verschlossene Tür, ohne ein Instrument ließ sich das Kastenschloß nicht sprengen, auch mit der Faust war das Holz nicht einzuschlagen; er hieb also auf die gebuckelten Schmucknägel, bis ihn die Knochen schmerzten, und er inne wurde, was er getan hatte, die Treppe hinunterlief und aus dem Hause stürzte. Vergeblich suchte er die Wirtschafterin, um sie zu verhindern, die Polizei durch den Fernsprecher zu verständigen. Er fand sie nicht und lief verwirrt, bei jedem Geräusch erschrocken, bis zu dem Rand der Insel, wo er die drei jungen Leute traf, die ihm nachgeschwommen waren, und die nun voller Angst nach der Ursache der Schreie fragten. Er erschrak bei ihrer Frage, denn er hatte weder von der Wirtschafterin noch von dem Diener einen Schrei gehört. Bei dem Anblick des Blutes an seiner Hand erschraken wieder die drei, ohne Aufenthalt verlangten sie nach dem Strand, stießen in das Schilfdickicht, wateten durch die Sumpfwurzeln und legten sich, sobald die See wieder vor ihnen frei lag, mit aller Kraft auf das Wasser, das sie mit einer aufgeregten Hast zerteilten. Sie schwammen zu der entfernteren Seite des Ufers, um den Anschein hervorzurufen, als kämen sie von dem weißen Hause, von wo jetzt viele zurückkehrten auf vollen Booten. Kaum am Ufer, stürzten sie in ihre Sachen und trockneten die Körper erst in ihren Kleidern, auf die erste Gelegenheit eines Abzugs lauernd.

Aber dieser Abzug war nicht mehr möglich. Durch den ganzen Tag hatten zwei Wachtmeister der Gendarmerie die Menschenansammlung beobachtet; unmittelbar nach dem Anlegen der ersten Boote ersuchten sie den Amtsvorsteher um Unterstützung. Mit richtigem Urteil für die Lage gab dieser nicht allein von seiner eigenen Mannschaft die letzten ab, sondern erbat auch von den benachbarten Stellen Hilfe. Bald lag eine Kette von Männern im Wald verstreut. Als der Anruf der Wirtschafterin von dem Morde oder doch dem Versuche dazu Kenntnis gab, brachen alle auf, den Mörder zu fassen.

Das Bad mit seiner weiten Anlage besaß zwei Ausgänge, einen allgemeinen und einen persönlichen für den Pächter; einen dritten hatten junge Leute geschaffen, denen das geringe Entgelt für den Eintritt noch zu hoch war, indem sie ein Loch in den Drahtzaun bohrten; ohne die Zustimmung des Pächters schlüpften sie hier durch. An diese drei Eingänge

und an die Ausgänge des weißen Hauses und auch der Nachbargärten wurden Posten gestellt, aber zugleich an dem ganzen Drahtzaun selbst entlang, im Abstand von wenigen Schritten, denn es wurde damit gerechnet, daß die ängstlich gewordene und gehetzte Menge, zum mindesten aber die Verdächtigen, trotz der Fangstacheln über den Zaun setzten, zumal ein Mann innen und einer außerhalb eine lebendige Brücke bilden konnten.

Die Einschließung durch die Postenkette wurde plötzlich bekannt. Der Eindruck war ungeheuer. Selbst von solchen, welche sich nicht zu dem anderen Ufer hinübergewagt, blieben nur wenige im Gefühl ihres nicht verletzlichen Gewissens ruhig. Die Mienen verzerrten sich, die Hand erschlaffte, der Fuß schlief ein, die Angst verbarg sich nur roh hinter der Versicherung von Kaltblütigkeit, der Schaustellung von Gleichgültigkeit. Die Frauen wurden sofort aller möglichen Folgerungen inne; sie sahen Ernährer und Väter am Erwerb verhindert. Als von Unbedächtigen ein Wort wie Landfriedenbruchs fiel, war der Zusammenbruch nicht weit. Die Frauen zogen die Kleider über die Nässe, die Gewänder sanken beim Zusammenrollen gespenstisch in den Sand; als sie das Eßgeschirr in Sack und Tasche packten, zerklirrte es; bloß einige junge Männer listeten in der allgemeinen Aufregung im Herumstreifen der Nacktheit einige Blicke ab, und diese gab sich ohne Gedanken preis.

Unterdessen aber hatte eine Anzahl junger Leute gehandelt. Ihrer sechs waren sie in den Garten des weißen Hauses getreten und hatten in die Rückfahrt eine Regel gebracht. Als einige Boote auswichen und statt zum Ufer zu fahren, weit in den See stachen, gaben sie jedem Boote einen Schutzmann bei; unter dessen Obhut vollzog sich der Pendelverkehr in Ordnung. Die über den See gefahrenen Massen zeigten selbst den Wunsch zur Rückkehr an das Ufer, wo es keinen Unterschied mehr gab zwischen ihnen und den anderen, und sie eine Sicherheit gewannen. Allerdings schien eine Verfolgung nicht beabsichtigt; ein Abschub auf der Landstraße wäre sonst dem über See vorgezogen worden. In Wirklichkeit war die Absicht der Verfolgung durchaus nicht aufgegeben; die Schutzleute hatten auf den Landweg nur verzichtet, weil sie nicht wußten, was mit der Nacktheit der Festgenommenen anfangen und wie die zurückgelassenen Sachen behandeln; sie verfingen sich in ihren eigenen Vorstellungen.

Während der Überfahrt wurde von den Beamten das mindeste getan, um die Spur nicht zu verlieren. Sie verlangten von jedem Gast genaue Angaben zur Person und trugen sie in ein Buch, aber da es offenbar nicht anging, die Angaben nachzuprüfen, so erhielten sie lauter falsche Eintragungen diktiert.

Inzwischen hatten die Schutzleute vor den übrigen Ausgängen der Anstalt sich an dem Drahtzaun mit der vor ihnen gelagerten Menge und

ihren Wortführern in Gespräche eingelassen. Sie verschwiegen nicht, daß ein Mörder unter der Menge sei, und daß sie ihn unter allen Umständen zu fangen den Auftrag hätten. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Wurf, und nun bemächtigte sich der Menge kaum eine andere Angst als weidender Schafe, die, mit Stricken an einem Pflock in der Erde festgemacht, bei der Annäherung eines Menschen im Kreise wild herumjagen. Vielen war es klar, daß ihr eigener Abzug von der zuvorigen Auslieferung des Mörders abhing, sie stellten sich die Kämpfe vor, welche durch die Nacht die Massen zerrissen, in dem Widerstreit der Stimmen, ob der Forderung der Auslieferung nachzugeben sei. Für andere trat die Person der Ermordeten vor die des Mörders, Frauen sprengten aus, ein Mädchen sei von ihrem Freund im Wasser umgebracht, andere, es sollten mehrere erschlagen sein, wieder andere nannten als erschlagen den Herrn des weißen Hauses, andere seine Freundinnen, andere den Pächter, wieder andere eine Person, die damit beschäftigt wurde, Wäschestücke auszugeben, je weniger die Wahrheit feststand, je mehr die Vorstellung sich ergoß, um so verhetzter und um so gereizter wurde, von so vielen aufgeregt, die Menge.

Bei diesem Zustand zunehmender und bald höchster Angst griffen zwanzig Männer und Frauen ein und retteten die Lage. Es waren die gleichen, welche schon die Rückfahrt geregelt hatten, nur um Gesinnungsgenossen vermehrt. Ihr erster Versuch der Erhebung von Forderungen an die Schutzmannschaft genügte nicht. Die Schutzleute, forderten sie, sollten abziehen und nicht die Ausgänge allein freigeben, sondern auch den Weg zum Bahnhof und den Bahnhof selbst; sie hingegen wollten versuchen, den Mörder festzunehmen: mißlang es, sollte es nicht anders, sondern ebenso sein. Denn welche Hoffnung, legte der Führer der zwanzig, Meister und Vertrauensmann der Arbeiter einer Fabrik, dem in seinem blauen Tuchanzug erstickenden Polizeioffiziere dar – welche auch nur entfernte Hoffnung hätte die Polizei, durch die Bewachung der Ausgänge des Mörders habhaft zu werden? Ausweise führte nicht die Hälfte der Menschen bei sich, und zu glauben, die Menge kenne den Mörder und gebe ihn preis, wenn der Abzug davon abhinge, das war irrig und beamtenhaft gedacht.

Der Offizier traf keine Entscheidung. Entweder mußte er erst Fühlung mit anderen Stellen suchen, oder die Entscheidung fiel ihm zu schwer. Die unentschiedene Pause benutzten die Retter, um in der Menge Anhänger für ihre Absichten zu werben. Sie verteilten sich und predigten mit lauter Stimme, aus den Hörern erwuchsen ihnen Jünger, und die Zustimmungen zu ihren Forderungen wurden bald in dem gleichen Maße allgemein, wie der Unwille gegen den Mörder wuchs, der bisher, je

nachdem wer als ermordet angenommen wurde, nur größer oder geringer gewesen war; denn für den Eigentümer des weißen Hauses wurde der Tod natürlich gefunden, während er den anderen weniger gewünscht und zugedacht wurde. Erst als der Sprecher ankündigte, die Bäder würden ein für alle mal für die Bevölkerung geschlossen, es sei denn, der Mörder werde ausgeliefert, und es sei ferner, daß der Abzug in Ordnung vor sich gehe, kam Besinnung in die Menge. Die vor Aufregung durcheinander laufenden Tausende blieben stehen mit dem Rücken gegen den See, mit dem Gesicht gegen den Wald und den von außen belagerten Zaun standen sie plötzlich unbeweglich in den Sand gebaut, und mit einem Male erhob sich der Ruf nach freiem Abzug, rasch sich unter der geordneten Menge fortsetzend, auftobend, nach einer Pause auf ein Zeichen erhöht stehender Redner neu erschallend, wild, laut, von dem Kamme zurückgeschlagen, zum Himmel aufrauschend; der Himmel hatte sein Licht verloren und verschlang ihn.

Eine geraume Zeit verging, die Stimmen gingen in Gesprächen unter, der gemeinsame Ruf stieg nur vereinzelt. Auf ein Zeichen tobte er gewaltig wieder empor und durchbrach die Luft, ein schauriger und gefährlicher Donner. Jetzt verringerten sich die Pausen, und, nur selten aussetzend, schoß der Schrei in raschen Gewittern auf die von den Rufen bald betäubten Posten.

Die Gefahr der Selbstentzündung war bis zum äußersten gestiegen. In den vorderen Reihen erfolgten Bedrohungen der Belagerer. Unter dem Druck der feststehenden, aber leicht nach vorn geneigten Menge konnten die vorderen Reihen im nächsten Augenblick so stark schon gegen den Zaun gedrückt sein, so daß sie zu grunde gingen, oder der Zaun an vereinzelten Stellen riß, und die Menge in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit durch die Öffnungen an den niedergeworfenen Posten vorbei in den Wald hinausbrach. In diesem Augenblick wurde die Schutzmannschaft zurückgenommen und in ein Karree gelagert, die Schleusen gingen hoch, und nun tropften, von Ordnern in Zucht gehalten, gezügelt und gefesselt, die Massen durch die beiden Öffnungen des Zauns. Stundenlang währte der Vorüberzug, der von den meisten schweigend und stumpf unternommen wurde, während nur wenige über den Erfolg erhoben waren. Starke Mütter- und Vaterarme trugen schlafende Kinder; an der Hand geführt, mußten andere Unmündige gezogen werden, während sie im Gehen schliefen. Wer nicht schlief, dem begegneten Abenteuer in dem nun nächtlichen und tiefschwarzen Wald, in dem die Glut noch unverändert brannte. Die Bäume knisterten, die Blätter brachen ab, die Kleider waren von Terpentin übergossen, die Menschen schrien auf; einer großen Anzahl von Frauen liefen die Tränen über die Wangen vor Erlösung oder von neuer, nicht gelöster Begier.

Unter der Jugend wollten einige sich nicht die Gelegenheit der Nacht entgehen lassen; sie frohlockten und fingen sich; aber ihr Abenteuer ging in der allgemeinen Taubheit unter.

Vor dem Bahnhof, auf dem Bahnhof selbst, kam es zu schrecklichen Stauungen, entsetzenden Aufenthalten. Obwohl die Züge gestürmt und dann so stark besetzt wurden, daß sich Männer und Frauen, wie ausgeschwitzt, an die Trittbretter preßten, dauerte die Rückschaffung der Hunderttausend Stunden um Stunden. Die Menge hatte sich mit ihrem Gepäck teils auf die Straße vor dem Bahnhof, teils auf seinen Gängen, endlich auf den Quadern des Bahnsteigs selbst gelagert, aus dem dumpfen Hindämmern von jedem einschmetternden Zuge aufgerissen und dann auf ihr Gepäck in den Schlaf zurücksinkend, sobald die Folge Wagen verstoben war. Eingeschobene Züge, von der Schutzmannschaft besorgt, brachten in der vierten Stunde des Morgens endlich, als über dem See der erste Frühschein sich aus einer unausgeschlafenen Wolke aufhob, die letzten Auswanderer in die langsam zu sechs Arbeitstagen eben matt erwachende Stadt.

Die drei jungen Leute, welche dem einen zur Insel nachgeschwommen waren, hatten die Art des für sie gebotenen Verhaltens lange erwogen. Als sich vorübergehend die Festnahme des Mörders als einziger Weg zur Rettung der Menge erwies, begaben sie sich zu den Vertrauensleuten und berichteten ihre Beobachtungen. Sie wurden, um den Mörder unter der abziehenden Menge zu suchen, an die Ausgänge gestellt. Als der Versuch mißlang, erstatteten sie auf Veranlassung der Vertrauensleute Meldung dem Offizier. Aber die Hilfe blieb gering; der Mörder war noch nicht gefaßt, als die Menge abströmte, noch nicht, als das weiße Haus schon längere Zeit in den Blättern zu einem mäßigen Preise ausgeschrieben wurde zum Verkauf.

Gerichtstage

von Oskar Loerke

„Doch wo ist die Kraft der Fäuste, Wo des Atems Hauch, Der noch jüngst zum großen Geiste Blies der Pfeife Rauch?"

Wie plötzlich ist es gekommen! Der Dampf hat sich verzogen. Ist es ein Irrtum? Warum dann der gleiche Eindruck bei vielen?

Wir hofften soeben auf eine neue literarische Kunst, nahmen etwas sich Sammelndes, sich Ballendes wahr. Die Dichtung war sichtbarer als

die Dichter, die poetische Gesellschaft war entschiedener ein Individuum als ihre einzelnen Gesellen. Jetzt sind wieder nur Künstler da, verschiedenen Alters. Ihre Zahl hat sich gegen gestern nicht vermindert, und doch klaffen Lücken zwischen ihnen, sie scheinen einsamer und stiller. Kam es nicht immer auf ihresgleichen an? War es nicht zu beklagen, daß mancher von ihnen durch das Getümmel verdeckt wurde, daß sein Gesang im Lärmen vergeblich lebte? – Wenn es nur wahr wäre, daß die freiere Aussicht ihm hälfe! Und dann, es fehlt heute die schwermütige Schönheit der Verschwendung, die das Menschenwerk mit einer Ahnung in die kosmische Unerschöpflichkeit eingliedert, durch Entwertung adelt: überzählig leben, überzählig sterben, – kein Zweck dazwischen, außer dem einen, dienend nur die Wucht eines um sich fressenden höheren Willens, eines berauschten Entschlusses kundtun zu müssen, wie es die Natur in viel riesenhafterer Grausamkeit oft und oft ihren Tiergeschöpfen auferlegt. Ich las, daß vor etlichen Jahren, für Menschenverstand sinnlos, plötzlich zwanzigtausend Rinder von den argentinischen Pampas in den Paraná stürmten und ertranken, daß vor vier Jahrzehnten die mexikanische See auf zweihundertfünfundsiebzig Quadratkilometer mit toten und verendenden Schildkröten bedeckt war. Und so fort, in allen Erdteilen, durch die Jahrhunderte, eine spontane Selbstopferung von Ratten, Eichhörnchen, Kamelen, Pferden, Schafen, Alken, Schwänen, Blattläusen, Schmetterlingen, Heuschrecken und jeglichem Getier.

Wäre in der Dichtkunst eine Pause im Sichverströmen des Überflusses eingetreten? – Es ist keine Pause, das eben bringt die Beklemmung hervor. Wohl hat der große Geist seine grausame Methode auch gegen die Poeten eingeschlagen: vier Jahrgänge noch Namenloser totgeschossen, weitere Jahrgänge so verarmt, verhungert und reaktionär, daß ihnen die Poesie gar nicht erst einkommt. Aber ein gewaltiger Rest blieb. Das sind die gleichsam Taubstummen. Wer Gelegenheit hat, die ungedruckte Literatur kennen zu lernen, steht staunend vor dem Rätsel, daß es gegenwärtig in Deutschland anscheinend mehr Schriftsteller als Einwohner gibt. Sind auch viele von den jungen literarischen Zeitschriften eingegangen, werden auch infolge der Wirtschaftsnot weniger Bücher gedruckt und gekauft als vor kurzem, so lassen sich dennoch weder vernichtende noch reinigende Wirkungen erkennen. Waren die zentralen Talente in den flimmernden Kometenstaub von Talent gehüllt, – jetzt leuchtet er nicht mehr, er ist Staub. Sogar manche von den selbständigen Begabungen erblinden sehr rasch.

Sind wir ermüdet? Erlagen wir vorher einer Suggestion? Nein, es sei denn, daß die Verführung unser Drang nach wirklicher Erneuerung war. Und nur das grundsätzlich Falsche – nehme man das Wort immerhin moralisch! – macht uns müde.

Die Verschwendung ist nicht mehr schön und schwermütig, sondern ärgerlich und hypochondrisch.

Nicht Saaten scheinen zu keimen, welche Frucht bringen wollen, sondern eingekellerte Früchte, und die bleichen Triebe zehren, je wilder sie schießen um so schneller ihre Knollen auf.

Kommen die Ährenleser in das Kunstgefilde? Fast scheint es so. Die vielen Anthologien, in Form von Büchern und Schriftenbündeln, wirken etwas gespenstisch wie geschehende Zeichen. Soll ihnen Aktivität innewohnen, und das geben die meisten vor, so kann die Ausstellung bekannter Verfasser nicht das Wesentliche sein, denn die sind ja ohnehin da, sondern eine gemeinsame Kraft, eine Richtung muß deutlich werden.

Ich spreche demnach nicht von Verlagsalmanachen wie etwa dem, in der Gesamthaltung erquicklichen, von Fritz Gurlitt oder dem mehr spielerischen „Damenbrevier" desselben Hauses. Ich spreche auch nicht von Liebhaberbüchern, wie sie Klabund (bei Erich Reiß, Verlag, Berlin) herausgegeben hat. (Im Vorübergehen sei nur bemerkt, daß für „die schönsten Sauf- und Trinklieder der Weltliteratur" der Titel „Das trunkene Lied", von den meisten Beiträgern der Vorzeit, besonders von Nietzsche, lebhaft refüsiert wird. Der andere schmuckvolle Band Klabunds, in Verbindung mit Karl Soffel ausgewählt, „Der Tierkreis", legt „unter dem Aspekt des Tiersymbols" einen Querschnitt durch die Dichtung aller Völker und Zeiten und „will bunt sein wie eine tropische Wiese". Solch ein Buch ist nur potentiell vorhanden: für den Müßigen zum Blättern, für den Gescheiten als Anregung, für den Dürstenden als Labsal, für den Jubilar als Geschenk. Ich war ein Dürstender. Man kann es auch als eine Erscheinung der Resignation bezeichnen.)

Ich rede von wegweisenden und kämpferischen Sammlungen. Ludwig Rubiner hat im Verlage von Gustav Kiepenheuer, Potsdam, einen Band „Kameraden der Menschheit, Dichtungen zur Weltrevolution" veröffentlicht. Obwohl viele starke, zuversichtliche, klargeistige Stücke darin zusammentönen, wirkt das Ganze nicht befreiend, sondern eher belastend. Weshalb macht soviel Optimismus nicht gläubiger, warum tut soviel Schmerz nicht inniger weh, warum wärmt soviel angespeicherte Wärme nicht, sondern macht frösteln? Vernehme ich den einzelnen Dichter, — freilich nicht jeden einzelnen von diesen achtzehn! — so scheint mir die Weltrevolution wahrscheinlicher, ja, näher als nach der Begrüßung durch den kleinen Chor. Nicht mehr kamen? Eine Konservatoriumprüfung, eine Liedertafel, ein Gruppenbild? Aber ich verehre und bewundere doch fünf oder sechs dieser Dichter, ich bin durch sie gestärkt worden! Also wird die Weltrevolution doch auch eine vielleicht ewige Aufgabe des einsam

erschütterten Herzens sein, wie ich es vordem glaubte, wenigstens soweit sie den Dichter beteiligen kann. – Als Jahrbuch desselben Verlages erschien eine andere Lese „Die Gemeinschaft", ebenfalls von Rubiner zusammengestellt. Eine Sowjetrepublik mit rückwirkender Kraft: Flaubert, Hugo, Voltaire, Poe, Hölderlin Mitglieder! Ich will mit einem Toten nicht rechten, zudem danke ich ihm sehr viel. Gewiß ist sich Rubiner nicht klar darüber geworden, daß sein Buch etwas von dem Vergewaltigungsprinzip einer geistigen Fremdenlegion hat oder gar eines aus praktischen Gründen erwünschten allgemeinen Heeres, das Taugliche, aber Wehrlose zum Eide schleppt. Schalten wir dagegen die Aktualität aus dem Werk aus und sehen es einfach als ein Propagandamittel des Verlages an, so werden uns nicht nur eine Reihe beachtenswerter Bücher rechtens empfohlen, sondern wir erfahren etwas von der urtümlichen, unerschöpflichen Vielgestaltigkeit des revolutionären Gedankens in der Welt. – „Umsturz und Aufbau", eine Flugschriftenreihe bei Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin: Büchner, Herwegh, Marx, lebende Autoren; gute Kostproben, nicht teuer, aber, bei Reclam, Hendel und Meyer! wie unser Nahrungskartensystem; der Arme wird nicht satt und holt's nicht einmal ab, der Reiche hat mehr. – „Die Silbergäule, eine radikale Bücherreihe", bei Paul Steegemann, Verlag, Hannover. Die Nummern, die ich in die Hand bekam, waren nicht radikal, weder was die Form, noch was den Gehalt angeht, sie waren auch nicht radikal gut oder schlecht. Das wird ein Zufall sein, ich kenne wahrscheinlich nur die richtigen Nummern nicht. Außer denen, die von berühmten, politisch und künstlerisch hochachtbaren, gemäßigten Autoren stammen, und die daher nicht charakterisieren, nennt das Verzeichnis einige kommunistische Verfasser, so daß möglicherweise doch ein politischer Radikalismus gemeint ist.

Ist der Triumphwagen, den die Herausgeber der vielen Sammlungen lenken, nicht eine Hungerharke?

Doktor Küppers macht im „Kestnerbuch" (Heinrich Böhme, Verlag, Hannover) den Versuch, jüngste und ältere Dichter zur Eintracht zu verführen und ihre Gesellschaft zu genießen in sehnsüchtigem Suchen nach einer leisen Harmonie unter der „mißtönenden Vielstimmigkeit der Gegenwart". Man genießt wirklich, doch unlegierte Fragmente, und die Dichter sind eigentlich gar nicht in dem gemeinsamen würdigen Quartbande; jeder liest die Korrektur seiner, manchmal wundervollen Seiten, und strebt dann hinaus; oder er liest sie nicht einmal, denn der Text wird außer durch zwölf teilweise meisterliche Graphiken durch viele Druckfehler unterbrochen.

Nur einmal ist die Symphonie „Menschheitsdämmerung" als Ausdruck der Gegenwart gelungen. Kurt Pinthus ließ unter dieser Überschrift bei Ernst Rowohlt, Berlin, ein Buch erscheinen, in welchem die

gesamte von ihm als wesentlich empfundene Lyrik unserer Zeit zur Totalität verschmilzt. Die Sätze der Symphonie sind überschrieben: „Sturz und Schrei", „Erweckung des Herzens", „Aufruf und Empörung", „Liebe den Menschen". Noch nie habe ich eine Auswahl von Dichtungen mit solcher Ergriffenheit gelesen, hingenommen, fortgeleitet, beständig viele Worte von unterwegs auf den Lippen, während schon neue das Ohr verführen — bis zum Schlusse. Dabei war mir das meiste lang vertraut, manchem war ich freundlich oder leidlich aus dem Wege getreten. Mancher schrie jetzt nicht mehr so laut wie einst, obwohl er, wie es schien, nur geringe Schmerzen hatte, und mancher zeigte plötzlich ein verschwiegenes Leid. Kurt Pinthus ist etwas Wundersames geraten: er hat die Gedichte für die Dauer unserer Versenkung in seine Sammlung namenlos gemacht. Bestimmt wurde die Auswahl von der obersten Berufungsinstanz in Gerechtigkeitsdingen, den feinsten Sympathien und Widerständen der Nerven. Letzten Endes machen diese Urteile, natürlich ohne deshalb immer gerecht zu sein, die Geschichte. Und das Buch ist nicht wegen seiner sieben Toten allein auf eine zarte Weise schon Geschichte, und das ist das Geheimnis seiner außerordentlichen Wirkung. „Es sind Felder über der Erde, die tragen nichts als Blumen des Rauschs — halt an, Narciß . . . wie weit du fühltest, wie weit du spültest, dir ward dein eignes lyäisches Bild." (Gottfried Benn.)

Przygodes „Buch der Toten" (Roland-Verlag, München) will die reinen Züge der Dichter Peter Baum, Sack, Lichtenstein, Lotz, Stadler, Trakl nur bewahren und überliefern, ihnen eine dauernde Gegenwart im Zeitlosen schaffen. Das schöne Gedächtniswerk ist streitbar allein in dieser Absicht. Nicht mehr von Narciß, von jedem der sechs Dichter darf es heißen: „Zwischen Asphodelen schaust du dich selbst in stygischer Flut."

Die Kraft der heutigen literarischen Kunst, die zentripetal sein wollte, erweist sich als zentrifugal. Wesensausdruck ist das Gemeinsame in dem großen und vielzerklüfteten Komplex der Bestrebungen. Wo nicht viel Wesen ist, muß der Ausdruck vorgegeben, übertreibend, lügenhaft sein. Man schützt sich vor dem Erkanntwerden durch Abstraktion und Verallgemeinerung. Die Einstellung auf Ausdruckskunst ist gewiß etwas Hohes, doch ist sie nicht geeignet, der Verwirrung irgendeiner chaotischen Zeit Struktur zu geben. Fünf oder sechs können, jeder für sich, die ganze Arbeit gleichzeitig leisten, aber nicht hundert oder tausend. Diese Kunst stirbt in ihren Epigonen an ihren Widersprüchen. Sie setzt nach ihrem Begriffe mächtige Gestalter voraus; Rebellen, und wenn sie niemand feind wären; Einzelne, und wenn sie zu Dutzenden brüderlich in einem Zelte wohnten. Mehr als jede andere Dichtungsweise ist diese epigonen-

feindlich. Das Mißlingen mag anderswo gleichgültig und lächerlich sein, hier ist es leicht anmaßend und zersetzend. Die Herde aber ist überall, die Herde, die blind in den Paraná läuft, oder die Schildkrötenherde des mexikanischen Golfes. Die souveräne Herdenpersönlichkeit will ihre glühende Innenwelt gestalten und guckt dem Nebenmanne ab, wie der diesen Willen verwirklicht, sie benutzt die gleichen Mittel, bearbeitet dieselben Themen wie der Nebenmann. Der Expressionist ist zum Impressionisten geworden, nur hatte er statt an der Freilichtnatur an den Produkten einer camera obscura seine Impression. Ist er ethisch gerichtet, so muß er sich auf absolute Ethik versteifen, denn konkrete Anwendungen wären naturalistische Abhängigkeit. Das pfäffische Stieren auf die Forderung von innen macht unsittlich. Das Beharren im Unpraktikablen ist auch Kompromiß: statt eines Nachgebens draußen ein Nachgeben drinnen zugunsten der verlogenen Konstruktion. Mancher merkt schließlich, daß der unheimlich leere und strenge Riesenumriß, in den er sich eingeschlossen hat, gar nicht er selbst ist. Der papierene Christus wird ihm auf die Dauer zu trivial, er schleicht sich heraus und redet unbefangen von etwas anderem. Schien er ein Stümper, so ist er nun ein Verräter, unglaubwürdig vorher und nachher.

Eine Anzahl von jungen Theoretikern spricht eine Sprache mit Fremdwörtern, für die eine klare Übersetzung nicht gefunden werden kann. Die gebräuchlichsten sind: Gott, Geist, Mensch. Sie sind aber die Nägel, an denen alles hängt. Es ist damit wie mit dem Traume von der Schaukel, deren Haken in keinem Balken stecken, sondern die in der Luft solide stecken bleiben. Insbesondere das Wort Geist wirkt aufreizend wie etwa die gedankenlose Angewohnheit, manches Sprechers, in jedem Satze dreimal „nicht wahr?" zu fragen. Dieser Geist duldet in der Welt weder Zahnschmerz noch Pest, weder Schuster, Schneider und Koch noch Bergmann und Tapezierer, die doch beispielsweise von einer Musik Bachs oder Bruckners – vom Dasein nicht ausgeschlossen, in ihrer Existenz nicht getötet werden. Mit Gott ist es nicht anders. Er ist bei seinen neuen Priestern ein träger, dabei tyrannischer Gesell. Er läßt sich mit scholastisch-quietistischer Übung dienen. Er ist die Eitelkeit des humorlosen und daher selten ganz echten Ernstes, er lebt in Jargon der Sehnsucht, statt in der Sehnsucht selbst. Wehe dem Gotte, der nicht flieht! Er ist nicht mehr als eine Qualle am Strande.

Kommt es hoch, so hat sich der Mensch bei der vergreisten Jugend in einen Kopf verwandelt. Ein verschrumpfter Zwergenrumpf sitzt darunter, und schlotternde Kinderärmchen nnd -Beinchen hängen an dem Rumpfe. Er kann nicht gehen. „Der Kopf" heißt ein großes Gedicht von Reinhold von Walter (Paul Cassirer, Berlin), das den Alpdruck und Jammer in Petersburg darstellt. Es wird symbolisch auch für das Elend ohne

Geißel und Brand. Übrigens ist das Gedicht aufgesogen von den seelentiefen Holzschnitten Ernst Barlachs, die das herrliche Druckwerk schmücken. Ein apokalyptischer Wind wehte diese Gruppen der Qual zusammen, warf diese Falten der Gewänder auf, drückte in diese Gebärden der Verzweiflung die unlösbare Endgültigkeit.

Solfatara heißt ein Krater bei Pozzuoli. Er schleudert kein Feuer mehr aus seinem Schlunde. Schlammblasen schwatzen und klacken jetzt in der Erde, die ihn ausfüllt. Sie steigen mit der letzten vulkanischen Kraft auf. Ist ihr Platzen aber noch der Vulkan? Längst stehen Gras und Bäume in dem Ringwall des Kraters. Das Leben dieses Ortes war einst, zu brennen, jetzt ist sein Leben grünende Gestalt.

Wieviele Dichter von heute übertrifft der Maler Ludwig Meidner in seinem Buche „Septemberschrei!" (Paul Cassirer, Berlin), Hymnen, Gebete, Lästerungen. Der Dichter Meidner übertrifft hier sogar den Maler, der eine Reihe von Steindrucken beisteuert, deren Leidenschaft wirkt, als hätte sie sich unterwegs etwas überanstrengt. Es tobt ein Entzücken des Lebens. Ekstatisch aufgewühlter Gesang, zuweilen wie auf Kamm und Besenstieltrompete, himmlische, heilige Trauer aus dem Stegreif im Kehrichtwinkel. Dennoch bleibt die Welt wahr, selbst in plattem Sinne. Sie verwandelt sich in ein selbstgeschaffenes fröhlich-trauriges Kloster, zum gütigen, andächtigen Orden. Sonderbar unendliche Wege scheinen zu schorfiger Küchenwand und Lampe wie zu phlegräischem Feld und Komet zu führen. Das romantisch Entrückte liegt nicht ferner, als die Pulse des Herzens reichen.

Franz Werfel schenkte uns ein neues großes Gedichtwerk „Der Gerichtstag" (Kurt Wolff, Leipzig). Fünf Bücher Verse, eines davon das schöne Zauberspiel „Die Mittagsgöttin". Schatten wurden geboren, tief in der Jugend, sie säugten sich am Blute des Dichters groß und fordern nun mehr: Das Herz, das Hirn, das Fleisch. Die Welt wurde ein böses Haus. „Hier pocht verführtes Blut, hier pendelt Irrtum-Uhr. Die Gänge sind voll Rauch, Die Feuer gingen aus. Von huschendem Besuch Ist Pfeifen da und Schatten, Flattern und Gefauch. Ich weiß nicht. Nichts weiß ich, auch mein Geheimnis nicht, Das eures ist. Es wandert durch die Gänge kleingewürgtes Licht. Ein Mütterchen-Licht, das kein Wort spricht, Nur mahnt und kreist wie um Mord . . . Weh zwischen uns steht Wort, Masse und Mauer aus dichtem Ort! Ich kann nicht zu Gott durch Wort. Fort aus dem Wort, Fort aus dem hallenden Haus!"

Das Herz, das Hirn steht dämonisch auf dem Spiel, und doch bleibt dem Leser, der Werfel liebt, gerade vor den rücksichtslosen, nacktesten, schamlosesten Stücken eine Bitterkeit: Des Dichters Bitterkeit schmeckt zu süß, und das nicht in einem artistischen Sinne.

Worin lag der hinreißende Zauber der frühen Verse Werfels? Daß alles Moralisierende darin nicht isoliert war. Es war sieghaft positiv. Eine warm auch den Körper durchglutende Freude an der eigenen Weltfreundschaft; eine Berauschung noch an der Fähigkeit, Leid mitleiden zu können, tief und lauter; ein Dank auf Psalmflügeln durch den Wind der Schmerzen zu fliegen, als höben nicht die Flügel, sondern die Schmerzen sich empor; eine holdselige Eitelkeit vielleicht sogar, gleichsam bevor der Begriff der Eitelkeit in dieser Welt einheimisch wurde; die Schönheit eines jungen Menschen, dessen Ethik, in Gedanken und Gefühlen, sich nicht unterscheidet von der frischen Körperregung eines starken Tieres. Sich bewundert zu wissen, diese Speise durchschwärmt noch den Kreislauf des Blutes, ohne das Hirn zu überfüllen, ohne im Ohr zu zischen und im Auge Arg oder Geiz zu entzünden. Der Stolz, Freude zu machen, ist wie der Gärtnerstolz in einem guten Fruchtjahr.

Nun hat sich dies alles auseinandergefaltet. Wie gehört es zusammen? Der Zustand, eine selbstverständliche und stets bereite Antwort an das Dasein zu sein, hat sich allmählich in das Gegenteil verkehrt, als eine ruhelose Frage an das Dasein zu ertönen.

Das fragende Ertönen erschafft ein anderes Wort als das antwortende, welches die Tendenz zur Stille hat. Dieses andere Wort entdeckt sogleich Trägheit des Herzens, Unzulänglichkeit, Feigheit, Bequemlichkeit, Völlerei, List und Lüge, und sein Erkennen und Bekennen erlöst nicht, sondern vergiftet, tötet nicht das Böse, sondern zeugt. Es feilscht, fälscht, mindert und mehrt zugleich das Sprachlose. Es zapft Opferblut und gibt nichts dafür zurück. Tantalus wird von ihm gezwungen, die Qualen, die er erleiden muß, auch noch zu ersinnen. Der Dichter wirft sich in wilder Selbstverfolgung in jedes Galle- und Feuerbad und stürzt geschwächt, nicht gereinigt weiter.

Den Hörer dieser Klagen und Anklagen überkommt Verwirrung. Sind sie letzter Ernst, so dürfen sie ihm ja nicht den Spiegel halten, so haben sie keinen Zeugen. Er muß zögern, sich von ihnen ergreifen zu lassen, um sich nicht zu überheben. Er kargt mit der Bewunderung, denn sie als Kunst zu werten, hieße in ihrer Seelensubstanz Eitelkeit wittern und den Dichter schmähen. Schlummert in solchen Gedichten nicht irgendwo die Nötigung zum Verstummen oder zu frivoler Virtuosität? Wer nicht schnöde und mit Selbstbewahrung liest, wird diesen Zwiespalt fühlen.

In allem Artistischen, mehr: in allem Künstlerischen ist Werfel ohne-

gleichen unter den Altersgenossen. So nah auf der Zunge liegt keinem andern Himmel und Hölle, so einfach und erstaunlich fügt sich keinem anderen das Sonderbare zur Rede, so gesund und voll keinem das Einmalige zur Weise. Das Niegehörte bringt nicht die Überraschung hervor, als käme es zum ersten Male vor unsere Augen, sondern die, als wäre es schon lange dagewesen und habe an Glanz dennoch nicht verloren. Eine Ahnung warmer unscheinbarer Erde mischt sich in die Ekstase dieses Geistes. Für den Könner Werfel gilt alles, was für den ganzen Menschen vor der Mahlzeit vom Erkenntnisbaume galt.

Wenn ich an die Dichter der jüngsten, eben beginnenden Generation denke, zähle ich mir an erster Stelle den Namen Georg Kulka her. Und manchmal vergesse ich dann weiterzuzählen. Vor wenigen Monaten kannte ich diesen Namen noch nicht. Das Buch „Der Stiefbruder, Aufzeichnung und Lyrik" (Verlag Ed. Strache, Wien) war damals noch nicht erschienen. Jetzt kommen mir schon Verszeilen daraus ins Gedächtnis wie das Fragment einer geliebten Musik, das eigentlich nicht mehr aus Tönen besteht, nirgends mehr herrührt und in die Disposition der Welt ebenso gehört wie in die seines Autors, — sie begegnen mir wie der zufällige nächtliche Blick aus meinem Arbeitsraum, welcher nicht nur irgendein stereometrischer spukhafter Luftkörper mit Fenstermauern und sternfunkelnden Himmelsfetzen als Grenzflächen, sondern ebenso ein Traum meines Blutes ist. Diese Verse sind zuweilen gar nicht die erlösend glückliche Prägung ihres Gehaltes, aber die vollkommene Prägung ihres Willens. Vielleicht stehen sie in anfechtbaren, ja von den urteilsfähigsten Lesern ablehnbaren Gedichten. Auch ich sehe in vielen Kulkaschen Gebilden Risse und Spalten; Quetschungen statt Verdichtungen; ideell richtige Kuppelungen, die gleichwohl nur auf dem Papiere nicht reißen, kühnste Begriffsverbindungen, die im Bezirk des Urteils möglich sind, vom Dichter aber außerhalb der formalen Logik, in der Sphäre der Kausalität und einfachen Existenz vorgenommen werden. Die Risse und Spalten im Wortgefüge verschwinden jedoch in jener Welt, welche die Worte meinen. Zwischen ihrem Sinn und ihrer Sinnlichkeit ist kein Zwischenraum. Wohl liebt Kulka Pracht des Worts und rhythmische Großartigkeit, aber wenn er „Berg" und „Meer" sagt, meint er nicht einen symbolischen Schall, sondern einen kosmischen. Der Wille zu der Perspektive, die in seinem Gemüte richtig ist und über allen Zweifel vorhanden, bringt zuweilen im Gedicht die unperspektivische Wirkung hervor. Manche Skizze ist objektiv unverständlich: ein einheitliches Geisteslicht legt sich in sein Spektrum auseinander, in eine Skala unverbundener Worte; fremd und vereinzelt steht maßlos Überschwengliches neben Dürrem — nach langem

Grübeln glüht es fern auf, wie in das Gehirn zurückversetzt, in einem Jenseits erscheinend, nachdem es seiner diesseitigen Erscheinung beraubt ist – jetzt tief und brennend, widerspruchslos und verwandt. Die farbigen Spektralstreifen haben ihre Herkunft und Bedeutung verraten. Kulkas Aufgabe wird sein, Mittel zu ersinnen, um überall unmittelbar zu werden. Uns ist nicht gleich der Inhalt einer Phantasie zugänglich, sondern unsere Phantasie muß erst eine andere Phantasie wie einen Inhalt fassen. Nennen wir den Inhalt einer Phantasie Form, so wären jene unverbindlichen Stücke Kulkas eben noch nicht Form. Er hat es freilich schwer, weil bei ihm der Reichtum dieser Form groß und bedrängend ist. Ein warmer junger Mensch, unvoreingenommen der persönlichen Seligkeit in allem Glück und Schmerz dieser Welt bedürftig und teilhaftig, bepackt mit dem allgemeinen Elend und Schmerz dieser Weltgerichtsjahre! In einem weiten Horizontkreis überall Eden, überall Gomorra. Das allgemeine Los alles Atmenden. Auch der Karrengaul frißt in dem verminderten Hafer dumpf das ganze gestattete und versagte Paradies und gleichermaßen Ostfront und Westfront und die Taten von Brussilow bis Foch und uns allen. Der Dichter hat es schwerer, damit fertig zu werden. Es freut, einen zu sehen, der es rein und auf seine Weise versucht. Der Stiefbruder, – in dem Titel ist wohl eine menschliche Situation und eine künstlerische Aufgabe gefühlt. Der Stiefbruder, strenger betrachtet und länger, geduldiger, ernster betrachtend als der rechte, nicht nur im Hause der Geschwister! Wenn er den Rang eines rechten Bruders einnehmen wird, so stand er vorher nicht im Glück des Erbes, sondern in der Gnade der eigenen Kraft. Und die Huld seines väterlichen Hauses wird zugleich die Huld der Welt sein.

Valuta und Wertgefühl

Eine psychologische Betrachtung von Emil Lucka

I

Wenn plötzlich der Erdboden und alles Feste zu schwanken beginnt, wenn wir nicht mehr sicher stehen, um uns greifen und keinen Halt fassen, dann befällt uns unerträglicher Schrecken, quälende Angst. Wir haben es nicht gewußt, aber jetzt wissen wir es: der Erde haben wir immer vertraut, sie ist unsere Stütze gewesen. Es wäre noch verderblicher, wenn mit einemmal ein Stück seelischer Sicherheit bräche, wenn ein Gespenst vor uns aufstände, wenn hinter der wohlvertrauten

Welt greifbarer Dinge eine andere, unbekannte, unheimliche dämmerte. Wird eine solche Vision durch Sinnestäuschung oder Betrug hervorgerufen, so versagt das ganze Nervensystem, verwirrt sich der Geist.

Wir wissen gar nicht, wie viel wir nötig haben. Erst wenn etwas schwindet, was bisher unantastbar gewesen ist – wenn uns ein Mensch enttäuscht, auf den wir alle Hoffnung gesetzt haben, wenn wir an der überkommenen Religion zu zweifeln beginnen – dann geraten wir in Beklemmung und Angst. Denn jeder von uns braucht Gewißheiten, denen er vertrauen kann – Menschen, Gegenstände, Gedanken, Glaubenssätze. Unsere Seele schwebt ja nicht selbstgenugsam im Leeren, sie ist mit allem Seienden verwoben, will in ihm gesichert ruhen. Gelingt es aber einem Menschen zu entbehren, was er für notwendig gehalten hat, erkennt er, daß es kein Halt gewesen ist, sondern ein Irrtum, dann kann es geschehen – wenn er die Kraft findet, gesammelt weiterzuleben –, daß er freier und stärker aus der Krise hervorgeht.

Der Seele des Einzelnen gleicht die Seele der Völker. Sie klammert sich wie eine aufschießende Erbsenstaude ans Geländer, an das Gerüst des Geistes, das sie umgibt, faßt vertrauensvoll die Lebenswerte, die ihr von Kindheit dargeboten sind, fühlt sich in ihrer Hut geborgen. Ein Feind ist jeder, der solch einen Stab im Erdreich lockert, die schwache Pflanze müßte umsinken, würde vielleicht zugrunde gehen. Das wissen die Staatsmänner und die den Geist in Obhut haben, sie kennen die alten verläßlichen Stützen und sie wehren jedem, der mit umstürzendem Willen an sie herantritt. In der Geschichte des Geistes wiederholt sich beständig dasselbe Schauspiel: Einer glaubt eine Wahrheit gefunden zu haben, die mit der alten nicht zusammen bestehen kann. Was jahrhundertelang so viele Schwache gehalten und durchs Leben geleitet hat, ist innerlich morsch und muß ausgerodet werden! Eine neue Wahrheit hat sich offenbart, der alte Irrtum muß versinken! Der so aus der Tiefe seines Gewissens ruft, kennt nicht die Angst, die er aussät (oder hat sie schon vergessen), weiß nichts von den Vielen, denen er Trost und Kraft nimmt, er vergeht sich am Leben der Menschen, und er hat seine Strafe verdient: den Scheiterhaufen. Die Wahrheit jedoch, die er verkündet, zieht in neue Seelen ein – bis die Menschen gelernt haben, sich an ihr festzuranken anstatt an früheren. Plötzlich fühlen sie, daß der neue Stab besser taugt als der alte, dessen Gebrechlichkeit nun offenkundig ist.

Die Ketzer des Mittelalters haben verkündet, daß der Geist nicht an Weihe und Priesterstand haftet, daß jeder des Geistes teilhaftig werden kann, daß jeder Priester sein darf, der reinen Herzens ist. Sie haben die Grundfesten des Weltgebäudes angetastet (nicht etwa nur die Vorrechte eines mächtigen Standes). Der Laie, der solches vernahm, mußte erbeben

— woran sollte er sich halten, wenn nicht an den Geweihten, den Verwalter aller göttlichen Geheimnisse? Kommt Gnade nicht mehr von ihm, dann ist keine Hoffnung für die Schwachen, die Suchenden, die immer aufs neue sündigen und nur vom Gesalbten Rettung ihres ewigen Teils erhoffen können. Solche Lehre machte die Menschen elend und heimatlos, trieb manchen in Verzweiflung. Es gibt Zeugnisse für die Angst, die über die Menschen kam, als protestantische Sekten die Heiligen aus dem Himmel und aus den Kirchen verjagten, die Vertrauten mancher schweren Stunde, Tröster und Fürbitter vor Gott. Für sich selbst freilich haben diese Umstürzer eine neue Freiheit, eine neue Seelenheimat gewonnen, und Späterlebenden haben sie einen Weg gebahnt.

Der Geist ist schwer faßbar und mag einem besondern Stande vorbehalten sein; aber Sicherheit für alle schenkt unsere Erde. Jeder Mensch, gelehrt oder unwissend, steht fest auf ihr, die gegründet ist für alle Zeit oder wenigstens bis zum Tag des Gerichtes, das wir nicht mehr schauen werden. Da kam einer und riß diese Erde aus ihrem Grund, schleuderte sie wie einen Ball in den leeren Raum, daß sie mit anderen kleinen Sternen in einem Kreis umlaufe. Entsetzen faßte jeden, der es vernahm, selbst Tycho Brahe, der große Sternkundige, ertrug es nicht. Mochten die Planeten um die Sonne laufen — er gab es dem Kopernikus zu; aber unsere Erde ist nicht ein Planet wie die anderen, sie steht fest, um sie kreist die Sonne mit ihrer Trabantenschar. Man rechnet es gern der römischen Kirche als Schuld an, daß sie von Grauen erfaßt das Unausdenkbare nicht duldete, daß sie nicht davon lassen konnte, den Menschen im Mittelpunkt der Planeten- und Kristallhimmel zu sehen, über ihm Gott, unter ihm den schrecklichen Abgrund. Das Tribunal von Rom hat nur ausgesprochen, was die Menschheit fühlte, der Papst und die Kardinäle sind durch den größten Astronomen der Zeit gerechtfertigt, und Luther sagt von Kopernikus: „Der Narr will, daß die ganze Kunst Astronomia umkehre, aber die Heilige Schrift sagt uns, daß Josua die Sonne still stehen hieß und nicht die Erde." Und Luther hat doch kühn das Haus der Kirche angetastet, das die sicherste Heimat der europäischen Menschheit gewesen ist — hier hatte er neue Gewißheit in der eigenen Brust gefunden, während er den natürlichen Halt, den die Erde bietet, nicht missen konnte.

Kepler und Galilei, die als erste den Gedanken des Kopernikus (dem späten Griechentum nicht fremd) beitreten, die von seinen Rechnungen überzeugt werden, sind Gelehrte. Sie verzichten leicht auf den Halt der festgerammten Erde, denn sie wurzeln in der Erkenntnis. Wer ihre Einsicht stärkt, der fördert sie selbst. Für die anderen jedoch war es ein Mißgedanke, daß die Erde ein Wandelstern sei, daß Menschheit, Sündenfall,

gottgewollte Erlösung auf einem Planeten unter anderen stattgefunden hätten. Sollte sich vielleicht das Heilswerk auf jedem Planeten wiederholen? Sechsunddreißig Jahre lang hat Kopernikus nicht gewagt, seine Entdeckung mitzuteilen, gewiß nicht nur weil er Gegnerschaft und Gefahren fürchtete, sondern eher aus Mitleid mit den Menschen. Aber er selbst hat das Weltenhaus nicht preisgegeben, auch in ihm ist die Angst der Heimlosigkeit, er hält die Planetensphären fest, um die der kristallene Fixsternhimmel und zuletzt das Empyreum gelagert sind mit der thronenden Dreifaltigkeit. Giordano Bruno hat als erster das Weltenhaus wie ein unbrauchbares Gerüst fortgeworfen, er hat sich in den unendlichen Raum hineingestürzt, er war heimisch unter kreisenden Fixsternwelten, nicht als ein Gelehrter, der eine neue Erkenntnis findet, sondern als ein Begeisterter, dem grenzenloses Kreisen höhere Vollkommenheit ist als der umzäunte Planetengarten. Ihm, dem wahren Pantheisten — Spinoza ist es nur dem Namen nach — gilt jedes Gestirn als organisch beseeltes Leben, das Göttlichkeit birgt. Die Welt ist vollkommen, denn sie ist Gottes gleichen. Giordano wurde verbrannt und mußte verbrannt werden; nicht weil er den Lehren der römischen Kirche widersprochen hat, sondern weil er den mitlebenden Menschen niemals endende Unsicherheit und Angst gegeben hätte — wenn er von ihnen verstanden worden wäre. Selbst nicht Kopernikus hätte die brunonische Vernichtung alles Festen im Raume geduldet. Der Mann, der im dreizehnten Jahrhundert seine verbrecherischen Triebe bezähmt, weil er das Auge Gottes über sich und den offenen Höllenrachen unter sich weiß — er geht im siebzehnten Jahrhundert auf einer durch den mittelpunktlosen Weltraum rollenden Kugel seinen Instinkten nach — unmöglich kann Gott alle Seiten der umquirlenden Erde zugleich sehen! — Fortschritt der Erkenntnis lähmt die geltenden Werte und fördert die Mächte der Zerstörung — ein ketzerischer Satz! Aber man unterliegt heute allzusehr der Neigung, diese Dinge vom intern wissenschaftlichen Gesichtspunkt anzusehen und als „Fortschritt" schlechthin zu werten, was doch nur Fortschritt, Verbesserung der theoretischen Einsicht ist.

Im Jahr 1600 wurde Giordano verbrannt, aber das anbrechende Jahrhundert war schon ganz in der Welt zu Hause, die Kopernikus entworfen, die Giordano ekstatisch geliebt und verklärt hatte. Da stellte Kant die Wirklichkeit dieser von Giordano mit ewigem göttlichem Leben beschenkten Welt in Frage. Was den Raum erfüllt, soll nicht am wahren Sein teilhaben, Schatten sind es, unfaßbarer, gestaltloser nächtiger Spuk, der von unserer geistigen Organisation erst zusammengerafft wird zur „Erscheinung." Diesmal ging es auf das Ganze, ein Keulenschlag fiel, zerbrach alle Stützen. Wieder war die Beklemmung da, heimatlos im Leeren

zu taumeln. Heinrich von Kleist hat den ganzen Schrecken dieser Vernichtung empfunden – es soll nicht sein! es darf nicht sein! Aber Kant hatte im Hinsinken der Dinge die menschliche Seelenkraft unangreifbar aufgerichtet. Nicht mehr von Macht zu Macht stehen sich Welt und Seele gegenüber – die Seele, der Wille, die moralische Gewalt des Menschen ist souveräne Herrscherin über alles Sein. Wiederum wie bei den Mystikern, wie bei den Reformatoren, wie bei dem großen Pantheisten folgt der Zerstörung neue, bessere, tiefere Sicherheit.

Die Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts trägt weiter ab, eine Gedankenstütze nach der andern fällt. Nicht die Atome halten stand, an die eine jahrhundertealte Wissenschaft mit liebendem Vertrauen geglaubt hat, nicht der Äther, schließlich nicht einmal die Axiome der Geometrie, die sich so sehr von selbst verstehen, daß sie ein begabter Mensch ohne Unterricht aufzufinden vermag. Sie können ebensogut die sein, die wir seit Euklid für unantastbar halten wie andere (Gauß und Riemann), und Minkowski hat zur nichteuklidischen Geometrie die dazugehörige Physik erfunden. Physiker der Gegenwart zweifeln an Gesetzen überhaupt, sie bescheiden sich, Naturvorgänge zu beobachten und nach statistischen Methoden zu registrieren. Schließlich lehrt die Relativitätstheorie des zwanzigsten Jahrhunderts, daß wir nicht einmal mehr auf die „a priori“ gegebenen Formen alles Weltseins Raum und Zeit bauen dürfen, Geometrie ist nicht reine Wissenschaft des Raumes, die ihre Sätze aus sich selbst entwickelt (das tut auch die nichteuklidische von Gauß), ihre Axiome sind veränderlich, sie hängen von den physikalischen Zuständen der Materie ab. Auf einem so leicht vorstellbaren Gebilde wie einer Kreisscheibe, die sich um die eigene Achse dreht, gelten die bekannten Dreiecksätze nicht mehr, die Summe der drei Winkel ist nicht gleich 180 Graden, der pythagoreische Lehrsatz ist falsch geworden." Der bewegte starre Stab ist kürzer als derselbe Stab, wenn er im Zustand der Ruhe ist und zwar um so kürzer, je rascher er bewegt ist." (Einstein.) Eine Zeitsekunde hat verschiedene Länge, je nach der Bewegung des Systems, auf dem sie gemessen wird. Ja, Einstein kommt zu dem Schluß, daß der Raum und die in ihm befindliche Welt endlich, in sich geschlossen seien. Uns schwindelt – die Überzeugung von der Unendlichkeit des Raumes, für die vor dreihundert Jahren Giordano verbrannt worden ist und die uns in Fleisch und Blut sitzt, soll fallen. Wir müssen gestehen, daß wir uns in dem neuen „quasisphärischen" Raum, in den wir nun versetzt werden sollen, ebenso unbehaglich fühlen wie in der ptolemäischen Himmelskugel mit ihren kristallenen Schalen. Unser Halt und unsere Freude ist nun einmal der unendliche Raum mit seinen unerschöpflichen Fixsternsystemen. Einstein wird nicht verbrannt werden – weil wir so wissenschaftlich geworden sind, daß wir

nichts anderes mehr gelten lassen als den Fortschritt der Erkenntnis, weil wir über die Bedrängnisse der Seele in einem kerkerhaft engen Raum gehirnstolz lächeln. Ich spreche hier aber nicht von den Nihilisten, die selbst innerlich aufgelöst sind und deren einziges Glück Auflösen alles Festen heißt, die nicht auf das Neue sehen, sondern nur die Vernichtung des Seienden betreiben.

2

Auf anderen Gebieten ist es ebenso. Künstler haben an gewisse Notwendigkeiten ihrer Kunst geglaubt, manche standen ratlos, waren der Verzweiflung nahe, als neue Glaubenssätze, neue Darstellungsmöglichkeiten zu gelten begannen und das zu vernichten drohten, was ihnen Halt und Selbstverständlichkeit gewesen war. So haben die Impressionisten gewirkt, so wirken heute die Expressionisten. Bei denen, die nicht mittun wollen oder können — und sich doch nicht stark genug wissen, daß sie auf sich selber ruhen — entsteht eine unbestimmte Angst, die in Haß gegen das Störende zutage tritt. Kann man sich noch an das Neue gewöhnen, so rettet man sich unter das schützende Dach dieser Lehren — die bald denselben Dienst tun wie die vergangenen und ebenso ausschließlich festgehalten werden.

Nun sieht es aus, als müßten die Menschen unserer Zeit in einer beständigen ratlosen Angst herumgehen, denn die letzten Jahrhunderte haben alles zerstört, was dem Europäer wesentlich und teuer gewesen ist, woran er sich in seiner Not hat halten können: Die Kirche, die Wahrheit, die Materie, den Raum, die Zeit, die umrissene Gestalt, die Seele, das Ich — und was es sonst noch Tragfähiges gegeben hat.

Man lächelt. Denn man weiß genau, daß alle diese Dinge den meisten völlig gleichgültig sind, daß sie dergleichen als eine Beschäftigung gewisser Leute ansehen, die sich aus unnützen und schlecht bezahlten Dingen einen Beruf gemacht haben. In Wahrheit gibt es doch nur eines, was ernsthafte Menschen ernsthaft behandeln können: das Geld. Und bis in unsere Gegenwart ist wirklich niemand und nichts imstande gewesen, die Zuverlässigkeit dieses einen anzutasten. (Was sich früher auf diesem Gebiet begeben hat, ist geringfügig.) Mag es keinen Gott im Himmel und keinen unendlichen Raum um uns her geben: aber ganz bestimmt kann ich für Geld alles kaufen, was ich haben möchte. Dieser Schluß — nicht so brutal ausgesprochen, aber gewissermaßen über die Nerven hin mit gleichmäßiger Beruhigung verteilt — herrscht im Gefühlsleben der meisten Menschen. Und nun hat es sich begeben, daß dies Letzte, dies Unantastbare, das uns noch nie enttäuscht hat, das treuer gewesen ist als jede Frau und jeder Glaube — daß uns der Nerv der Dinge im Stich

läßt. Hundert Mark sind hundert Mark, und hundert Kronen sind hundert Kronen — ist das nicht immer das Gewisseste auf Erden gewesen? War es nicht immer eine Selbstverständlichkeit, daß ich mit tausend oder zweitausend Mark eine Reise durch Italien und die Schweiz machen kann, daß zehntausend Mark ein schönes Stück Geld sind, von dem sich eine Weile leben läßt?

Auch das Geld hat uns — uns besiegte Mitteleuropäer, meine ich — verlassen, was der ruhende Pol in allen Kreisen gewesen ist, enthüllt sich als so wenig zuverlässig wie Gott, Geometrie, Atomlehre. Hören die Menschen etwas von der Relativität der Zeit, von der Ungleichmäßigkeit axiomatischer Sätze, so nicken sie wohl: Sehr interessant! wissen aber, daß sie all das nicht das geringste kümmert. Und jetzt erfahren sie plötzlich am eigenen Leib die Relativität des Absoluten, des Geldes! Hundert Mark sind nicht hundert Mark, sondern weitaus weniger! Diese Wahrheit, dieses Zusammenbrechen der tiefsten Lebensgewißheit erweckt fressende Angst, ärger als je die Angst vor dem Kometen war. Denn über dem Kometen stand noch immer das Auge Gottes — was aber steht über dem Gelde? Die Unheimlichkeit, die aus dem Gedanken des Kopernikus entsprang, ist keine Erdichtung — sie zittert heute in den Herzen. Und sie ist tief berechtigt, denn das Letzte, was noch Sicherheit geboten hat, bröckelt. Wir verstehen jetzt, daß Menschen früherer Zeit freiwillig gestorben sind, weil es ihnen unmöglich war, ohne die Gewißheit einer jenseitigen Welt zu leben und weil das Jenseits zerstört wurde; ähnliches geschieht um uns her.

Allgemeines Mißtrauen gegenüber den materiellen Werten hat Platz gegriffen. Die Nationalökonomen finden kein Beispiel für analoge Veränderungen, sie haben, glaube ich, schon aufgehört zu prophezeien, denn in diesen Jahren sind ihre Prophezeiungen allzuoft daneben gegangen. Der einzelne Mensch lebt in Angst, daß ihm nicht mehr erreichbar sein werde, was er braucht, das Geld-Äquivalent für geleistete Arbeit, das früher doch eine gewisse Beständigkeit zeigte, schwankt von Tag zu Tag; an dieser Stelle wird Arbeit erstaunlich hoch bewertet, an jener für nichts geachtet. Die einen raten, vom Taumel der Geldunsicherheit geblendet, diesen trügenden Faktor ganz aus dem Kreislauf der Güter auszuschalten, wünschen die Vernichtung des Geldes in kommunistischen Systemen und versuchen, sie ins Werk zu setzen; andere, schweigsamere, haben die Angst der Unsicherheit schneller überwunden, sie passen sich dem neuen Zustand an, dessen einzig Beständiges die Unbeständigkeit ist, und raffen mit möglichster Umgehung des Geldes Güter an sich, deren Wirklichkeit niemand anzweifeln kann, weil sie zum Leben unmittelbar nötig sind. Die öffentliche Moral ist immer von der Beständigkeit der Lebensverhältnisse, der

Tragkraft der geltenden Werte abhängig. Wenn jeder an Gott und seine Kirche glaubt, so ist es ohne Zweifel schlecht und sündhaft, etwas gegen diese höchsten Werte zu unternehmen, der Gottesleugner spricht sich selbst nicht das Recht seiner Tat zu, er beugt sich innerlich, fühlt sich als Verbrecher. So werten gesicherte Zeiten. Schwankt alles, dann glaubt er Stütze beim Neuen zu finden. Mancher junge Mann unserer Zeit hat sich durch die Lektüre Nietzsches von allen Hemmungen der Moral frei gesehen und ist im Gefühl unvergleichlicher Kräfte über die Pflichten seines Alltags hinweggegangen — in eine neue Trivialität.

Seit das Geld die Wertbeständigkeit eingebüßt hat, greift Unehrlichkeit in jeder Form um sich. Spiel und Betrug verbergen sich kaum mehr, solcher Gewinn wird als gerechtfertigt anerkannt. Niemand wundert sich, wenn einer den Hunger der anderen ausnützt, man sieht ohne sonderliche Entrüstung, daß fortwährend gestohlen wird. (Die moralische Empfindlichkeit reagiert sozusagen erst bei einem sehr hohen Geldbetrag.) Alle diese Erscheinungen sind nur darauf zurückzuführen, daß der Glaube an das Letzte, was den Menschen unserer Zeit geblieben ist, nicht mehr aufrecht steht, und die stillschweigende Entschuldigung für jede Gaunerei lautet: Hältst du, Reichsmark, Krone, mir nicht mehr die Treue, auf die ich so fest gebaut habe, so fühle auch ich mich jeder Verpflichtung gegen dich enthoben, ich raffe zusammen, wie immer, wo immer. Der öffentliche Beamte wendet es sich auf seinen Fall an: Kann ich von meinem Gehalt nicht mehr das bestreiten, was ich haben muß, so verschaffe ich mir es auf andere Art, denn vor meiner Pflicht zur Unbestechlichkeit und Treue kommt mein Recht zu leben. Wir hören ja oft genug, daß Schieber und Lebensmittelwucherer ehrlich entrüstet sind, wenn ihnen ein Richter die Unkorrektheit ihres Gebarens vorhält. Muß man etwa nicht mehr verdienen als sonst? Sind hundert Mark noch hundert Mark? Das einzige, woran unsere Welt geglaubt hat, versagt — wir haben keinen Halt mehr am Gelde, wir sind nicht mehr zur Ehrlichkeit verpflichtet. Die Valuta ist zu tief gesunken, als daß die Moral noch halten könnte.

Im verfallenden Rom wurden fremdartige und dunkle asiatische Kulte begangen — vielleicht ist hier Stütze zu finden! — Orgien gefeiert, Wahrsagerei aller Art blühte. Grenzenlose Vergnügungssucht erfüllt heute die Menschen — sich an den Augenblick klammern, wenn schon alles stürzt! Dann wieder erhofft man, wie in Rom, neuen geistigen Halt von Dogmen und Sekten, man sucht das Notwendige, das unsere Zeit nicht mehr bieten kann, auf Nebenwegen zu erhaschen. Gruppen schließen sich zusammen, die einen leidenschaftlich verteidigten Glauben lehren, heiße er nun Spiritismus oder christian science, Psychoanalyse oder Bodenreform, Okkultismus, Eugenetik oder sonstwie. Jede Epoche sinkender Gewißheit

ist durch solche geistige und religiöse Gruppenbildungen charakterisiert, die sterbende Antike zeigt ein ähnliches Bild wie die Gegenwart, während gefestigte Zeiten wie das klassische Ägyptertum und unser Mittelalter Stütze durch Sektenbildungen kaum bedürfen.

Etwas später als die Enttäuschung über die Treulosigkeit des Geldes wogt eine zweite Gefühlswelle heran, die nicht so allgemein die Seelen faßt, aber tief geht und Folgen haben wird. Die Unzähligen, die an die Genesung der Menschheit durch den Sozialismus geglaubt haben und noch glauben, die im kapitalistischen System die Quelle aller Übel gesehen haben – sie werden allmählich an ihrem Glauben irr. Was früheren Kulturabschnitten die Überzeugung von der absoluten Wahrheit der Religion, die Hoffnung auf Himmelreich und Paradies gewesen ist, das hat in den letzten Jahrzehnten die Zuversicht auf eine sozialistische Ordnung der Welt bedeutet. Und nun häufen sich die Erfahrungen, die diesen Glauben in Frage stellen. Ein Stück Seele – und bei vielen das beste – wird angetastet. Wieder sind die Menschen um eine Gewißheit ärmer geworden – und dieser Schmerz, die dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle gesellschaftlichen Wandlungen kann zu ganz neuen Konstellationen führen. Nicht die geistige Tat eines Großen, sondern das schreitende Geschehen hat diesen Glauben, ebenso wie den an die unbedingte Zuverlässigkeit des Geldes erschüttert.

Ich nehme das Bild aus der Kosmologie wieder auf. Am Anfang ist die Erde in ihren Grundfesten verankert worden für alle Ewigkeit, aber eines Tages riß sie sich los und begann durch den Raum zu rollen, ohne oben, ohne unten, ohne Anfang, ohne Ende. Die Menschen hatten Furcht vor diesem Schrecklichen, das ihnen jeden Halt raubte. Da kam einer, hob den Blick zu den Sternen auf, brach alle Grenzen des Raumes und sah harmonisches Kreisen. Jedes Gestirn ist göttlichen Lebens voll – was schiert uns die kleine Erde? Neue Heimat, neuer Trost, neue Gewißheit war gefunden. Wie muß der Giordano unserer Zeit fühlen, der sich aus dem ptolemäischen System der ruhenden Valuta freudig im Valutasturz der taumelnden Welt heimisch macht, der die Kaufkraft des Geldes nicht mehr als sichere Grundlage unter den Füßen spürt, sondern über sie lächelt? Er wird einen neuen übermateriellen Glauben gewinnen müssen, der nicht an den Börsen von Zürich und Amsterdam notiert ist, der in sich selbst ruht. Wie in der sterbenden Antike wird ein spiritualistisches Wertgefühl siegreich sein.

***

Wien, die versinkende Stadt

von Robert Müller

Die Konstellation, theoretisch im St. Germain-Frieden, praktisch in der überlabilen Anarchie der Tatsachen ausgedrückt, hat Wien als materiell und moralisch lebensunfähig hinausgestellt. Die materiellen Grundlagen sind bekannt. Die Entbehrung der großen, wirklich produzierenden und das eigentliche höhere soziale Leben der Stadt aufrecht erhaltenden Volksmassen ist in den Durchschnittsschilderungen der Weltpresse nicht übertrieben worden. Ein Firnis von Luxus und altem Ideal nachgetäuschter Lebensfreude kann über das hier Körper gewordene Verderben hinwegtäuschen. Aber schauerlicher als das physische Elend, an das sich die Menschen akklimatisieren, ist für den tiefer sehenden Beobachter der moralische Verfall.

In jener dünnen Umhüllung von Luxus und Vergnügen wird ein lebendiger Prozeß von lebendigen Menschen vorgetäuscht, wie sie in anderen großen Städten Europas leben. Der Glanz der Zivilisation, der von solchem reizenden sinnlichen Leben ausstrahlt, ist der faszinierende Kurzschluß von der tatbereiten Energie des Tages, der Arbeit, der Leistung in das spannungslose Mittel der Lust und des Genusses. Die Feste, die anderswo in der Atmosphäre einer wahnsinnig arbeitenden und sich in Form ergießenden Großstadt rauschen, sind so vulgär, flach und billig sie sein mögen, dennoch ein Gebilde des Blutes. Dasselbe Blut, das so heftig und drastisch, süßlich oder genäschig genießt, pulst auch als mächtiger Arbeitsstrom durch Gehirne und Fäuste. Dasselbe Blut schleudert Gründungen, Unternehmungen, Gedanken, Werke hinaus; es manifestiert sich künstlerisch, es entbrennt in vielleicht bösen und widervernünftigen, aber großartigen politischen Akten. Wien aber kennt kein Werk, kaum ein — großzügiges — Geschäft; es kennt keine Handlung; es kennt auch keinen Genuß mehr. Die Vorgänge der Lust in der Schicht des Firnis täuschen; das Blut, das hier noch Freude gestaltend zu äußern vermag, ist erborgt. Es sind Zuwanderer, die „leben". Es sind Ungarn, Tschechen, Rumänen, Italiener, Schweden, Schweizer, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Kreolen, die der Stadt den alten Glanz eines Treffpunktes, an dem Freude zu Philosophie und Genuß zur Kunst wird, auffrischen: und sie sind Pfuscher darin, am alten, vorkriegerischen Typ des Wieners gemessen. Es ist wahr, Wien hat keine Stimmung mehr; Wien ist blutarm.

Hinter dieser künstlichen Import-Lebensfreude steht keine Produktion weder von Faust, noch weniger von Hirn und Nerv. Ein launiger Beobachter faßte den Eindruck zusammen: ich kenne drei Brüder, die leben alle

drei davon, daß einer dem andern denselben Waggon Zucker verkauft. Das sind die Gebrüder Wien in flagranti, sie amüsieren sich auch davon, daß einer vom andern meint, er amüsiere sich. In den Faschingsfesten Wiens fror der Schauder einer entselbsteten, unschöpferischen Rasse.

Niemand in Wien fragt, was zu tun wäre. Weder eine Klasse, noch eine Partei hält sich für produktiv genug, um irgendeine Idee wirklich zu verwirklichen. Wien empfing ja den Tonus seines Lebens vom Hofe; es war seit tausend Jahren eine höfische Stadt, die Stadt der Markgräfin, die Veste der Babenberger, das Hausmacht-Kraftzentrum der Habsburger. Architektonisch drückt sich das unübertrefflich aus. Diese Stadt wurde „gebaut"; die „Burg" stand im Weichbild ihrer In- und Anwohner. Das Palais eines Fürsten oder später eines Erzherzogs gruppierte die Bauentwicklung, aber auch die seelischen Funktionen. Bis in die letzten Tage des alten Reiches beherrschte das Leben des Hofes die Vorstellungen des kleinsten Mannes. Die ganze Stadt schmarotzte am Klatsch der Lakaien und Hellebardiers. Was Männer der Kunst, der Wissenschaft, Technik, des Kommerzes, was Genies der Tat und des Erfolges sagten, drang kaum zu den Ohren der gebildeten Gesellschaft; eine Originalnatur nach der anderen ist hier aus Mangel an seis auch negativem Echo zugrunde gegangen, wenn sie nicht rechtzeitig das Licht der andern Welt erblickte. Aber die Mundart eines Erzherzogs, das Kleid einer Prinzessin, die galante Eskapade eines Hofkämmerers passierten als Vorbild den ganzen gesellschaftlichen Instanzenzug vom Hausherrn am Grund — vom teuersten Grund — bis zum Hausbesorger. Wien war eine höfische Gründung, und seine Droschkenkutscher konnten von fremden Touristen notorisch für Kavaliere gehalten werden. Der aristokratische Zug durchsetzte die ganze Bevölkerung bis tief nach unten. Und es war wirkliche Aristokratie, denn Armut setzte diesem Habitus keine Grenzen. Es war wie in Spanien, und Wien hatte sich unter dem fünften Karl nicht umsonst als einer der höfischen Glanzpunzte des runden Weltalls gefühlt. Die Skepsis, die für den Wiener so charakteristisch ist, ist nichts anderes als ein Zug der Noblesse, des Zynismus der unter sich Eingeweihten; der Verkehr der obersten mit den untersten Schichten vollzog sich nicht demütig, wie in anderen deutschen Landen; die seelische Nähe des Hofes begünstigte den Fortfall allen tieferen Nimbus, an dessen Stelle eine gewisse Solidarität zwischen oben und unten trat. Aristokratische, weltmännische Skepsis beherrschte den Wiener sogar gegenüber der Aristokratie, und gerade darum ist er und war er in seinen besten Exemplaren niemals revolutionär, sondern konservativ; dagegen stets irgendwie individueller Rebell, vorlaut wie sein Jargon, witzig, ehrfurchtslos; die Distanz erschöpfte

sich in der äußeren strengen Form, vom „Küß die Hand" und „Euer Gnaden" bis zum „Gehorsamster Diener". Aber dieser Mangel an Distanzgefühl war auch lähmend; er hinderte den Respekt vor der Leistung; in Wien gibt es keine großen Männer, keine Autoritäten, bloß Günstlinge des Volkes, Stars in der Politik und beim Theater.

Mochte das nun auch die historisch-politische Bedeutung Wiens vernichten, so vermittelte es ihm eine andere Mission: wenn nicht genial die vulkanische Schöpfung, wozu der Skeptiker nicht taugt, so doch die Qualität zu gebären. Wien ist ein Punkt deutscher Welt, von dem aus Form, Maß, Flüssigkeit, Duft, Musik, Charme über das deutsche Wesen hätte gebreitet werden können. So wie es heute ist, ohne Hof, ohne Glanz, ohne jenen Typ von sagen wir Unpersönlichkeiten, der immerhin Qualität, Wahl und Anmut war bei tiefster Verrottung des ursprünglichen Tatempfindens, so enthält es noch immer die Fundgrube, aus der die qualifizierende Arbeit gespeist werden könnte.

Daß dies von den Finanzgenies der Entente noch rechtzeitig erkannt werde, war die Hoffnung der Unentwegten. Das ganze schaffende Wien als Riesen-Wiener Werkstätte auf allen möglichen Gebieten gedacht, hätte von einem tüchtigen westlichen Geldmotor in Schwung gebracht werden sollen. Diese Erwartung darf heute begraben werden. Die Ententenationen haben dafür weder Geld noch Verständnis. Für die rauhere, weltwirtschaftliche Arbeit ist Wien ungeeignet; Rohstoffe fehlen; Halbfertigware zu originellen Formen zu veredeln, dazu eignet sich der Wiener Arbeitstypus. Aber die Weltwirtschaft hat andere Sorgen. Hat der habsburgische Wiener sich bisher nicht um Verkehrsprobleme gekümmert, wie der Mangel an Kurz-Schnellbahnen, vor allem aber die zum Strombad deklassierte Donau beweisen, so wird er auch weiterhin die volle Ausgestaltung dieser europäischen Affären entweder den Ungarn und Tschechen oder dem Admiral Troubridge und den Ententekommissionen überlassen.

Man hat dem Wiener die führende Schicht, man hat ihm mit dem Reich den Resonanzboden für seine lediglich musikalischen Künste genommen. Im Politischen drückt sich seine Hilflosigkeit noch stärker aus als im Geschäftlichen und Unternehmerischen. Es ist nirgends von Ordnung und neuschöpferischer Tat, sondern nur vom Anschluß als platonischem Begriff die Rede. Der Anschluß an Deutschland ist dabei erst die speziellere Form, die seit jüngstem wieder Bekenner gefunden hat; die Auslieferungsfrage und die Besetzung Frankfurts hat das schwache nationale Gefühl aufgeregt, die wirtschaftliche Drückebergerei der westlichen Länder und besonders Amerikas den Angstruf hervorgelockt, man könne den rechtzeitigen Anschluß vielleicht versäumen: und es bleibt nur der an Deutschland. An

Selbständigkeit denkt restlos niemand. Es gibt dreierlei Anschluß: an die Internationale / Wien als Transitstation eines nord-südlichen, west-östlichen Verkehrsstromes unter westlicher Kontrolle; Donauhansastadt; kosmopolitische Allüre, die Wien gut steht, besonders wenn sich andere um Geschäft, Arbeit und Erfindung, der Wiener aber um die höheren Töne kümmert. / Zweitens Anschluß an den Bolschewismus. / Für diesen tritt die revolutionierte, intellektuelle junge Generation ein, mit ihm liebäugeln auch nationalistische Kreise, wenn der Anschluß an Deutschland nicht zustande kommt. / Drittens der Anschluß an Deutschland. / Er wird vom offenen Lande her zunehmend befürwortet, seit durch die katholisch-bayrische Hegemoniepolitik des Münchners Doktor Heim die Aussicht besteht, daß die Süddeutschen im Reiche entweder eine sehr starke Autonomie oder die Führung innehaben werden. /

Die Aufrechterhaltung des deutschösterreichischen Staatsgebildes ist eine psychologische Konstruktion am St. Germainer-Tisch. Nur durch Übernahme der Verwaltung kann der Westen verhindern, daß Wien vom alpinen Österreich getrennt wird. Wien wäre dann der Fangball zwischen Masaryk und Horthy. Die Sympathien für einen der beiden sind gelegentliche; an Horthy begeistert die liberalen Schichten der reaktionäre Ordnungssinn, während sein Antisemitismus Schrecken einjagt. Man erinnert sich, daß es Ungarn war, das sowohl den Krieg als die Revolution begann; den Krieg durch seine zolltarifarischen Kämpfe gegen Serbien; die Revolution, indem es seine Division aus der Schlachtlinie zog, was den Zusammenbruch der Armee und damit des moralischen Systems der Monarchie einleitete; sollte es diesmal wieder Ungarn sein, das eine ungesunde Rache-Reaktion einleitet? Den Tschechen traut man eine großzügige Politik nur individuell zu. Tschechien war stets mehr Provinz als Ungarn, und so egoistisch Ungarn, so provinziell ist Tschechien. Die genialen internationalen oder föderierenden Ansätze, die sich jetzt wie etwa in der Masarykanergruppe der „Realisten" des Dr. Rabl bemerkbar machen, sind individuelle, mehr europäische als tschechische Erscheinungen. Die ursprünglich starken Neigungen für die Restauration eines Donaubundesstaates sind in diesem Augenblicke geschwächt; auch ein solcher, fühlt man, bestünde vorweilig nur durch Rat und Tat der Entente. Die großen Machtzentren sind aber nach wie vor Berlin und Moskau und diese sind daran, sich auszubalanzieren; die Perspektive einer wirklich schöpferischen europäischen Möglichkeit, einer grundlegenden Neugestaltung der Kultur taucht auf. Ein neuer Donaustaat, innerlich noch schwach an Wirtschaft, stärker an uralter geistiger Konvention, aber vermutlich elend in disharmonischer Führung, weil von Gott zur Talentlosigkeit der politischen Leitung verflucht, würde im Kampfe zwischen der Ost- und Westwelt nur eine Neuauflage

des alten Jammers erleben und zum Aufmarschgebiet zwischen Morgen- und Abendland herabsinken. Vielleicht hätte dieses Reich mit Wien als geistigem und bürokratischem Brennpunkt noch soviel völkerversöhnende, weltgegendverschmelzende Kraft gehabt; nach diesen sechzehn Monaten ist sie ihm gründlich gebrochen.

Um Europas Untergang, in Wien vorangezeigt, zu vermeiden, bedarf es der plastischen, gegen alles kleinere und ältere Interesse rücksichtslosen europäischen Völkerbundpolitik.

Male, Mühle, male

von Linke Poot

Man schickte mich in Ausstellungen. Ich hatte wirklich keine Lust hinzugehen. Wenn ich an die Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof dachte, fielen mir die unzähligen Kranken ein, die während des Krieges und später da gelegen hatten; und daß man sie da gepflegt hat und es ihnen besser gegangen ist, schien mir gut und der Raum bedarf weiter nichts. Der Raum war geheiligt, und jetzt sollen viele Bilder da hängen; man wird viele kleine und große Kojen gemacht haben, Herren und Damen werden durch die Räume gehen, sich ein Stündchen langweilen, die Wände beschauen, schwatzen, lachen, hinausgehen. Der Ernst ist heraus aus dem Gebäude. Die Künstler wird das kränken zu hören; aber ich kann es nicht ändern; der wirkliche Ernst dieser Zeit spricht sich nicht in Bildern aus. Sommerliche Kleider und Parfüm in den Sälen; ich liebe Jodoform und Karbol nicht sehr, aber sie sind herber, strenger, männlicher. Draußen wird man Musik blasen. Man wird Musik blasen. Ich bin auch lange nicht unter Bäume gegangen.

Jahrzehntelang hatte ich eine heftige Abneigung gegen die Kunst. Wenn ich an Kunst dachte, fiel mir immer Erbrochenes ein, etwas, das man froh ist von sich zu haben, wovon man nicht mehr redet. Ich habe die Abneigung noch nicht überwunden und werde sie wohl nie ganz überwinden. In eine Bilderausstellung bin ich erst als ganz großer Mensch geführt worden; Bücher konnte ich mir nicht viele kaufen; aus Reclam verschaffte ich mir den Heiligen Augustinus, den halben Schopenhauer, die Ethik Spinozas. Erst wie ich in die Dreißiger kam, wurde ich — matter. Oder — süßer. Mich erfreute dies und dies. Ich habe mir vor acht Jahren nicht einmal die Möbel angesehen, in denen ich wohnen sollte und noch heute wohne; ich schickte andere hin. Damals bemerkte ich, daß

mich an einem Bucheinband etwas anzog. Vor dem Bilde Proserpinas Entführung in den Hades von Rembrandt stand ich staunend, vor dem Daniel mit dem Engel. Ganz zuletzt habe ich mir wirklich ein paar Bilder gekauft. Unter einem Jugendbildnis von Rembrandt, einem lockenverfinsterten elementar starken Kopf, hängt ein Schwitters, eine geklebte Zeichnung, ein überaus zarter, seelenhaft leiser Traum in Weiß, Hellblau und Silber. Als halber Barbar ging ich in die Ausstellung.

Ich weiß, nachdem ich die drei sommerlichen Kunstausstellungen in Berlin besucht habe, nicht sicher, wozu sie eigentlich sind. Sie dienen gewiß zur Aufklärung der Leute, die sie besuchen, damit sie wissen, womit sich andere Leute beschäftigen, die von Beruf Maler sind. Auch wollen manche für ihre Zimmer Bilder kaufen; hier sind drei Spezialgeschäfte. Sonst muß ich mich schon behelfen mit dem Satz Nietzsches, daß Völker ein Umschweif der Natur zu großen Männern sind. Und so sind die vielen Maler zerstreute und unkräftige Energien, oder sie sind die Wogen, auf denen Schiffe fahren. Man muß nach den Schiffen suchen, nach dem Ozeandampfer oder dem Motorboot; so hat auch das Wasser seinen Sinn. Obwohl es wässrig schmeckt.

Die Freie Sezession. Die Maler dort sollten protestieren dagegen, daß ein Katalog fünfzehn Mark kostet; sie sollten ihre Bilder ruhig selbst bezeichnen.

Neben Franz Marc verschwinden fast alle anderen Bilder. Es sind auch Plastiken da; man kann über sie schön und häßlich, auch banal, entzückend und herrlich sagen. Man kann sich aber jetzt nicht dazu stellen wie Goethe, der ausführliche Berichte über all und jedes, was mit Kunst Verwandtschaft hatte, glaubte anfertigen zu müssen. Die Dinge müssen heute heftiger und brutaler geprüft werden. Man geht hin und her; man wird feststellen, dies oder jenes Stück möchte man — oder nicht — besitzen für die oder jene Ecke; sonst bleibt alles in uns stumm. Diese Art Plastik ist gerichtet. Oder diese Plastiker. Denn sie werden auch von den Impulsen der Neger nicht beflügelt.

Bei Franz Marc, dem kräftigen ruhigen Menschen, diese Sicherheit, der Wille, die wirkliche Energie, der wirkliche Drang. Ich sagte ihm einmal, die Maler müßten sich auch mit anderen Dingen befassen als mit Malerei; da meinte er, er für seine Person wenigstens könne das nicht; die Technik absorbiere ihn ganz: ein Maler könne sich in der Malerei keine Pausen, geschweige denn andere Arbeit gestatten; er hätte sich darum auf sein bayrisches Dörfchen zurückgezogen. Er hat den Drang, er brauchte keine Zusammenhänge mit der Zeit zu suchen, die Zeit bediente sich seiner selbst unmittelbar. Man kann an den Bildern beobachten, wie er arbeitete, Stileinflüsse erlitt, sich einfügte, abwies, vornehmlich kubistische und

Delaunay. Die Geschlossenheit des Bildes; das Bild wird Träger einer stark zentrierten Vision; es ist geschlossen und nicht planmäßig zusammengepinselt. Seine malerischen Bewegungen sind einfach und kraftvoll. Die Tierkörper und das Landschaftliche sind absolut keine bloßen Farbflecke, kein schönes Auswiegen und Abstimmen; er ist nicht Kolorist, — einige Jüngere glauben, Farben zusammenstellen sei Malerei, — sondern er ist Erfinder und Demonstrator von machtvollen Biegungen und Beugungen. Der Tierkörper ist ihm aufs deutlichste Gelegenheit zu Gliederungen. Er zeigt, als was die Natur zu brauchen ist, für den Maler. Etwa als Arsenal seiner Motive und Elemente. Es muß aber auch dies nicht schlankweg als vorbildlich hingestellt werden. Ein Gang durch die Bildergalerien der Museen belehrte mich neulich, wie unmöglich hier alles Diktatorische ist; hinter jeder diesen Bildergruppen steht eine Zeitperiode, die Produktivität und Geistigkeit dieser Epoche allein ist diktatorisch.

Nach Marc und seinem lapidarischen Vereinfachungswillen die eingeschüchterten hilflosen Massen. Ihnen ist die Sicherheit genommen, wie den deutschen Beamten nach Sturz des Kaiserreichs. Sie arbeiten als Unwesentliche und Schwache nur innerhalb zahlreicher vorgefundener Maßstäbe. Man kann feststellen, welche Regeln sie sich einverleiben und wie sie es tun; man wohnt einem Eßprozeß bei; die Kunstausstellung von heute ist eine öffentliche Speisehalle, von Schmatzen und Rülpsen erfüllt, diskrete Diebstähle, solider Mundraub. Die meisten Bilder sind bunt, aber man vermag ebensowenig zu sehen, warum sie bunt sind, wie man früher sah, warum die Bilder blaß und braun waren. Ich erkläre entschieden das Kopfschütteln des nicht zahlreich erschienenen Publikums vor vielen dieser Bilder für gerechtfertigt. Hier wird zweifellos ein frecher Schwindel getrieben: sie weichen einfach der Natur aus. Sie sind gar nichts, Feiglinge rechts und Feiglinge links. Sie könnten vielleicht, wenn sie ehrlich wären, etwas ganz Leidliches, Impressionistisches pinseln, aber ihre Haltlosigkeit und Eitelkeit erliegt der Suggestion, und sie werden betrogene Betrüger. Sie verzerren Gesichter, Arme, Beine, Häuser, aber das dient keinem malerischen Willen, sondern einem Unwillen, und was soll das. Kein anständiger Expressionist behauptet, daß die Natur übel sei; er will sie bloß nicht malen, weil er etwas anderes will. Aber diese verleumden die Natur; man sieht aufatmend durch einen Türspalt, wie ruhig die Pferde auf dem Kurfürstendamm die Beine werfen und die Autos rollen. Die Masse der Schüler und Ahnungslosen ist es, die die junge Bewegung in Mißkredit gebracht hat.

Wie ein kleineres Talent sich an den Einflüssen der größeren bereichern und stärken kann, zeigen die phantasievollen Märchenbilder Campendonks.

In der Großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof hat man zwischen rechts und links unterschieden. Ein Kaiserbild hängt im Mittelsaal nicht. Wenigstens bis jetzt nicht. Wenn man aber glaubt, rechts seien die Konservativen und links die Bolschewiki, so irrt man. Es ist die deutsche demokratische Partei und die Deutsche Volkspartei bei den letzten Wahlen; bald läuft die Herde nach rechts, bald nach links; bei Regenwetter schläft sie.

Die Herren und Damen vom Verein Berliner Künstler haben sonst triumphiert über alles hihi „Moderne". Sie waren „verständlich" und standen im Kurs. Jetzt habe ich ihnen eine Niederlage bereitet. Ich habe nichts kapiert. Weder die versammelten Interieurs, noch die loyalen leutseligen Exterieurs, die hochwohllöblichen Superieurs, die hochachtungsvoll ergebenen Inferieurs. Ich zog entschlossen durch. Nahm mir Saal für Saal vor. Kapierte nichts. Sie konnten machen, was sie wollten. Derselbe Mensch, der neulich zum ersten Male vor einer Sammlung Marées, des immerhin rückwärts gewandten Marées, gestanden hat und von seinen Emanationen nachdenklich und freudig gestimmt wurde. Der auch die ungeheuren Reize von Zeichnungen Menzels im Kronprinzenpalais auf sich wirken lassen konnte, die fabelhaften blitzenden Sächelchen des alten Mannes, eines elastischen, sprungfertigen mit einer spitzen Feder eines Enthüllers, Autors, wenn auch nicht Dichters. Die Herren und Damen an der Uhlandstraße fühlen sich gedrängt, sich mit etwas Lebendigem abzufinden, sie suchen immerhin Boden für ihre Füße; die Herren rechts in der Invalidenstraße setzen bandwurmartig die Tradition fort, das Unglück hat einmal angefangen, die Bestie ist nun weder durch Chenopodium noch Santonin abzutreiben.

Das hat mit Begabung nichts zu tun; groben Dilettantismus findet man auch in dem Glashause kaum. Die wirkliche Begabung ist wie die Schnauze an einem Tiere oder ein Bein, mit dem andern verbunden, von ihm gespeist und dirigiert. Aber hier bellen Schnauzen ohne Hintergestell, kratzen abgeschnittene Pooten. Natürlich von Linke Poot keine Spur. Die Begabung ist eine Art tropischer Lianen, die sich um den Riesenbaum schlingt, — es muß ein Baum da sein, auch wenn es kein Riese ist, — und die ihm seine Kräfte mit unerbittlicher Stärke absaugt. Untropisch: der Kerl bekenne Farbe und zeige seine Visage, das Kunstgemüse verleugne seinen Mist nicht, Handarbeiten überlasse man kleinen Mädchen. Es kann einer uralt sein und in den bejahrtesten Methoden exzellieren, und doch ist die Emanation da, das gesprochene Wort, das gemalte Bild ist gut, satt, fruchtbar. Lasse man mieß und schön. Auf Anhieb sieht man: drüben rechts sind sie brenzlich komfortabel, in bürgerliche Enge gebannt, dies dirigiert sie, wen geht es was an, wen lockt das. Es zieht sie zu den trauten Interieurs mit Humpen und geschmackvollen Blumenvasen. Links springen sie wenigstens

in Wasser; ob sie versaufen oder nicht, oder später ans Land paddeln: sie versuchen zu schwimmen. Jugend ist kein Vorzug vor Alter, aber die Herren und Damen mit den steifen Knochen verschulden es selbst, wenn man von alten Krachern redet. Das Altern ist etwas Herrliches; ich möchte nicht zwanzig oder fünfzehn sein. Ich bin neugierig auf jedes kommende Jahr. Ganz ohne daß man etwas dazu tut, fallen einem die Geschenke in den Schoß; die Perspektiven und Sensationen wechseln wie im D-Zug; das Leben wird immer reicher, je wackliger man wird, und dabei braucht man nicht mal aus Berlin herauszufahren.

Literatur und Fabrikation: vielleicht wollen viele Maler nicht mehr geben. Da sind Bilder für Speisezimmer, Herrenzimmer, Schlafzimmer, Dielen: Landschaften, tote und lebendige Tiere, Berge, rauschende Bächlein, für mehr Gebildete ist auch gesorgt. Besonders reichlich trifft man Nahrungsmittel, Fische, Hühner, Obst, Gemüse. Die Not drängt das ganze Getier und Gewächs in die abstrakte Sphäre und die Erinnerung gibt sie wortgetreu, wehmütig dekoriert wieder. Die Blockade hat auch das verschuldet. Ein großes Bild stellt die Katastrophe eines Schwans dar; er liegt auf einer roten Decke, einige Äpfel liegen daneben, er ist weiß und tot. Vor solchem Bild muß man als Gebildeter seit Jahrzehnten „delikat" sagen, einmal von rechts und einmal von links sehen, zwei Schritte vor, zwei zurück, und die Sache ist erledigt. Kostenanschlag gratis. Zahlreiche nackte Damen, gemalt und in Plastik; mehrere Herren sagten: was nützen die Bildernummern, wo steht die Adresse. Ein Kolossalgemälde läßt einen nackten Jüngling, der einen Zweig schwingt, vor einem blauen Himmel laufen; eine angezogene Frau rennt hinter ihm her; ein Schmied wieder hinter ihr haut einen Kollegen tot. Mit Recht wird man sich von diesen Bildern mit der Bemerkung „Kolossalgemälde" ablösen. Es gab Vorstudien zu Hodler, zu Munch, Bastardierungen bis zu van Eyck. Zahlreiche ältere Herren und Damen saßen oben in Öl und wurden unten von anderen Herren und Damen angesehen; die oben hatten es zu etwas gebracht. Adlige Zimmer zeugen von der Kultur einiger Maler; einiges grenzt, Reverenz, Reverenz, an die Pomana von Tizian, die mit der Obstschale. Einmal saß eine Biermamsell mit angezogenen Beinen auf einem Stuhl, hielt eine Apfelsine in der Hand und war sanft vergnügt; offenbar über die Apfelsine.

Links hing ein weißrandiger Kandinsky. Ich nehme an, er stammt aus Privatbesitz. Eine sonderbare Sache übrigens, dieses Ausstellen aus Privatbesitz; es ist mir zweifelhaft, ob Kandinsky hier zugestimmt hätte; ein einzelnes Bild ist außerdem nicht Hand noch Fuß. Ich möchte nicht Maler sein und mich nicht wehren können gegen solche Willkürlichkeiten. Aber es ist ein außerordentliches Bild, man wird nicht müde es anzusehen.

Mit Rührung erinnert man sich an Kandinskys Worte: „So trat ich endlich in das Reich der Kunst, das der Natur, der Wissenschaft, der politischen Lebensform gleich ein Reich für sich ist, durch eigene und nur ihm eigene Gesetze regiert wird und das mit den anderen Reichen zusammen im letzten Grunde das große Reich bildet, das wir nur dumpf ahnen können."

Die Plastik links erlebt die Stileinflüsse Archipenkos und Lehmbrucks. Sie wird besonders die treibende Kraft Archipenkos auf sich wirken lassen müssen. Ich sah auch viele falsche Wauers. Der Expressionismus ist im ganzen ein Karnickelstall; das Vieh ist erst zehn Jahre alt und hat schon Epigonen in zwanzigster Generation.

Den Herrn Nummer 1017 frage ich: was soll eine Straßenbahn mit der aufgeklebten Nummer 47? Eine unechte Kinderei? Einverstanden. Einer hat in diesen Sälen irrtümlicherweise ein Bild Feiningers mit seinem Namen bezeichnet. Es ist aber beinah so gut wie eine Leihgabe. Dann stand da eine Plastik, die oben bis zu den Hüften modern stilisiert war, von da abwärts Podex und Beine richtig wie es im Buche steht, oder in den Hosen. Also eine behagliche Versöhnung der beiden kämpfenden Tendenzen. Der Mann soll in die Regierung gehen und die neue Koalition schaffen. Eine Wand Golyscheff; ein fähiger Mann, ich sah ihn zum erstenmal. Auch sonst hie und da eine kraftvolle Bemühung und Begabung; man muß abwarten.

Unentwegt gehen die Leute durch die Säle, von einem in den andern, es nahm kein Ende. An der Türe leuchteten ihre Augen: Jetzt haben wir alles gesehen.

Die Sezession ohne Adjektiv an der Gedächtniskirche (man soll sich aber nicht erinnern, oder anders als die Herren meinten) Zeichnungen, Graphik, Plastik. Einige edle Damen, patiniert, in gutem Marmor, Kopf, mit und ohne Arm und Bein. Diese Figuren stehen seit Jahren in den Gängen und werden weitere Jahrzehnte da stehen. Das ist Kismet, man muß sich davor beugen. Kein Urteil, es ist über den Göttern. Biedermeier und Rokoko wird von einigen als wirksam erkannt; mit Recht; was gehupft ist, ist auch gesprungen.

Bald kommt mir vor, ich bin in Tibet. Da gibt es riesige Gebetsmühlen, jede Bewegung schleudert ein Band mit dem Gebet heraus. Der Wind und das Lasttier besorgt alles. Die Kunst ist auf das Lasttier gekommen. Die Mühle mahlt. Der windige Wind sind die Theorien. Das Vieh schwitzt; die Bilder können nicht ausbleiben; die Kunst klappert nur so. Schade, daß das Vieh keine Dukaten mehr macht.

Ein Graphiker gibt besoffene Jünglinge an der Kneiptafel und König Philipp von Spanien an der Brust seiner Amme. Es genügt nicht, daß

es etwas sein könnte. Das schwebt literarisch angeregt in der Luft. Einer oder der andere gestaltet etwas solide. Die Odyssee ist schon ein Thema zur Illustration, doch gehört ein Illustrator dazu; kubistische Prinzipien genügen nicht. Sie finden einige Situationen tragisch grotesk oder sehr lustig, wir ja auch; ruft die unsterbliche Göttin an, daß Ihr Eure Freude auch schwarz auf weiß hinsetzen könnt.

Meier-Graefe Maréesblätter 1919, „Ganymed", viele gute und instruktive Bilder zur Kunstgeschichte vom neunzehnten Jahrhundert ab. Ein politisches Geständnis; ein ästhetisches: „Doppelte Kurve". Beide deprimiert. Mit Klarheit und Übersicht herausgearbeitet die maßgebenden Impulse und ihre Träger. Cézanne in der Mitte, Picasso, der Erfinder des Kubismus, in schlechtem Licht. Expressionismus „ein Pleonasmus"; er ist offen: er könne mit ihm nichts anfangen. Schade. Was hindert ihn Marc und Kandinsky zu loben. Sie sind übrigens in erkenntlichem Zusammenhang mit den großen vorangegangenen Triebkräften. Hindert Meier-Graefe das Gewimmel der Fehlgeburten, der Wasserköpfe, der Talentlosen. Die gab's zu allen Zeiten. Die Frechheit ihrer Ausdrucksweise, der Theorienlärm, die historische Naivität. Selbst wenn ihm die ganze Sache nicht paßt, vor den drei, vier Namen müßte er sich seine Übellaune verkneifen. Wie die Engländerin mit den Unanständigkeiten: in dem Umfang ist es etwas anderes. Es muß eine seelische Verstricktheit und Gebundenheit sein.

Peter Hille singt: meine Seele ganz versenkt und in Gram ertrunken. Aber Heinrich Heine reimte: „Ich segne die Sonne, ich segne den Mond, und die Sterne, die am Himmel schweifen. Ich segne auch die Vögelein, die in den Lüften pfeifen. Ich segne das Meer, ich segne das Land."

Herzlich die Auseinandersetzung Hausensteins mit den Neuen. Sein Buch „Vom Geist des Barock" im Verlag Piper eine leidenschaftlich eingehende Herauspräparierung des Gewebes dieser Epoche, ein brillantes Opus, ein Wurf. Er wird nicht zufällig zum Barock gefunden haben; nicht so fern steht das Exzessive, der Drang zum Superlativ, die Lust am Chaos und seine Bezwingung. Hausenstein findet, die neue Bewegung hätte sich im Sand verlaufen, sie sei nicht über die Anfänge hinausgekommen. Man urteile in fünfzig Jahren, nachdem die Kräfte hingewirkt haben. Starke Exponenten dieser Zeit leben noch, noch. Ein Volk, sogar ein Volk soll nur ein Umschweif der Natur zu einigen großen Männern sein. Für einen beliebigen Moment genügt unser Vorrat völlig. Wir sind keine Journalisten, daß wir uns die Beine nach Neuigkeiten ausreißen. Zum Frühstück ein Velasquez, zum Mittag van Gogh mit obligatem Courbetwein, abends ein Grünewaldbeafsteck: solche Zeiten gibts nicht, unser Magen,

ein langsamer gewöhnlicher Säugetiermagen vertrüge es nicht, die Natur sorgt für Verdünnung.

Aus anderer Landschaft und Epoche höhnt uns: „Indische Baukunst" im Verlag Wasmuth mit Abbildungen unerhört faszinierender Tempel, Pagoden, heiliger Berge und Seen. Vor diesen phantastisch großartigen Dingen und diesem Reichtum an Gestaltung keine Bangigkeit! Dennoch, dennoch können wir uns behaupten. Man blicke jahrhundertweise.

Noch steckt der Ernst unserer Zeit, dieser Breitengrade nicht in der Kunst. Der Kochsche Bazillus, das periodische System der Elemente sind unsere Tempel. Beispiellos steht der Shiwateich mit der Pagode seit dem siebzehnten Jahrhundert auf Madras. Beispiellos und durch alle moralische Befleckung nicht erschüttert stehen die Monumente europäischen Denkens!

Und noch hat seit über einem Jahrhundert der Geist sich nicht mehr der Kunst mit voller Inbrunst genähert. Es sieht so aus, als ob die Stunden kommen. Die Zuckungen gehen durch zahlreiche Menschen, das bloß „Geistige" genügt niemandem mehr. Die Wissenschaften lockern sich auf. Eine Blutröte überzieht das feine Gesicht des noch immer jungen Europa.

Es ist kein Grund deprimiert zu sein. Es ist Zeit mit Musik die kommenden Jahrzehnte einzuleiten.

Politische und wirtschaftliche Krise

von Justus

Der Übergang vom Obrigkeitsstaate zum Volksstaat ist schwer — besonders für solch doktrinäre und ungeschmeidige Leute, wie wir es sind. Eine parlamentarische Normalverfassung abzuschreiben, war keine Kunst. Sich wirklich innerlich und äußerlich auf parlamentarisches Regieren einzustellen, war nicht so einfach und wir haben es bislang nicht gelernt. Wenn's noch sehr lange dauert, bis wir es lernen, wird inzwischen der Parlamentarismus zum Teufel gehen und mit ihm möglicherweise auch die Demokratie. Es gibt Politiker, die das nicht bedauern, weil sie weder für den Parlamentarismus, noch für die Demokratie sonderliche Wertschätzung hegen; ihnen mag die Krise, die aus den deutschen Reichstagswahlen vom 6. Juni entsprang, als erfreuliche Etappe in einer Entwicklung zu neuen, vielleicht reaktionären, vielleicht fortschrittlichen Formen des Regierens erscheinen. Aber diese Aparlamentarier und

aldemokraten spielen vorläufig nur eine Zuschauerrolle; nicht von ihnen ist die Krise ausgegangen, sondern merkwürdigerweise gerade von jenen politischen Gruppen, die den demokratischen Parlamentarismus als die allein seligmachende Staatsform betrachten.

Die Koalition, die Deutschland zwischen den Nationalversammlungs- und den Reichstagswahlen „regierte", ist aus der Ära des Obrigkeitsstaates (in der sie Oppositionskoalition war) herübergenommen worden. Diese Koalition beruhte keineswegs auf einer besonderen Gleichartigkeit der gesamten positiven Zielsetzungen der Beteiligten; sie stützte sich lediglich auf eine ganz allgemeine Einigung in der Kriegszielfrage, auf das gemeinsame Eintreten für einen „Verständigungsfrieden", der übrigens in der Form, in der die drei Parteien ihn anstrebten und mit den Methoden, die sie anzuwenden wünschten, nicht zu bekommen war. Die Niederlage schlug die Basis der Gemeinschaft in Trümmer; aber der Eifer und das taktische Geschick etlicher Parlamentarier, denen sie die Brücke zur Macht war (vor allem der Eifer und das Geschick des Herrn Erzberger) hielt sie dennoch aufrecht und rettete sie über die ersten wilden Revolutionswochen hinüber, in denen die bürgerlichen Parteien zunächst hatten untertauchen müssen. Das Zufallsergebnis der Nationalversammlungswahlen vom Januar 1919 ermöglichte dann die Erneuerung der Koalition zwischen den drei Parteien, die zwar eigentlich blutwenig gemein hatten (grundsätzlich läßt sich doch kaum ein schärferer Gegensatz denken als der zwischen dem ständisch-autoritären Zentrum und den atomistisch-liberalen, antiautoritären Demokraten), die aber seit dem Sommer 1917 praktisch-parlamentarisch und – vor allem – personell „zusammengewöhnt" waren. Allmählich vergaß man den antiquierten und längst hinfällig gewordenen Ursprung der Koalition. Man begann schließlich sogar an eine innere Zusammengehörigkeit oder Verwandtschaft der koalierten Parteien zu glauben, die in Wahrheit nur dank der skrupellosen Gerissenheit des einen und der nachgiebigen Schwäche des anderen Teils ihrer Führer von Kompromiß zu Kompromiß stolperten.

Die Wahlen vom 6. Juni nahmen dieser Koalition die sichere Mehrheit im Parlamente. Die Arbeiterwähler sprangen nach links ab, hauptsächlich zu den Unabhängigen, die Bürgerlichen nach rechts, hauptsächlich zur Deutschen Volkspartei. Die Debatten über die Urteilslosigkeit der Wähler und über die Verworfenheit der oppositionsparteilichen Agitation, denen dies Resultat zuzuschreiben sei, sind sehr müßig. Der Wähler wählt mit dem Verstande, über den er eben verfügt und keine Partei wird darauf verzichten, seine Leichtgläubigkeit nach Kräften für ihre Zwecke auszunutzen. Daß dabei die offensiv kämpfenden Oppositionsparteien in der Regel schwereres Geschütz auffahren als die in die Defensive gedrängten

Regierungsparteien, liegt in der Natur der Dinge. Im übrigen gab es jenseits und diesseits der Koalitionsgrenzen Leitartikel, Wahlreden und Flugblätter von geradezu denkwürdiger Verlogenheit. Der Wahlkampf ist keine Sache strenger Geistigkeit und unerschütterlicher Wahrheitsliebe; daran ist nichts zu ändern.

Das Ergebnis der Wahlen machte also eine neue Zusammensetzung der regierenden Parteigruppe nötig. Theoretisch-arithmetisch waren drei Kombinationen möglich. Einmal die bisherige Koalition mit einer weiteren bürgerlichen Partei, das heißt praktisch mit der Deutschen Volkspartei. Dann die bisherige Koalition oder die Mehrheitssozialdemokratie und eine der bürgerlichen Koalitionsparteien mit den Unabhängigen. Endlich die beiden bürgerlichen Parteien der Koalition mit den beiden bürgerlichen Parteien der Opposition, also der „Bürgerblock" gegen die in die Fronde gedrängten Arbeiterparteien.

Die Kombination: Koalition oder Teil der Koalition und Unabhängige Sozialdemokraten erwies sich als aussichtlos, weil die letzteren ein bürgerlich-sozialistisches Kondominium grundsätzlich ablehnten. Sie erkannten das Mehrheitsprinzip nur an, wenn es der ungeteilten Proletariatsherrschaft nicht im Wege stand; sie verwarfen es aber, wenn und solange es zu einer Teilnahme bürgerlicher Richtungen an der Regierung zwang. Das war ein klarer, fester, und von einer bestimmten Grundlage aus zweifellos vertretbarer Standpunkt; aber es war ein Standpunkt jenseits des Parlamentarismus.

Die rein bürgerliche Kombination war an sich, prinzipiell, im Rahmen des parlamentarischen Regimes möglich: denn die bürgerlichen Parteien verfügten zusammen über die Mehrheit der Reichstagssitze. Aber sie war destruktiv und reaktionär. Durch die Frontstellung gegen die Arbeiterparteien mußten die konservativen, autoritären, intransigenten Kräfte in ihr gestärkt, die fortschrittlichen, sozialen, konzilianten, zu Entgegenkommen und Vorrechtsopferung neigenden Strömungen geschwächt und unterdrückt werden. Eine Spannung mußte die Folge sein, die mit Sicherheit zu gewaltsamer Entladung drängte. Für jeden, der erkannt hatte, daß der deutsche Staat und die deutsche Wirtschaft weder von den Bürgern allein neu aufgebaut werden kann, noch von den Arbeitern allein, sondern nur von Bürgern und Arbeitern zusammen in gemeinsamem, produktivem Schaffen, war die rein bürgerliche Kombination, die Kombination „von Hergt bis Gothein" von vornherein völlig indiskutabel.

Es blieb also nur die Kombination der bisherigen Koalition mit der Deutschen Volkspartei – oder das Bekenntnis, daß das parlamentarische Regime in Deutschland schon bei der ersten Probe aufs Exempel funktionsunfähig geworden war.

Die Deutsche Volkspartei ist aus der Stammtruppe der alten Nationalliberalen hervorgegangen. Sie zeigt noch eine gewisse Vorliebe für die Ornamentik und Terminologie des ancien régime, sie appelliert gern an die sentimentale Sehnsucht nach entschwundenem Glanz, sie bekennt sich mit einigem Pathos zu den Farben des bismarckischen Deutschland, und sie möchte wieder den gekrönten Aar als Symbol des Reichs und seiner Herrlichkeit sehen. Wie weit es ihr mit diesen dekorativ wirkenden restauratorischen Gelüsten ernst ist, läßt sich schwer sagen; denn sie ist vor allem eine praktische Partei. Ihre Führer sind im allgemeinen weder romantische Schwärmer, noch eigensinnige Dickköpfe, sondern geschmeidige Berufspolitiker, die die Macht sehr schätzen, die wissen, daß es unter Umständen viel bequemer ist, die Macht zu erschachern, als sie zu erkämpfen, und die auf alle Fälle viel lieber auf dem parlamentarischen Parkett fechten als hinter der Barrikade. Der Parlamentarismus ist ihrem Wesen und ihren Wünschen eigentlich sehr adäquat, und sie begehren ja auch das Kaisertum in der verdünnten Form einer parlamentarischen Monarchie, die sie sich meist etwa in der Art der englischen vorstellen.

Der monarchistische Schönheitsfehler ist schlimm; aber noch schlimmer soll der kapitalistische sein. Alle bürgerlichen Parteien sind kapitalistisch; denn sie erkennen ja die kapitalistische Wirtschaftsordnung an und widerstreben ihrer Beseitigung. Alle haben auch ihre besonderen großkapitalistischen Beziehungen: wie die Volkspartei ihren Stinnes hat, so hat das Zentrum seinen Thyssen und haben die Demokraten ihren Siemens. Aber es ist freilich richtig, daß der groß- oder „schwer"industrielle Einschlag bei der Volkspartei, der Rechtsnachfolgerin der Nationalliberalen, stärker ist, und daß keiner anderen Partei in diesem Wahlkampfe auch nur annähernd so viel Industriegeld zufloß. Da die Volkspartei bisher in der Opposition stand, ist sie (neben den Deutschnationalen, deren rauhe, militaristische Allüren indes viele „liberale" Unternehmer schrecken) die einzige kapitalistisch unkompromittierte Bürgerpartei. Sie ist an den Erzbergerschen Steuern unschuldig, am Betriebsrätegesetz und an allem anderen, worüber sich Besitz und Unternehmertum in den letzten eineinhalb Jahren geärgert haben. Sie kann behaupten (und hat das natürlich sehr ausgiebig behauptet), daß sie im Gegensatze zu Zentrum und Demokraten diesen ganzen Unfug nicht mitgemacht hätte, und man vermag ihr zunächst nicht das Gegenteil zu beweisen. Deshalb bekommt sie von der Industrie blanko die Kredite, die beispielsweise den Demokraten wegen allzu lässiger Vertretung der kapitalistischen Interessen verweigert werden. Käme die Volkspartei diesmal offiziell in die Regierungskoalition, so wäre sie das nächstemal schon in einer gewissen Verlegenheit um ihre Wahlfonds; denn sie

hätte sich inzwischen unfehlbar dem Großbesitz und dem Großunternehmertum gegenüber bereits einigermaßen diskreditiert. Aber die Weisheit ihrer Gegner scheint ihr dies Mißgeschick ersparen und ihre finanzielle und agitatorische Stärke auch weiterhin garantieren zu wollen.

Die Volkspartei läßt sich die finanziellen Vertrauensbeweise der Unternehmer natürlich gerne gefallen und hütet sich, die Herren argwöhnisch zu machen. Aber die pfiffigen Berufspolitiker, die in ihrer Leitung sitzen, wissen ganz genau, daß die sich selbst betrügen, die von ihnen allzuviel für die einseitige Förderung großkapitalistischer Interessen erwarten. Als machtlüsterne Partei des parlamentarischen Systems braucht die Volkspartei auf der einen Seite Stimmen, auf der anderen praktische Anschlußmöglichkeiten in der Volksvertretung. Die Stimmen sind auf die Dauer durch Geld allein nicht zu gewinnen und zu halten, sondern nur durch eine universalistische Laviertaktik, die möglichst viele Interessen berücksichtigt, ohne sich einem einzigen ganz zu verschreiben. In der Tat schillert ja die Volkspartei standes- und klassenpolitisch in allen Farben; sie gibt sich nicht nur als Unternehmer-, sondern auch als Mittelstands-, als Beamten-, als Angestellten-, als Bauernpartei, und sie wird das alles auch wirklich zu einem gewissen Bruchteile sein, weil sie für jede Gruppe immerhin so viel tun oder verhindern muß, daß sie das nächstemal mit einiger Erfolgsaussicht wieder um ihre Stimmen zu werben vermag. Auch die Anschlußmöglichkeiten im Parlamente sind nur durch eine Lavier- und Konzessionspolitik sicherzustellen, die bereit ist, extreme Ansprüche zu opfern oder beschneiden zu lassen. Die praktischen Bedürfnisse des Kampfs um die Stimmen der Wähler und des Kampfs um die Teilnahme an der Macht im Parlamente schleifen unweigerlich jeder Partei, die regieren will, die schärfsten interessenpolitischen Spitzen ab. Bis zu einem gewissen Grade macht sich das schon fühlbar, wenn die Macht nur zwischen bürgerlichen Parteien geteilt wird, obwohl ja da, wenigstens in bestimmten Fragen, alle von den gleichen übermächtigen Interessentengruppen gekauft oder beeinflußt sein können. Noch mehr gilt es natürlich, wenn jedes Regieren eine Auseinandersetzung mit Arbeiterparteien erfordert.

Dieser Deutschen Volkspartei, deren Wesen ich eben zu umschreiben versucht habe, gaben also die Wähler am 6. Juni so viel Stimmen, daß ihre Aufnahme in die Regierungskoalition nötig erschien, um ein reaktionäres Regime oder eine aparlamentarische Minderheitsregierung zu verhüten. In jedem anderen parlamentarisch regierten Lande wären daraufhin die Gruppen, die weder Reaktion noch Minoritätsdiktatur wünschen, an diese Partei herangetreten und hätten ihr ungefähr folgendes erklärt: Du bist uns eigentlich von Haus aus suspekt; weil du monarchistisch und großkapitalistisch bist. Aber der Ausfall der Wahlen zwingt uns, mit

Dir, Dich, mit uns zu arbeiten. Wir brauchen von Dir die Garantie, daß Du Deine monarchistischen Theoreme bis auf weiteres Theoreme sein lässest und wir brauchen ein fest umrissenes wirtschaftliches Aktionsprogramm, das uns vor unbilligen Ansprüchen Deiner kapitalistischen Interessenpolitik sichert Darauf hätte die Volkspartei, die ja, wie gesagt, eine sehr praktische und eine sehr taktische Partei ist, vermutlich erwidert, daß sie nicht die Absicht habe, schon während der nächsten Legislaturperiode die Monarchie in Deutschland einzuführen, daß man ein gemeinsames wirtschaftliches Aktionsprogramm aufstellen könne, und daß man, wenn es trotz dieses Programms später zu unlösbaren Konflikten komme, schließlich an die Wähler appellieren müsse, weil es dann eben keine regierungsfähige Mehrheit mehr gebe.

So hätte man, wie gesagt, in jedem anderen parlamentarisch regierten Lande gehandelt. Bei uns aber sagten die Sozialdemokraten: wir wissen nicht, ob man mit der Deutschen Volkspartei praktisch eine gewisse Zeit lang regieren könnte. Vielleicht wäre das nicht viel schwerer, als mit Demokraten und Zentrum zusammen die Staatsgeschäfte zu führen. Aber wir machen gar nicht den Versuch. Schon die Liaison mit den Katholiken und den Fortschrittlern ist peinlich; indes sie ist durch eine Art Gewohnheitsrecht geheiligt. Mit irgendeiner weiteren bürgerlichen Partei aber lassen wir uns um keinen Preis mehr ein. Sonst laufen uns unsere letzten Arbeiterwähler weg.

Dieser Standpunkt der Sozialdemokratie ist unmöglich. Die Sozialdemokratie kann, wie die Unabhängigen, jede Koalition mit einer bürgerlichen Partei ablehnen. Dann muß sie gleichzeitig auch offen den Parlamentarismus aufgeben und eine andere Regierungsform suchen. Darüber läßt sich reden.

Oder aber sie hält, wie sie bisher immer beteuert hat, am Parlamentarismus fest. Dann muß sie bereit sein, mit jeder bürgerlichen Partei zu regieren, mit der sie sich auf ein festes, praktisches Aktionsprogramm einigen kann. Sie kann ihre Gewohnheit, allein mit Zentrum und Demokraten zu arbeiten, nicht zur normativen Voraussetzung des Parlamentarismus machen und den parlamentarischen Betrieb stillegen, wenn einmal zufällig nicht genug Vertreter dieser beiden Parteien gewählt werden. Niemand verlangt von ihr, daß sie einer dritten bürgerlichen Partei einen Kaiser oder ein großkapitalistisches Liebesgabengesetz bewilligt. Aber der Parlamentarismus fordert allerdings, daß sie *versucht*, ob sie mit jener Partei zurechtkommen kann, wenn ohne einen solchen Versuch keine Regierung zu bilden ist. Wenn sie das nicht will, so muß sie eben wohl oder übel das Prinzip des Parlamentarismus und der Weimarer Verfassung zur Debatte stellen. —

Wie die Krisis gelöst werden soll, ist in dem Augenblicke, da diese Zeilen in Druck gehen, noch völlig ungewiß. Zwei Vorschläge sind gemacht worden. Der eine — sofortige Wiederholung der Wahlen — ist ein Erpressungsversuch an den Wählern, die doch wohl im allgemeinen binnen zwei oder vier Wochen ihre politische Meinung nicht ändern. Der andere ist eine Mogelei. Die Volkspartei, mit der die Sozialdemokratie offiziell nichts zu tun haben will, soll der bisherigen Koalition gewissermaßen zur linken Hand vermählt werden. Sie soll Wünsche äußern und Ansprüche stellen dürfen und dafür die Regierung als Außenseiter oder als „loyale Opposition" unterstützen. Wäre ich Führer der Deutschen Volkspartei, ich griffe mit beiden Händen zu. Regierungseinfluß und gleichzeitig die freie Unverantwortlichkeit der Opposition, — mehr kann sich eine Partei wirklich nicht wünschen! Bei allen erfreulichen Dingen kann sie dabei sein; bei allen unerfreulichen wäscht sie ihre Hände in Unschuld. In jedem ihr genehmen Augenblicke vermag sie die Regierung zu sprengen und frisch-fröhlich als Oppositionspartei in den Wahlkampf zu gehen. Mit ihren Erfolgen und mit ihren Mißerfolgen besorgt die Regierungskoalition stets die Geschäfte der „stillen Teilhaberin", die sich ja als solche nur bekennen wird, wenn es ihr paßt.

Das sieht ein bißchen nach Farce aus, nicht wahr? Man muß den Parlamentarismus schon ernst nehmen, wenn er ernsthaft funktionieren soll.

Werden Parteien, die nicht einmal mit den einfachen Problemen des Parlamentarismus fertig werden, die wirtschaftlichen Riesenaufgaben bewältigen, die uns bevorstehen?

Unversehens sind wir in eine schwere Absatz- und Arbeitskrise hineingeraten. Der Anstoß kam gleichzeitig von außen und von innen. Von außen durch das Steigen der Mark, das, nachdem die inneren Preise sich in der letzten Zeit rasch der Weltmarkthöhe genähert hatten, unsere Exportfähigkeit einschränkte und teilweise aufhob. Von innen durch die plötzliche Zurückhaltung des Konsums, den „Käuferstreik". In einigem Umfange ging auch die innere Absatzstockung auf die Besserung der deutschen Valuta zurück: der Verbraucher knüpfte an sie die Hoffnung auf ausgiebige Preissenkungen und schob die Deckung seines Bedarfs auf. In der Hauptsache aber entsprang der Käuferstreik auf dem heimischen Markte einem Versagen der Kaufkraft. Die von den Preisen ziemlich unabhängige Nachfrage der zahlungsfähigsten Schichten nahm von selbst ab, nachdem eine gewisse Bedarfssättigung erreicht war; die Konsumkraft der Masse erschöpfte sich im Wettbewerb um die allerdringlichsten Lebensbedürfnisse, vor allem um die Nahrungsmittel, deren Preise ja nicht fielen, sondern im Frühsommer sogar sehr beträchtlich heraufgesetzt wurden. Die nominell

sehr hohen Löhne und Gehälter ließen für die Dringlichkeiten zweiten und dritten Grades keine Kaufkraft übrig; sie gingen für die tägliche Nahrung auf. Daran war, solange die Lebensmittelvorräte nicht ausreichten, um alle einigermaßen satt zu machen, nichts zu ändern; unzureichendes Angebot der unentbehrlichen Bedarfsgüter treibt ihre Preise so hoch, daß sie die Menge der Verbraucher eben noch erschwingen kann. Auch die Zwangswirtschaft kann das auf die Dauer nicht verhindern; hält sie die Preise künstlich niedrig, so wird sie durch Zurückhaltung der Produzenten ausgehöhlt, durch den Schleichhandel mehr und mehr eingekreist und zusammengepreßt.

Die Warenkrise ließe sich am Ende ertragen: sie wirft eine Anzahl Spekulanten um und bringt freilich auch viele Händler mit großen und teuren Lagern (und die hinter ihnen stehenden Kreditgeber) in Gefahr. Aber wenn nichts abgesetzt wird, kann nichts produziert werden. Während die meisten Verbraucher nach Industriewaren – nach Wäsche, Kleidern, Stiefeln, Möbeln – hungern, aber nicht das Geld haben, um sie zu kaufen, müssen überall die Fabriken geschlossen, die Arbeiter entlassen werden, die diese Waren erzeugen.

Die Debatten über die Heilung der Krise hatten bisher nur magere und problematische Ergebnisse. Die praktischen Vorschläge laufen immer auf eine Art Staatszuschuß zu den Produktionskosten hinaus; auch die sogenannte produktive Erwerbslosenfürsorge ist nichts anderes. Zuerst hat man mit Hilfe der Notenpresse die Lebensmittel verbilligt; jetzt will man mit dem gleichen Mittel Kleider und Stiefel billiger machen. Das mag für den Augenblick Linderung bringen; aber es ist keine Lösung.

Die Lösung ist nur zu erreichen durch eine internationale Planwirtschaft, die uns zunächst breitere Versorgung mit Lebensmitteln sichert und uns weiter Leistungen auferlegt, für die wir unsere volle Arbeitskraft einsetzen können und müssen. Den Plan dieser Planwirtschaft zu entwerfen, wäre unsere Sache, wäre längst unsere Sache gewesen. Hätten wir es getan, wir stünden heute wahrscheinlich anders da. Werden wir es morgen tun?

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt und der deutsche Staat

von Friedrich Meinecke

Wir sind heute irre geworden an uns selbst. Denn wir müssen die Ursachen unseres Unglücks nicht allein in der Tücke eines blinden Schicksals, auch nicht allein in der Übermacht und dem Hasse unserer Feinde, sondern auch in uns selbst, in unserm Wesen, in unseren Fehlern suchen. Aber nun droht uns durch die nationale Selbstkritik, die jeder von seinem besonderen Lebenspunkte aus glaubt üben zu müssen, der Rest von innerem Zusammenhalt, von Glauben an den Gesamtgeist der Nation verloren zu gehen. Wie erhalten wir uns die innere, die geistige Gemeinschaft – eben in diesen Zeiten, wo diese Gemeinschaft von innen her so furchtbar erschüttert wird?

Man hört jetzt häufig, daß nur eine religiöse Erneuerung uns wieder zusammenführen könne. Wenn man das Wort Religion nicht im konfessionellen Sinne nur nimmt, sondern sie als eine innere Erhebung über uns selbst und unser sinnliches Schicksal auffaßt, so ist damit in der Tat gesagt, was uns not tut. Wir müssen uns durchdringen mit dem Gefühle, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, ein Symbol von tieferliegenden unerschöpflichen und ewig neu gebärenden Kräften ist. Diese Lebenskräfte der Menschheit und so auch unserer Nation können wir nur ahnen und vielleicht von fernher anschauen, aber niemals ganz fassen und auf feste Begriffe bringen. Aber haben wir einmal eine innere Fühlung mit ihnen erreicht, dann sind wir gesichert vor der Überwältigung durch den trüben und entsetzlichen Vordergrund der heutigen Welt. Zweierlei scheinbar sich Widersprechendes können wir dann leisten: Frei schweben über Glück und Unglück unser selbst und unseres Volkes, es nur ansehen als kommende und gehende Wellen der Oberfläche – und doch zugleich mit voller Kraft mithelfen, die Wellen des Unglücks abzuwehren und unser Dasein handelnd zu schützen. Und nun möchte ich den Mann sprechen lassen, von dessen Lebenswerk ich jetzt einige Seiten beleuchten möchte. Wilhelm von Humboldt schrieb, nicht im Unglück, sondern im Glücke der Nation, nach der Schlacht bei Leipzig, am 8. Novembor 1813 an seine Gattin:

„Der Ruhm und selbst die Ehre einer Nation sind vielleicht nur Geburten der Phantasie, Glück und Unglück nur vorübergehende Erscheinungen, über die das Grab schweigt, das sich immer einmal schließt; aber wo, was man tut, in Geistesentwicklung und Gemütskraft Wurzel schlägt, da arbeitet man für das Höchste und Unvergängliche. Die Liebe zu Deutschland ist daher auch wirklich eine andere, als die andere Nationen für ihr Vaterland haben. Sie wird vielmehr durch etwas Unsichtbares zusammengehalten und ist viel freier von Bedürfnis und Gewohnheit. Sie ist nicht sowohl Anhänglichkeit an die Erdscholle, sie ist mehr Sehnsucht nach deutschem Geist und Gefühl, die sich in allen Zonen empfinden und in alle verpflanzen lassen." Wir geben uns dem Zauber dieser Worte hin. Wir empfinden die Sehnsucht, ebenfalls so hoch zu fliegen, wie es Humboldt hier tut. Aber können wir es noch als Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts?

Es lebt in seinen Worten etwas, was uns abhanden gekommen ist, und von dem wir nicht gleich wissen, ob wir seinen Verlust als reinen Verlust oder nicht auch als Gewinn, als Befreiung von etwas vielleicht Unmöglichem und Undurchführbarem auffassen sollen. Ist es denn wirklich noch heute so, daß wir unser Vaterland „freier von Bedürfnis und Gewohnheit" lieben als andere Völker? Und können wir die „Anhänglichkeit an die Erdscholle" für so entbehrlich halten, wie Humboldt es hier tut? Wir fühlen uns derber, realistischer, irdischer, enger verwoben mit Bedürfnissen und Gewohnheiten des Bodens, der uns trägt. Wir spüren die Kluft der Zeiten, die uns von dem idealistischen Deutschland Goethes und Schillers trennt. Aber wir spüren zugleich auch an der Resonanz, an der Sehnsucht, die uns bei seinen Worten ergreift, einen unzerreißbaren inneren Zusammenhang mit der geistigen Welt, die er repräsentiert. Wir sind anders geworden, aber wir sind nicht ganz anders geworden als die Deutschen seiner Zeit. Und eine innere Stimme sagt uns, daß wir, um uns innerlich zu befreien von dem über uns gekommenen Unglück, wieder anknüpfen müssen an sie. Wir können uns nicht in sie zurückverwandeln. Das hieße auch, selbst wenn wir könnten, uns der eignen inneren Selbständigkeit und Eigenart berauben. Aber wir gelangen zu dem, was uns mit ihnen gemeinsam ist, zurück, wenn wir aufmerksam den Weg verfolgen, der von ihnen zu uns führte. Nach allen Erfahrungen geschichtlicher Kontinuität muß schon in ihnen der Keim dessen gelegen haben, was sich dann bei uns besonders und andersartig entwickelt hat. Und sind wir irdischer geworden als sie, so haben sie vielleicht selber schon aus ihrer Höhe den ersten Schritt zur Erde zurückgetan und geben uns damit die Hoffnung, daß es möglich und auf neuen Wegen auch für uns erreichbar ist, aus dem Tale wieder zur Höhe aufzusteigen.

Eben das war der Sinn des Lebens, das Wilhelm von Humboldt geführt hat. Es zeigt uns gerade die Seiten, die das Goethe-Schillersche Deutschland dem Deutschland des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts zukehrt, trotzdem und vielleicht gerade, weil es die eigensten und höchsten Ideen seiner Zeit von Anfang bis zu Ende in sublimer Reinheit gepflegt hat. Darin liegt der unsagbare Reiz der Beschäftigung mit ihm, daß jeder Atemzug von ihm eine Idee ist, daß er alles, was er erlebte, vergeistigen mußte, nicht um dem Leben zu entrinnen, sondern um es so tief und rein wie nur irgend möglich zu erfassen und zu führen. Niemals wurde er unwirklich, aber alles Wirkliche wurde ihm im Augenblicke, wo es ihn umgab, schon transparent und symbolisch. „Wer am meisten fähig ist", sagte er selber, „alle Dinge immer zugleich in ihrer wirklichen und symbolischen Natur zu empfinden, wer diese beiden Naturen am meisten und in der vollkommensten Wahrheit zusammenschmelzen läßt, der erreicht am besten die Tiefen und Höhen des Lebens und hat den meisten Genuß am Dasein." Und mochte sein eigentlicher Wunsch auch immer sein und bleiben, seine eigene Individualität auszubilden durch ein Leben der reinen Betrachtung und es zum reinsten Spiegel der Menschheit zu gestalten, so war doch gleichzeitig in ihm auch ein sehr starker Trieb, mit Hand anzulegen an die Aufgaben des handelnden Lebens, sich in Reih und Glied zu stellen mit den anderen. Nicht nur aus Zufall und nicht nur aus Pflichtgefühl, wie er selbst wohl gelegentlich es meint, und wie es oft nachgesprochen wird, hat er die Aufgabe der inneren Selbstausbildung zeitweise zurückgestellt, um den Staatsmann zu spielen. Eben die Arbeit an der eigenen Individualität führte ihn auch zu den Schranken und den notwendigen Ergänzungen einer bloß individualistischen Lebensführung. So wurde es ihm zum eigentlichen Geheimnis, zum „großen Rätsel" des Lebens, „wie der Mensch etwas für sich und doch nichts ohne den anderen, ohne sein Geschlecht sein kann". Er konnte dies Rätsel nicht lösen, wie es denn nie gelöst werden kann. Wohl aber konnte er die schlichte und männliche Folgerung daraus ziehen: „Der Mensch ist überhaupt nichts als nur durch die Kraft des Ganzen und indem er mit ihm zusammenzustimmen strebt." Und als der tiefe Vergeistiger alles Lebens wußte er, daß volle Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Menschheit durch vergeistigende Betrachtung allein nicht gewonnen werden kann, daß letzten Endes durch Handeln und Schaffen, durch Willen und Tat und demnach auch durch Verflechtung in alles Erdenhafte das herauskommt, was im Menschen liegt. Die Natur hatte ihn freilich nicht zum Willensmenschen, sondern zum Genußmenschen allerfeinster Art geschaffen. Aber es war eine sittliche Tat, die er an sich selbst vollbrachte, daß er das bloß genießende Dasein, so

magnetisch es ihn auch anzog, verurteilte und der Pflicht, am Ganzen mitzuwirken, sich nicht entzog.

So konnte er zum Staatsmann werden, ohne zum Staatsmann geboren zu sein. Man ahnt sofort, daß dies zu gewissen Spannungen und Widersprüchen seines eigenen inneren Lebens und zu gewissen Unvollkommenheiten seines staatsmännischen Wirkens führen konnte. Aber diese Widersprüche und Unvollkommenheiten sind eben auch wieder von symbolischer Bedeutung. Sie spiegeln, in einer höchst individuellen Form, nur wieder, woran das ganze Dasein der Nation litt. Denn auch dieser durch Schicksal und Anlage unpolitisch und übergeistig gewordenen Nation war die unabweisbare Aufgabe gestellt, politisch zu werden und sich einen ihrem Genius entsprechenden Staat zu schaffen. Sie hatte, als Humboldt seine Laufbahn begann, eine staatlose Kultur hervorgebracht, die Kultur von Weimar, und sie hatte einen zwar nicht kulturlosen, aber doch noch kulturarmen Staat hervorgebracht in Preußen. Die Kultur von Weimar führte zur Entfaltung der freien und schönen Individualität, der Staat von Potsdam forderte die Unterordnung des Individuums unter den Staatszweck und sortierte und verwandte die verschiedenen Menschengattungen, Stände und Schichten der Gesellschaft lediglich nach ihrer besonderen Brauchbarkeit für die einzelnen Aufgaben des Staatslebens. Diese schroffe Polarität zu überwinden und zu einer inneren Einheit von Staat und Kultur zu kommen, war die Aufgabe der Zukunft. Und weil wir uns noch heute an ihrer Lösung abmühen, so begreifen wir, daß auch die Lösungen, die zur Zeit Humboldts versucht wurden, immer nur annähernd und unvollkommen ausfielen. Aber in Humboldts Leben selber vollzog sich dabei eine Entwicklung zum Staate hin, die die ihr anhaftenden Unvollkommenheiten und Widersprüche mehr und mehr überwand. Sie endete in einer Anschauung vom Staats- und Volksleben, die auch uns noch, wenn man die zeitgeschichtlich vergänglichen Bestandteile von ihr abstreift, als Leitstern dienen kann. In dem Einzelleben großer Menschen liegen die Symbole und Kraftquellen für das Gesamtleben. Sie nehmen auf Jahrhunderte oft voraus, was mühsam von der Gesamtheit nach erlebt und erstrebt werden muß.

In drei Stufen hat sich die Entwicklung Humboldts zum deutschen Staate hin vollzogen. Sie fallen zeitlich ungefähr zusammen mit dem ausgehenden ancien régime Preußens vor 1806, mit den Jahren der Stein-Hardenbergschen Reformen, mit den Befreiungskriegen und den ihnen folgenden Jahren. Sie hängen auch innerlich mit dem Inhalte dieser drei Zeitabschnitte eng zusammen, sie sind individuelle Reflexe allgemeiner Erlebnisse, aber von so allgemeiner Bedeutung zugleich, daß erst durch sie die Eigenart und der Sinn jener drei Zeitabschnitte ganz deutlich werden.

Zeitgeschichtlich charakteristisch ist schon die erste politische Situation, in der Humboldt uns begegnet. Er war 1790 als junger 23jähriger Referendar beim Kammergericht tätig als Protokollführer bei einem der Verfolgungsprozesse, die damals durch das Wöllnersche Religionsedikt veranlaßt waren. Er konnte sich des Gerichtsspruches erfreuen, der gegen das Wöllnersche Regime ausfiel. Aber seine Freude ging tiefer als die eines durchschnittlichen religiösen Freidenkers, und sein Widerspruchsgeist richtete sich nicht nur gegen Wöllner, sondern gegen den Staat überhaupt, der es versuchte, Gesinnungen und Handlungen seiner Bürger zu modeln und zu formen nach seinen Zwecken. Und auch der schönste und plausibelste Zweck, den der Staat sich setzen konnte in der Beglückung seiner Bürger, beruhigte ihn nicht über die Einbuße an individueller Freiheit und Selbsttätigkeit der Einzelnen, die damit verbunden war. Es war das Bildungsideal des klassischen deutschen Idealismus, das sich in ihm auflehnte gegen die Bevormundung von oben, gegen den friderizianischen Staat seiner Zeit. Ohne ihn zu nennen, schrieb er die schärfste Anklageschrift gegen ihn, als er 1792 seine „Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" schrieb. Hier werde ihm gesagt, daß der Staat doch nur ein untergeordnetes Mittel sei, dem der wahre Zweck, der Mensch, nicht geopfert werden dürfe. Der wahre Zweck des Menschen aber sei: Höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Das, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruhe, wonach der einzelne Mensch ewig ringen müsse, sei Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung. Diese Kraft war ihm vor allem geistige Kraft. Unabsehbar, sagt er, ist der Gewinn, den der Mensch an Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, daß sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte und alles Körperliche nur Hülle und Werkzeug sei. Er verachtete darum das Körperliche nicht und konnte sich ausmalen, daß jeder Bauer und Handwerker ein Künstler werde, der sein Gewerbe um seines Gewerbes willen liebe und dadurch vergeistige. Denn jede Beschäftigung vermöge den Menschen zu adeln, und nur auf die Art, wie sie betrieben werde, komme es an. Aber neben dieser inneren Voraussetzung dürfe freilich auch eine äußere Voraussetzung nicht fehlen: Ohne Freiheit könne auch das seelenvollste Geschäft nicht heilsam wirken. „Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über." Der Staat stumpfe durch seine Vielregiererei und durch sein Streben nach möglichster Einförmigkeit in Handlungen und Einrichtungen die inneren schöpferischen Kräfte der Menschen ab. Er strebe nach Gütern auf Kosten der Kräfte.

Dieser Kampf für die Innerlichkeit und Selbsttätigkeit des Individuums, für autonome gegen heteronome Moral erinnert an Luthers Kampf

für den Glauben gegen die Werkgerechtigkeit. Man spürt auch bei Humboldt die Angst und Sorge um die innersten Güter der Persönlichkeit und vor jedem sie trübenden Hauche aus der Außenwelt. Aber da diese Außenwelt, die ihn bedrohte, die Züge des friderizianischen Obrigkeitsstaates trug, so drängt sich eine Frage auf: Warum griff sein leidenschaftliches Freiheitsbedürfnis nicht zu dem Heilmittel, das damals seit dem Ausbruche der Französischen Revolution so nahe lag? Warum forderte er nicht die Umwandlung des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat, warum forderte er nicht zum mindesten politische Volks- und Bürgerrechte gegenüber dem alten Staate, also Volksvertretung und Selbstverwaltung in Stadt und Land? Warum forderte er nicht schon 1792, was er doch 1819, wie wir sehen werden, fordern sollte?

Weshalb er dem Vorbilde der Französischen Revolution, obwohl er sie anfangs begrüßt hatte, nicht folgen wollte, hat er selber schon 1791 ausgesprochen: „Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist's, als bindet man Blüten mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie." Er empfand zu sehr das Gewaltsame und Überspannte in dem jähen Umbau des Obrigkeits- in den Volksstaat, der hier vorgenommen wurde; er spürte, daß in der Französischen Revolution nicht mehr der innere spontane Freiheitstrieb, sondern Zwang, Gewalt und Herrschaftstrieb vorwalteten. „Was im Menschen gedeihen soll," sagte er, „muß aus seinem Inneren entspringen, nicht ihm von außen gegeben werden." Es war gewissermaßen eine erste politische Nutzanwendung der Gedanken Goethes und Herders, die in dem natürlichen, freien Wachstum der Keime von innen heraus ohne äußeren Zwang das Ideal menschlicher Lebensgestaltung erblickte. Aber er hätte, sollte man meinen, die gewaltsame Methode der Französischen Revolution zwar verwerfen und doch das, was lebensfähig an ihren Ideen war, aufgreifen können zur Reform und inneren Belebung des Obrigkeitsstaates. Jedoch auch dazu war der junge Humboldt noch nicht gewillt. Staat blieb Staat, und sein empfindlicher Individualismus fürchtete auch den reformierten Staat, wenn seine Tätigkeit denselben Umfang behielt wie im bisherigen Obrigkeitsstaate. Diese Reformen wären ja hinausgelaufen auf die Einführung des Repräsentativsystems und der Mehrheitsherrschaft. Aber Humboldt hatte noch gar keine Neigung, seinen individuellen Willen durch einen Repräsentanten repräsentieren oder durch eine Mehrheitsentscheidung erdrücken zu lassen. „Dem nicht Einwilligenden", bemerkte er, „bliebe nichts übrig, als aus der Gesellschaft zu treten . . . allein dies ist beinahe bis zur Unmöglichkeit erschwert." Er hatte schon recht damit, daß auch der Mehrheitswille der Demokratie zum Despoten werden kann, der das

Individuum in Fesseln schlägt. Und so wußte er denn keinen anderen Rat, als daß der Staat überhaupt, mochte er nun obrigkeitlich oder volkstümlich gestaltet sein, seine Tätigkeit auf ein Minimum, nämlich auf Rechtsschutz und Sicherheitspolizei beschränken müsse, auf diejenigen Güter, die die Individuen sich nicht selbst beschaffen konnten. Alles übrige, was der Staat bisher für Wohlfahrt und Erziehung des Volkes geleistet hatte, sollte besorgt werden durch freiwillige Vereinigungen der Bürger, „Nationalanstalten", wie er sie nennt, die aber keinesfalls zu Staatseinrichtungen werden, die auch nicht zu groß und umfassend ausfallen dürften. Denn „je mehr der Mensch für sich wirkt, desto mehr bildet er sich. In einer großen Vereinigung wird er zu leicht Werkzeug".

Man konnte nicht empfindlicher und konsequenter die Rechte des Individuums gegenüber Staat und Gesellschaft und gegen jede von ihnen drohende innere oder äußere Vergewaltigung wahrnehmen. Und man konnte es zugleich nicht freier von niederem Egoismus tun. Dieser gegen den Gemeinschaftswillen so mißtrauische Individualismus war schon damals bei ihm verbunden mit der feinsten und edelsten Gemeinschaftsgesinnung, mit dem Wunsche, daß alles, was die Menschen bisher gezwungen füreinander getan hatten, aus freier Neigung, in schöner Vereinigung zu kleinen, lebensvollen, tätigen Gemeinschaften geschehen möge. Aber es ist, als ob er sich die Nation zusammengesetzt dächte aus lauter Gliedern des Weimarer Freundeskreises. Eine schöne Utopie, die er im innersten Grunde wohl selbst als Utopie empfunden haben mag, die er aber aussprechen mußte, um das Wirklichste und Wahrste, was er empfand, zum Ausdruck zu bringen und anschaulich zu machen. Denn was er über die Gefahren, die dem Individuum vom Staate drohen, sagte, ist von ewiger Wahrheit und wird im modernen Leben von jeder tieferen Natur einmal empfunden werden. Immer wieder wird es stille Stunden geben, in denen das Innerste des Menschen leidenschaftlich sich auflehnt und wund und wehe sich reibt an dem mechanisierten und mechanisierenden Willen des Staates, mag dieser nun die Züge des Obrigkeits- oder des Volksstaates tragen. Und immer wieder wird auch der höchste politische Idealismus sich eingestehen müssen, daß in jedem Staate ein Stück von Leviathan steckt, und daß alle Vergeistigung und Versittlichung, die man mit ihm vornehmen mag, seinen harten und groben Kern nicht zu durchdringen vermag.

Aber immer wieder, auch das ist ewig menschlich, wird der Versuch dazu auch wieder aufgenommen werden. Der junge Humboldt konnte an diesen Versuch noch nicht gehen, weil der Radikalismus seines jugendlichen Denkens sich zunächst einmal rücksichtslos aussprechen mußte, und weil die Aufgaben einer rein geistigen Selbstbildung, für die der Staat

ihm nichts bieten konnte, ihn gar zu mächtig lockten. Nur das Leben selber mit seinen Erfahrungen, mit seinen gedanklich niemals ganz zu lösenden, nur durch die Tat zu überbrückenden Gegensätzen und Widersprüchen, mit seinem gewaltigen Appell, durch Handeln und Schaffen solche Brücken zu schlagen, konnte ihn zum Staate hinführen. Er lebte ein ganzes Jahrzehnt zunächst weiter in seinen philosophischen und ästhetischen Interessen. Er wurde auch nicht etwa Staatsmann, als er 1802 ein Staatsamt wieder annahm und preußischer Resident bei der römischen Kurie wurde. Er genoß Rom, wie Goethe es genossen hatte; sein Amt stand in der Peripherie, nicht im Zentrum seines Lebens. Wie ist der ursprünglich so staatsscheue Humboldt doch schließlich zum Staatsmann geworden?

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, weil Humboldt eine so überaus spirituelle Persönlichkeit war, deren tiefere, leitenden Empfindungen nie naiv und elementar, sondern immer vergeistigt durch Reflexion an den Tag traten. Es läßt sich deshalb bei ihm nicht immer leicht scheiden, was reflektierende philosophische Beobachtung und was unmittelbare Empfindung und inneres Erlebnis ist. Beides ist oft auf die wunderbarste Weise intensiv miteinander verwoben. Aber es gab Momente, wo die innere Empfindung und damit das innere Motiv seiner Wandlungen durch alle Reflexionen hindurchbrach. Als er 1808 aus Rom, wo er sich so glücklich gefühlt hatte, nach seinem unglücklichen Vaterlande zurückkehrte, schrieb er: „Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele, und es mischt sich in meine Liebe sogar ein Materialismus ein, der die Gefühle manchmal weniger rein und edel, aber darum nur stärker und kräftiger macht. Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran, und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dies Unglück Motiv werden sollte, für die einzelnen mutiger zu streben, für alle sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre, und dazu beitragen, sie zu verbreiten." Nur ein geistiges, noch kein politisches Nationalgefühl, geschweige denn eine höhere Wertschätzung des Staates selber, sprach aus diesen schönen Worten. Aber sie verraten den lebendigen Wunsch, für seine Nation jetzt zu wirken und ihr die innere Lebenskraft erhalten zu helfen.

Hierfür fiel ihm nun eine Aufgabe zu, wie sie persönlich-fesselnder, aber auch persönlich-problematischer für ihn nicht gedacht werden konnte. Er trat 1809 als Geheimer Staatsrat an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht und hatte nun als tatsächlicher Kultusminister eben diejenigen Dinge staatlich zu leiten, die ihm am Herzen lagen, deren staatliche Leitung er aber gerade früher schier als Sünde wider den heiligen Geist empfunden hatte. Es ist keine Frage, daß seine Reglements und Verordnungen, etwa die über die Abiturientenprüfungen und die Prüfung

der höheren Schulamtskandidaten, an dem Maßstabe seiner Jugendgedanken gemessen, die Bewegung der geistigen Kräfte unerlaubt schematisierten. Und doch bekannte er sich immer noch zu diesen Jugendgedanken und erklärte, daß der Staat, sobald er sich in das geistige Leben mische, im Grunde immer hinderlich sei, und daß die Sache ohne ihn unendlich besser gehen würde. Er konnte sein Tun nur eben mit der realistischen Lebenserfahrung rechtfertigen, daß es für jedes ausgebreitete Wirken nun einmal äußere Formen und Mittel geben müsse, zu deren Bereitstellung der Staat verpflichtet sei. Freilich wirkten, so setzte er zu seiner inneren Rechtfertigung hinzu, diese äußren Mittel notwendig immer nachteilig ein und zögen das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herab. So und nicht anders mußte er mit seiner empfindlichen geistigen Haut es immer auffassen. Rein als betrachtender Denker hätte er nie über die Schranke seiner Jugendgedanken hinausgelangen und den Staat für mehr als ein unvermeidliches Übel ansehen lernen können. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit für ihn, in den Staat zu gelangen und doch seinen Jugendgedanken dabei nicht untreu zu werden. Denn sein Bildungsideal war schon damals nicht nur ein betrachtendes und genießendes Luxusleben des Geistes gewesen, sondern auch Handlung und Energie, ja allerhöchste Energie, weil sie rein aus dem Innern des Menschen fließen und alle in ihm schlummernden Kräfte zum Leben erwecken sollte. Nun aber bot ja der Staat selber, das sich reformierende und verjüngende Preußen, einer so durch Freiheit und Innerlichkeit gesteigerten Energie freien Spielraum des Wirkens. Man könnte sagen, das Individuum benutzte den Staat als kräftigstes und wirksamstes Mittel, um sich auszuleben und sein innres Selbst in die Welt zu übertragen. Es war ein feiner Egoismus, von dem aber wohl noch kein großer Staatsmann ganz frei geblieben ist. Und mochte nun auch ein Widerspruch zwischen seinem handelnden und seinem denkenden Verhältnisse zum Staate fortan bestehen. Auch Friedrich der Große hatte einst in einem ähnlichen Widerspruche gelebt, wenn er als Antimachiavell die herkömmliche Machtpolitik der Fürsten verdammte und als verantwortlicher Monarch sie doch unweigerlich ausübte.

So etwa mag man sich diese zweite Stufe von Humboldts Verhältnis zum Staate verständlich machen. Sie geht nicht logisch rein auf, aber sie ist menschlich sehr begreiflich. Und sie wirkte auch, obwohl seine Tätigkeit als Kultusminister schon 1810 ein Ende fand, dauernd in ihm nach. Eine gewisse gehaltene Freude am staatsmännischen Wirken und Gestalten blieb ihm, obwohl er in jedem Augenblicke ohne Kummer es mit reiner kontemplativer Muße vertauscht haben würde, und obwohl das besondere Gebiet staatsmännischen Wirkens, die Diplomatie, in die er 1810 als

Gesandter Preußens bei Österreich wieder eintrat, mancherlei öde, nur durch Pflichtgefühl zu bewältigende Strecken seiner Laufbahn ihm eröffnete.

Aber während seine diplomatische Tätigkeit selbst während der Befreiungskriege nach außen hin kühl und blutlos erschien, reifte in ihm eine neue politische Erfahrung, die ihn zur dritten Stufe seines staatsmännischen Wirkens führen sollte. Das Erlebnis des Befreiungskrieges in seiner schlichtesten und tiefsten Gestalt ergriff ihn und offenbarte ihm eine neue Lebensmacht, von der er bisher fast nur theoretisch etwas gewußt hatte — das Volk. Die große und einfache Aufgabe, alle Kraft gegen den Korsen zu vereinigen und durch seine Niederzwingung Völker- und Staatenfreiheit zurückzugewinnen — wer löste sie jetzt? Nicht die finassierenden Diplomaten, nicht die egoistischen höheren Schichten, um mit dem jetzigen Humboldt zu sprechen, „ein kleines selbstsüchtiges Geschlecht, schwach und frivol, hilflos und doch nicht geneigt, sich kräftig helfen zu lassen." In der preußischen Volkserhebung aber traten Kräfte ans Licht, die unverbraucht sittlich rein und stark die geschichtliche Aufgabe lösten, die die Regierenden allein nie hätten lösen können. „Glaube mir, teure Li," schrieb Humboldt an seine Gattin am 13. Dezember 1813, „es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt reinweg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen."

Machen wir uns die sozial- und geistesgeschichtliche Bedeutung dieser Wendung in seinen Gedanken klar. Die soziale Welt, die seine Jugendgedanken über den Staat voraussetzten, war eigentlich eine übersoziale Welt, eine Utopie gewesen, die das Bild des Weimarer Freundeskreises in die ganze Gesellschaft hineinprojizierte. Auch der Bauer und Handwerker war, wie wir sahen, als Künstler gedacht. Frei und schön sollte jeder, hoch oder niedrig, seine besondere Individualität entwickeln und aus ihr heraus zum Gemeinschaftsleben kommen. Aber die Mitglieder der höheren Stände, die dieses Ideal am ersten zu verwirklichen berufen waren, hatten im Durchschnitt versagt. Das klassische Humanitätsideal hatte, wie Humboldt sich jetzt klar machen mußte, gerade innerhalb der Kreise, in denen er selber lebte, nur eine sehr kleine Schicht zu ergreifen vermocht. Während er sein Innerstes in sich selbst verschloß und nur seiner Gattin ganz offenbarte, ging er kritisch, höflich, ironisch, überlegen durch die Menschen seiner Zeit. Sie waren ihm gleichgültig, während der Mensch ihm nie gleichgültig war und seine Sehnsucht nach dem reinsten und tiefsten Ausdrucke der Menschheit immer stärker wurde. Dies also war die Stimmung, in der er die preußische Volkserhebung von 1813 erlebte.

Er zögerte nicht, die politischen und sozialen Konsequenzen aus dieser neuen Erfahrung zu ziehen. Es versteht sich, daß er, der Vertreter

einer höchsten Bildungsaristokratie, nicht zum radikalen Demokraten werden und die Herrschaft der Massen proklamieren konnte. Aber er erkannte, daß Staat und Gesellschaft ganz anders als bisher sich zum Volke stellen müßten. „Nur sehr wenige", schrieb er am 20. August 1814, „und am seltensten die, welche an der Staatsverwaltung teilnehmen, fühlen recht lebendig, wie notwendig es ist, eine so enge Verbindung als möglich zwischen dem Volk und den höheren Ständen anzuknüpfen, wie aber in dieser Verbindung gerade jeder in seiner eigentümlichen Lage bleiben und sie keine Verwechslung der Stellung sein muß." Er rührte damit an ein Grundproblem der modernen Kultur. Sie konnte nur entstehen und sich erhalten durch eine Differenzierung von Volksleben und Bildungsstreben, aber sie wird letzten Endes auch immer wieder lebensgefährlich bedroht, sobald diese Differenzierung erstarrt und konventionell wird, sobald der Säfteumlauf zwischen Wurzeln und Blüten der Pflanze gehemmt wird. Oder wie Humboldt es 1824 ausdrückte: „Alle Bildung würde wie ein Kranz verwelken, den man durch einen toten Stamm windet, wenn nicht dieser Stamm ihn durch seine unsichtbaren Kräfte belebte." Und ein weiterer Gedanke, den er sich jetzt bildete, war, daß die höheren Stände zu ihrer Bildung viel mehr der niederen Stände und der aus ihnen aufsteigenden frischen Säfte bedürften, als umgekehrt, denn die niederen Stände sind „eigentlich selbständig, wie die Natur auch nicht des Menschen, wohl aber er ihrer bedarf". Damit nun der Jungbrunnen des Volkslebens in die höheren Stände hinüberfließe, wünschte er sich einen Volksunterricht, der der modernen Forderung der Einheitsschule sehr nahe kommt. Es solle, meinte er, eine allgemeine Grundlage werden, die niemand verschmähen könne; es solle gar keinen doppelten, sondern nur einen in beschränkterem Raume stehenbleibenden und einen weitergehenden Unterricht für die Geringsten und Vornehmsten geben. Man darf nun freilich Humboldt nicht ohne weiteres als Kronzeugen für die moderne Einheitsschule anrufen. Man darf nicht vergessen, daß er eine andere, einfachere, naturwüchsigere, gesundere Struktur des Volkes vor sich hatte als das Zeitalter der Großstädte und der Großindustrie. Das bedeutet aber zugleich, daß damals die Aufgabe, einen inneren Kontakt wiederherzustellen zwischen den niederen und höheren Schichten des Volkes, leichter zu lösen war als heute, und daß sie, vom heutigen Standpunkte aus gesehen, eigentlich damals hätte gelöst werden müssen, um den verhängnisvollen Folgen der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts, soweit als es überhaupt möglich war, vorzubeugen. Humboldt hat diese Gefahren noch nicht ahnen können. Um so höher ist sein genialer Instinkt zu bewerten, der zu einer Zeit, wo noch kein Wölkchen am sozialen Himmel stand, es deutlich fühlte, daß nicht alles in Ordnung war zwischen höheren und niederen Ständen.

Romantische Stimmungen für das Volkstümliche, wie sie damals verbreitet waren, auch ältere, aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende, von Rousseau genährte Empfindungen mögen ihn vielleicht leise mit geleitet haben. In der Hauptsache aber war es eigene innere Erfahrung und tiefste Einsicht, die aus ihm sprach. Aus höchster und reinster Geistigkeit heraus erkannte er, daß diese Geistigkeit sich nur erhalten lasse im lebendigen Zusammenhange mit der ganzen Volksgemeinschaft. In seiner Jugend hatte er, zwar nicht bewußt, aber doch tatsächlich zu einer Art von egoistischer, sich isolierenden Klassenkultur geneigt, und die Nation war ihm im Grunde die edle Gesellschaft der gebildeten Individuen gewesen. Jetzt aber erklärte er: die Nation im wahren Sinne besteht aus beiden zugleich, aus den hoch ins Individuelle entwickelten Kräften, die sich aus ihr heraus und über sie hinaus erheben, und aus den von unten her sie befruchtenden Elementen der unteren Masse. Die nationale Idee, die er einst an den Griechen gewissermaßen theoretisch erlernt hatte, ging ihm jetzt erst ganz lebendig in Fleisch und Blut über. Aus den Entwürfen, die er als preußischer Staatsmann und Berater Hardenbergs für die politische Neugestaltung Deutschlands auszuarbeiten hatte, sprach mehr als diplomatische und realpolitische Sachlichkeit. Es liegt – so heißt es in seiner Denkschrift vom Dezember 1813 über die künftige deutsche Verfassung – in der Art, wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den Einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht, das nur in Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismäßiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten. Die Politik brauche zwar nie auf solche Ansichten einzugehen, aber sie dürfe sich – und damit verurteilte er im voraus die antinationale Reaktionspolitik der folgenden Jahrzehnte – auch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen zu handeln. „Nun aber wird Deutschland in seinen, nach den Zeitumständen erweiterten oder verengerten Grenzen immer, im Gefühl seiner Bewohner, Eine Nation, Ein Volk, Ein Staat bleiben."

Aus diesen Worten atmet schon leise der Trost, der auch uns heute aus ihnen anweht, daß die unzerstörbar-ideelle, im lebendigen Bewußtsein des gesamten Volkes wurzelnde Einheit der Nation ein Ersatz sein müsse für eine unvollkommene politische Einigung. Sie konnte damals auch nur unvollkommen ausfallen, weil die Ungunst der europäischen Machtverhältnisse und das Nebeneinander zweier Großmächte in Deutschland eine kräftige bundesstaatliche Verfassung von vornherein unmöglich machten. Hier konnte die Feder nicht verderben, was das Schwert gewonnen hatte, weil das preußische Schwert überhaupt noch nicht stark genug war, die Widerstände, die der nationalen Einigung im Wege standen, nieder-

zuzwingen. Wohl aber war die Verschmelzung von Staat und Volk, die für Deutschland im Ganzen noch unerreichbar war, für Preußen und das preußische Volk schon erreichbar. Zwar hat man auch die realpolitische Möglichkeit, dem damaligen preußischen Staate eine Verfassung zu geben, bezweifelt, aber doch nur, indem man Schwierigkeiten übertrieb, die ein starker und aufgeklärter staatsmännischer Wille hätte überwinden können. Man hat z. B. gemeint, daß es unmöglich gewesen sei, die Forderungen derjenigen Gesellschaftsklassen miteinander zu vereinigen, auf die sich eine preußische Verfassung hätte stützen müssen, des Adels auf der einen, des gebildeten und besitzenden Bürgertums auf der anderen Seite. Aber wenn man auf diese Möglichkeit gewartet hätte, würde Preußen ohne Revolution niemals eine Verfassung erhalten haben. Es kam doch noch auf mehr an, als die Vereinigung der sozialen Klasseninteressen von Adel und Bürgertum. Es kam darauf an, eine Verfassung zu schaffen, die den Klassengedanken durch den Volksgedanken überwand und einschränkte, die die gesamte Volksgemeinschaft politisch organisierte und allen Schichten des Volkes, indem sie ihren Anteil am Staatsleben sicherte, lebendiges Interesse an ihm einflößte. Das war der große Gedanke Wilhelm von Humboldts, als er 1819 zum Minister des Innern ernannt, seine Entwürfe zu einer preußischen Verfassung niederschrieb. Jetzt wurden seine neuen Erfahrungen vom Volke, die er 1813 gewonnen hatte, fruchtbar auch für das preußische Verfassungsproblem. Sein Verfassungsentwurf ist eng verwandt mit seinen Gedanken über Volksbildung und -Unterricht. Er wollte, darf man schon sagen, den Volksstaat – nicht im heutigen Sinne eine egalisierenden Demokratie. Dazu war die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland und Preußen noch lange nicht reif, und die unteren Massen, an passiven Gehorsam gewöhnt, verlangten einen solchen Volksstaat auch noch nicht. Aber aus diesem bloßen passiven Gehorsam wollte sie Humboldt herausführen. Dieser sei, sagte er, nur die niedrigste Stufe der Teilnahme am Ganzen. Als die oberste Stufe sah er und mußte er im damaligen Beamtenstaate die Teilnahme am Staate, aus besonderem Berufe, als Staatsdiener ansehen. Als die mittleren aber bezeichnete er „das eigentliche Geschäft des Staatsbürgers" als tätiges, in den kleinsten Lebenskreisen schon mit arbeitendes Mitglied der Staatsgemeinschaft. Aus Ehrgeiz und Eitelkeit, fährt er fort, hat man sich zur höheren gedrängt, aus Trägheit, Sinnlichkeit und Egoismus ist man zur niedrigeren zurückgegangen. Man spürt hier wieder sein überaus kritisches Urteil über den durchschnittlichen Geist der damaligen höheren Stände durch. Adel und Bürgertum zugleich wollte er herausreißen aus diesem sinnlich-egoistischen Treiben, dahinter aber auch noch die schlummernden Kräfte des niederen Volkes zu politischem Leben erwecken.

„Durch eine Verfassung, die auf diese Weise auf das Volk einzuwirken sucht, und nur durch sie, kann man dahin gelangen, dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation und ihrem belebten und zweckmäßig geleiteten Anteil an ihren Angelegenheiten eine größere Stütze und dadurch eine sichere Bürgschaft seiner Erhaltung nach außen und seiner inneren fortschreitenden Entwicklung zu verschaffen."

Dieser Humboldtsche Entwurf gehört zu den merkwürdigsten Hervorbringungen der modernen Verfassungsgeschichte. Er fällt gewissermaßen aus dem Schema ganz heraus, er entfernt sich von dem Typus der gewöhnlichen konstitutionellen Verfassung, wie er damals in der oktroyierten Charte Frankreichs von 1814 vorlag, ebensoweit wie von dem Typus landständischer Verfassungen der deutschen Einzelstaaten. Er berührt sich wohl mit dem einen wie dem anderen, aber er gibt teils weniger, teils sehr viel mehr wie sie. Weniger, indem das Bild der zentralen Volks- oder Ständevertretung, ihrer Zusammensetzung, ihrer Rechte, ihres Zusammenspiels mit der Regierung, verhältnismäßig zurücktritt; mehr, indem der tiefere Unterbau, die politische Organisierung der provinzialen und lokalen Verbände mächtig und lebensvoll sich ausbreitet. Man könnte vom modernen Standpunkte aus gegen ihn einwenden, daß die von ihm dem Zentralparlament gewährten Rechte nicht genügt hätten, um den absolutistischen Beamtenstaat zu entwurzeln. Aber ganz abgesehen davon, daß Humboldt damit vielleicht schon mehr forderte, als König Friedrich Wilhelm der Dritte je zugestanden haben würde, hatte er auch das richtige Gefühl dafür, daß der absolutistische Beamtenstaat, den er selber in seiner Jugend so scharf bekämpft hatte, erst dann entwurzelt werden könne, wenn das Volk selber gelernt habe, politisch zu denken und zu arbeiten. Das war auch der Grundgedanke der großen Reformer Preußens überhaupt, das Volk zur Selbsttätigkeit erst zu erziehen, bevor man das Füllhorn aller Rechte vor ihm ausschütte. Er lebte in der Pädagogik Pestalozzis, wie in der wunderlichen, aber tiefen Utopie, die Goethe im Bilde der pädagogischen Provinz in „Meisters Wanderjahren" ausgemalt hat. Das Volk, den Menschen durch den weisen Gesetzgeber zu erziehen, war schon der große Traum der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Auf diese Weise vollzog sich ideell ein freundlicher Übergang von der Gebundenheit des Beamtenstaates zur Freiheit des Volksstaates, der sich in der rauhen Wirklichkeit sehr viel unliebenswürdiger und abrupter abspielen sollte. So mag man auch dem Humboldtschen Verfassungsplan wieder einen leisen utopischen Zug nachsagen. Aber sein innerster Kern war nicht Utopie, sondern reinste und tiefste Freiheitsempfindung, lebendig wie in seiner Jugend, gereift durch die Erfahrungen einer gewaltigen Zeit. Er unterließ es, das Problem seiner Jugend, den Konflikt zwischen Individuum

und Staat, noch einmal in seiner ganzen radikalen Schärfe sich zu stellen. Er hätte jetzt doch nur eingestehen müssen, daß es theoretisch nicht lösbar war, daß der Staat sowohl wie das Individuum ihr besonderes unveräußerliches und ununterdrückbares Lebensrecht hätten, und daß doch beide durch den Zwang des Lebens aufeinander angewiesen seien. Dieser Realismus des Lebens also drängte die einstige Sorge um die Reinhaltung der individuellen Sphäre zurück, aber forderte zugleich Einrichtungen des Staates, die der Selbsttätigkeit des ganzen Volkes wie jedes Einzelnen freien Raum lassen sollten. So war es eine gar nicht utopische, sondern sehr reale Forderung, die Grundsätze der Steinschen Städteordnung auszudehnen auf das ganze Land, auf die Landgemeinden, die Kreise und Provinzen und so, wie Humboldt sagt, die Nation zu einem Inbegriff großer und kleiner Kommunen zu erheben. Indem ein Teil der Staatsgeschäfte auf die von den Einwohnern gewählten Körperschaften überging, gab es politische Arbeit in Hülle und Fülle, die das politische Streben der Nation befriedigen und ihre politische Reife befördern konnte. Echt deutsch empfunden war es, freien Spielraum für die Tüchtigkeit des Einzelnen zu schaffen, zugleich aber die einzelnen Individuen in großen Genossenschaften zusammenzufassen. Er ging darin noch über die Steinsche Städteordnung hinaus, die nur lokale Einteilungen der Bürgerschaft vorgesehen hatte, während er sie auch in den einzelnen Städten schon nach großen Berufsgruppen gliedern wollte. Es war ein notwendiges Zugeständnis an die damaligen sozialen Machtverhältnisse, daß sein Wahlrecht den grundbesitzenden Adel als politische Korporation heraushob und bevorzugte. Innerhalb der großen ständischen Berufsgruppen aber, die er schaffen wollte, war das Wahlrecht, das er dem Volke gab, nahezu ein allgemeines, und hielt sich von kleinlichen, klassenhaft-egoistischen Beschränkungen fern. Die berufsständische Gliederung der Wählerschaft, die Humboldt vornahm, mag uns heute, je nachdem, entweder altfränkisch, oder, wenn wir an das Rätesystem denken, hochmodern erscheinen. Sicher ist, daß Humboldts feiner Sinn nicht nur die Vorteile, sondern auch die Schäden eines Korporationsgeistes, wie er sich bei berufsständischem Wahlrecht nur zu leicht entwickeln kann, herausfühlte. Darum stellte er, abweichend von damals in Preußen verbreiteten Lieblingsmeinungen, die große und wichtige Forderung, daß alle Wahlen, sei es zu den lokalen, den provinzialen oder zentralen Vertretungskörperschaften, unmittelbar von den Wählern der Nation vorgenommen werden sollten. In allem, so möchte man sagen, wollte er die besondere Individualität der Menschen wie der großen Lebenskreise, in denen sie sich zusammenfassen, zur Geltung bringen. „Jeder im Volke", so drückte er sich aus, „erhält seine politische Geltung aus Individualität und den politischen Rechten der Klasse, der er angehört."

Ebenso sollte aber auch die Individualität des Ganzen, die Nation, in Erscheinung treten in einer Zentralversammlung, die, weil sie unmittelbar von der Nation gewählt wurde, sich frei erhalten sollte vom Interessengeist der Provinzen. Alle Gliederungen und Spaltungen, die er vornahm, suchte er sogleich auch wieder zu überbrücken und zu überwinden durch höhere Einheiten. „Unsere Regierung", sagte er, „hat gar kein Interesse, Spaltung zu stiften, um leichteren Einfluß zu gewinnen, dagegen das Höchste, alle Teile der Nation miteinander möglichst zu befreunden."

Das also ist der volksfreundliche und soziale Grundzug seiner Verfassungspolitik, der uns vielleicht erst jetzt nach den erschütternden Umwälzungen der Novemberrevolution ganz aufgeht. Die innere preußisch-deutsche Entwicklung wäre anders gelaufen, wenn Preußen 1819 eine Verfassung von der Art der Humboldtschen erhalten haben würde. Sie hätte sich ganz gewiß nicht ein Jahrhundert hindurch unverändert halten können, aber sie hätte eine ganz andere politische Atmosphäre von vornherein geschaffen, sie hätte dem Kampfe der Stände und Klassen untereinander mildere Formen geben und die verschiedenen Teile der Nation miteinander, wie Humboldt es wünschte, befreunden können. Humboldts Plan aber scheiterte fast in dem Augenblicke, wo er ihn faßte. Am Ende des Jahres 1819 kam es zur großen Krisis im Staate. Er und die anderen Führer der Verfassungspartei wurden entlassen, das Reformwerk abgebrochen. Eine ernste Säkularerinnerung für unsere heutige Lage, denn es ist vielleicht das größte Unglück unsrer neueren Geschichte, daß die preußische Reformzeit nicht zu Ende geführt worden ist.

Es hat sich herausgestellt, daß der Geist von Weimar imstande war, auch einen deutschen Staat zu schaffen — nicht einen solchen, der den Staat von Potsdam negierte, sondern der ihn mit politischem Takte und Gefühle für die Zukunftskräfte umbildete und weiter entwickelte. Negation und Widerspruch gegen den preußischen Staat war wohl das erste — wir sahen es an Humboldts Jugendgedanken. Aber die inneren Triebkräfte des klassischen Humanitätsideals und des klassischen Individualismus konnten dabei nicht stehen bleiben. Der feine egoistische Individualismus der Humboldtschen Frühzeit vertiefte sich zum Mitgefühl für alles individuelle Leben überhaupt und für alle großen überpersönlichen Individualitäten, die das Leben des Einzelnen tragen und befruchten, für Vaterland, Staat und Volk. Ihnen allen Raum zur freien Entfaltung ihrer Kraft und Eigenart zu geben und sie doch wieder innerlich miteinander zu verbinden, das war die hohe Aufgabe, die Humboldt lösen wollte. Alle Teile der Nation möglichst miteinander zu befreunden, das ist sein Vermächtnis an uns in unserer heutigen Lage.

* *
*

Nein und Ja

Roman von Otto Flake

(Schluß)

6

Achtzehnhundert Meter über dem Meer lag der Ort, sechshundert über dem Ort das Hotel; steilste Leiter verband sie, die Zahnradbahn.

Zweitausend Meter über den Ebnen stehend, in denen sie töteten, weil sie nicht einig wurden, ob ein Streifen Land dem Reich im Westen oder dem im Osten gehören sollte, empfand er die Verlockung des Hochmuts, der die Menschen unter sich sieht. Jenseits des Tals öffnete sich die ewige Weihnacht des Gletschers, und in der Schußlinie einer Kette von Seen erblickte er das Dorf, in dem Nietzsche dem schwachen Körper die starken Gedanken abgerungen hatte.

Einsamkeit, ihm selbst einst lustvolle Vorstellung, gefüllt mit hundert Reizen, wie ein andrer sich Liebe der Kinder, heiligen Abend, Walten der Lebensgefährtin ausmalt; Einsamkeit, einzige Möglichkeit, Gebot des Egoismus und gutes Gefühl für Menschen zu vereinigen, weil gerecht gegen Menschen nur ist, wer nicht die Personen, sondern die Idee sieht. Einsamkeit war nicht mehr Realität, nicht die ohne Zögern gegebne Antwort auf die bisweilen gestellte Frage, wie er die Zukunft des nächsten Jahrzehnts wünsche, sondern hatte sich in ein Ideal verwandelt, das sich nie verwirklichen ließ, verwirklicht matt geworden wäre.

Wer Verweilen in der Arena der Menschen verwarf, so entschlossen dem Absoluten sich zuwandte, daß er jenseits der Manifestationen des Absoluten stand, mußte das Leben von sich werfen, es sei denn, daß er gläubig war und die Bürde als Geheiß seines Gottes trug. Fehlte dieser Glaube und wählte er doch die Einsamkeit, dann log er, denn er suchte nur einen Annäherungszustand des Nein und ließ sich noch vom Ja bestimmen. Aus der Einsamkeit die großen Worte in die Ebne hinabsenden: hinüberschauend nach jenem Sils Maria ahnte er, wieviel nutzlos verbrauchte Energie dazu gehörte, das Pathos der Distanz durchführen – soviel, daß sie genügt hätte, in der Gemeinschaft der Menschen sich zu behaupten, teilnehmend an ihren Angelegenheiten voll Kausalität diesen Angelegenheiten nicht zu verfallen und souverän zu bleiben. Einsamkeit war der Mantel der Größe, in den sich der hüllte, dessen Widerstandskräfte versagten.

Sich nicht ausschließen, auch wenn das Verlangen nach Einsamkeit immer wieder durchbrach; es durch Aufhebung rechtfertigen und erkaufen, wenn es sich als stärker erwies; lieber Leid erfahren und Leid zufügen, als dem täglichen Verschwenden, sinnlichem wie geistigem Umgang Kraft entziehn, um sie dem Werk zuzuführen – bewundertes Rezept derer, die

haushalten mußten, der Fanatischen aus Not. Verschwenden und doch sowohl genug Kräfte für das Werk als genug Energie für den Wechsel aufbringen; zu Zeiten Asket sein, trotzdem man zu andren ganz in Hellas war, dem geliebten heitren.

Der Pächter des Hotels war ein gebildeter Mann; in den Monaten zwischen den Fremdenwochen gab er sich ganz der Familie hin, erzog die Kinder in aufrechter Frömmigkeit, versammelte sie abends zum Musizieren: Übungsstück war die Verdi-Arie, er am Klavier begleitend, der Knabe die rührend schwache Stimme der Geige führend, das Mädchen singend die Klage. Familie gründen, Kinder haben, für andre den Unterhalt verdienen, auch das war Bürde und mutig. Alles war wahr, was der, der Einsamkeit wählte, gegen die Fron der Familie sagte, und der Bürger darum doch tapfer. Nun wäre die Zeit gewesen, Claire zu sehn; nichts war gekommen als ein kurzer Brief: „Du bist so weit, Unwiderrufliches ist geschehn, ich mag nicht schreiben, wenn man mich einläßt, besuche ich Dich."

Es war November, die Wintergäste noch fern, Lauda wähnte sich allein, da sah er am zweiten Tag, daß noch ein Gast da war, der allein aß, nach Tisch fortging, über die Kuppen wanderte, nachts wachte — hinter den Gardinen des Nebels schimmerte sein Fenster. Lauda begegnete ihm auf Spaziergängen und im Haus, erfuhr, daß er Stein hieß, sah, daß er Jude war und das Stigma des geistigen Menschen trug; aber im Freien bog jener ab, sobald er ihn bemerkte, und im Haus senkte er den Kopf tiefer, um nicht grüßen zu müssen; Scheu in jeder Gebärde eines mißhandelten Tiers, das in den Winkel strebt, wo es still sein Leiden übersteht oder sterben wird, niemand weiß, was es dabei Düstres, Verächtliches empfindet.

Eines Tags, als Lauda im Ort Else abgeholt hatte, sah er dort, wo das letzte Haus schon allein stand, eine Gruppe Menschen; seltsam schwarz und deutlich die Konturen im föhnenden Regentag. Sie alle hantierten wild erregt, bückten sich, warfen Dinge, die wie Kohlköpfe aussahn, zur Seite, aber es wurde geschossen, und nun blitzten Messer. Einer nur stand regungslos, im flatternden Mantel, Stein. Hinzutretend erblickte Lauda etwas Grauenhaftes.

Im Innren dampfte ein Brühkessel, in den noch zuckende Schweine geworfen wurden; vor dem Kessel eine Blutlache, in der der Metzger, Stiefel bis zum Knie, stand und den Tieren den Hals durchschnitt. Hinter dem Haus wartete eine Herde Großvieh wie eine Kompagnie, die sich in Deckung hält, daraus führte man Stück für Stück an den Waldrand und erschoß es militärisch. Daneben ließ einer die Keule auf das Genick von Ziegen sausen, ein andrer hackte die Köpfe ab. Eine riesige

monströse Grube war ein Abgrund von Blut, Wiederkäuermagen, Eingeweide, das mit fast ausgetragner Leibesfrucht verwachsen war, Köpfen — stinkend, verwesend vom gestrigen Schlachten, Chlorkalk schwamm darauf, übertäubte den Geruch nicht und nicht die schwarze Farbe.

Die Ställe waren verseucht, alles Lebende wurde ein Tal entlang geschlachtet, Weiber weinten, die Mienen der Männer waren finster, der Beamte des Veterinäramts zuckte die Achseln und überwachte. Das war die Erklärung, die Else erhielt, aber Stein sagte schneidend:

„Rauchen Sie eine Zigarre, wenn Sie den Gestank nicht ertragen, aber bleiben Sie, halten Sie dem Anschauungsunterricht stand. Der Mensch tut das, was ihm Gesetz und Lust ist, er mordet. Wo ist der Unterschied, ob er Stück für Stück zur Bank führt, oder Keule und Gewehr zur Hilfe nimmt? Entsetzt es Sie? Ich sah das Gleiche dort, wo der Krieg ist, warf in die gleiche Grube Eingeweide, Köpfe, Arme von Menschen, manchmal war ein Pfaffe dabei, manchmal keiner. Sehn Sie die Hände der Metzger an, sie eitern von der Blutarbeit; dieser Eiter ist das Geschwür, das alle im Innern tragen, manchmal bricht es durch, wird sichtbar, es ist ihre Seele — Seele ist Stank und Eiter."

Danach verließ er sie, stieg zum Hotel hinauf. Sie holten ihn ein. Ihre Schritte vernehmend, wandte er sich um, und Lauda sah seine Augen: da erkannte er, wie aus dem Tiefsten der Hohn jener Worte gekommen war, so tief, daß er Gift in den Wurzeln des Lebens sein mußte. Hier ging einer mit dem Gedanken um, die Konsequenz zu ziehn, und der Umgang war wohl stündliche, einzige Beschäftigung. Es war nicht schwer zu erraten, daß diesen der Krieg zerstört hatte.

„— Wenn Sie Zerstörung", antwortete Stein, „die Durchschmelzung der lebenschützenden Hemmungen nennen, die vor die Erkenntnis gelegt sind. Was heißt Zerstörung — ich habe die Realität wiederhergestellt, die so tief liegt, so sehr mit Sentimentalität, Optimismus, Zähigkeit überdeckt ist, daß man sie durch das bequeme, unverbindliche Wort Metaphysik bezeichnet und tut, als ob die davor liegenden Hemmungen schon die Realität seien. Es gibt Philosophien, die ihr System auf dem Leid aufbaun; sie sind die relativ besten, die wir erdacht haben, und doch Schwindel, Lüge, Feigheit, weil sie immer ein Hintertürchen aufmachen, durch das sie das Ja hereinlassen: die Liebe etwa, wenn sie gerührt die Vielheit der Menschen betrachten, oder den Anarchismus, wenn sie beim Ego haltmachen. Herr, es ist mir unmöglich, Ihnen zu sagen, bis zu welchem Grad des Entsetzens Einsicht möglich ist; es gibt eine verzweifelte Klarheit jenseits des mittelnden Worts, die nur noch einen Befehl enthält: vernichte dich, um überhaupt, ein einziges Mal, Moralisches getan zu haben.

In Wien tötete sich vor Jahren, zweiundzwanzigjährig, Weininger, als er die Siegel über dem innren Schacht so weit gelöst hatte, daß er das Verbrechen daraus aufsteigen fühlte, körperlich als ein grauenhaftes in ihm lebendes und mit ihm fressendes Tier — er glaubte vielleicht noch, daß nur in ihm die Bestie rüttle, wie es in einigen Lebewesen Parasiten gibt, in andren jedoch nicht: ich aber erkannte, daß sie in allen sitzt, ich sah sie in allen und während sie ihm nur ein Abstraktum, das Verbrechen, war, sah ich sie konkret und sie heißt Mörder, blutsaufender Dämon. Sein Ausweg war einfach, er hatte nur sich zu töten, aber nach mir greift der Wahnsinn, weil ich vergebens das Mittel suche, das die Existenz selbst, die sadistische Lebensgier selbst ein für allemal austilgen könnte."

Stein war Wiener. Als man sich erbot, ihn als Literat im sichren Pressequartier unterzubringen, hatte er sich verächtlich geweigert — man schickte ihn ins Feld. Nach seinem eignen Bericht war die Entwicklung seiner Gedanken folgende gewesen: Im Anfang spaltete er sich in Haß und Liebe; Haß denen, die Jünglinge und Wehrmänner dem hochmütigen Phantom opferten, Liebe den Geopferten, die verbraucht wurden, wie man Wasser verschüttet, nach der Laune, der Dummheit, der Ohnmacht, dem Ehrgeiz von Führern, deren niederträchtige Verwesung er kennen lernte, als der Zufall ihn zum Burschen eines Stabsoffiziers machte. Ihrer zwanzig saßen in einem Schloß: zwanzigmal Pose Moltkes, Napoleons, weil sie unverzeihlich über Leben verfügten, deren keines ihnen mehr galt als das Streichholz, mit dem sie ihre Zigarette anzündeten. Haß stieg auf unsäglich über Verhältnisse, die zwanzig von Ehrgeiz Verseuchten Macht über den Mitmensch gaben.

Danach sah er sich in die anonyme Herde der Frontsoldaten zurückversetzt, glaubend, er verlasse das Reich des gesättigten Tiers, um in dem der Armen zu weilen. Sie waren selbst Tier, feiges, das gegen den Stachel löckte, dem Stachel gehorchte, die tiefsten Kräfte der eignen Vitalität entfesselte, um sich zu behaupten, mitzutun; mordend henkend stehlend, triumphierend wenn es Erfolg hatte, lüstern nach Gewalt, egoistisch bis in die letzte Faser, nachgeredete Phrasen auswerfend wie das Meer Kadaver, und sich doch nicht reinigend; es nisteten die sentimentalen Gefühle wie Schleim in den innren Wänden.

Welche Menschenkenner waren die gewesen, die den einen die Macht, den andren den Gehorsam angewiesen hatten: es konnte Mensch nicht ohne Druck, Gebot, Anweisung leben, das gebändigte Raubtier. Aber Philosophie der Autorität so fern; Haß gegen die einen blieb, Mitleid mit den andren schlug in Verachtung um und ward Qual, Ende, Weigrung noch fürder Mensch zu sein. Geistliche segneten die Mörder, Troß von Schwestern pflegte die Verwundeten, damit sie wieder töten konnten; in

jedem Weib, das im Dunstkreis dieser Hölle weilte, schwelte ein Gemisch von Gefühlchen, Idealen, Sinnlichkeit, so schauerlich verschlungen in unentwirrbarer Vielfältigkeit wie in den Männern. Und er selbst nicht besser; was in ihm vom Geist Christi, des großen Juden, war, rang verzweifelt an, war im Strudel fortgeschwemmt, tauchte auf, nicht mehr erreichbar fern; helfen, bessern – wer konnte helfen und bessern, wenn sein Wesen sich in einen rasenden Trichter verwandelte, in dem der Brocken Güte im Schaum von Schmutz, Gier, Lüsternheit wirbelte?

In den Nächten brannten Feuerwerke aus Raketen, Gaswolken, Bomben auf, als begännen die Mondkrater phantastisch zu speien; in Stacheldrähten brüllten die Zerfetzten, da schickte man, am vierten Tag, den Strom durch sie. Ein Zug der Kompagnie kam zu spät zum Angriff; man ließ sie antreten, wählte den zehnten Mann, erschoß ihn, es waren aus dem Kampf Zurückkehrende darunter. „Hunde", knirschte er und raste, bis er sich erbrach. Töte dich, schrie es in ihm, solange du es noch nicht aus Wahnsinn tust, solang es noch Einsicht, einzige moralische Handlung der Bestie ist – und tötete einen andren: beim Angriff der Italiener war er Zeuge, wie sein Leutnant, achtzehnjähriger, drei Mann, die nicht standhielten, mit dem Revolver niederschoß. Da knirschte er abermals „Hund, du Henker im Auftrag der Kaste", und stieß dem Knaben das Seitengewehr in den drohenden Mund, so fest, daß er ihn an den Boden spießte. Er floh über die Schneejoche, ohne Bewußtsein des Wegs, war nun im Hotel, seine letzten Gedanken zu ordnen und, was aus den Nerven kam, abermals aus dem Hirn zu rechtfertigen. Starre war gelöst, es blieb der Entschluß aus stöhnender Seele. So schlimm wie die Dämonie des Kriegs würde das Vergessen sein, die Rückkehr der Überlebenden zum Alten, die prangende Decke des Frühlings über dem Moder, die großen Worte der Geistlichen, der Dichter und der Zeitungsschreiber, rubriziert als: Triumph des Lebens.

„Daß sie am Ende aller Wenn und Aber immer wieder diesen Triumph des Lebens ausspielen, diese schlaue Weisheit des Geschöpfs, das wohl fühlt, daß es eine Kolonie fressender, gieriger Zellen ist, dieses Sichabfinden mit der Tatsache, eine wimmelnde Welt von Raubmonaden zu sein, überzogen mit glatter Haut und lockender Rundung, diese Dynamik aus hundert Milliarden von Appetiten – das ist es, was mich das Grauen nicht vergessen läßt. Nicht vergessen wollen, Widerstand leisten dem schamlosen Egoismus des Jasagens, das ist nun die mir eigentümliche Denkkonstellation geworden. Hören Sie einen Satz, den ich bei Hermann Bang las: „Ich sage dir, sähe ein einziger Mensch einem andren ganz bis auf den Grund der Seele, er würde sterben. Und wäre es denkbar, daß man sich selber auf den Grund seiner Seele sähe, man

würde es als eine geringe aber notwendige Strafe betrachten, ohne einen Laut sein Haupt auf den Block zu legen."

„Und dieser eine wollen Sie sein?" fragte Lauda leise; „ist das noch ganz Entschlossenheit des souveränen Menschen, der einmal, er wenigstens und für alle symbolisch, ehrlich sein möchte? Ist es nicht schon eine Lockung, Sehnsucht nach dem Martyrium, Hingabe an einen Dämon, ein gotthaftes Gebilde, dem Sie Aufenthalt in sich geben? Nicht schon herostratischer Ehrgeiz, Spiel mit dem Gedanken, eine noch nie gefundne Methode entdeckt zu haben, um von den Menschen genannt zu werden? Ihr Leid hat sich bereits verschoben, die Lockung des demonstrativen Tods ist vielleicht nichts als der erste Schritt der Heilung, weil sie nichts als eine unmerkliche Einschmugglung des nicht sterben wollenden Egoismus ist."

„Grund mehr, noch rechtzeitig den Riegel vorzuschieben, die Lockung zu morden, indem man sie befolgt."

„Das ist Dialektik der Todesgedanken, nicht mehr Ehrlichkeit. Unsre äußerste Tragik ist, daß das Nein immer als Dialektik endet. Sie mußten sich töten, als Sie jenen Offizier getötet hatten, im Impuls. Was nicht Impuls bleibt, wird Dialektik. Sich töten, um nicht wahnsinnig zu werden — das ist noch nicht die äußerste Leidensstation; diese heißt: erkennen, daß man sich nicht töten kann, weil man sofort wieder zum Aufbau verwendet wird, wahnsinnig werden, weil Wahnsinn nicht erlöst, das du mußt leben wie Donner hallt. Es gibt nur eine Rettung: sich damit abfinden. Metaphysisch gesprochen: was Sie leiden, ist die zu späte Frage des Urwillens, ob er recht getan hat, sich zu manifestieren; da er es tat, hat er seine Freiheit verloren, ist selbst in den Kreis der Tragik gestellt; wir sind verdammt ohne Rettung.

Aber real gesprochen: haben Sie den Appetit der Tierkolonie in Ihnen, seien Sie die Dynamik ihres Zusammenschlusses, erbrechen Sie sich nicht in Gedanken an den Bodensatz in der Seele des Weibs neben Ihnen, nehmen Sie es und machen Sie ihm das Kind, lassen Sie sich von dem unsaubren Egoismus beflügeln statt zersetzen. Seien Sie schneidend hart, nie vergessend und gleichwohl fröhlich, ein wenig nur, nur soviel als nötig ist, um das Leid zu ertragen. Jede Philosophie endet mit dem Gehorsam, sei es der gegen einen außer uns existierenden Gott, sei es gegen die Identität mit der Kraft, die uns zur Existenz verurteilt hat. Sich mit der Tragik abfinden, heißt sie niederhalten, sie trägt ihr Heilmittel in sich selbst, man muß lachen können. Lüge des Daseins wird Illusion, das Tragende; Bewußtsein, wie schmutzig wir sind und wie ohnmächtig, kann groß sein, größer als das Phantom von Pathos und Herrentum, das jener dort drüben ersann, weil er selbst weich, gütig und physisch zu schwach war — wie idealistisch, das heißt wie vorsichtig stand er mit Frauen. Seine Lehre

der Härte war nur Symbol, er predigte das Maximum und meinte nur ein Minimum — gerade so viel Härte, als nötig ist, um sowohl vor dem Hochmut des Eifers als vor der Sentimentalität des Allheilmittels Güte zu bewahren.

Verstehn Sie mich? Ich spreche von der Tatsache, daß, wenn wir auf der Suche nach Rettung vor dem Tierischen die Güte finden, das Tierische und Egoistische vergessen oder als Feind betrachten wird, während es darauf ankommt, aus Zynismus, Lebenshunger und Gerechtigkeit gegen die andren eine Synthese zu bilden, die uns ein neues kompliziertes, aber darum nicht weniger tragfähiges und unmittelbares Temperament gibt. Mensch, sei die Summe deiner Widersprüche, diszipliniere dich so, daß du mit vierzig Jahren der Massenerkrankung aller Reifenden, dem hemmungslosen Einbruch der Güte, widerstehst. Wie viele in diesem Alter, glauben Sie, vermögen Widerstand zu leisten? Konnte es doch die ganze antike Kultur nicht, als sie alterte, sie zersetzte sich christlich. Widerstand leisten heißt nicht die Dämonie eines neuen Gedankens leugnen; es heißt sie fühlen, aber nur in kontrollierter Dosis ins Blut aufnehmen."

Und auf einem Gang über die Kuppen, als sie von der Möglichkeit der Erziehung sprachen, fuhr er fort:

„Wenn ich mich frage, ob es noch überhaupt neue Gesichtspunkte der Erziehung gebe, die über die Trivialität der moralischen Forderungen hinweghelfen, finde ich diesen Gedanken: Erziehung noch mehr als auf Moralität, das Selbstverständliche, auf Überlegenheit anzulegen. Überlegenheit nenne ich den Entschluß, Einsichten über die Grundlagen unsrer Natur nicht wieder versinken zu lassen, sondern festzuhalten. Ringsum vollzieht sich alle Entwicklung so, daß die Menschen den vorletzten Glauben durch den letzten totschlagen, der Weltliche plötzlich asketisch wird, der Individualist Güte predigt. Dieses Nacheinander scheint das Gesetz der innren Vorgänge zu sein, aber es kann ersetzt werden durch das Zugleich. Nie vergessen, daß wir der Gott sind, der die Ideen und Gebote schafft, nicht dualistisch aus Ohnmacht werden."

„Ja," sagte Stein, „das Entmutigendste und Sinnloseste ist, daß gewonnene Erkenntnis mit dem Einzelnen zugrundegeht, immer wieder der sentimentale, eifervolle, pathetische Prozeß von vorn beginnt — sie, die von Entwicklung der Menschheit reden, müßten darüber verzweifeln."

„Nein, sie müßten die Erkenntnis sichern," antwortete Lauda, „und es wäre nicht unmöglich. Hier interessiert mich erst Erziehung, hier zeigt sich die höchste Aufgabe des Widerstands. Eine Propädeutik der Energie ist denkbar, fußend auf einem noch nicht geschriebnen Katechismus, darin von den Gesetzen des Denkens die Rede wäre, von seiner Halbheit und Mühseligkeit, von seinen Rückfällen, vom primären Nacheinander und späteren

zugleich, von dem Versagen des Widerstands und seiner Größe, von der innren Physik, der seelischen Mathematik und der Überwindung des Tods durch die Generation. Aller Aktivismus wäre darin, die ganze Lehre vom Willen zur Selbstbehauptung, der den zur Macht ersetzen soll und seine gereinigte, geistige Form ist."

„Voraussetzung wäre der Glaube an den freien Willen, ich habe ihn nicht mehr – hätten Sie erlebt, was ich erlebt habe."

„Ich könnte sagen, ich habe es, beschränke mich darauf, zu sagen: ich behaupte die Mutationsfähigkeit der Seele – sie ist eine Frage der Trainierung von Hirnmuskeln durch den Willen, der identisch ist mit Selbstbehauptung, leichtfüßiger Energie. Das Hirn ist ein Kosmos, in dem neue Erdteile angelegt werden können: ein so mystischer Vorgang wie das Phänomen des Denkens überhaupt. Wie ist es möglich, daß wir immer wieder an derselben Stelle Empfindungen haben, ohne daß die früheren den späteren den Platz fortnehmen? Nur dadurch, daß Seele oder Hirn eine Masse ist, durch die in beliebiger Wiederholung Ströme gehn: es empfängt sie, reagiert raum- und zeitlos, leitet sie ab, ist aufs neue bereit, magische Landschaft der blauen Phosphorblitze, wunderbare Gelatine, berstend von Erinnerungen und doch keine lokalisierend, willig jeder Zucht und Steigrung, freudig wie ein edles Tier, das sich als Künstler und adlig fühlt, wenn es Aufgaben bewältigen lernt."

Warum war Else gekommen? Weil meine Gedanken dorthin folgen, sagte sie, wo ich jemand unbrutal und verstehend weiß. Daß sie solchem Menschenwunsch wie etwas Selbstverständlichem nachgegeben hatte, gefiel ihm; das war die ethische Regsamkeit von Jüdinnen, die entschloßner als andre sich von geistigen Werten bewegen ließen. Stolz der Christin, sich suchen zu lassen und nicht zu offenbaren, bis der Mann um sie warb, erschwerte das Bekenntnis, daß menschliche Angelegenheiten, Nöte, seelische Interessen überpersönlich, allen gemeinsam sind; das Geschlecht wurde weniger wichtig genommen; erhob es danach seine Ansprüche, war eine geistige Fundamentierung gelegt.

Auch zwischen ihm und ihr kam dieser Augenblick. Beisammensein des Tags ward an den Abenden fortgesetzt; schon hatte sich seit jener Nacht, in der sie sein Manuskript abgeschrieben hatte, eine Gewohnheit gebildet, sie las, während er schrieb, und störte nicht. Stand sie dann auf, in ihr Zimmer zu gehn, fühlten beide, daß die unsichtbare Spinne Fäden um sie gewoben hatte, die zu zerreißen größren Entschluß kostete als, dableibend, sie bestehn zu lassen. Aus Bemerkungen des Unwillkürlichen schloß er, daß sie diesen Augenblick bedacht hatte; sie stand allein, war ihm gut, hatte das Bedürfnis der Frau nach einem Gefährten bekannt. Aber er

seinerseits glaubte die Tiefe dieser Sehnsucht, der die Melancholie des ersten Erlebnisses vorangegangen war, zu ermessen und ahnte, daß sie eine Bindung von ihm verlangen werde, die ihn, für das Mädchen, die Qualen spätrer Lösung scheuen ließ.

Er fühlte, Tag für Tag im Freien zubringend, wandernd, dem Champagnerrausch der Höhenluft ausgesetzt, so große schöne Beschwingung aller Energien, so straffen, frohen Hunger nach Begegnung, Mensch und Tat, daß er sich Auslösung nicht anders als unbeschwert von Seelenhaftigkeit und der den Frauen teuren Aussprache, Bestätigung, Feststellung denken konnte – er erkannte sich: wenn er ganz wahr war, zog er Frauen vor, die durch äußre und innre Bedingungen so selbständig waren, daß sie begegneten, ohne Häuser zu bauen. Und Else wußte es, aus dem Eindruck seines Naturells abstrahierend, er merkte es an der Wiederkehr ihres: es ist gleich, was geschieht, dieses schmerzlichen und wagenden Fatalismus.

Während sie so, sich nachdenklich in die Augen sehend, einander zutrieben, geschah es, daß er zwei Tage das Zimmer hütete: sie wanderte allein, begegnete Stein und war: verändert.

„Als ich ihn das erstemal, mit Ihnen", sagte sie, „von dem Gebot reden hörte, sich zu vernichten, um einmal wenigstens Moralisches getan zu haben, ergriff es mich wohl, aber meine Gedanken antworteten ihm schon aus denen Laudas heraus. Mit ihm allein, war es, als trete ein andrer Geist in mich, ihm und mir und unsrer Rasse Gemeinsames, ferner dem Ihrigen, mitleidsvoller, wissender um das jüdische Leid. Sie, Lauda, setzen ihm entgegen, was Sie sind; mir scheint es möglich, ihm den Revolver zu entwinden, indem ich mich mit ihm identifiziere."

„Das Resultat", sagte Lauda, „wird gemeinsame Ethik sein, der Ethik wiedergegeben, wird er in Flammen stehender Revolutionär werden, und er wird Ihre Mütterlichkeit nicht erfüllen, denn sie ist Wunsch nach Ruhe."

Sie verstand, wie er es meinte, nicht abratend; man muß sein Schicksal erfüllen, sehend dem Konflikt entgegengehn, vor jeder neuen Bindung wissen, daß sie, auf andre Art, das Gleiche bringen werde wie die frühren. Immerhin berichtete sie am nächsten Tag:

„Vielleicht erspart er sich und mir die Abbiegung in die revolutionäre Heerstraße, wählt eine kleinre, frohere Aufgabe: wir sprachen vom Zionismus. Er fühlt, daß die Zeit naht, wo der jüdische Geist wieder Anspruch erhebt, eine der Kräfte der Welt zu sein, neue Gestaltung oder Untergang sucht."

„Man darf annehmen," antwortete Lauda, „daß er so wenig untergehn wird wie in der Vergangenheit. Die Nationalen werden die Anpeitscher der Revolution werden, um durch Zerstörung der Nationen Gleichberechtigung für die ihrige zu erlangen, die Religiösen den jüdischen Kosmos zu

bilden suchen. Wird ein Palästina, mit Londoner und Pariser Bankiergeld saniert, Musterfarmen und Häuser mit Zentralheizung gründend, auf enges Gebiet beschränkt, sentimental längst verstorbne Rabbiner studierend, mehr als rationalistische Angelegenheit sein?"

Sie wußte es nicht und er nicht, es ging ihn nichts an.

Er ward überflüssiger Zeuge der Zwei, erinnerte sich, einen Brief vom Personal Hannahs erhalten zu haben, der nahlegte, am Brienzer See nach dem Rechten zu sehn, blieb zuvor in Zürich drei Tage, gesammelter Überschuß Elena zutragend, in deren Zimmer er nun doch wieder saß, fatalistisch überzeugt, daß ihm Begegnung mit der zärtren und innigeren Frau nie gewährt werde, weil er sie nicht suchte — Feststellung, die tragische Koketterie zu vermeiden hatte — und hielt mit seinen Koffern acht Tage vor Weihnachten Einzug im Landhaus jenseits des Brünig.

Er fand den Knaben gewachsen, und der Funke der Intelligenz in seinem Auge entzündete alsbald eine Assoziationskette, die über fünfzehn kommende Jahre hinweg zu einem jungen Mensch führte, den er erzogen hatte. Wunsch, Erkanntes und Errungnes weiterzugeben, nahm erste Gestalt an:

„Ein Schloß sprang ein," sagte er, „ich habe mich in die Generationsreihe gestellt. Die Schale weitergeben, nicht auf die Barrikade rufen; Erziehung ist die wirkliche Tat, Aufpeitschen nur Über-die-Tat-reden."

Am Weihnachtstag, in Interlaken, wo er Geschenke gekauft hatte, legte sich, als er das Abendschiff betrat, eine Hand auf seinen Arm. Hannah, durchfuhr es ihn, so hatte sie ihn auf dem Brünig berührt. Aber als er sich umwandte, sah er Assenstand, jenen Patriziersohn aus Danzig, der in Brüssel am schmucklosen Tisch dem vor Chrysanthemen auf Pergament schreibenden Dichter gegenüber gesessen hatte, selbst Dichter, einer andren, herrenhaften Prägung, und Hasser der demokratisierten Welt.

Lauda begrüßte ihn froh, da sah er die Zurückhaltung im Gesicht des einst Befreundeten. — Assenstand sagte:

„Ich freute mich, Sie aufzusuchen, da erfuhr ich, daß Sie die Sache Ihres Volks aufgegeben haben, um nicht zu sagen beschimpfen. Es ist mir darum unmöglich, Ihre Gastfreundschaft anzunehmen, ich beschränke mich darauf, mich meines Auftrags zu entledigen. Lassen Sie uns in ein Café gehn."

Aber das Schiff war das letzte des Tags und Lauda nicht auf Übernachten vorbereitet.

„Sie nehmen nicht meine Gastfreundschaft an," sagte er, „sondern einer abwesenden Dame, die Eigentümerin des Guts ist, Frau Graumann."

„Und trotzdem die Ihrige," antwortete Assenstand, folgte aber aufs

Schiff, „denn ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie ihr Erbe sind, ich verließ Petersburg am Tag vor ihrer Erschießung."

Er erzählte. Er war als Dolmetscher nach Brest-Litowsk gerufen worden, im Verlauf der Verhandlungen fuhr er nach Petersburg. Man führte ihn in den Salon der Freundin eines der neuen Machthaber, Frau Hannahs. Sie stellten gemeinsame Bekanntschaft mit Lauda fest, er verkehrte bei ihr. Daß er einmal Lauda von ihr berichten werde, bewirkte, daß sie von sich sprach. Wer in dieser Sphäre von Macht Neid Mißtrauen Beaufsichtigung lebte, dem war nicht mehr erlaubt, sich zurückzuziehn. Sie dort waren auf Erfolg und Verderben miteinander verbunden, wie eine Goldjägerschar, die in den unbekannten Kontinent vordringt — kein Brudergefühl, Mißtrauen schlich um, Fieber derer, die die Dünste des Bluts atmen. Aus dem Blut stiegen die Geister des Tödlichen auf und waren dämonisch Verwandlungen des verleugneten Gotts; unerbittlich, grausam, lauernd, wie sie ihn verlangten, wies er ihnen die Verschreibung des eignen Lebens vor.

„Wie die Augen der Menschen hier sind," sagte sie, „keiner erträgt ihren Blick, nicht der, dem er gilt, und nicht der ihn hat — er weiß von ihm; das unerträglich überspannte Leben haßt sich selbst darin und findet keine Erlösung, weil es kein Zurück mehr gibt."

Das Geschlecht schützte nicht, aber es gab Frauen neben ihr, die mit herausfordernder Sicherheit ihren Weg gingen, männerantreibende, die fanatisch über der Revolution wachten, und männererregende, die geil gediehn. Eines Tags fand er Hannahs Wohnung geplündert, von Soldaten besetzt; Gang zu ihrem Beschützer, dem selbst gefährdeten, war vergeblich — sie hatte einer vom Tribunal gesuchten Oberstentochter zur Flucht verholfen. Es gelang Assenstand, die Zelle zu betreten; sie wußte, daß es ihre letzte Nacht war. Warum hatte sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt?

„Einer", antwortete sie, „ist, der es versteht, ohne Erklärung, wir hatten ein Gespräch auf dem Brünig."

Assenstand fühlte, daß Tage der Befreundung für nichts galten, sie öffnete sich nicht; in ihren Augen war ein Feuer, das er das Wunderbare nannte; sanfter Glanz der Ruhe, harter der Verachtung darin, abgeschloßnes Leben, zitterndes. Konnte eine Frau so sterben, edles Tier, das lautlos den Winkel sucht, edel wie Mensch der Antike, der das Haupt verhüllend sich in den Ablauf seines Lebens versenkte? Welche Kraft, die durch keine Anerkennung, weder eigne noch andrer belohnt wurde, denn ob einer Großes oder Feiges in dieser Nacht dachte, es war im Frühlicht wesenlos. Und dann, daß sie beim Abschied aufstand, die Hände um seinen Kopf legte und ihn küßte — erschütternd, weil es eine Situation war, in der die Geste des äußersten Gefühls rein von Theater blieb;

er hatte keine andre je erlebt. Sie löste das Angebot an Hannah aus, in seiner Kleidung zu fliehn, und das war pathetische Geste, denn sie war irgendwie Erinnrung an Gelesnes. Hannah schrieb in sein Notizbuch Worte für Lauda und Bestimmungen, dann ging er.

Lauda nahm das Heft in Empfang, schloß es ein, sagte: „Um Frau Hannahs willen werden Sie vergessen, daß Sie nicht mein Gast sein wollten, als denkender Mensch sich sagen, daß Überzeugung so handeln lassen kann, wie ich gegen mein Land handelte."

Sie blieben auf, sprachen von Europa. Es erwies sich, daß Assenstand den Glauben nicht teilte, daß der Friede mit Rußland Erleichtrung sein werde.

„Es ist zu spät", sagte Lauda; „Kraft, die an der Lüge dessen krankt, der behauptet, daß er sich nur verteidige und doch darauf brennt, seinen Willen aufzuzwingen, wird müde. Jener englische Minister, der von den Deutschen sagte, sie seien ein wildes Tier, das in seinem Käfig nur zu weiten Tatzenschlägen ausholt, wird recht behalten."

„Wenn es sich so verhält, wie ist es möglich, daß Sie so kalt zuschauen, wie das Tier sich verblutet? Von welcher Art sind Sie?"

„Von Ihrer eignen, die sauber sich entscheidet, Feind alles Verschwommnen, unsachlich Sentimentalen. Daß Sie das Aristokratische wählten, ich das scheinbare Gegenteil, ist vom Wesentlichen her kein Unterschied. Sind Sie noch wie in Brüssel der Überzeugung, daß der deutsche Junker die Manifestation einer Idee sei?"

„Daß Radikalisierung, Zerstörung, jeder Bindung durch überpersönliche Hemmungen das größte Unglück ist, das die innre Ordnung treffen kann, steht seit den Petersburger Tagen so fest in mir, daß ich nicht nur religiöse Regulative, sondern sogar kirchliche wünsche."

„Ganz recht, man könnte mit den stärksten Gründen belegen, daß Sozialismus seinen Sinn noch nicht gefunden hat, solang er weltliche Macht werden will, daß er vielmehr ein Akzidenz, geistiges Prinzip ist, das sich mit jeder zivilisierten Staatsform verbinden läßt — er wäre also nur Kontrolle, treibende Kraft, moralischer Faktor; aber ich muß meine Frage wiederholen: glauben Sie, daß die preußischen Konservativen ein Gran der Besonnenheit und Geistigkeit besitzen, die ihnen erlaubten, die sozialen Ideen zu binden und den Deutschen das zu geben, was sie nicht haben, Charakter? Charakter nenne ich Ausgleich zwischen der Widerstandskraft gegen den Ansturm von Ideen oder Gefühlen *und* der Bereitwilligkeit, diese Ideen als ernstestes Gebot zu empfinden. Das ist unsagbar fern der Gier, sich die Macht ohne Gegendienst zu sichern — bei den Junkern finden Sie nichts als diese Gier. Haben Sie je gehört, daß Junker von der Notwendigkeit der Erziehung gesprochen haben, einer Erziehung, die

radikale Forderungen, statt sie als Verbrechen zu erklären, bereitwillig, sachlich, ohne Hintergedanken verarbeitet; weil sie das Recht auf Nachdenken und Besserungsvorschläge grundsätzlich, aus Moralität, als menschlichste Angelegenheit anerkennt?

Ziel der Erziehung ist, Charakter geben, den Mensch mit geschickten und klugen Händen zur Selbstbehauptung führen, ihn das Schritt für Schritt lehren, das keinen Augenblick Stehnbleiben sein darf. Wie sind denn die Deutschen? Überhitzte Brutale als Konservative, feig als Demokraten, Leugner ihrer eignen Grundsätze als Sozialisten, weichlich in einer gepanzerten Hülle, schwankend, verschwommen, unfähig alles Präzisen, Unbeirrbaren, Durchdachten — sie sind das Volk ohne Charakter."

„Nun gut," antwortete Assenstand, „es ist zwecklos zu leugnen, daß mich der Verkehr mit den deutschen Bevollmächtigten in Brest erschreckt hat. Man hatte das entsetzliche Gefühl, daß das Schicksal den mit Hochmut füllt, den es schlagen will. Ich verglich die Idee des leitenden Menschen, der der Masse Bindungen gibt, mit ihren Vertretern: es stieg siedend heiß in mir auf. Aber ich glaube so fest an diese Idee der Führer im Staat, daß ich keinen andren Weg sehe, als den, den ich bisher wählte. Sie sprechen von Erziehung. Ich bin ein Mensch, dem Einwirkung auf andre ganz fern liegt, man muß sich selbst finden. Die deutsche Sache von heute ist meine Sache, wir sind zu weit gegangen, als daß es ein Zurück gäbe."

„So wird ihr Zusammenbruch Sie unvorbereitet treffen; was werden Sie dann tun? Revanche lehren? Es ist gut, sich vorzubereiten, denn dann wird es nur eine Aufgabe geben: in die Charakterbildung einzugreifen."

„Und welche Methode werden Sie befolgen?"

„Ich weiß es nicht. Es gehört mir dieses Haus. Heute nacht dachte ich darüber nach, wie gut es wäre, eine Schar deutscher Knaben aus ihrer heimatlichen Atmosphäre zu versetzen und durch eine Zahl von Menschen erziehn zu lassen, die die Katastrophe der deutschen Menschlichkeit so stark in sich erlebt haben, daß sie auf alle deutsche Tradition verzichten und sich die Grundsätze einer neuen Pädagogik selbst zimmern. Deren Taktik wäre, die innre Mathematik, man könnte auch sagen Mechanik von Ideen und Gefühlen durchforschen, ihnen allen sich öffnen und nur ein Ziel im Auge behalten: die Demut nicht Schwäche werden zu lassen, sondern mit letzter Überlegenheit zu verbinden — es wäre diese Überlegenheit der Ausgleich aus Hingabe und Souveränität, ihre schwebende gegenseitige Aufhebung. Es sind auch andre Formen der Einwirkung auf Menschen denkbar — welche ich wähle, weiß ich nicht, gewiß ist nur, daß die höchste Illusion, die man Menschen bieten kann, diejenige Einwirkung

ist, die vom Individuum zur Generationenfolge vorschreitet. Die Generation ist die dem Mensch mögliche Unsterblichkeit, sie allein erlaubt, Ideen zu erfinden."

„Ihr Ziel ist also," sagte Assenstand, „Charakterbildung auf Grundlage des Widerstands, aber mit Ausschaltung des Religiösen im gläubigen Sinn. Wenn Sie eine neue Bindung durch Religion fänden, wäre Ihre Idee vollkommen."

„Sie irren, sie würde Halbheit werden; es wird nie mehr neue sichtbare Formen des Religiösen geben, nur noch die gereinigte Idee des Verhältnisses zu Ja und Nein, die Gott nicht mehr kennt. Wie ist der Mensch? Er ist so beschaffen, daß er auch Gott stets und überall zu einem Mittel zur Befestigung seiner Machtgier erniedrigt, darum müssen wir so weit kommen, daß wir Gott weder bejahn, noch bekämpfen, sondern ganz frei von ihm sind. In ferner Zukunft ist eine Zivilisation denkbar, die über Absolutes und Zeitliches, Bejahung und Verneinung, Idee und Tat, Geistigkeit und Materialität klare, weise, unpathetische und unsentimentale, durchdachte, bindende Vorstellungen hat. Diese Vorstellungen sind nicht mehr gefährdet durch Rückfälle in das Chaotische, weil das Chaotische nicht geleugnet, sondern als große primäre Macht benannt wird. Es ist die Verwirklichung dessen, was ich suche: eine gewisse Summe von Erkenntnissen nicht mehr untergehn zu lassen, sondern Kraft der Energie und des Widerstands gegen Zeitlichkeit zu vererben.

Dem Charakter Form geben, ihn zugleich Widerstand und Einlaß des Radikalen lehren, so daß er das Maximum beider Ströme einschalten kann, wird die höchste Idee sein. Die Mutationsfähigkeit züchten, Leid durch Zersetzung vermeiden, Glück vermittels Steigrung der Kontrollfähigkeit vergrößern. Wissen ist uns noch Gegensatz zum Schöpferischen, und wir stehn ihm noch kritisch gegenüber, weil es das Ideal des Aufklärers, des Nuroptimisten ist: in der Zukunft liegt eine neue Möglichkeit, klare Energie in unmittelbares Temperament umzusetzen, eine neue Menschlichkeit, die nicht mehr wie die unsrige Feminität ist. Es gibt kein Ja ohne Glaube an die Generation, die Kette der Geschlechter, und nirgends wird so deutlich, daß Glaube für uns nur noch gesetzter Wille ist. Insofern dieser Wille bewußt ist, genau so weit sind wir bewußt, aber nicht mehr; wir sind im Grund ebenso naiv wie die Früheren. Lehren, die nicht der Naivität neue Kraft zuführen, sind ohnmächtig."

Am Neujahrsmorgen saß Lauda im Zimmer, in dem Helle des Schnees und Wärme der Kacheln war, und las die Zeitungen. Die deutschen brachten Versichrung der ungebrochnen Kraft und des kommenden Siegs, die schweizerischen Betrachtung des mitarbeitenden Pfarrers, daß der Krieg

Prüfung des zürnenden gleichwohl gerechten Gottes sei; schleimige Hirne. Für ihn selbst stand der Plan des Jahrs fest, und als der Gärtner kam, seinem neuen Herrn aufzuwarten, ließ er ihn wissen, daß er bei ihm, sobald die Arbeit im Freien begänne, Lehrstunde nehmen werde. Er wollte sein kleines Reich verwalten können.

Zeit der Zürcher Wirkung war fern, als sei sie nicht gewesen, nichts blieb als Erinnrung an Energie; es würde Zeit neuer Wirkung kommen — dazwischen Hingabe an das Beruhigte. Wechsel der Existenz, ewige Wanderschaft, durchgeführte Naivität: sie wurden Sinn und erlaubt, wenn man sie nicht erhitzt beschleunigte und in jeder Station sich willig zeigte.

Er hörte das Dampfboot pfeifen, sah es im Geist an der hohen Mauer des Gebirgsstocks entlanggleiten, der wie ein Wall gegen Norden und den Krieg war, Geborgenheit zaubernde Kulisse. Er hörte das Kind lärmen, bedauerte, daß es zu jung war, um schon von Menschlichem mit ihm zu sprechen, erinnerte sich an ein zwölfjähriges Mädchen, das er bei den Streifzügen in Zürich mit einer verderbten Mutter, demnächst oder bereits kuppelnder, gesehn hatte, und sann über die Möglichkeit nach, solcher Kinder einige auszuwählen; sie mußten den wesentlichen Keim haben und ihn verräterisch in Gesicht oder Gliedern tragen; Durchschnitt und die Reizlosen interessierten ihn nicht. Gegen das Mittelmaß gerecht zu sein, genügte; ihm Wärme und das Freiwillige entgegenzubringen, das war Angelegenheit derer, die in Güte tiefer einzuschreiten vermochten als er. Liebe zu dem, was ist, war möglich, aber ihm nur, wenn die Urenergie in den Geschöpfen nicht verkümmert noch gehemmt war.

Das Telephon schlug an; hebend die Muschel vernahm er eine süße, von Erregung rauhe und ganz in die Ferne gerückte Stimme — Claires.

„Ich bin mit dem Schiff gekommen, rufe dich vom Gasthaus an, denn ich weiß nicht, bei wem du wohnst und ob ich dir willkommen bin."

Er ging zum Ufer, sah sie entgegenkommen. Was von denen gesagt wird, die in den Sekunden der Todesgefahr ihr ganzes Leben schauen, empfand er bei ihrem Anblick: sich selbst, die Summe von Komponenten, die wie ein Gerüst verschrägt waren und sich in der Schwebe hielten, Aufbau aus Gegensätzlichkeiten, sowohl allgemein als im besondren Fall des Verhälnisses zu Claire. Ich liebte sie — ich entfremdete sie mir; sie ist nicht mehr in mir — ich bin ihr noch gut; die junge schuldlose Bereitschaft ist nicht mehr herzustellen — ein neuer Mensch kommt; sie ist durch von mir nur geahntes Geschehn belastet — hinter jedem Erlebnis steht neue Naivität.

Da hob sich die Welle, die ihn ihr entgegenführte, barst und gebar den Sturm, der ihn erschütterte, Taifun des Ekels vor sich selbst und dem Wesen des Menschen, der leiden macht, sich nicht einem Geschöpf neben

ihm verbrüdert, der Dämonie gehorsam um die eigne Achse rotiert. So plötzlich, wie der Aufruhr ihn durchfegt hatte, legte er sich, und als Lauda den letzten Schritt machte, die Hand Claires ergriff, war er ruhig, bis in die letzte Zelle durchdrungen von dem Entschluß, zu sein, wie er war, Leid abzukürzen, erworbne Erkenntnis über sich selbst nicht zu verlieren, für sie beide zu denken — Ehe war nicht mehr möglich.

Und während er sprach und sie sprechen hörte, lauschte er in seine Tiefe, wo Klarheit mit äußerster Anstrengung dagegen ankämpfte, von den Erregungen des Augenblicks und kommender Tage überdeckt zu werden; Botschaften wie ein Schiff in Seenot sendend, sagte sie: Mache den Schritt, den Claire von dir getan hat, nicht ungeschehn, sie hat ihn allein gefunden, das ist ihre Kraft. Ziehst du sie zu dir und erlebst erst dann den Rückschlag, muß sie den Schritt zum zweitenmal machen und ist kraftlos. Wenn du nicht so gütig sein kannst, daß du dein Leben ihr unterordnest, sei so besonnen, daß du ihr Selbständigwerden nicht erschwerst — memento.

Sich zurückwendend zu dem, was Claire sagte, empfing er die zitternden Untertöne und wußte: sie spricht Nebensächliches, weil sie danach bebt, zu hören, warum du sie sich überließest. Da handelte er bewußt und benannte das, was wohltätig geeignet war, Tatsache zwischen ihnen zu sein, fragte:

„Weiß Leutnant Berger, daß du hier bist?"

„Ja."

„Ließ er dich gehn?"

„Er gab mir Freiheit."

„Erwartet dich zurück?"

„Wenn ich zurückkehre."

„Hat er das Recht, dir Freiheit zu geben?"

„O Lauda, muß das zuerst zur Sprache kommen, ist dir das Wichtigste, mich zur Rechenschaft zu ziehn?"

„Nicht im persönlichen Sinn. Bot er dir Ehe an?"

Sie senkte schweigend den Kopf.

Er atmete auf, das Rohste war vorüber, wie niederträchtig war Taktik. Zu ihr gehörte, Claire beim Glauben zu lassen, ihre Beziehung zu Berger stehe zwischen ihnen. Er gedachte der Gewissensnot, die Berger von Moltke zu Lagarde geführt hatte, und wußte, bevor Claire erzählte, daß nicht er Verführer gewesen war, sie war zu ihm gekommen. Sie begriff nicht, daß Lauda von dieser Zeit und ihrer Qual nichts zu erfahren verlangte, Gespräch darüber sanft ablenkte. Als sie ruhig geworden war, führte er sie darauf zurück, und Freunde besprachen seelische Dinge; Aussprache war Schmerz, doch nicht Leidenschaft; sie hatten die Form gefunden, unheftig ihre Gefühle auszubreiten.

Eine Woche verging, da begann er zu ahnen, daß Claire sich diese Form aneignete wie ein von Krankheit Aufstehender, der Schritt für Schritt wieder gehn lernt: er hat sein Ziel, nähert sich ihm zäh. Sie paßte sich an, verzichtete nicht darauf, von ihm das Bekenntnis seiner selbst zu erlangen. Sie kreiste ihn unmerklich ein, sie war in diesem Jahr bewußter geworden. Auch herber. Herb war, wer sich zu fragen begann, ob sein Einsatz an Bereitschaft belohnt wurde. Er sah, daß sie zu dem Kind freundlich war und es doch lästig empfand — versteckte Feindschaft. Zu Anfang hatte er ihr vorgeschlagen, Aufsicht über den Haushalt zu übernehmen, und betroffen, im Verkehr mit Köchin und Mädchen, eine neue reale Seite an ihr kennen gelernt, deren Folge Gespanntheit im Haus war.

Der Mißgriff ward rasch dadurch beseitigt, daß sie wieder nur Gast war, aber es blieb die Erkenntnis, die, festgestellt, so selbstverständlich war: daß die Frau nur in ihrer Liebe unkleinlich, ganz bereit, ganz liebenswert war. Und die Idee Claire durch die Claire der Wirklichkeit, die frohe Möglichkeit durch den Alltag modifizieren zu müssen, weckte nochmals das schmerzhafte Bewußtsein, daß es an ihm gelegen hatte, der Frau den zärtlichen Duft des Mädchens zu bewahren. Es tat weh festzustellen, daß sie älter, bestimmter und auf ihre Interessen bedachter geworden war, eingeordnet in die Reihe der Vielen: Gesetz war das und Notwendigkeit. Es betraf nicht Claire allein, sein Wissen um Frauen vermehrte sich um eine Einsicht, ihm fremdgebliebne: der Weg jeder Frau senkte sich den Niedrungen des Alltags zu. Es heftiger aussprechen, mehr als leises Bedauern empfinden, war nicht erlaubt, nur Tölpel nannten, was im Geschlecht der Frau lag, Minderwertigkeit. Auch Eifersucht gehörte dazu, von der jede Frau überzeugt war, daß sie Geschlechtsmerkmal sei, doch überwunden von ihr. Claire verlangte von Hannah zu hören; was war natürlicher, als daß sie die nicht verwand, die ihr Kind Lauda hinterlassen hatte.

An der Stelle, wo er Hannah aus dem Felsspalt befreit hatte, sagte Claire:

„In Brüssel sagtest du eines Tags zu mir: ‚Heute nacht, als ich ans Bett trat und dich schlafen sah, dachte ich, es wäre schön, so immer durch alle Jahre den einen Mensch zu sehn, vielleicht von ihm getrennt, durch Schicksal, Abwesenheit, freiwillige Trennung, stets doch mit ihm sich treffend, um ihn wissend, so lang bis Alter Unruhe löscht und letztes Gleichmaß kommt.‘ O Lauda, das grub sich in mich ein, und es ist kaum ein Jahr her. Was bleibt heute von Worten, die ich damals nicht als Worte empfand? Schlafende wird dich nie mehr zu gutem Entschluß rühren, und Alter wird uns nicht gemeinsam sein. Letztes Gleichmaß wird nicht mir zu gut kommen, die dann die spärlichen Briefe, die du schriebst, mit mattem Herzen liest, denn auch sie erwiesen sich nur als Worte.“

„Claire", bat er.

Sie lehnte sich an den Fels, der hilflos ausgestreckten Armen nur breite Wand war, sagte:

„Damals, als mich deine Selbständigkeit verzweifeln machte, dachte ich oft: O wenn er krank würde, damit er mich braucht; wie würde ich gut sein, ihn gewinnen."

„Und danach, wenn ich wieder gesund wäre?"

„Wären wir uns nah gewesen, und es würde über lange Zeit hinweggeholfen haben; nichts andres hätte ich verlangt als einst, rückblickend, so mein Leben mit dir Kette von Höhepunkten zu nennen — ich hätte nur sie gesehn, die langen öden, einsamen Wegstücke dazwischen vergessen. Hattest du nicht selbst solchen Wechsel aus Begegnung und Trennung die Lösung genannt? Wie bereit wäre ich gewesen."

„Und konntest doch die erste Trennung nicht überstehn, lehntest dich auf, und Auflehnung gab dich einem andren hin."

„Weil du mich nicht vor dem Zweifel bewahrtest; Zweifel ob dir überhaupt daran lag, daß ich auf dich wartete, verwundete den Stolz, Stolz wurde Trotz, Trotz Entschluß, nicht das demütige Mädchen zu sein. Vor dem Zweifel bewahren, das wäre allerdings Voraussetzung jener Verabredung; du warst es, der sie nicht erfüllte. Und es kam hinzu der Gedanke, tückischer schlechter einflüsternder Freund, daß du mich absichtlich auf Berger verwiesen habest, und Bergers Güte kam hinzu, den man lieben lernte, wenn man mit ihm umging."

„Es war mir nicht ernst, als ich sagte, du habest schon die erste Trennung nicht überstanden; dich auf die Probe zu stellen lag fern; wer das tut, muß auch dem andren den Weg zur Rückkehr freihalten. Ich tat es nicht, vergaß dich. Ich zog aus auf die innre Jagd, das Jägerglück allein zu sein, war stärker."

„Ich lasse dich noch nicht, weil ich dich kenne. Alle Gefühle erschöpfen sich dir, wenn die natürliche Zeit vorüber ist. Wenn der Jäger zu den Menschen zurückkehrt, geht er dorthin, wo die Heimat seines Herzens ist. Sag mir das Letzte, ob du so nie mehr an mich gedacht hast."

„Nun ist äußerste Offenheit nötig. Ich dachte so an dich, aber nicht ausschließlich an dich, in dem Sinn, daß nicht auch andre Frauen an deine Stelle treten könnten. Es ist Menschen wie mir, die die letzte Gleichbeschaffenheit und darum Gleichberechtigung der Geschöpfe finden, unmöglich, durch eine Frau alle andren Variationen binden zu lassen, nur in dieser Frau die Erfüllung dessen zu sehn, was zur Frau führt. Das Warme, Schöne, Zärtliche; das Erregende, Dunkle; die sinnliche oder seelische Kommunion, die eine Frau gibt — es liegt theoretisch in allen,

praktisch in unendlich vielen. Die einzelne Frau wird Symbol, Statthalterin. Dieselben Kräfte, die in ihr sind, bei den andren zu übersehn oder sich zu verbieten, wird unmöglich in dem Maß, wie die Einsicht in jene Brüderlichkeit der Existenzen wächst; bricht sie zum umfassenden Weltgefühl durch, schwindet auch das Individuelle der einzelnen Geliebten, höchste Gerechtigkeit wird Ungerechtigkeit gegen die eine. In diesem Sinn lockt mich nicht mehr das Persönliche, nur noch das Geschlecht. Und da jede Zunahme an Geistigkeit, wenn sie echt war, auch eine Zunahme an Sinnlichkeit ist, so wird unvermeidlich, daß ein solcher Mensch in einem den andren unverständlichen Grad die Lust kennt, neben der einen Frau den Schwestern zu begegnen. Es will verstanden sein; die Lust ist das sinnliche Symptom einer geistigen Feststellung, und diese ist so tief fundamentiert, daß ihr Träger sich als Lügner vorkommen müßte, wenn er der einen Frau sagte, sie sei ihm alles. Stärker mit jedem Tag wird mir der Widerwillen, im absoluten Denken das Totalitätsgefühl, dieses Umfassen alles Lebenden, zu entfesseln, und es im Praktischen zu unterdrücken. Im Totalen schwingen ist Naivität, die Ehe hemmt sie – sie sind unvereinbar. Hier ist der Punkt, wo ich mich zuerst hart zu sein zwang, dann hart sein konnte: nicht das tun, was alle tun, den Kompromiß schließen, schon geschloßnen rückgängig machen. Viele unternehmen Vorstöße in die Erkenntnis, fast keiner geht zu Ende; der seltenste Mut ist, nicht zurückzukehren."

„Sublimierter Egoismus", sagte sie matt.

„Dein Recht, so zu sagen, und doch nur Feststellung des Geopferten. Es ist nicht gut, Bekenntnis in diesen letzten Dingen zu erzwingen, weil der Bekennende seinen Egoismus mit dem Hermelinmantel des höheren Rechts auf Egoismus drapieren müßte. Laß mich es anders sagen. Als ich dich am Steg in Empfang nahm, dachte ich nicht an mich, sondern an dich. Leid kann ich dir nicht ersparen, aber es kürzen. Es ist Konstruktion, an die schöne Kammlinie der Höhepunkte zu glauben; sie genügen nicht, jedes Geschöpf will Dauer, es will Sicherheit und im Tal wohnen. Solcher Konstruktionen werden im Tag fünfhundert gemacht, Verabredungen tausend getroffen, weil schon gewonnene Erkenntnis überdeckt wird. Sie nicht überdecken, ist neue Moralität, des Mathematischen."

„In das ich dir nicht folgen kann."

„Weshalb nicht? Es ist nicht so schwer. Du verstehst, wie die Kirche dazu kommen konnte, dem Priester die Vermischung mit der Frau zu verbieten, oder wie religiöse Menschen sich die absolute Enthaltsamkeit auferlegten: weil die Frau in die reinliche, ewig mit sich selbst identische Rotation dieser Menschkosmen eingegriffen hätte. Nimm jemand an, der zwar nicht mehr religiös im Sinn des Kirchlichen, gleichwohl von ihrem

Blut ist. Da er das Geistige so weit vortreibt, daß es sich mit dem Sinnlichen wiedervereinigt, kann er nicht mehr asketisch sein, aber er wird die Bindung durch die Frau vermeiden, die in diesem Zusammenhang Bindung mit der Sphäre des Geschehns, des Irdischen, Nurmanifestierten, Sozialen ist. Wiederum, man soll dieses nicht breittreten, noch zum Programm erniedrigen. Es für einen Augenblick tuend darf ich sagen: wessen Anschauungsform die des Totalen ist, so daß er neben dem einzelnen Geschöpf die Summe aller andren sieht, kommt, soweit er sinnlich ist, dem Inzest nah; das, was vom Geist her umfassende Liebe ist, wahrhaft katholisch und demokratisch, wird von den Sinnen her Schamlosigkeit – sublimierte, dürftest du wiederum sagen. Du weißt nicht, wie oft ich am Eingang der Askese stand. Sie ist nicht der Aufhebung fähig, zwingt finster zu werden, nicht heiter zu bleiben, wird Dämonie. Behaupte dich gegen Dämonie, das ist Lauda, dein Freund."

„Also ist auch Ehe Dämonie?"

„Ganz recht, die kleine."

Sie schwieg, er wandte sich langsam zurück, stieg abwärts. Sie folgte ihm, nahm seinen Arm und war heiter. Er empfand wie sie und: sah die Gefahr. Heiterkeit war nicht Abschluß, nur Befreiung durch Aussprache, Überblick vom Punkt aus, an dem sie jetzt standen. Und bevor sie das Haus erreicht hatten, merkte er in ihr das Sinnen dessen, der die ihm gebliebnen Kräfte sammelt. Das war der Augenblick, von dem geschrieben stand, daß am Ende aller Begegnungen, der vertrauten, gequälten, haßerfüllten sogar die Umarmung stand, Aufhebung des Wühlens im Wort und des Bewußten. Vielleicht dachte sie daran, daß er es einmal ausgesprochen hatte. Er begann am Abend von Berger zu sprechen.

„Ich konnte", sagte sie, „ihn nur mit deinen Augen sehn. Die benennenden Worte fehlten mir, ich fühlte nur: sein Zustand des geistigen Menschen war anders als deiner. Denken hieß ihm, Bücher von der Bibliothek nach Hause tragen, mit grübelnder Falte sich in sie versenken. Dann kam, was er Verarbeitung nannte, und es war oft Vergleichen mit dem, was wieder andre geschrieben hatten. Ernst um ihn gab mir seltsame Wünsche ein, die wohl der Frau eigentümlich sind: ihn zu stören, seine Ideenreihungen zu verwirren. Ich wußte nicht, ob es boshaft war oder Wiederherstellung der von ihm vergeßnen Welt. Dann besiegte er mich jedesmal, weil er mir von dem erzählte, was ihn beschäftigte. Er glaubte inmitten alles Verhärteten und Hochmütigen, das grauenhaft im Krieg geschah, so unerschütterlich an das Gute, daß man fühlte: auch das ist Wille, Männlichkeit, Widerstand. Und diese Güte war in ihm selbst. Er sprach nie gegen dich, aber er ließ mich fühlen, daß er dein Schweigen

verwarf. Ich konnte mich öffnen, und selbst die Anfechtungen der Enthaltsamkeit wurden menschliche Angelegenheit — nun war es wie bei dir. Es kam ein Abend wie dieser, warm durch Ofen und Licht, von Regalen umstellter; ich ging nicht, wollte die Tat tun, damit sie vorwegnehmend den Zustand schuf, dem sie folgt, wenn sie natürlich ist; an diesem Tag war die Nachricht gekommen, daß du durch deine gewollte Tat nie mehr zurückkehren werdest. Wie war ich in aller Wildheit matt. Er sah nur die Entfeßlung, es war dann durch Tage Scheu in ihm vor dem Körper des Weibs, als habe sich ihm ein unreines Geheimnis enthüllt; er nahm mich an der Hand, begann mich einer ruhigen Innigkeit zuzuführen, in der Umarmung nur Vertrautheit ist. Wie wenig stark wir sind; gewähren wir Zeit, formt uns jeder Mann. Als ich die Wandlung fühlte, floh ich, zwischen die Männer Gestellte, jeden in mir tragend, hilf mir."

„Helfen kann nur, wer sich selbst anbietet oder ganz ausschaltet. Mich ausschaltend wäge ich Berger und Lauda ab und weiß: bei jenem ist die Sicherheit, die Treue und das Angebot, Gefährtin der geistigen Arbeit zu sein. Bei mir ist nichts als Begegnung auf Zeit. Du bist mir nah, die milde Stunde bringt Sehnsucht nach deiner Liebe. Ihr nachgeben ist schön, aber morgen früh wäre jeder Schritt, der dich befreite, rückgängig gemacht, Gewinn eines Jahrs zerstört. Ist sich begegnet sein nicht genug, vermag Mensch nicht so stark zu sein, daß es genug sein könnte?"

Sie kniete neben ihm, sah ihn mit tiefen Augen an:

„Als ich kam, tobte Schlechtes in mir, daß du mich nähmest, ob du mich behalten wollest oder nicht — nur genommen werden, um Gut, das du verschmähst, zu beschmutzen, und ihm, der es heilig zu halten versprach, beschmutzt zurückzubringen, als ob ich Rache an ihm nehmen müßte, bevor ich bei ihm bleiben kann. Mir war, als seien es deine Gedanken, in mir. Leugnest du, daß du so denken könntest? Ich gebe mich in deine Hand."

Er zog sie an sich, lag mit ihr in schweigender Umarmung, letzter, reinigender; der Lust verwehrte Kraft strömte dem Sinnen zu über Menschen bewegende Dinge. Als die Weinende in Schlaf sank, stand er auf und schrieb. Gleiten der Feder über das weiße Papier ward Laut der Ewigkeit, es rollte die Zeit in den Abgrund, aus dem die letzte Lockung kam: nimm, was sich dir bietet, Tor ist, wer verschmäht.

„Stark ist, wer sich beherrscht", antwortete er.

„Abhängig wird, wer Beherrschung über sich setzt."

„Nichts wird Dämon werden," verwies er, „morgen wird Claire in wunderbarer Scheu leise zärtlich sein, nicht mehr erreichbare Geliebte."

Aber einige Tage darauf sah er, daß sie viel zu ruhn begann. Aufblühende junge Frau, war sie nicht krank. Da sagte sie ruhig:

„Ich wußte es noch nicht ganz, als ich kam, und ahnte es doch. Die Ahnung ist fast Gewißheit seines Kindes.“

Er telegraphierte Berger zu kommen. Das Telegramm wurde an der Grenze zurückgewiesen, er sandte es danach in ihrem Namen. Zwei Wochen später erwartete er Berger am Schiff. Begrüßender suchte in seinem Gesicht zu lesen, Lauda dachte im Flug eines Augenblicks: es ist undenkbar, daß ich je mein Schicksal so von einem andren entgegennähme; dann: was besagt es? Nichts, es fehlte diesem nur das letzte Glied der Kette, an die er sich binden will — in der Sekunde, da er die Gewißheit erhält, wird die Kette Kreis, Eisenband um den vollen runden Kosmos, der nun die doppelte Schwingung gefunden hat, eigne um sich selbst und um die Frau — er ist ein ganzer Mensch und jener einer, die einmal lieben.

Liebe war: sich Ordnung geben, darum wurde sie die Eheweisheit des Bürgers, der wie der höchste Geist Ordnung suchte; aber sie war nicht das einzige Mittel, Ordnung zu finden — das war alles, was sich vernünftigerweise in dieser Frage sagen ließ, jeder suchte das Mittel, das ihm erlaubte, geschlossen in sich zu rotieren. Wenn die Menschen über Wert oder Unwert der Ehe diskutierten, bejahten oder verneinten sie immer bedingungslos; aber Nein und Ja waren nur relative Wahrheiten; nur Aussagen über das einzelne Naturell waren erlaubt, in allen irgendwie gearteten Problemen der praktischen Sphäre.

Durch Bergers Anwesenheit verschob sich die Konstellation der handelnden Personen, Claire stand nun von Lauda entfernt, Lauda einsamer und fester; er war der, der Gäste bewirtete. Claire sah ihn bisweilen verwirrt an, schmerzhaftes Starren und brennende Erinnrung; ihm begannen sie schon Ehepaar zu sein, das gemeinsam auftritt, Phalanx verbündeter Interessen — unmerklicher Überdruß des Fremden vor solchem Bündnis. Da sagte Claire zu ihm:

„Ich fühle, was in dir vorgeht. Bist du nun der, der nicht durchführen kann, was er selbst begründete? Würdest du billigen, daß ich übergangslos von einem zum andren wechsle? Ich finde es vor mir selbst nicht abstoßend, daß ich wechsle, nur unsagbar seltsam; es ist, als sähe ich eine Unzahl von Stationen vor mir, endlos wie gespiegelte Türen, durch die man einen Pfeil schießen könnte — sind sie alle durchwandert, wird die Wandlung vollzogen sein. Ich weiß nicht, ob es niederziehend oder tröstend, ob es Güte der Natur oder vernichtende Aussage über die hohe Idee der Liebe ist.“

„Es ist tröstend und Güte“, antwortete er; „schiebe dies Zwischenglied ein, verweile bei allen, und jede für undenkbar gehaltne Mutation ist möglich.“

„Verstehst du, daß mir der Wunsch, reinlich Entfernung zwischen uns zu legen und in den Tagen bis zur Abreise dich zu meiden, als Stolz erscheint, über den wir hinausgeschritten sind?"

„Liebe Hannah, wäre es mir ebenso natürlich erschienen, zwei Frauen, die beide Freundin sind, miteinander bekannt zu machen. Natürlichkeiten neuer Art kann nur schaffen, wer die alten der Eifersucht und des mißtrauischen Stolzes nicht mehr anerkennt. Haß, verwundete Würde, Skala der Leidenschaft, das ist gut genug für französische Stücke, die der Tragödin, rollenfressendem Tigerweibchen, auf den Leib geschrieben sind. Das Tragische wird eines Tags so bombastisch und dumm sein wie jenes Drama Hebbels, in dem Vater, Tochter und Liebhaber Ehre wie Leben verlieren, weil das Mädchen ein Kind bekam. Überlegenheit, die das Schicksal gestaltet, wird auch ein neues Glück gestalten: Mensch stärker als die Leidenschaft."

Berger bedauerte, seine Arbeit nicht mitgebracht zu haben, Darstellung der Wandlung des Offiziers zum religiösen Reformer. Lauda bot ihm Schreibtisch, Papier, eignes Zimmer; es erwies sich, daß Berger das Manuskript fehlte, Ablauf der Gedanken war abgebrochen, Abbruchstelle nicht gegenwärtig. Wie verschieden Denken sein konnte; es arbeitete dieser auf der Geraden, er, Lauda, aus dem Kreis vorstoßend; was man auch an Erkenntnissen fand, es war ihm nur Variation der Grundanschauung, so daß er in welcher Situation immer nichts nötig hatte als Heft und Stift – ausgesetzt in der Südsee hätte er nicht anders gedacht als im Land der Philologen; er vermochte auf Stimmung und die Bedingungen der Vorbereitung zu verzichten, schrieb nur sich selbst.

„Sie sind zu deutsch," sagte er Berger, „das war auch die Beschränkung Lagardes. Ein Deutscher kommt immer von den Büchern der Vorgänger her oder von der Billigung des deutschen Kosmos; auch Sie lassen Heer, Kaiser, Ständegliedrung darin, wollen sie nur ethisch vertiefen. Was ist der ethisch vertiefte Offizier? Etwas Undenkbares. Ethiker kann nicht Offizier sein, löst die Seelen von der Verpflichtung des Staats. Sie sind auch zu protestantisch. Der protestantische Reformer ist ein Unding, nicht nur, weil Protestantismus die Auslieferung des Religiösen an den Staat ist, so daß protestantische Geistliche nichts andres genannt zu werden verdienen als vom Staat eingesetzte Beamte, dessen gute Beziehungen zum lieben Gott zu pflegen, sondern auch, weil Protestantismus wie sein Halbbruder Sozialismus, im Gegensatz zum Katholizismus, ganz unpessimistisch ist, dem bedingungslosen Ja des Irdischen, des Tuns, der Pflicht zu leben, nichts von dem Vorbehalt entgegenstellt, der das Wesen des Religiösen ist. Der Pflichtbegriff Kants ist unhaltbar geworden, der deutsche Moralismus strahlt keine irrationale Vitalität aus, alle Er-

ziehungsreformen, die auf Pflicht und Moralität sich aufbauen, sind matt. Wer der Erziehung neue Wege weisen will, muß vom Widerstand gegen diese deutschen Begriffe ausgehn, sie ihrer Absolutheit entkleiden; der Zentralbegriff alles künftigen Denkens wird Relativismus heißen und im Ethischen Ausgleich zwischen Ja und Nein sein. Es ist nicht schwer, die Katastrophe des deutschen Denkens vorauszusagen. Sollten sie siegen, was nicht sein darf und nicht sein wird, würden sie blasphemisch die Lehre des Tuns zur Unerträglichkeit steigern; verlieren sie den Krieg, werden sie in ihrer Feigheit, die nicht die Verpflichtung kennt, sich der Entwicklung zu öffnen, Wiederaufrichtung des Alten fordern. Wer diese Nation erziehen will, darf nicht mit ihr gehn, er muß gegen sie stehn."

Als die Formalitäten erfüllt waren, rüsteten sich Claire und Berger zur Reise, Lauda begleitete sie nach Zürich. Es kam der Augenblick, wo er Abschied von ihr nahm, belastet durch Rückerinnern, scheuend vor der Frage, ob es erlaubt war, das Natürliche durch Eigenmächtigkeit umzuformen, dann zog der Zug an, und Unwiderrufliches war geschehn. Ihre Augen brannten in ihm, er ging schwer denselben Weg, den er am Tag seiner Ankunft gegangen war, zum See. Kein Silber flammte, nüchterner Tag. Es galt, Dinge zwischen sich und sie zu bringen, er suchte die Bekannten auf. Er fand Hans in Erregung, es war aufs bestimmteste die Nachricht gekommen, daß Picasso in Paris zum Gegenständlichen zurückgekehrt war und herausfordernd akademisch, betont konventionell malte, scharfen Kontur setzend; bereits hatte ein Schweizer Aufnahmen gemacht, kein Zweifel war mehr erlaubt.

Wird er Widerstand leisten oder die Weichen in sich herumwerfen? dachte Lauda, stählt es ihn, allein auf dem ungewissen Weg weiterzugehn oder ist das Bedürfnis nach Kampfgenossen stärker? Er fühlte, wie in den Kosmos des Freunds der Stab der Verwirrung gestoßen war, Rotation gestört und Gedanke an gänzliche Umschichtung, parallel zu der Picassos, erregt umkreist wurde. Er erinnerte sich der starken Zeichnungen nach Körperakten, die er aus frühren Perioden des Freunds gesehn hatte, und sagte:

„Nach dem Gesetz des Gegensatzes werden Sie zum Körperlichen zurückkehren, wie Lisbao eines Tags feststellen wird, daß es unhaltbar ist, mit dreißig Jahren noch den Weltekel des Dreiundzwanzigjährigen zu verkünden. Extreme schlagen um, weil Nein in Ja umschlägt, das Ja automatisch das Nein auslöst. Gleichmäßig, stark, unerschütterlich ist nur, wer über seinen Extremen steht, indem er sie zu Vorgängen in sich macht, wie Sommer und Winter wechseln. Ich versandte heute das neue Stück, das ich geschrieben habe, Rückkehr zur Illusion von Wirken und Arbeiten.

Es ist im großen dasselbe, was sich im kleinen jede Nacht begibt; ein Tag endete mit solchem Überdruß, das Treiben mitzumachen, daß man sich wie zum Sterben und Nichtmehrerwachen ins Bett legt – am nächsten Morgen erwacht man frisch und hat ihn, den Appetit der Kolonie von Raubmonaden, deren Summe man ist. Jeder Müdigkeitszustand ist so natürlich wie dieser Hunger, und die Einheit der Persönlichkeit besteht nicht, wie deutsche Moralisten glauben, darin, daß man den Widerwillen unterdrückt und den Hunger in Ethos umfälscht, sondern in der Fortdauer des Kosmos, der die Phänomene seiner Aggregatzustände erduldet, wie Landschaft die des Himmels."

Puck kam, um Hans vorzuschlagen, er möge seine jüngste Arbeit illustrieren, die Groteske vom Fleischseelenmenschen.

„Ich will es an Ort und Stelle erklären", sagte er und führte die Freunde in eine Seitenstraße des Geschäftsviertels, wo in der Hinterfront von Warenhäusern und Bankpalästen ein altes Fachwerkhaus sich erhalten hatte. Er zog sie an die Gitterfenster, sie sahn eine Halle mit Schlagschatten, düstren Ecken; Männer mit nackten Armen standen über Tische gebeugt, Bewegung wie von hobelnden Tischlern.

„Sie schneiden und häuten," sagte Puck, „schinden und säbeln, seht ihr an den Wänden die senkrechten Parallelen? Es sind Leichname, die Rippen glänzen, das Nierenfett leuchtet gelb wie Honigballen von Eingeweidebienen. Es ist eine Roßschlächterei; aber späht schärfer hin: darunter wird eine Stunde der Inquisition sichtbar; Henkersknechte beugen sich über Liegende, wühlen darin. Warum arbeiten sie in so düstrem Licht? Ich weiß den Grund: in dieser Halle wurde in der Tat einst gefoltert, es ist der Geist des Baus, der ihnen die Atmosphäre schafft. Hier bringe ich Stunden zu, während ihr im Café sitzt; gegen Zahlung einer Runde lassen sie mich zuschaun. Sie glauben, ich sei ein Sadist, der sich aufs Kinderschlachten vorbereitet; ich lächle, und sie sehn nicht den verzerrten Mund. Hier läßt sich alles empfinden, was vom Mensch zu sagen ist, er atmet nicht Luft, sondern Dunst des Bluts; er ist Methodiker, er zerreißt nicht, er schneidet. Ist es denkbar, daß es Leute gibt, die ihren Achtstundentag damit füllen, Mitgeschöpfe zum Kochen fertig zu machen? Ein ganzer ehrenwerter Stand tut ein Lebenlang nichts andres, und die Meister sind Gemeinderäte.

Von hier gehe ich in die Metzig am Kai, wo das Fleisch für die gehobenen Bürger bereitet wird, es liegen gebrühte Köpfe, Kutteln, Lungen herum. Dort sind auch Fleischerinnen, blühende Mädchen schwellend vor Sinnlichkeit, die sie aus braunen Augen gratis verschleißen. Die Dame kommt, ein Stück zu kaufen, und aus dem Schlachthaus geht sie zu ihren Kindern und ist gut zu ihnen. Nachts träume ich von einem

Planet, auf dem der Mensch die Rolle des Tiers übernommen hat, man hängt junge Mädchen geöffnet ins Schaufenster und weiche Brüste sind gesucht; Hirn wird gewogen und enthaarte Köpfe stehn in Reihe. Das Epos schwillt, ich habe den großen Stoff gefunden, der das Erhabne enthält, den Triumph des Lebens und die tragende Lüge. Zwischen der Kannibalenszene des Anfangs, wo man mit Knütteln zermalmt, und dem Salon, wo man Lende des Bruders Tier verzehrtend über die Ideale und die Geistigkeit diskutiert, ist alles enthalten. Das Thema ist so ungeheuer, daß mir manchmal der Schweiß vor Angst ausbricht, daß ich nicht in jedes Kapitel die schneidende Lustigkeit, die unsagbare Mischung von Grauen und tanzender Befeurung bringen könnte."

„Ich schenke dir einen Beitrag," sagte Hans, „den ich in einem Buch gelesen habe. In Südamerika schneiden Wilde ihren Feinden den Kopf ab und zermalmen ihn durch vorsichtige Schläge so geschickt, daß die Haut unverletzt bleibt; sie schrumpft danach in der Sonne zu der Größe eines Apfels ein. Indem sie eine Schnur durch den Rand ziehn, machen sie einen Beutel daraus, darin sie Geld und Kleinigkeiten aufbewahren. Man geht dort mit diesen Gesichtsbeuteln zu Markt, siehst du sie an den Schurzen hängen?"

„Famos," antwortete Puck, „es leuchtet mir nur eins nicht ein, daß Kannibalen Geld verwahren, sie müßten schon Zivilisierte sein."

„Wie alle Kannibalen," sagte Lauda, „Kannibalismus ist religiös, Ausfluß des Totalitätsgefühls. Statt den Bruder zu lieben, frißt man ihn, es ist durchaus dieselbe Kommunion, dieselbe Aufhebung der Vereinsamung durch Einzelexistenz."

Sie wandten sich zur Stadt, da kam ihnen Lilian mit einer Dame entgegen und übersah sie, Gruß ablehnend. Puck sagte:

„Die Begleiterin liefert die Erklärung. Es ist eine verheiratete Amerikanerin, die mit ihrem europäischen Mann in Geschwisterehe lebt, das Fleisch ward verworfen. Sie verbietet Lilian Umgang mit uns. Aber glauben Sie, daß sie dieselbe ist, die Obrecht in Christian Society unterweist, die von Problematik durchseuchte Puritanerin den inbrünstig Religiösen? Welch ein Hexensabbath ist das Treiben der Existierenden. Jeder einzelne, der unter der Sonne atmet, ist eine Brutstätte, in der Ideen, Stimmungen, Triebe, Gefühle und Gebote unaufhörlich, ohne eine Sekunde auszusetzen, die perverseste Unzucht miteinander begehn; es mischt sich das Heterogenste, der Fülle von Mißbildungen ist kein Ende, und das alles schwimmt in einem Schleim, der dem innersten Schoß des Egoismus entfließt und sich klebrig Ethik nennt. Gott sei dem gnädig, der wirklich ethisch ist, er müßte sich mit Dynamit in die Luft sprengen, um der Qual zu entgehn — Beweis, wie dumm und dumpf das Hirn

eines Ethikers organisiert sein muß. Mir wächst — ich stehe dem Phänomen hilflos gegenüber — mit jedem Tag die Kraft des Lachens, was mit andern Worten heißt, daß ich in das Schamlose hineinwachse. Das befreiende Lachen, von dem sie reden, ist das Sprungbrett, das der Egoismus uns unter die Füße schiebt. Unser aller Lebensbaum wurzelt in einem Schlangennest, manchmal fühle ich sie körperlich sich regen und finde mich damit ab, wie einer sich damit abfindet, daß er Trichinen in sich hat. Halloh, da kommt Siriwan, jagend in der Stunde, wenn die Läden sich leeren und die Kokotten vom Berg steigen. Er wählt eine andere Methode, sich abzufinden, und treibt die Weiber dem ewigen Dämon zu."

Lauda aß mit Siriwan zu Nacht, erzählte von Pucks Definition.

„Ich bin heute vierzig", sagte Siriwan, „und fühle schwer die Luft über mich streichen, die mit den Erkenntnissen des fünften Jahrzehnts beladen ist. Wissen Sie etwas von den Begierden, die in ihm in Männern und Weibern brennen? Sie zu erforschen wird Inhalt sein, ich kenne keinen andren mehr. Es findet nicht Ihren Beifall? Es ist gleich. Zu Hause liegen die Bücher, aus denen sich rekonstruieren läßt, welch ungeheuerliches Bordell die Vergangenheit gewesen ist. Sieht man näher zu, gibt man sich die Mühe, die Menschen aufzusuchen, so zeigt sich, daß auch die Geschichtsschreibung der Gegenwart sich lohnt. Ich wittre aus den Jahren, wenn der Krieg zu Ende sein wird, noch Stärkres, Vergangenheit wird übertrumpft werden. Mein selbstgewolltes Ziel steht fest, ich will der Historiograph dieser Zeit sein. Reisen nach Brüssel, Genf, Berlin, Paris und in das ungeheuerliche Rußland, dessen Rasereien durch ein Jahrtausend ich jetzt lese. Bis dahin ist Zürich Vorbereitung, anerkennenswert, nicht übel. Erinnern Sie sich der Alten, die keinen Schritt ohne ihr zwölfjähriges Mädchen machte, dasselbe, das Sie rührte? Sie vermuteten zuerst, sie hüte das Kind, dann kamen Sie der Wahrheit näher, daß der Weg zur Tochter über sie geht, aber die ganze Wahrheit ist, daß der Mann, der mit dem Mädchen allein zu sein glaubt, sich zwei Frauen gegenüber sieht und eine Perversion der Gleichzeitigkeit erlebt, die in der Alten nach dem Taumel eine wahrhaft stürmische, ekstatisch röchelnde Zärtlichkeit zu der Kleinen entzündet. Die Wege, die der Mensch zur überindividuellen Kommunion findet, sind phantastisch, und je sinnlicher sie sind, desto tiefer sind sie."

„Es kommt auf das Gehirn an," antwortete Lauda, „das sie feststellt. Es wäre mir unmöglich, an Ihre Forschung Jahre zu wenden, wie Sie planen, weil nichts mich überraschen kann, während die Art, wie Sie sich ihr widmen, nicht Feststellung ist, sondern Ihrerseits Abhängigkeit von der Dämonie dieser Dinge verrät.

Es ist nicht die ganze Wahrheit, was Sie sehn, es ist nur die halbe.

Der Baum ist nicht beschrieben, wenn Sie seine Wurzeln ausgegraben haben.

Man soll nicht sagen, Laub, Krone, Blüten seien Manifestationen der Güte, denn sie wachsen in der Tat aus der Wurzel im Schlamm. Gleichwohl gibt es neben der primären Sinnlichkeit die transformierte, Wille, Idee, und das weite, schöne Reich der Geistigkeit; es gibt Denken und Wissen durch Unmittelbarkeit; es gibt die Einheit des Ichs, die um so energischer, freier, reflexionsloser wird, desto ungehemmter die Verbindung zwischen Wurzel und Krone ist.

Die Begierden eines Jahrzehnts? Man muß neben ihre Dämonie die Kraft zur Undämonie setzen. Wer die Dämonie nicht kennt, ist nur ein Rationalist, seßhaft im Tun; wer nicht stärker bleibt, nur ein Fanatiker, unter dem Griff Stammelnder. Militarist und Literat, wo Sie in dieser Zivilisation hinschaun, ist jeder das eine oder andere, vergewaltigend männlich oder vergewaltigt ethisch, Aristokrat durch Ausgleich keiner."

Er kehrte ins Hotel zurück und lag in folgendem Traum. Er lebte mit Claire; matt alles; der Tag setzte sich aus hundert Handlungen zusammen, und er wußte: sie sind ihr alle Symbol der Liebe, Werben der Zärtlichkeit, Bereitschaft. Er wußte es und konnte es nicht erleben, er wollte und der Wille genügte nicht, der Schluß aus der Handlung auf das Motiv genügte nicht; er ging neben einem andern und schwang nicht in ihm. Er fand sie mit den Augen schön, aber der Wunsch blieb aus, sie zu berühren, er mied sie. Er erhielt eine Sendung, öffnete sie, es lag eine Oblate darin. Claire sah ihn mit tiefen Augen an, brach die Oblate, reichte die Hälfte. Er aß, ein Sturm ging durch ihn, er wußte wieder alles von ihr. Zehnmal etwas für ihn tun von den kleinen Dingen des Tags, war zehnmal frohe Liebe, weil Gewißheit war, daß sie in alle Jahre bei ihm sein werde. Zeit vor sich haben, gab das Vertraun, an ihrem Ende stand eine schöne, alte Frau und ein weißhaariger Mann. Das war ihr tiefster Wunsch, alt mit ihm werden. Er legte den Arm um sie, und lächelnd nahm sie das stumme Versprechen. Es gab nur eine mordende Sünde, das Kind in der Frau nicht verstehn, das nicht die Kraft hat, allein zu sein. Sie nannte ihn gut, weil er es wußte.

Ende

* *
*

Europäisches Zusammenwirken

von Erwin Steinitzer

Europa ist zerhackt und zerspalten. Fast jedes Glied an seinem Körper ist von den anderen abgeschnürt. Nie waren seine Zusammenhänge brutaler zerrissen, war sein Blutkreislauf gewaltsamer zum Stocken gebracht. Nie war bei den ewig mißgünstigen Völkerfamilien, die miteinander das europäische Haus bewohnen, Gefühl und Betonung der Hausgenossenschaft gründlicher unterdrückt.

Dennoch kommt keines dieser Völker von Europa, vom Einheitsbegriffe Europa los. Überall taucht der Begriff und das Problem Europa auf, nicht nur bei den kleinen Gruppen pazifistischer Idealisten, die in gewolltem Gegensatze zu den herrschenden Tendenzen der Politik eine neue geistige und materielle Gemeinschaft begründen möchten, sondern auch in den Reden der gewöhnlichen Staatsmänner und in den Leitartikeln der gewöhnlichen Journalisten. Sie alle können sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß Europa ein geschlossener Komplex ist, der wieder mit mehr Leben erfüllt werden muß, und daß dies Leben Europas für sie selbst, für ihre eigenen Völker wichtiger und entscheidender ist als Dasein und Entwicklung anderer politischer und wirtschaftlicher Erdkomplexe. Zwar sieht jedes der großen europäischen Völker in sich selbst das Zentrum, in den anderen nur die Peripherie. Aber Zentrum und Peripherie gehören zusammen, bilden erst zusammen das Ganze. Das begreift selbst der schroffste Nationalegoismus – freilich auf seine Weise.

Ganz allgemein ist also der Wille zu einer neuen Einstellung auf den europäischen Gesamtkomplex vorhanden, weil die Notwendigkeit solcher Einstellung sich selbst primitivem politisch-ökonomischen Denken aufdrängt. Aber diese neue Einstellung kann praktisch nicht verwirklicht werden, weil die europäischen Völker (oder diejenigen, die das Wort für sie führen dürfen) sich noch nicht einmal auf ihre elementarsten Prinzipien geeinigt haben. Das Schlagwort von der europäischen Solidarität ist in Vieler Munde. Indes ist Solidarität erst möglich, wenn einige Übereinstimmung darüber besteht, welche Rolle jeder Genosse in der solidarischen Gemeinschaft zu spielen hat. Ehe Sieger und Besiegte, wenigstens grundsätzlich, eine Antwort auf diese Frage haben, gibt es kein neues Europa.

Die Besiegten pochen auf ihr Lebensrecht. Sie haben sich der Übermacht unterworfen, haben die Opfer gebracht, die man ihnen aufzwang, haben unterschrieben, was man sie, das Schwert in der Hand, unterschreiben hieß. Es ist Unsinn zu glauben, ein Volk könne die dauernde

Verschlechterung seiner Existenz als gerechte Strafe für begangene Sünden empfinden. Es ist Unsinn, zu meinen, ein Volk lasse sich davon überzeugen, es müsse Menschenalter hindurch darben, damit ein anderes, dem es unrecht getan habe, besser leben könne. Das besiegte Volk will, daß die Niederlage möglichst wenig bedeute, daß es trotz der Niederlage möglichst kein engeres und ärmeres Dasein führe als zuvor. Es kann gar nichts anderes wollen. Politiker, die aus einer respektablen ethischen Überzeugung heraus von einem besiegten Volke nicht erzwungene Opfer zugunsten anderer Völker forderten, würden unweigerlich hinweggefegt, wenn sie nicht beweisen könnten, daß diese Opfer sich ganz grob materiell bezahlt machen.

Wenn die deutsche Politik seit dem Augenblicke der Bitte um den Waffenstillstand kein anderes Ziel im Auge hatte als die Verkleinerung der Opfer, die Herabdrückung der Kosten der Niederlage, so befand sie sich dabei in vollem Einklange mit den elementarsten und unerschütterlichsten Volksinstinkten. Jede andere Regierung, auch wenn sie von ganz rechts oder von ganz links gekommen wäre, hätte das Gleiche wollen müssen. Nicht in der Zielsetzung lag der Fehler, sondern in den Mitteln. Die deutsche Politik übersah, daß das bloße negative Streben, möglichst billig davonzukommen, aussichtslos sein mußte, weil die Gegner stark genug waren, um ihre Wünsche in weitestem Umfange durchzusetzen und weil auf der anderen Seite Deutschland sich nicht von ihnen isolieren konnte, sondern dauernd auf Kooperation mit ihnen angewiesen war. Statt mit dem sachlich berechtigten, aber ohnmächtigen Lebenshunger der Besiegten, hätte man mit der trotz aller Machtverschiebung vorhandenen, ja sogar gesteigerten gegenseitigen Abhängigkeit der Sieger und der Geschlagenen operieren müssen. Das hat man leider allzulange versäumt.

Die Sieger berufen sich auf ihr Siegerrecht, das sie als gesteigertes, als auf Kosten der Besiegten gesteigertes Lebensrecht auffassen. Auch das ist natürlich und elementar. Wie die Politik der Besiegten darauf drängen muß, die Folgen der Niederlage möglichst unwirksam zu machen, so muß die der Sieger danach streben, den Gewinn denkbar günstig auszuwerten. Das gilt selbst dort, wo der siegreich beendete Krieg die Daseinsbedingungen des Volkes nicht wesentlich verschlechtert hat, wo also der Verzicht auf die Siegesfrüchte gar keinen positiven Verlust bedeutete. Es gilt um so mehr da, wo auch das Siegervolk verarmt und verelendet ist und sich mit Hilfe des Siegerlohns aus drückender Enge wieder zu breiterer Wirtschafts- und Lebensführung emporschwingen will. Kein ernsthafter Politiker könnte es wagen, einem solchen Volke die These zu predigen, daß jeder seine eigene Last tragen müsse. Man hat in Frankreich die Methoden Clemenceaus vielfach bekämpft, aber von keiner realpolitischen Gruppe ist das Prinzip der Wiedergutmachung angefochten worden.

So scheint zwischen den Zielsetzungen der Sieger und der Besiegten ein hoffnungsloser und unüberbrückbarer Gegensatz zu bestehen. Der Sieger erhebt den Anspruch, Besitz, Arbeit, Lebenskraft des Besiegten, soweit es irgend möglich und nötig ist, in den Dienst der Steigerung des eigenen Daseins – des nationalen wie des privat-ökonomischen – zu stellen. Der Besiegte möchte den Verlust des Krieges in seiner praktischen Wirkung nachträglich in ein Remis verwandeln, das ihm keine Verpflichtungen auferlegt.

Keine Moralpredigt löst diesen Gegensatz. Ist der Sieger stark genug dazu, so wird er durch volle Vergewaltigung des Besiegten gelöst. Wird der Besiegte aus irgendeinem Grunde für den Sieger plötzlich unangreifbar, so schwindet der Gegensatz durch den notgedrungenen Verzicht des letzteren auf Beute und Lohn. Muß der Sieger seinen Vergewaltigungswillen hemmen, weil er das freie Schaffen des Gegners braucht, so mag der Antagonismus schließlich, nach langen und zähen Kämpfen, durch eine Einigung über Opfer und gemeinsame Arbeit aus der Welt geschafft werden.

Der Weltkrieg hat uns all diese Möglichkeiten in praktischen Beispielen vorgeführt. Die Friedensschlüsse der Entente mit Deutschösterreich, Ungarn, der Türkei sind Versuche, dem geschlagenen Feinde den Vergewaltigungswillen des Siegers rücksichts- und bedenkenlos aufzuzwingen. Der im Grunde unangreifbare Besiegte ist Rußland; die Entente vermag so wenig ihr Diktat bei ihm durchzusetzen, wie wir es nach dem Brester Frieden jenseits der Grenzen konnten, die wir mit unseren Truppen besetzt hielten. Und der Besiegte, der zu wertvoll, zu unentbehrlich für das Ganze ist, als daß der feindliche Vergewaltigungswille sich völlig hemmungslos an ihm austoben könnte, wird hoffentlich Deutschland sein. Trotz der Geste von Versailles, die uns als hilflos Unterworfene, fast als Auszurottende, kennzeichnen und verdammen möchte.

Der Sieger kann sich die Früchte seiner Erfolge in der Hauptsache durch zwei Mittel sichern: durch Aneignung von Besitz des Besiegten und durch Auflegung von Tributleistungen.

Die Aneignung von Besitzwerten, die bisher dem Besiegten gehörten, ist vom Standpunkte des Siegers natürlich die einträglichste und zugleich die zuverlässigste Methode der Kriegsgewinnrealisierung. Sie setzt ihn sofort und unmittelbar in den Genuß der dem Überwundenen abgenommenen Güter und Rechte; sie schafft außerdem zunächst einen endgültigen Zustand, den der Besiegte erst wieder durch einen neuen Krieg beseitigen könnte. Der Sieger kann die Besitzaneignung bis zur völligen Entblößung des Besiegten ausdehnen, wenn er dessen Rache nicht zu fürchten braucht,

und wenn er an dessen weiterer staatlicher und wirtschaftlicher Existenz nicht interessiert ist.

Die Sieger des Weltkrieges haben den Besiegten im allergrößten Umfange Besitz abgenommen – nicht nur öffentlichen, Staatsbesitz, sondern vor allem auch Besitz von Privaten. Aber sie haben daraus keineswegs gleichmäßig Nutzen gezogen. Nur England war in der glücklichen Lage, seine Kriegsziele durch Aneignung von Feindeseigentum annähernd voll verwirklichen und damit seinen Kriegsgewinn sogleich und aller Wahrscheinlichkeit nach für sehr lange Zeit sichern zu können. Indem es Deutschland zur Abtretung seiner Kolonien, seiner Schiffe, seiner ausländischen Kapitalanlagen, Beteiligungen, Rechte und Wirtschaftsstützpunkte zwang, fügte es seinem eigenen Besitze eine ungeheure Summe augenblicklich nutz- und verwertbarer Aktiven hinzu und übertrug gleichzeitig die dauernden Erwerbsquellen, die diese Aktiven für Deutschland bedeutet hatten, auf sich selbst. Hätte England allein den Krieg geführt und allein den Frieden geschlossen, so hätte es sich mit diesen Besitzübereignungen im wesentlichen zufrieden geben können. Es hätte nur noch gewisse Maßnahmen treffen müssen, um zu verhüten, daß Deutschland durch Entfaltung militärischer Stärke die Machtmittel anderer Länder gewaltsam in seinen Dienst stelle und mit ihrer Hilfe die Folgen des Krieges unwirksam zu machen und die internationalen Daseinsbedingungen zu revidieren suche.

In ganz anderer Situation befand sich Frankreich. Auch Frankreich eignete sich in beträchtlichem Umfange deutschen Besitz an: das Land Elsaß-Lothringen, deutsche Kolonialgebiete, die deutschen Unternehmungen und Kapitalien in den französischen Interessensphären, die Kohlengruben der Saar, Schiffe, Lokomotiven, Maschinen und sonst noch allerhand. Aber mit all dem fühlte sich Frankreich noch nicht gesättigt (und konnte sich damit, wie billig zugegeben werden muß, auch gar nicht gesättigt fühlen). Denn, nachdem es diese ganze Beute eingestrichen hatte, blieb sein wirtschaftlicher Zustand immer noch ganz unvergleichlich schlechter, als er vor dem Kriege gewesen war. Die Einkünfte, die von den neuerworbenen Gebieten zu erwarten waren, bildeten kein ausreichendes Äquivalent für die drückenden Verpflichtungen, die Frankreich im Kriege und um des Krieges willen auf sich genommen hatte. Der Zuwachs an Produktionsmitteln und an Produktivkraft, den der Friedensvertrag ihm auf Deutschlands Kosten verschaffte, deckte nicht den Verlust, der sich aus der Zerstörung der werktätigsten Provinzen des Landes ergab. Da von dem deutschen Besitze in der Welt England den Löwenanteil in Anspruch nahm, mußte Frankreich, um seine Ansprüche zu befriedigen, eine Hypothek auf das Eigentum legen, das uns innerhalb unserer neuen Grenzen verblieb. Es mußte – da es als Siegerstaat nicht verzichten wollte und konnte – neben der Besitzübereignung Tribute fordern.

Tribute sind Zukunftsverpflichtungen. Weil sie das sind, werden sie vom Besiegten nie als so unabänderlich betrachtet, wie die ein für allemal durchgeführten Besitzabtretungen. Er wird sich stets an die Hoffnung klammern, daß ihm über kurz oder lang Änderungen der internationalen Gruppierungen oder Machtverhältnisse, ausweichende Taktik oder passiver Widerstand gestatten werden, sich seinen Leistungsverpflichtungen ganz oder doch zum Teile zu entziehen. Außerdem aber erbittert die Aussicht auf eine regelmäßig sich erneuernde Fron sehr viel mehr als der einmalige und endgültige Verlust noch so wertvollen Besitzes. Viele Deutsche haben es England bereits verziehen, daß es uns alle unsere Kolonien, alle unsere Überseeunternehmungen, unsere ganze Handelsflotte geraubt hat. Aber kaum einer verzeiht Frankreich seinen Anspruch, daß wir künftig arbeiten sollen, um ihm Entschädigungen zu bezahlen.

Der Haß, den die Tributforderung weckt, zwingt den Sieger, der sie erhebt, die Sicherungen gegen den Besiegten zu verdoppeln. Zugleich aber sieht er sich genötigt, den Gegner seine wirtschaftliche Kraft entfalten zu lassen – und zwar um so stärker, je höhere Leistungen er von ihm erhalten will. In Frankreich ist bereits die Meinung vertreten worden, daß es besser gewesen wäre, den Deutschen wenigstens einen Teil ihrer Kolonien und ihrer Schiffe zu lassen, weil sie dann ihre Produktion und ihren Handel rascher und vollständiger wiederherstellen und infolgedessen schneller und mehr zahlen könnten. Das war richtig gedacht vom Standpunkt der Tributforderung. Es war falsch gedacht – und deshalb ist die Idee ja auch mehr akademisch erörtert als praktisch verfochten worden – von dem der Sicherung.

Im ganzen war das Problem der Verwirklichung der französischen Kriegsziele und Kriegsgewinne in sich so widerspruchsvoll, daß es zunächst überhaupt keine Lösung zuließ. Durch die Besitzübereignungen nicht saturiert, fühlte sich Frankreich auf dauernde und sehr hohe Tributleistungen Deutschlands angewiesen. Die waren nur zu erlangen, wenn Deutschland wirtschaftlich wieder stark wurde. Aber es gibt kein zuverlässiges Mittel, um ein großes Volk, das ökonomisch erstarkt, politisch schwach zu halten. Und Frankreich fürchtet nichts mehr als ein politisch starkes Deutschland.

Man half sich fürs erste mit einem Friedensdiktat, das den Siegern alle, auch die extremsten Möglichkeiten, vorbehielt. Man nahm Deutschland ab, was zu erwerben irgendwie lohnend schien – England hatte ja in dieser Hinsicht von Anfang an ein ganz festes Gewinnprogramm. Man verpflichtete es zu systematisch organisierter Wehrlosigkeit nach außen. Man schloß einen Vertrag, der der Entente ebenso das Recht gab, den letzten Besitz eines sterbenden Deutschland zu sequestrieren, wie von einem sich mählich wieder erholenden ungemessene Dienst- und Geldleistungen zu erpressen.

Für England war, wie bereits erwähnt, der Teil des Friedensvertrages am wichtigsten, der sich auf die Besitzabtretungen bezog. Seine Durchführung hat die britische Regierung mit härtester Rücksichtslosigkeit erzwungen. (Als vor kurzem Deutschland bat, man möge ihm wenigstens den für den allerdringlichsten Transportbedarf nötigen Schiffsraum lassen, England leide doch jetzt keinen Mangel mehr an Tonnage, soll kühl und höhnisch erwidert worden sein, letzteres sei zwar an sich richtig, aber die englischen Schiffe seien „abgenutzt".) Man spricht jenseits des Kanals schon seit Monaten ziemlich viel von Revision; aber keine ernsthafte Strömung wagt es, für eine Rückgabe auch nur des kleinsten Teils des Besitzes einzutreten, den Britannien Deutschland abgenommen hat. So scharf John Maynard Keynes das Werk von Versailles verurteilt – in den praktischen Revisionsvorschlägen, die er seiner Kritik hinzufügt, findet sich nicht die leiseste Andeutung, daß England irgendein Stück der eingeheimsten Beute opfern solle. Alle Zugeständnisse, die, unter dem Einflusse Keynes und anderer Wirtschaftspolitiker, in der britischen Öffentlichkeit erörtert wurden, betreffen nur die Zukunftsleistungen Deutschlands, die einmal ohnehin unsicher und überdies (trotz der Beteiligung des Imperiums an den Tributansprüchen) für das englische Interesse sekundär sind.

Für Frankreich, in dessen Kriegsgewinnrechnung die deutschen Zukunftsleistungen die erste Rolle spielten, haben jene britischen Revisionserörterungen die Problematik des Versailler Friedens noch gesteigert. Durch die enormen englischen Ansprüche an den Besitz Deutschlands in der Welt, war dessen Fähigkeit zur Wiedergutmachung von vornherein aufs schwerste beeinträchtigt. Wenn nun die Engländer auch noch Neigung zeigten, über die Tributfrage mit sich reden zu lassen, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß die Deutschen versuchen würden, sich unter britischen Schutz zu flüchten, um von ihren Zukunftsverpflichtungen loszukommen oder sie doch wenigstens zu mindern. Dann mochte sich England vielleicht noch weitere Vorteile von Deutschland verschaffen; Frankreich aber ging leer aus.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, war für die französische Politik furchtbar schwer. Eine Richtung wollte den Knoten gewaltpolitisch durchschneiden: wertvolle Stücke des Reichsgebiets losreißen, sich mit ihren wirtschaftlichen Aktiven selbst bezahlt machen, Volk und Reich militärisch so niederknütteln, daß das zu Boden getretene Deutschtum sich in absehbarer Zeit nicht wieder zu erheben vermag. Eine andere scheute den ewigen europäischen Krieg, den diese Lösung mit sich bringen mußte; sie wollte (am Erfolge selbst mißtrauisch zweifelnd) Deutschland halb durch Drohung, halb durch Überredung zu einem Abkommen bringen, in dem es Frankreichs Forderungen anerkannte und ihre Erfüllung sicherstellte.

Bei uns kämpft eine, vorderhand noch sehr schwache, französisch orientierte Gruppe (die der „Kontinentalpolitiker") gegen eine Majorität von Staatsmännern und Publizisten, die von der Unterordnung unter englische Führung die Rettung erwartet.

Die Politiker, die die Anschmiegung an England wollen, argumentieren etwa folgendermaßen: England ist durch das Kriegsergebnis bereits jetzt saturiert. Sein Ziel war, unsere weltwirtschaftliche Rivalität auszuschalten und die Macht bei uns zu zerbrechen, die hegemonialen Wünschen nachjagen konnte; beides ist erreicht. Es hat kein Interesse daran, daß wir ganz zugrunde gehen und hat keinen Anlaß, ein übermäßiges Erstarken Frankreichs zu fördern. Nachdem es unsere Konkurrenz von den Weltmärkten vertrieben hat, wird es wieder daran denken, daß wir ihm als Kunden und Lieferanten nützlich sein können. Ohne unsere Leistung bleibt der Kontinent arm; ein armes Europa aber ist eine Gefahr für Englands Handel und auch für Englands Produktion. Darauf weisen im Vereinigten Königreich schon heute zahlreiche Stimmen hin. Sie werden sich mehren, wenn erst wieder die Fäden eines regelmäßigen Geschäftsverkehrs beide Länder verknüpfen. Und wenn wir dann versuchen, die französische Tributlast abzuschütteln, die uns an der Entfaltung unserer Leistungsfähigkeit hindert, so werden die Engländer das verstehen. Sie werden nicht widerstreben, wenn wir uns (nachdem wir Beweise unseres Eifers, unseres Könnens und unseres guten Willens gegeben haben) bemühen, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Die „Kontinentalpolitiker" erwidern: Ihr überschätzt den Lebens- und Wohlhabenheitsspielraum, den England uns gewähren will. England hat nicht mit grausamster Entschlossenheit und Folgerichtigkeit alle Wurzeln unserer internationalen wirtschaftlichen Arbeit zerstört, damit wir auf dem Wege über eine mühsame, aber aussichtsreiche Juniorpartnerschaft in einem Jahrzehnt wieder seine Rivalen in der Welt werden. Es hat Maß und Tempo der Fortschritte, die wir in den vierzig Jahren nach der Reichsgründung machten, nicht vergessen, und es wird dafür sorgen, daß wir diesmal nicht so rasch vorwärtskommen. Möglich, daß es uns schließlich erlauben wird, den Franzosen weniger zu geben, als sie von uns fordern und erwarten. Aber es wird dies nicht tun, um uns zu stärken, sondern um uns und Frankreich gleichmäßig zu schwächen, um den deutsch-französischen Gegensatz lebendig zu halten und sich mit seiner Hilfe die Schieds- und Vorherrschaft auf dem Kontinent zu sichern. Wenn Frankreich erkennt, daß wir es in der Hoffnung auf englisches Gewährenlassen um seine Ansprüche prellen wollen, wird es alle leise aufkeimenden Verständigungsgedanken unterdrücken und sein Heil in der Desperadopolitik der Gewalt suchen. Es wird nur mehr eine Richtung der französischen Politik

geben: die Richtung Foch, die Richtung der Zerstückelungs- und Knebelungs-, der Rheinbundpolitik. Sie wird Frankreich nicht retten, sie wird vielleicht auch die deutsche Einheit nicht auf die Dauer zerschlagen. Aber sie wird die Not Europas steigern, verlängern, möglicherweise verewigen. Deshalb dürfen wir der trügerischen britischen Lockung nicht folgen. Wir müssen in Frankreich die Politik der Gewalt ausrotten, indem wir uns selbst bereit erklären, seine Forderungen im Rahmen des Möglichen zu erfüllen und gemeinsam mit der unsrigen auch die französische Wirtschaft wieder aufzubauen. Dies Opfer mag für uns, die Beraubten und Verarmten, schmerzlich sein; aber es ist nötig für den Frieden und unentbehrlich für die Zukunft des europäischen Kontinents.

Die Beweisführung der Kontinentalpolitiker findet in der öffentlichen Meinung nur sehr wenig Zustimmung. Daran sind sie zu einem guten Teile, selbst schuld. In ihrem Eifer, für die Verständigung zu wirken, bagatellisieren sie Einfluß und Bedeutung der gewaltpolitischen Richtung in Frankreich. Sie behaupten mit offenkundiger Übertreibung, daß außer ein paar einflußlosen Militärs jeder ernsthafte französische Politiker für Versöhnung und ehrliches Zusammenarbeiten eintrete. Sie tun so, als dächte sich die Mehrzahl der Franzosen dies Zusammenarbeiten schon jetzt so paritätisch, wie wir es uns denken müssen. Die Folge dieser sicherlich gutgemeinten Taktik ist, daß die Kontinentalpolitiker durch jede schroff gewalt- und sicherungspolitische Maßnahme der Franzosen — und solche Maßnahmen sind doch bisher sehr häufig gewesen — Lügen gestraft werden. Sie entgegnen dann, daß nur der Mangel guten Willens, den wir selbst Frankreich gegenüber an den Tag legten, die Franzosen zu herrisch-brutalem Vorgehen veranlasse. Das trifft sogar bis zu einem gewissen Grade zu. Aber niemand läßt sich durch diese Entschuldigung davon überzeugen, daß man sich drüben schon aufrichtig zum Grundsatze des Leben und Lebenlassen bekehrt hat.

Die einigermaßen selbstverschuldete Unwirksamkeit der Taktik der Kontinentalpolitiker ist sehr zu beklagen, weil ihre Kritik an der Argumentation der Anglophilen im großen und ganzen zutrifft, und weil die Folgerung aus dieser Kritik grundsätzlich richtig ist. ›Man neigt in der Tat bei uns wieder dazu, viel zu große Hoffnungen auf England zu setzen und die Gefahren eines von England genährten und genutzten kontinentalen Dauerzwiespalts zu übersehen. Eine Politik der Zurückweisung der französischen Ansprüche, also eine (mindestens in den Augen Frankreichs) antifranzösische Politik könnten wir uns gestatten, wenn die Sicherheit bestünde, daß England uns vor unserem westlichen Nachbarn schützt, bis wir wieder stärker geworden sind als er. Wer wagte die Behauptung, daß diese Sicherheit besteht?

Trotz alledem wird unsere Politik notwendig immer wieder in die Versuchung geraten, sich gegen Frankreich an England zu klammern, solange die Franzosen ihr Programm der Ausbeutung nicht ehrlich und rückhaltslos durch ein Programm wenigstens einigermaßen paritätischer Kooperation zu beiderseitigem Vorteil ersetzt haben. In einem früheren Abschnitte dieses Aufsatzes habe ich dargelegt, daß kein besiegtes Volk ohne sinnfälligen, unwiderstehlichen Zwang bereit ist, zugunsten des Siegers jahrzehntelang zu darben. An dieser Tatsache werden die Führer der deutschen Politik, wie immer sie künftig auch heißen mögen, nicht vorbeigehen können. Mit dieser Tatsache muß aber auch der Sieger rechnen, der, wie Frankreich, nicht imstande ist, sich unmittelbar aus der dem Feinde abgenommenen Beute ausreichend zu befriedigen, sondern auf spätere Leistungen aus dem Arbeitsertrage des Besiegten angewiesen bleibt. Die Forderung des Siegers muß in diesem Falle (in dem ihre Erfüllung ja von der Fortsetzung des Daseins und der eifrigen Tätigkeit des Besiegten abhängig ist) so weit herabgeschraubt werden, daß sie mit dem Lebensanspruch des Gegners in Einklang gebracht werden kann. Es gibt kein festes Maß dieses Lebensanspruchs; aber daß er beim deutschen Volke, das noch in der Erinnerung an den Zustand von 1914 lebt, höher sein wird als bei einer Nation, die sich nie aus stumpfer Armut erhoben hat, liegt auf der Hand. Und wenn irgendwo auch nur die leise Möglichkeit auftaucht, den Lebensanspruch des deutschen Volkes gegen Frankreich üppiger zu erfüllen als mit Frankreich, wird es der deutschen Politik äußerst schwer fallen, eine Möglichkeit solcher Art ungenutzt zu lassen.

Die Franzosen sagen (und unsere Kontinentalpolitiker stimmen ihnen darin bei), daß Deutschland Frankreich viel zu wenig guten Willen zeige. Die amtliche Preß- und Redepolitik dämpfe nach Kräften die Erbitterung gegen England und schüre die Wut gegen Frankreich. Aber wenn die amtliche Politik das tut (und sie tut es tatsächlich bis zu einem gewissen Grade), so folgt sie nur der Linie des geringsten Widerstandes und der stärksten Empfänglichkeit in der Volksstimmung. Ich erwähnte schon, daß der Sieger, der dauernden Frondienst verlangt, immer und notwendig mehr verhaßt ist, als der, der ein für allemal seine Rechnung abschließt. Es kommt hinzu, daß die Abtretung deutschen Landes in Europa fast nur für Frankreich und im Interesse Frankreichs gefordert wurde – die polnische Republik ist ja von den Franzosen selbst als ihre militärische Dependenz im Osten aufgefaßt und bezeichnet worden. Es kommt hinzu, daß aus den französischen Gefangenenlagern sehr viel Haß nach hause gebracht wurde, und daß dieser Haß sich ungleich weiteren Kreisen des Volkes mitgeteilt hat, als die empörte Verzweiflung der von den Engländern kaum weniger brutal behandelten Kolonialdeutschen. Es kommt

schließlich hinzu, daß Frankreich — mindestens offiziell und nach außen hin — nicht aufgehört hat, die ungemessensten Forderungen an den Ertrag unserer künftigen Arbeit zu stellen. Gewiß haben französische Staatsmänner und Wirtschaftsführer sehr oft vom Zusammenarbeiten gesprochen. Man erzählt uns auch, daß sie in den vier Wänden der Beratungszimmer dies Zusammenarbeiten nicht als unbedingte und unbegrenzte Ausbeutung auslegen. Aber wenn Keynes eine für das zerrüttete und beraubte (allerdings in der Hauptsache von England beraubte) Deutschland kaum erschwingliche Entschädigung herausrechnet, mit der Frankreich sich begnügen könnte, so macht ihm Herr Loucheur die heftigsten Vorwürfe. Und wenn von einer Tributlast von hundert Milliarden Goldmark gesprochen wird, die Deutschland aufzuerlegen sei, so erklärt die ganze Pariser Presse diese Summe für vollkommen unzureichend. Taktik? Vielleicht. Aber dann eine Taktik, die schleunigst begraben werden sollte. Sie führt bestenfalls zu papiernen Versprechungen, sie stärkt den deutschen Nationalismus, den England nicht immer bekämpft hat, und sie treibt die deutsche Politik trotz aller Bedenken, ja sogar wider bessere Einsicht, zwangsläufig in die angelsächsischen Bahnen.

Der gute Wille Frankreichs und der gute Wille Deutschlands müssen, jeder von seinem Pole aus, aufeinander zukommen, damit die Frage des deutsch-französischen Zusammenarbeitens (die in der Tat einer der Kernpunkte des europäischen Zukunftsproblems ist) wirklich gelöst werden kann. Frankreich ist Sieger; aber es ist, weltgeschichtlich betrachtet, ein sehr schwacher Sieger. Es kann Deutschland nicht nach den Rezepten des ersten Napoleon unterwerfen; der Traum wäre vermutlich noch weit kürzer als der von 1806. Es kann mit einer Politik der Gewalt die Ruinen Europas vermehren, aber weder seine Macht vergrößern, noch seinen Wohlstand wieder erlangen und sichern. Es fordert von uns Überschüsse, die nur ein hart schaffendes Industrievolk erarbeiten kann. Es kann uns nicht nach der Manier des Sklavenvogts zwingen, sie zu erarbeiten. „Wir haben", sagt Keynes, „über die Seelenverfassung einer weißen Rasse unter nahezu sklavereiartigen Lebensbedingungen noch keine Erfahrung. Man nimmt jedoch allgemein an, daß, wenn einem Menschen die Gesamtheit seiner Reinerträge entzogen wird, seine Leistungsfähigkeit und sein Fleiß sich vermindern. Der Unternehmer und Erfinder wird nicht arbeiten, der große und kleine Händler nicht sparen, der Arbeiter sich nicht anstrengen, wenn die Früchte ihres Fleißes nicht zum Besten ihrer Kinder, ihres Alters, ihres Stolzes und ihrer Lage, sondern für die Genüsse eines fremden Eroberers bestimmt sind."

Es kann in der künftigen europäischen Genossenschaft Vorrechte, Sonderdividenden für einzelne Genossen geben. Das ist erträglich. Aber der

Grundsatz, daß jeder Genosse im wesentlichen die Früchte seiner eigenen Arbeit und seines eigenen Erfolges einheimst, darf nicht in sein Gegenteil verkehrt werden. Wenn just der Genosse, von dem die stärkste Leistung erwartet wird, dauernd auf unzureichenden Lohn beschränkt, auf dürftigste Lebenshaltung herabgedrückt wird, so wird seine Leistung alsbald zusammenschrumpfen, und die ganze Genossenschaft wird arm werden oder arm bleiben.

Innerhalb der europäischen Genossenschaft ist engeres Zusammenarbeiten einzelner Genossen möglich und nützlich. Aber es wäre ein gefährliches Beginnen, wenn die französische Politik darauf ausginge, dies Zusammenarbeiten in eine Vasallität zu verwandeln. Denn die Folge wäre, daß wir ständig nach einem anderen gleich starken oder stärkeren Schutzpatron suchten, der uns etwas mildere Bedingungen böte. Heute sind die Augen vieler Deutscher auf England gerichtet. Der Tag kann kommen, an dem sie auf Rußland gerichtet sein werden. Rußland ist stark: es ist in seiner tiefsten Zerrüttung für die Sieger des Weltkrieges praktisch unangreifbar. Unter Bismarck war es Grundsatz deutscher Politik, die Abhängigkeit von Rußland zu meiden; der geistlosen Übertreibung dieses Grundsatzes danken wir zu einem guten Teile den Krieg. Wir wollen auch weiter ein selbständiges Glied der europäischen Gemeinschaft bleiben. Aber wenn der Westen uns zur Verzweiflung treibt, werden wir gierig nach jeder Hoffnung greifen, die im Osten aufleuchtet.

Das undurchdringliche Abenteuer

Novelle von Hennings

Er erhob sich und kleidete sich an. Dies war im Umsehen getan. Es hatte ihn eine Stimme gerufen: eine seltsam helle Stimme hatte ihm befohlen aufzustehen und sich anzukleiden. – Er hatte sich ein wenig niederlegen müssen vor einer Weile: Müdigkeit und Fieber hatten ihn hingeworfen. Er erinnerte sich daran, wie man sich eines Traumes erinnert oder eines ganz fernen Erlebnisses.

Sollte der Appell schon stattgefunden haben? Es mußte wohl Abend sein – Oder verdunkelten Wolken das Tageslicht? – Oder war dies der Morgen? – – – Also er wußte es wirklich nicht mit Sicherheit zu sagen. „Woher auch soll man dies alles noch wissen“, dachte er traurig. Übrigens litt er an bohrenden Kopfschmerzen.

Plötzlich schritt er eine Treppe hinab an der Seite einer jungen Dame,

die höchstwahrscheinlich seine Schwester war. Er empfand dies als einen Verlauf, der sich in schönster Ordnung befand.

„Wo hast du deine Handschuhe?" sang die helle Stimme neben ihm. Er erschrak. – Handschuhe? – Vorstellungen und Begriffe schossen in ihm empor, die doch schon längst abgetan und beiseite gelegt waren; seine Stirn furchte sich in leidendem Grübeln – Handschuhe! – Verflucht! Er hatte sie unter seinem Strohsacke liegen lassen; dort lag überhaupt Etliches.

Er enteilte, er flog zurück in die Baracke, die ihm wie ein dunkler Schlund erschien. Dann aber war er plötzlich wieder zur Stelle, auf jener wirklichen Treppe, neben jener jungen Dame, die ohne Zweifel seine Schwester war. Und er bemühte sich mit leidenschaftlichem Ernst, seine Finger in die Handschuhe hineinzustopfen –

Endlich befanden sie sich in einer Straße, deren alte, unregelmäßige Häuserreihen sich dehnten im gelben Schein der Gaslaternen, deren spitze Giebel sich kraus gegen einen tiefblauen Abendhimmel abhoben.

Sie stiegen eilends in die bereitstehende Droschke.

Er sah zum Fenster hinaus, betrachtete gleichgültig die alten gebückten Gebäude und stellte mit ordnender Sachlichkeit fest, daß kein Mondschein stattfand. Dann wandte er sich der jungen Dame zu, die für seine Schwester zu halten er sich nun einmal entschieden hatte. Er sah nichts – Nur wenn das Licht einer Laterne durch das Wageninnere sprang, erblickte er einen breiten, weißen Spitzenkragen, einen Hut mit großen, weich herabgebogenen Rändern; darunter indessen kein lebendiges, bestimmt umrissenes Gesicht, sondern nur einen rosig schimmernden Fleck, ein schleierzartes Gebilde, ein Wölklein rötlichen Dampfes. Dann aber war alles wieder Finsternis und tieferes Geheimnis. – – –

„Wie süß und fremd sie riecht," dachte er verzückt und hob seine lüsterne Nase; „und wie vortrefflich, daß sie gar nicht meine Schwester ist –" Aber über die duftende Kette seiner Empfindungen senkte sich alsbald eine Last, die alles erstickte:

„Glauben Sie an den Austausch", schrie er angstvoll durch das Rollen der Räder hindurch.

„Ich bin davon fest überzeugt", erwiderte die helle Stimme.

Er blickte ein wenig erleichtert durch die ratternde Scheibe hinaus und insgeheim verwunderte er sich höchlichst, daß kein Drahtzaun in Sicht kam, der die Fahrt endete. Häuser glitten vorüber. Sie lagen stumm und dunkel nebeneinander wie vorzeitliche tote Tiere – – da war wieder die Last, diese stetig nagende Besorgnis.

„Kein Leben in den Baracken", jammerte er verzweifelt. „Nirgends ein Licht – – Das kann einem der Satan nicht wünschen, daß man

während dieses Winters nochmals wie ein Hund im dunklen Stalle sitzt – – Bei Gott! Man muß irrsinnig werden, man wird –" Er schwieg; fügte aber langsam und wie in Trauer versinkend hinzu: „Man wird seine Stiefel fressen müssen –" „Bedenken Sie bitte," erhob er sich wieder eifernd: „Petroleum kostet bereits zwölf Franken der Liter – –"

Er stierte leidend vor Entrüstung in die andere Ecke des Wagens, in der in regelmäßigen Zeitabständen ein breiter, weißer Spitzenkragen sichtbar ward, ein Hut mit großen, weich herabgebogenen Rändern und einem wesenlosen, rosigen Fleck darunter.

Er wandte sich seiner eigenen Person wieder zu und begann an der Bekleidung seiner Hände zu arbeiten, die ihm ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten schien: er sah besorgt und hilflos darauf nieder.

„Man kann nicht mehr leben," flüsterte er, „man kann es nun nicht mehr länger – – Begreifen Sie doch bitte: so allein soll man der feindlichen Grenzenlosigkeit des Raumes und der Zeit standhalten: man kann es nicht mehr, man sinkt hin – –"

Er verstummte und zündete sich eine Zigarette an. Aber er hatte kein gutes Gewissen dabei: „35 Centimes", ächzte er kopfschüttelnd und fiel tiefer in qualvolles Sinnen –

Seine Gedanken umschlichen irgendeine abgründige Dunkelheit, ein zentrales Rätsel, das sie nicht zu durchdringen, nicht zu lösen vermochten. Inmitten seines Schädels befand sich ein kochender Klumpen, eine verknäuelte Masse; und es strahlte von ihr eine Angst aus, ein Entsetzen, ohne daß eine ursächliche Begründung dieses Entsetzens offenbar wurde.

„Nachtappell", murmelte er, und seine Züge erschlafften vor Ratlosigkeit; „Stubendienst, Saufen, Fressen, Spielen – Kein Ausweg aus diesem ewigen Kreise – – Aber er saß ja in einer Droschke, in diesem kriechenden Gefährt. Zum Teufel, warum fuhr es nicht rascher? – Und er ging unter in einen Wirbel zerfetzter, zusammenhangsloser Vorstellungen – –

„Sie sind so schweigsam, mein Freund." Da war wieder die helle Stimme neben ihm.

Sie bewegten sich nun in einem überaus prunkvollen Raume inmitten einer eleganten und erlesenen Gesellschaft. Gedämpftes Licht quoll aus den Ecken der mattweißen Decke über die dunkelrote Seide der Wandbekleidungen, über blitzende Polituren der Möbel, über den blaugrauen Teppich, über die goldschimmernden Stoffe der Sessel, der Divans. Regellos standen kleine, ovale Tische, auf denen weiße Rosen träumten in schlanken Kristallvasen, auf denen bunt verhangene Lampen glühten, wie große, innen erleuchtete Pilze. Man sah durch eine gläserne und weit geöffnete Flügeltür in andere Räume, in eine Flucht von reich und behaglich möblierten

Zimmern, in eine Welt der bewußten und gelassenen Feier, des farbig schwingenden Glanzes. Der Chor der Stimmen – von Lachtönen lustig überspritzt – brandete monoton, süße Duftwellen breiteten sich aus, und das Licht umhüllte in bunten Wolken Dinge und Menschen wie eine Verheißung geheimnisvoller Freuden. Er stand regungslos –

Da nahm ihn die helle Stimme an die Hand: „Mein Bruder, der Gefangene", sagte sie schlicht. Und sie ging umher: hoch, graziös, mädchenhaft in ihrem matten, schwarzen Seidenkleide, ihrem breiten Spitzenkragen um den Hals und dem dunklen hochfrisierten Haar, und sie sagte es immer wieder: „Mein Bruder, der Gefangene".

Er sah sie an, aber ihr Gesicht erschien ihm wie ein lichter Nebel. Er starrte auf diesen rosig schimmernden Fleck, und er glaubte, zwei groß aufgeschlagene Augen in saugender Frage auf sich gerichtet zu sehen. Dann erlosch dieser Eindruck, und er folgte ihr willenlos, steif und stumm. Plötzlich jedoch schlug ihm eine atavistische Regung durch die Muskeln, und er begann fanatisch die Hacken zusammenzuknallen, nach vorwärts in den Hüften einzuknicken und nachlässig seinen Namen zu knarren.

Später speiste man an den kleinen, ovalen Tischen, und es sei beiläufig bemerkt, daß er ganz gewaltige Mengen in sich hineinschaufelte.

„Ausgezeichnet!" flüsterte er der jungen Dame, seiner Nachbarin zu, die keineswegs seine Schwester war, „eine ausgezeichnete Küche – – Wissen Sie, welche Küche es ist?"

„Welche Küche?" fragte die helle Stimme erstaunt. Er versank wieder in Nachdenklichkeit.

„Bei uns wird immer das Fett gestohlen", bemerkte er endlich schüchtern – – –

Man erhob sich. Man wünschte einander eine gesegnete Mahlzeit. Man spazierte umher, wechselte hier ein paar höfliche Worte und dort. Gelächter erscholl. Die Herren begaben sich ins Rauchzimmer, einen dämmrigen Raum mit schweren Ledermöbeln, indessen die Damen plaudernde Gruppen bildeten und der Worte kein Ende fanden. Auch ward ein wenig auf dem Flügel musiziert.

Er saß im Rauchzimmer in einer dunklen Ecke und sog an einer Zigarette mit wahrhaft beängstigendem Eifer.

„Man muß dies ausnutzen", dachte er und lächelte listig. Drüben schimmerten ein paar Glatzen durch die Dämmerung, und es waren klatschende Geräusche vernehmlich.

Eine ölige Stimme sagte: „Ich passe!"

„Kreuz aus der Hand!" schrie jemand.

„Warum in des Deibels Namen wimmeln Sie denn ihre Zehn nicht?"

schalt ein anderer erbittert. Hierauf entwickelte sich eine heftige Diskussion.

Er hörte eine Weile zu. Er fand es in der Tat höchst merkwürdig, daß jener Mensch nicht seine Zehn gewimmelt hatte. „Der Mann muß minderwertig sein," dachte er „dies zum allermindesten sollte er gelernt haben während dieser unendlichen Zeit." Dann aber entwich er eilig.

In einem anderen Raume, einem heiteren kleinen Salon mit Spiegeln und hellen Möbeln, ward getrunken. Ein dicker Mann, dessen feuerrotes, wie gekochtes Gesicht von einem blonden, borstigen Fell überdacht war, saß allein hinter einem Tische, trank dunkles Bier und rauchte eine schwärzliche Zigarre dazu. — Er setzte sich zu ihm.

„Na, junger Mann", lärmte der Dicke und schlug ihn schallend auf den Schenkel; „Sie sehen ein bißchen verhungert aus —"

„Es ist ein furchtbares Leben", flüsterte er.

„Was ist es?" schrie der Fette, „furchtbar ist es? Nun, das sind mir so recht die unklaren Meinungen von euch jungen Leuten. Eines allerdings ist notwendige Voraussetzung einer gedeihlichen Existenz: Geld! — — Geld — sage ich Ihnen muß man riechen —," er sprach flüsternd und grinste vertraulich, „man muß sozusagen einen sechsten Sinn dafür besitzen." Er lachte dröhnend und spie auf den Teppich.

In dem jungen Manne stand ein lichter Gedanke auf; eine blendende Erleuchtung erhellte sein trauerndes Gemüt:

„Würden Sie mir — — könnten Sie," begann er stotternd und starr auf die kurzen, brillantenfunkelnden Finger des gewichtigen Mannes sehend, „sind Sie in der erfreulichen Lage, mir — — — natürlich nur bis zur nächsten Auszahlung der Guthaben — — —: aber ich bitte sehr: nicht viel — — — vielleicht zehn Franken —" Er schwieg.

Das Gesicht des Dicken verriet eine Verwunderung, die es wenig geistvoll erscheinen ließ. Endlich entfloh seinem geöffneten Munde ein schnaufender Laut:

„Was?" ächzte er und rückte ab. Er war zusehends kleiner, er schrumpfte ein. „Ja," fuhr er dann eilig und atemlos fort, „dies allerdings — — — in diesem Moment gewissermaßen —," er bohrte fieberhaft in seinen Taschen — „das tut mir aber nun wirklich — — das ist mir — — warten Sie mal —": er sah nachdenkend vor sich hin: „Aber gewiß!" rief er dann heiter, „es muß sich in meinem anderen Rocke befinden —. Also, wie gesagt: unter diesen Umständen — —" er klappte energisch die triefende Öffnung seines Mundes zu und blickte den jungen Menschen vergnügt aus seinen kleinen wimperlosen Augen an.

Dieser stand verlegen von seinem Stuhle auf. Er fühlte dumpf, daß er hier nun nichts mehr zu schaffen habe.

„Verzeihen Sie", sagte er bescheiden. Und in einem Anfall humorvoller Helligkeit: „Mein Geruch, oder, wenn Sie wollen, mein sechster Sinn hat mich offenbar betrogen." Damit verließ er hastig den Raum.

Im roten Saal hatte man begonnen zu tanzen, er schritt auf die junge Dame im schwarzen Seidenkleide zu, die zu seiner Verwunderung gar nicht seine Schwester war, verbeugte sich mit Anstand, legte seinen Arm um ihren schmalen, lebendigen Leib und hub an zu schreiten und sich zu wiegen und zu drehen nach dem Rhythmus einer sanft zerfließenden Melodie und ihrer schwer und taktselig hinterdreinhüpfenden Bässe.

Und es geschah ihm das Wunderbare, daß ihm während der lösenden Lust dieser Bewegung, während der fühlbaren Nähe dieses fremden Herzschlages, inmitten eines zarten Atems von Blumenduft sein leidendes und zerfetztes Ich unwahrscheinlich ward und entschwand; daß Jahre der bittersten Not zusammenfielen zu einer gleichgültigen, langweiligen und fernen Angelegenheit. Das Räumliche: die tief roten Flächen der Wände, die Menschen, die Möbel und die bunten Lichter zerflossen und bildeten – ihn umkreisend – einen glühenden Ring. Die Zeit stockte. Alles erstarrte zur Ruhe.

Was begab sich? Er hielt sie in seinen Armen, und sie war eine schweigende, königliche Flamme, die alle Inhalte des Alls verzehrte. Er sah ein mattweißes Gesicht sehr nahe, in dem die roten Bogen eines Mundes lockten. Er sah in zwei blaue, groß aufgeschlagene Augen, wie in einen klingenden Wirbel von Licht. Er erlosch ganz als Denkender. Er leuchtete: ein Verklärtlebendiger – – –

Da hörte er plötzlich ein hartes Klappern, ein plumpes Gestampfe. Barmherziger Himmel! Schrecken durchstach ihn mit glühenden Nadeln: Er bemerkte, daß er in groben Holzschuhen umherknallte, daß er in seinen alten, fleckigen und vielfach durchlöcherten Kleidern ging und seine Beine in alten ausgebuchteten Hosen steckten – – –

Er sah auf. Aller Blicke waren erstaunt oder gar verächtlich auf ihn gerichtet. Atemloses Schweigen. Zwei junge Mädchen – sie trugen das Haar in Schneckenform über den zarten Schläfen – drängten sich kichernd ineinander und wandten sich mit einem hell herausschießenden Gelächter ab. Da schlug die Scham über ihm zusammen wie ein roter Mantel. Er stürzte auf und davon: polternd und ballernd in seinen Fußhölzern wie ein Fuhrknecht.

Das Rauchzimmer war leer. Dunkle, singende Stille, in die das Geräusch eines fernen Stimmengewirrs sacht hineinsummte. Auf den Tischen standen halbgefüllte Gläser. Er trank sie aus und schmunzelte blöde. Überall lagen Zigaretten- und Zigarrenreste. Er kroch auf dem Teppich

umher und stopfte sie — dumm und glückselig lächelnd — in seine Taschen. Der Lärm erregter Menschenmengen näherte sich. Er blickte mißtrauisch auf die Tür:

„Sie gönnen mir diesen Reichtum nicht," flüsterte er mit irrem Grinsen, „sie wollen ihn mir entreißen: neidisch und böse, wie sie nun einmal sind —"

Er sammelte weiter in wahnwitziger Hast. Raserei ergriff ihn. Er warf Tische und Stühle um, durchwühlte die Polster der Sessel — — Eine unmäßige Gier nach Tabak stieß ihn und zwang ihn, umherzuschießen wie eine Ratte in der Falle.

Plötzlich hielt er erschrocken inne. Sein Unterkiefer fiel hernieder, seine Augen traten hervor wie tote Glaskugeln. — Was war dies? Was wollte dieses bedeuten?

Siehe, eine Flut von Gestalten spülte vorüber. Sie trieben dahin in einem schmutzigen Strom wie ertrunkene Gespenster. Alle Konturen waren verwischt. Alle Gesichter erschienen grün — gedunsen, und um die schwarzen Löcher der Munde schrie ein starrer Hohn. Da war auch die junge Dame in dem matten, schwarzen Seidenkleide und dem weißen Spitzenkragen. — Er erkannte sie wieder an ihrem wundervoll schlanken Halse. Auch sie: zerstört, aufgelöst: ein grauer formloser Fetzen — — er wollte die Arme aufheben gegen sie, er wollte sie halten: allein seine Arme waren gelähmt. Er gefror innerlich unter einem eiskalten Grausen — — —

Also schwamm sie vorüber inmitten der Vielen: Grau, verwischt, unwirklich, ungreifbar — —

Da begann er — auf Händen und Füßen sich bewegend wie ein Tier — diesen Ort des Entsetzens zu verlassen. Er kroch davon und zurück in jene Dunkelheit, aus der er gekommen war.

Vielleicht war es ein lichtloser Gang, durch den er sich mühsam hindurchwand; irgendeine enge Schlucht mag es gewesen sein, oder eine halbe Betäubung — wer will dies ermessen!

Endlich empfand er seine Anwesenheit in einer grauen und öden Kammer. Dämmrung sickerte durch ein schräges Fenster hinein. Niemand weiß, ob es Morgen oder Abend war, oder ob Wolken das Tageslicht verdunkelten —

Er lag auf einem schmutzigen Strohsacke, und ein paar alte Lumpen waren über seinen Leib gebreitet. Er war so — sehr müde, und in seinem Kopfe wälzten sich schwere, dunkle Dinge umher. Es war traurig um ihn bestellt.

Um so verwunderlicher und höchst bemerkenswert ist es, wenn — bevor er entschlief — sein träge flackerndes Bewußtsein die Tatsache feststellte, daß er sich hier heimisch, zufrieden und durchaus an seinem Platze fühlte. —

Zwei Reden wider das Gehirn

von Franz Spunda

Dunkle Rede

Im Erbteil der Väter haben wir die logische Idee als teuerstes Vermächtnis erhalten. Durch den Pythagoräischen Lehrsatz und die consecutio temporum glaubten sie uns für die Folge aller Zeiten tüchtig zu machen. Doch siehe, das Quadrat über der Hypotenuse ihres Lebens stürzte ein, ihre wohlgebaute Rede geriet ins Stocken und sie schämten sich, daß ihre Wissenschaftlichkeit noch nicht so weit war. Die Besten unter ihnen suchten beschämt im Symbol eine Rechtfertigung und die irreale Ergänzung des Wortes, die ihm die Logik abgeschnitten hatte. Gleichwohl drang ihr logischer Sinn auch im Symbol nach Klarheit.

Klarheit als alleiniges Prinzip in der Kunst ist (wenn überhaupt möglich) nur als Endprodukt einer höchstentwickelten Kultur erreichbar. Für den Weltgeist, der sich in einer Kunst offenbart, ist sie ebenso gleichgültig wie ihr Gegenteil. Klar und dunkel bedeuten in der Kunst meist das, was sich durch das Extrem: logisch-alogisch ausdrücken läßt. Nun kann Kunst als Ausdruck eines Ewigen nie und nimmer von einer Bewertung durch eine menschliche Denkkategorie abhängig gemacht werden, und sie könnte ebenso alogisch wie logisch sein. Kausalität ist für eine Kunst nur dann von Bedeutung, wenn sie nur den Nexus der Impressionen darstellt. Lehnt sie ihn ab, so ist sie mit dieser Kategorie gleichzeitig von den andern, Raum und Zeit, befreit.

Wie Kunst der Wissenschaft zeitlich vorangeht, so geht die alogische (das ist besser überlogische) Welt der logischen voran. So ist jeder Gedanke, ehe er gedacht wird, als eine irreale Existenz vorhanden, die durch das Denken ihre logische Formulierung erhält, die aber im künstlerischen Erlebnis sich auch anders als logisch transformieren kann. Wie die Welt aus dem Chaos entstanden, so ist der Gedanke aus seinem präexistenten Korrelat geboren. Das Chaos als die Summe aller Möglichkeiten enthält alle je gestaltsamen, auch die nichtlogischen Welten in sich.

Woher schöpfen die Künstler anders als aus ihm? Die einmal schon gestaltete Welt nochmals zu gestalten ist überflüssig, notwendig ist, den Möglichkeiten des Chaos zum Sein zu verhelfen und andere, höhere Welten zu gebären. Unter ungeheueren Wehen entringt sich sein Notwendiges, mag es sich nun positiv oder negativ entfalten. In logischer Form erscheint es als klar, hell und menschlich, in jeder anderen als düster, dunkel und übermenschlich.

So ist denn die Kunst nach menschlichen Begriffen dunkel, nach kos-

mischen aber hellstes Licht geworden, nicht mehr irdische Angelegenheit, sondern Begriff der Welt. Nie wird sie zwar der irdischen Bedingungen völlig entraten können, doch sie wird die Kategorien nur als Medien betrachten, durch die sie hinaus dem Absoluten zustrahlt.

In vager Ahnung, das Licht der Welt durch sein Dunkel zu erschließen, entstand die Mystik des Worts, dessen Sinn, gleich weit zwischen Welt und Chaos stehend, beider Möglichkeiten streift. In seiner Realität das Irreale auszusprechen, ist das Geheimnis der Dichtung. Das Irreale so zu gestalten, daß es als Wirklichkeit empfunden wird, ist des Dichters größte Tat. So ist Goethes Klarheit als höchste Offenbarung zu verstehen, in der das Irreale vollständig absorbiert wurde. Gleichwohl ist es als Antithese vorhanden, die jedem seiner Sätze ihre tiefere Bedeutung gibt. Der im Spruch sich bergende Widerspruch wurde aber erst von der Romantik als solcher erkannt, die ihren Zwiespalt geflissentlich erweiterte und als Paradox ausspielte. Indem sie Licht mit Dunkel abwechselnd vertauschten, glaubten die Romantiker, ein Spielfeld des Geistes gewonnen zu haben und schufen aus diesem Spiel den Begriff des Geistreichen. Seitdem ist das Geistreichsein das beliebteste Gesellschaftsspiel einer intellektuellen Schicht geworden. Vergessen war das zürnende Dunkel Hamanns, des Magus des Nordens.

Als sich die Akrobatik des Geistes am Trapez des Worts überschlug, ward der Clown erkannt. Beschämt schlich er sich davon und wurde Journalist.

Anders als ein Spiel mußte sich der sprachliche Ausdruck der Welt durch einen Standpunkt äußern, der die Sprache nicht als Bindeglied zwischen Realem und Irrealem auffaßt. Im neuen Standpunkt fußt die Erkenntnis in beiden, beide sind identisch, ungeschieden durch Gedanke und Tat. So wurde denn die Rede abermals verdunkelt durch ein kosmisches Dunkel, das kein Widerspruch auflöst und erhellt. In Einheit mit dem Geborenen und Nochnichtgeborenen bricht aus die Rede des Sehers unserer Tage, ahnend den Ur-Sinn der Welt, in neugeschaffener Ursprache. Schwer leidet darunter die Rede des Alltags Zwang, wenn sie sich müht, Allnacht und Alltag auszudrücken. Beziehung zur Logik zu stammeln lehnt sie entschieden ab, da diese ihr nur Sekundäres zu bieten vermöchte. Ursprünglich will sie sein, ablauschen den ersten Laut von den zuckenden Lippen der kreißenden Natur.

So ist unsere Rede nicht mehr „Nein, nein"- oder „Ja, ja"-Sagen geworden, sondern nur „Ja, ja!" Ihre hellste Bejahung hat das Dunkel der Verneinung in sich vollständig aufgesogen, wenngleich es in ihr noch vorhanden ist. Das „Nein" ist die dunkle Farbe, die das Licht der Rede bis zum schwachen Mattglanz abschwächt. Wie auch könnten wir immer

die reinste Weißglut ertragen? Mit Weisheit mischt sich das Dunkel unter sie, damit uns das Licht nicht verzehre, ehdenn wir es ganz erkannt haben.

Beziehung sind wir zu Nacht und zu Sternen. Das Grauen der Welt hat unsere Stirnen umschattet. Groß im Gefühle der Welt, erkennen wir sie immer noch als Chaos, das sich zu seligeren Sternen entwickelt. Freudig ihre Ekstasen bejahend, wissen wir dennoch: der zweite Akt der Schöpfung hat begonnen. Nach ihrer Extensität will sie sich verschließen und zu ungeheurer Innerlichkeit verdichten. Alles Licht fließt in sich zusammen, schwindet dem menschlichen Auge, verdichtet sich. Dicht und dichter im Erlebnis des Geistes ist das Licht der Welt geworden, Dichter sind ihre Vollender. Ihre Rede ballt die Strahlen des Himmels mit massigem Griff zusammen, daß sie nur dunkel glost. Bricht aber das Feuer nach außen, so strahlt es wieder hell, neugeboren in abermaliger Schöpfung, und wir fühlen die Kraft des Wortes ausdrucksvoll wie am ersten Tag. Wiederholend die Schöpfung des Worts ward uns die Welt neugeboren.

Ratlos müßten wir stehn, eine Beute der Unmöglichkeiten, wenn uns nicht Überreste der Vorzeit geblieben wären, die einem ähnlichen Prinzip entsprossen sind. Im Ossian heult auf die graugespenstige Nacht, die in heldischer Wucht die Welt der Taten in sich verschließt, in den ägyptischen Totenbüchern, bei den Pythagoräern und Vorsokratikern, bei Laotse wirbelt das Licht als zusammengeballte Feuersäule vor uns her, aus der vereinzelt wie Blitze Strahlen ewiger Erkenntnis schießen. Die letzten Erkenntnisse sind nicht für normale Gehirne geschaffen, sie sengen und dörren aus oder zeitigen tropische Blüten einer überhitzten Phantasie, die dem ungeheueren Erlebnis durch Ungeheuerlichkeiten und Verzerrungen des Geistes entgehen will. Die orphische Finsternis wurde zum lastenden Alp. Das ganze Mittelalter ächzte unter ihm, die Kabbalah, Agrippa von Nettesheim und Paracelsus geben Zeugnis von seiner monstruösen Beklemmung. In den kommenden Jahrhunderten der Extensität des Geistes litt seine Innerlichkeit, schwand hin die überweltliche Wucht dunkler Rede und flackerte nur einmal, wie früher erwähnt, als romantisches Antithesenspiel auf.

Die alte Welt ist tot, endgültig tot. Neues entringt sich dem Chaos, scheinbar Neues, das in Wahrheit nichts anderes ist als das aus seiner Latenz gehobene ewige Primitive. Die grauen Hunde Ossians heulen auf, denn sie sehen in Feuergebilden, in Wolken gehüllt, die düstere Gestalt ihres erschlagenen Herrn. Die Weisheit des Ostens und Ägyptens hat uns verzagt gemacht, daß wir das reine Licht der Erkenntnis in uns verschließen. Zu früh ist unser Mund in Hymnen und Dithyramben erblüht. Wir tragen den Schmerz des Zufrüh nicht mutlos, denn unser Irrtum, entschuldbar in seiner Vorlautheit, hat nur im Unwesentlichen gefehlt.

Aber dunkler wurde abermals unsere Rede von der Traurigkeit des Erlebnisses. Propheten waren die Besten unter uns, aber sie durften wie Moses nur von fern das Land ihrer Verheißung schauen. Doch wie könnte auch die Zeit maßgebend für das sein, was das Unmaß des verklärten Geistes enthält? Dunkelgesichtig ist unsere Rede geworden, als sie zum Ursprung zurückkehrte, aber gleichzeitig wuchs ihre Hellsichtigkeit bis zur Transparenz, die von der Strahlung widerleuchtet, die uns neue Konstellationen zuwerfen.

Die alte Welt ist tot. Wir grüßen dich, neue Erde! Aus dem Dunkel unserer Verwirrung: wir grüßen dich!

Alchemie des Geistes

Bisher wollte man alle Kunst als Funktion des Geistes erklären und im Gehirn ihre Bedingungen ergründen, aber man stieß bald bei der Untersuchung des Begriffes Funktion auf Widersprüche, in die sich alle Deutungsversuche dieser Art auflösten. Denn nur die Materie funktioniert, geistige Funktion ist eine contradictio in adjecto, die ein geistunfähiger Naturalismus geschaffen hat. Funktion enthält in sich den Begriff der Kausalität, der im Begriff des Geistes nicht notwendigerweise enthalten sein muß. Das Gehirn funktioniert wohl, aber der Geist gibt dazu den Impuls, bald kategorisch, bald intuitiv.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind wir in ein Zeitalter des Geistes eingetreten, das sich von allen früheren geistigen Epochen dadurch unterscheidet, daß es in der Kunst die logische Funktion des Gehirnes ausschaltet und unmittelbar seine Erlebnisse gestalten will. Das Gehirn als Materie, mag sie nun rezeptiv oder produktiv wirken, ist in seiner Zusammensetzung zu dicht und grob, um die sublimsten Erregungen des Geistes aufzufangen oder darzustellen. Seine Leistung ist in den drei Dimensionen erschöpft, und was scheinbar darüber hinausgeht, ist nichts anderes als ein Operieren mit den überkommenen Begriffen im logischen Raum: Metaphysik und Erkenntnistheorie. Ihre Sphäre ist mit dem Wirkungsradius des Gehirnes gegeben. Eine Kunst innerhalb ihrer Grenzen kann nur zwischen Begriffenem und Begreiflichem liegen. Was man mittelst der Funktionen des Gehirnes betasten und begreifen konnte, wurde Gegenstand der Kunst, die mit ihren Werken so zu Gericht ging, als ob sie Erscheinungen des Gehirnes wären. Dieses Extrem wurde in der Zeit der Aufklärung zum Beispiel von Gottsched und seinen Schülern als Norm ausgegeben und wirkte teilweise noch in diesem Jahrhundert als richtunggebend. Dadurch wurde aller Zauber der Kunst genommen, entgöttert diente sie als Demonstrationsobjekt.

Wenn aber Kunst die irdische Gestaltung des Überirdischen ist, so sind

alle Bedingungen, die ihr das Gehirn auferlegt hat, hinfällig. Dann wirkt sie frei aus sich, ohne die zerebralen Funktionen, und ihre Offenbarung erfolgt in der überlegenen Persönlichkeit des Künstlers, dessen Intuition jenseits aller logischen Gestaltung liegt. Sein Standpunkt fußt im Überlogischen und erscheint dem logisch denkenden Normalmenschen für „verrückt", denn statt das Zentrum seiner Persönlichkeit im Gehirn zu haben, hat er es wo anders. Aber gerade auf dieses Verrücken, auf diesen Ruck kommt es an. Nun aber ist die Persönlichkeit des Künstlers durch seine Intuition kein nur logisch Erfaßbares und ein Geheimnis, ebenso dunkel in seiner Herkunft wie das Werk, das er schafft. Wer kann erahnen, wieviel Strömungen seit Jahrtausenden her in einem schöpferischen Gedanken aufflammen? Der Schaffende kann darüber nicht Aufklärung geben und birgt beschämt seine große Unwissenheit. Wäre das Gehirn nur irgendwie beim schöpferischen Akt mittätig gewesen, so müßte er über sich Rechenschaft ablegen können wie über einen mathematischen Lehrsatz. Aber die Mathematik ist im Menschen, die Kunst jedoch in Gott, diese Evolution, jene Involution. Der an das Gehirn bedingte Geist schafft die Wissenschaft, der in der Persönlichkeit des Künstlers wirkende die Kunst. Wie sich im Zerebrum der Geist in Wissen transformiert, so erfolgt seine Transmutation durch das intuitive Ich in Kunst. Wissen ohne Ethos ist möglich, Kunst aber ohne sie undenkbar, weil das Subjekt als Mikrokosmos die Summe aller bewußten und unbewußten Beziehungen des Körpers, der Seele und des Geistes, deren Wechselwirkung und Verwirklichung ist.

Im Tiegel des Subjekts wird die zerebrale Funktion beim künstlerischen Schaffen zuerst als Schlacke ausgeschieden, Wissenschaft von Kunst getrennt. Die körperlichen Bedingungen, teilweise auch die seelischen (Vererbung, Begabung), bestimmen die Art des Objekts, die Schnelligkeit im Erfassen und die Zähigkeit im Durcharbeiten. Im ersten Akt der Schöpfung stellt sich das Chaos als die Fülle des Möglichen und Unmöglichen dem Künstler dar, zu dem sein Geist Stellung und Standpunkt einnimmt. In ungeheurem Rausch und in überirdischer Lust wird das Göttliche vom Irdischen als Geist erfaßt, als Geist, der seine Verkörperung im Werke erharrt. Wie in der Chemie ziehen sich die affinen Geiststoffe an. Das Chaos glüht auf in Feuern einer neuen Gestaltung.

Aber ebenso wie in der Chemie tritt sofort auf die Aktion des Sensiblen die Reaktion der Verstofflichung ein. Denn nur Körper und Seele ist ihre Beziehung und ihre Darstellung nur in der Materie möglich, die ihr die Form gibt. In Negierung seiner Göttlichkeit erstarrt der göttliche Gedanke im Irdischen, gerinnt zur Form, wird konkret. Der Sündenfall in die Materie erschuf erst ihre Sinnfälligkeit. Im Gehäuse des

Fleisches, übersponnen vom Geflecht der Nerven, über welche die Hemigloben des Gehirnes thronen, ist sie deren Bedingungen untertan, der Kausalität und den anderen Kategorien fronend. Doch kein harter Zwang ist ihr Dienst, willig bietet sich der Stoff dar, begehrend die Empfängnis durch den Geist. Das Wort ist Fleisch geworden und wohnt unter uns. Durch ihn beginnt sich bald das logische Gefüge zu lockern, und seine neue Dimension reißt die Kunst über die Sphäre des Gehirns hinaus. In Überfreude, jetzt teilzuhaben an dem Geist, mit ihm in Wirkung zu treten und durchsichtig zu werden, drängt sich der dunkle Stoff an ihn durch alle Tore der Sinne, so daß dieser durch die Fülle der Eindrücke schier erdrückt wird und sich ihrer kaum erwehren kann.

Alle Kunst dieser Gattung ist vom Objekt, das die Eindrücke ausstrahlt, und vom rezipierenden Subjekt zu sehr abhängig, um eine reine Gestaltung des Geistes zu ermöglichen. Beide müssen erst zurückgedrängt werden, damit dieser unmittelbar wirken kann. Ist erst die Sinnenwelt und die persönliche Bedingung ausgeschaltet, dann kann der göttliche Funke zu uns in unser Überpersönliches überspringen, der Funke, der den Ur-Adam zu neuem Leben erweckt. Kunst ist nun Wiedergeburt im Licht. Im dritten und letzten Akt der Schöpfung werden die beiden früheren Akte synthetisch verklärt. Nicht mehr das Was und Wie ist entscheidend, nur die Durchlichtung im Geiste lebt. Die Erdgebundenheit an Person und Form schwindet dahin im Bewußtsein der himmlischen Gemeinschaft. Kann dann die Kunst noch das Medium des Gehirnes benützen, ist sie noch durch das Gesetz der Form gebunden? Ein Irr- und Umweg sind sie dann nur, der ins Labyrinth der Menschen zurückführt.

So ist denn für die neue Kunst nicht das Wissen, sondern gerade das Nichtwissen von Bedeutung geworden. Rein und leer mußte die Schale werden, damit sie würdig die gnadenreiche Strömung des heiligen Geistes aufnehme. Auslosch die Ampel des Intellekts, das Flackerlicht der Persönlichkeit. Also geläutert muß durch die Feuersgluten der Ekstase und durch den Wassersturz der zerfließenden Formen wandeln, wer der Unmittelbarkeit im Geiste teilhaftig werden will. Hat er diese einmal errungen, dann wird er staunend erkennen, daß er dort, im soeben Errungenen, seit ewig zu Hause war. Denn scheinbar ist er nur vorwärts gekommen, immer ist er in der Gottheit geblieben, und seine Persönlichkeit und die Form seines Kunstwerkes waren nur Maja, irdische Bedingung, in der sich der Geist vorübergehend aufhält. Und doch ist sein Endpunkt ein anderer als sein Ausgangspunkt, denn an Stelle des Rausches ist göttliche Ruhe der Vollendung getreten, Feierlichkeit und Reinheit des Glücks. In rosigen Wolken schwebt der leuchtende Geist über Person und Form, friedlich wie die Taube über dem Gral.

Alle diese drei Möglichkeiten haben ihre Notwendigkeit. Die Kunstanschauung, die ihre Vollendung in der Persönlichkeit des Schöpfers sucht, hat vor allem bei den Germanen Ausdruck gefunden. Hier ist Wille, Macht und heroische Durchführung der Idee der Gipfelpunkt ihrer Kunst. Ihr Drama zeigt das Ringen des Helden und seinen Fall, der immer durch seine Persönlichkeit verschuldet ist, die sich in ihrer Überhebung über die Form und Formel der Welt hinwegsetzt. Höchstes Glück, aber auch tiefstes Unglück der Erdenkinder ist Nur-Persönlichkeit.

Gedämpft durch das Gesetz der Form verliert die Kunst ihre Expansiokraft, die sich dann nur an der Bewältigung der Materie betätigt. Das Gesetz der Form wird den Romanen zum Gesetz der ganzen Welt und des Geistes. Zahl und Maß hält alles in Harmonie zusammen. In einer solchen Welt läßt sichs bequem leben, das Übersinnliche wird als guter Witz abgetan.

Wird aber die Unmittelbarkeit des geistigen Erlebens, ohne sein Aufsteigen in der Person und Form, als Darstellung der Kunst gewählt, so gestaltet sie sich zur mystischen Überkunst des Ostens, die, alle irdischen Bedingungen sprengend, das Göttliche unmittelbar darzustellen sich bemüht. Daher sollte sie nicht als Kunst, sondern eher als Gottesdienst angesehen werden. In ihr ist alle irdische Basis verloren gegangen, sie hängt gewissermaßen frei im metaphysischen Raum.

Erst durch ein vollständiges Verschmelzen dieser drei Elemente, Person, Form und Unmittelbarkeit, vollführt sich ihre alchemische Hochzeit. Das Quecksilber des augenblicklichen Erlebnisses verdampft unter den Strahlen des Geistes, und das lautere Gold des Kunstwerkes bleibt. Doch auch dieses ist nur ein Symbol, Abglanz der ewigen Sonne, und doch strahlt es herrlich wie jene: hier hat sich die Evolution des Menschen und die Involution des göttlichen Geistes in liebender Durchdringung gefunden.

Die Hochzeit des Todes

von Ariel Bension

Sultana an Jaziz.

Mein teurer Jaziz!

Heute nacht ist die Nacht des elften Tebet.

In dieser Nacht starb dein Vater. (O Geist Raphaels, des Seligen — o du mein Bruder, meine Freude, mein Schmerz! — Am Mittage deines Lebens dämmerte dir dein Abend, verschlang dich die Nacht! Und dein Haar war doch schwarz, noch ganz schwarz!)

Und in dieser Nacht, mein teurer Jaziz, da jene Nacht mit ihren vorahnenden Gesichten schon im Grabe der Nächte ruht und ich im Begriffe bin, deines Vaters Lebensbuch, dessen Niederschrift ich heute, hier in Algier, beendigt habe, dir, wie du es wünschtest, zu senden — ach, da überfällt mich das Gedächtnis an jene Nachricht, die einen Tag nach Raphaels Hingang mich einst erreichte und ergreift mir wieder das Herz. Aber, Jaziz, gedenke, daß ich damals ein Gelübde tat dem Gotte meiner Trauer: meine Seele werde diese Nacht feiern, eine Nacht im Jahre feiern, feiern die Nacht einer heiligen Trauer, einer erhabenen Trauer, seit meines Bruders Ewigkeit mich küßte.

Wie etwas, was eben geschah, wie Gegenwärtiges steht die Erinnerung an das von mir, was meine Seele einsam erlebte in jener Nacht — zum drittenmal jährt es sich in dieser Nacht. Wie steht vor mir die Erinnerung des Traumes, den ich in jener weherfüllten Nacht träumte — wie steht vor mir das furchtbare Begreifen, da beim nächsten Abendwerden die Nachricht über mich hereinbrach, daß er erfüllt sei.

O Traum des Unglücks! O Unheil seiner Deutung!

Ich erinnere mich:

Wir saßen damals, ich und meine Amme, im Nebenzimmer an meiner kranken Tochter Bett. Die Amme saß, blaß und bebend, auf dem Teppich, der den Boden bedeckte, zu Füßen des Bettes. Eine Öllampe gab dem Zimmer ungewisses Licht. Schatten überwältigten das Licht. Um das Zimmer hoben ängstliches Flüstern und quälende Ahnungen sich. Und ein Schweigen wölbte sich steinern über allem. Nur das Rauschen des Meeres, das durch die offenen Fenster hereinklagte, schlug an die Wände des Schweigens und ließ den Kummer erbeben, der schwarz in unsere Seelen gebettet war.

Von Zeit zu Zeit stieg ein Stöhnen aus dem wehevollen Herzen der Kranken. Unsere Ohren horchten hin auf den Schlag ihres Herzens und den schweren Gang ihres Atems, der von Augenblick zu Augenblick schwächer und schwächer hinan- und hinabstieg. Aber ich und die Amme — wir saßen beide still und kummervoll dem dunklen Antlitz des Fensters gegenüber und klammerten uns mit schweigendem Gebet an den Ewigen der Nacht, die über ihre eigenen Ufer stieg, stieg und schwoll, stieg und schwoll, hoch hinan bis zu des blauschwarzen Himmelsgewölbes dichtgestirnter Kuppel.

Schlaf gönnten wir nicht unseren Augen. Ein Laut kam nicht aus unserem Munde.

Dann begann die dritte Nachtwache, und ich saß auf meinem Sitze und schlief und schlief tief und träumte . . .

Mir träumte, ich stünde an einem niedrig-breiten, graumarmornen

Grabmal auf dem Ölberge in der heiligen Stadt Jerusalem, und ich beugte mich und flüsterte ein Gebet.

An wessen Grabe betete ich?

Doch noch stand ich, einer Säule gleich, an jener Stelle, und meine Augen hingen jetzt – des Rauschens des Gebetes voll – hingen an den schwarzen, von Gottes Mahnungen durchdräuten Weiten der Nacht ...: siehe, da öffnete sich das Grab vor mir, und seiner Tiefe entstieg, in schwarzen Burnus gehüllt, ein alter Mann. Er trug einen weißen Turban und safrangelbe Sandalen.

Sogleich betrachtete ich des alten Mannes Antlitz – und Grauen ergriff mich. Dieses Antlitz, leuchtend wie die Weiße des Mondes, war das Antlitz meines toten, dem Grabe entstiegenen Vaters, der nun vor mir lebte!

„Mein Vater! Mein Vater!" schrie es aus mir – und Angst warf mich zurück.

„Bist du denn wirklich mein Vater?" fuhr ich in meinem Rufen fort. Und groß war das Staunen meiner Seele, und immer stärker umklammerte Schrecken mich. So war ich eine Frau mit umdunkeltem Verstande, und das Licht meiner Sinne erlosch.

Doch bevor ich mich wieder fand, siehe, da fühlte ich meinen Kopf zwischen seinen Armen an seine Brust sinken, und seine zarte Hand liebkoste meine Wange. Im wirren Silber seines langen Bartes glänzten lautere Tropfen, kristallenen Perlen gleich.

Waren es Tränen?

Schweigend faßte der alte Mann meine Rechte und führte mich sacht in die Tiefe des blauen Nachttales ...

Und alsbald stand ich auf marmornen Fliesen inmitten eines fremden, stummen Zimmers, über dessen Schwelle ich nie vorher getreten war. Ich sah um mich und fand es verlassen. Nur die Schatten der Nacht und die Trauer der Nacht hatten als Herren ihr Lager in ihm.

Aber dort, in einer der düsteren Ecken des Zimmers, schlief, auf einem bereiteten Bette hingestreckt, ein Mann, dessen Antlitz das eines Sterbenden war. Dieses Antlitz schrie wie vor quälenden Schmerzen und – als wäre das Herz des Mannes aufgeflutet in seinem Blute – lagen Tropfen Blutes, rot wie Rubine, zu beiden Seiten des Kissens und am weißen Saum der Decke hingestreut.

Von Zeit zu Zeit stöhnte der Kranke ein wehes Stöhnen, und immer wieder schlug seine rechte Hand mit müdem Schlage auf den Schenkel. Sein Stöhnen schwoll von Verzweiflung und Klage, die nichts mehr von Hoffnung wußte. Ach, mehr als einmal versuchte ich, mich ihm helfend zu nähern, denn mein Erbarmen mit ihm war groß – aber ich

vermochte es nicht. Meine Füße trugen mich nicht, und es war, als verlören sie alle Kräfte, Blut und Mark. Aber mein Blick blieb am Antlitz des Sterbenden hangen und sah es an und sah es an . . .

Anfangs konnte ich es nicht erkennen, und mir war, als hätte ich es nie vorher gesehen. Endlich aber, als zerrisse plötzlich der Vorhang, der in dunklen Nebeln vor meinen Augen gestanden war, erkannte ich mit klarer Deutlichkeit dort, in der Verborgenheit der Schatten . . .: meinen Bruder, deinen Vater, o Jaziz, der mit einem letzten Aufschlag seines Lides mir den letzten Strahl seines Lebens sandte . . .

Ich war wie ein Mensch, dessen Körper von aller Kraft verlassen wird, und ich fiel auf dem Marmor rücklings zu Boden – und ich erwachte.

Ein roter Morgen brach an, da ich mein Auge aufschlug.

„Tot! Tot!" hörte ich meine Stimme mit großer Kraft aus mir rufen.

O dies furchtbare Wort (Wort, das meine Seele jetzt noch aufreißt, wenn sie seiner gedenkt) und das damals, von allen Seiten wie im Widerhall zurückgeworfen und wiederkehrend, meine Seele tief, tief bis in ihren Grund erbeben machte.

Es war mir, als hätte man einen Steinblock auf meine Brust geworfen. Mein Herz war dem Leibe entwichen. Ich war wie ein schlafender Mensch, auf dessen Zimmerdach eine Brandkugel jählings hingeschmettert wird, und der nun vor Schreck erwacht. Geängstet und entsetzt sprang ich auf und wandte mich meinem Kinde zu.

Siehe, es schlief.

Ruhevoll schlief meine Tochter ihren Schlaf, und ruhevoll atmete sie den Atem eines rückkehrenden Lebens. Ihre Wangen dämmerten lebenslicht, und die Zwillinge ihrer Brust hoben und senkten sich unter der Weiße ihres Nachtgewandes. Auf Stirn und Schläfen flimmerten weiße Perlen Schweißes.

Aber noch stand ich, in schweigender Betrachtung des Antlitzes meiner Tochter verloren, zwischen zögernder Hoffnung und Unglauben schwankend, an meinem Platze, als eine Gestalt sich aus dem Schatten des Hintergrundes näherte. Ich erkannte den Arzt. Leise flüsterte er an meinem Ohr:

„Fürchte dich nicht mehr, o Herrin! Du kannst jetzt ruhig und getrost sein! Denn seit dem Morgendämmern, seit der Stunde, da ich hintrat (und du warst Gefangene in deinem schweren Schlaf), wußte ich es – so sicher als wir jetzt das Gold dieser kleinen Sonnenkreise vor uns auf dem bleichseidenen Saum der Decke in frohen Reigen spielen sehen – so sicher haben die Schatten der Todesschwingen, die gestern deiner Tochter Seele düster umrauschten, vom Dache dieser Heimstätte sich hinweggehoben.

Fühlst du den Wechsel nicht, der sich im Hause ihrer Seele vollzog,

darin sie mit den Feinden ihres Lebens gerungen? Siehst du es nicht zitternd aufblühen auf ihren Wangen? Siehst du das friedvolle Lächeln nicht leuchten auf den Toren ihres Mundes? Und die Engel des Lebens, die gestern noch sich aufmachten, dem Tode entgegenzugehen — siehst du nicht, wie sie nun zurückkehren durch die Pforten des Lebens? Hörst du nicht den Schlag ihres Herzens, nicht das Gehen ihres stillen Atems, der sich den Liebkosungen der durchs Fenster strömenden Morgenwinde vermählt?

Darum, o Herrin, ist es Irrtum, heute noch an Unglück zu denken, heute noch sich vergebens zu ängstigen!"

Das Antlitz meiner kranken Tochter, das erlöst neu zu blühen begann, und des Arztes trostreiche Worte machten die Augen meiner dunklen Seele hell und spülten wie strömender, lebendiger Quell die Qualen der Ungewißheit und die Ängste des Todes aus ihr.

Doch währte meine Ruhe nicht lange. Kaum war ich eine Weile gesessen, da standen alle Ängste der Nacht in mir wieder auf, und die quälenden Ahnungen und Gesichte der Nacht erhoben wieder ihr Haupt.

Meine Seele hatte an jenem Tage die Ruhe verloren. Und die Geister der Hoffnung, die mir damals in der Stille des Morgens zärtlich begegnet waren — sie verschwanden vor dem neuaufsteigenden Grauen des nächtlichen Traumes. Ach, es ist jener Traum, der Traum und sein Schauder, der Traum und sein Ende . . .

Und als jener Tag zu sinken begann — meine Seele war schwer bedrückt und wand sich in ihren Qualen —, trat ich auf die Terrasse des Hauses, die dem Meere zugewandt ist, um den Wind des Dämmerns zu atmen und, wie Abend für Abend, dem Aufsteigen der Nacht und der Sterne entgegenzuwarten.

Der Abend ruhte still angetan mit feierlicher Pracht. Und Königliches war um seine Stirne, wie um die Stirne der Abende, welche Schweigen sind und doch im Innern wogend vom Geheimnis heiligen Sehnens. An welchen die Seele des Menschen — die verwaiste — sich hingebend und vergehend — das Fest ihres Nichtseins feiert und das Fest ihres Ewig-Seins.

Die Wellen des Meeres hoben und senkten sich leise, unaufhörlich, in friedvoller Liebkosung. Aber das Antlitz des Westens errötete stärker und stärker wie Rubin. Das glühende Gold der Tageskrone, das, aufgelöst, die Himmelskreise durchfloß, schmolz mehr und mehr und war endlich ein fließendes Licht im blauen Spiegel des Meeres, dessen Antlitz es zu Blut wandelte.

Als ich es so sah, kam mir die Erinnerung an meines Nachttraums blutige Erscheinung wieder herauf, und das Rauschen der Todesschwingen,

das beim Erwachen am Morgen mich umtönt hatte, wehe, es kehrte wieder und war stärker als der Frieden des Abends.

Und während ich im Abenddämmern – versunken in diese Gesichte – saß, trat die Amme auf die Terrasse. Sie hielt ein verschlossenes Blatt in ihrer Rechten, näherte sich mir und übergab mir das Blatt.

Eine Stimme schrie sogleich in mir: dies Blatt werde Schlimmes künden!

Mit bebenden Händen und verlangender Seele riß ich es auf ...

„Jerusalem, am elften des Monates Tebet.

Heute in der ersten Morgenstunde starb mein Mann Raphael, der teure, dein einziger Bruder."

Kleider der Witwenschaft umhüllten diese Nacht wieder meinen Körper. Ich saß auf dem Teppich des Zimmers, umgeben von den Frauen des Hauses, die wehklagten und sich die Wangen aufrissen. Doch mein Weinen war versiegt. Zerbrochen war meine Seele in mir wie das feine Glas, das in seiner Fassung zerbrach. Aus der Schwärze der Nachttrauer fiel Finsternis in meine Seele herab und lagerte auf ihren Scherben. Und aus dem Abgrund der Vernichtung, der in dieser Nacht seinen Rachen aufgetan hatte, stieg das Entsetzen an mein Herz. Ja, die Krone des Guten und die Krone des Schönen, mit denen ich in meinem Glauben das Haupt des Ewigen gekrönt hatte, sie sprangen aus der Verborgenheit des Tempels meines Innern und rollten die Stufen des Abgrunds hinab. Denn das Licht Gottes, die Seele meines Bruders, von der ich geglaubt hatte, daß sie mich führen würde den Pfad des Lebens und den Pfad des Todes bis zu ihrem Aufgehen in die Ewigkeit – dieses Licht war ausgelöscht für alle Ewigkeiten und für alle Welten ...

Wie der Eishauch des Morgenwindes in den Tagen der Kälte umfaßte Verzweiflung mein Herz.

Ein Gedanke nur lag schwer auf mir, schwer und drohend wie die Schwärze der mächtigen Locken Liliths, der Königin der Nacht. Ja, ein Gedanke drückte mich und drohte:

„Von heute an wirst du die Scherben deiner Seele tragen, zu Scherben geschlagene Pracht des Heiligtumes, dessen Grundstein der Geist deines Bruders war. Scherben wirst du tragen in deinem Innern, das sinnlos geworden ist, versteint, so lange du dein nutzloses Leben fristen wirst auf dieser Erde."

Und meine Seele verlangte also nach dem Tode ...

Es ist schwer, teurer Jaziz, das Gedächtnis daran aus den Kammern der Erinnerung wieder heraufzuholen – es ist schwer – denn, siehe, heute, da jene Nacht und die Felsenlast ihrer Verzweiflung im Grab der Nächte ruhen und der Wundertraum und seine Offenbarung, die mich vor Morgen-

anbruch ergriffen, die Qualen der Verzweiflung und die Ängste vor der Vernichtung überwunden haben – siehe, in dieser Nacht, mein Teurer, ist es mir schwer, dir jenes Begebnis in seiner vollen Lebendigkeit und Furchtbarkeit zu erzählen. Nie vorher noch hatte ich klar wie damals gefühlt, wie sehr das Leben meiner Seele eines sei mit dem Leben meines Bruders ...

In ihm wohnte das Licht aus der Höhe, dessen Strahlen er in die Nacht meiner Seele sandte. Sie erleuchteten die Wege meines Lebens, und auf der Schwelle meiner Handlungen standen sie wie Wächter. Denn die Erbauung beim Aufgange des Versöhnungstages und die Einigungssehnsucht nach Gott beim Niedergange jenes Tages, die Lauterkeit der Sterne und die Stille des Sabbats umkleideten wie mit einem heiligen Gewande mich, solange die Bäche seines Lebens in das Leben meiner Seele sich ergossen.

Feste der Seelen feierten wir heimlich, und es war, als fänden wir Obhut unter dem Baldachin der Ewigkeit. Und Strahlen aus dem Glanze des inneren Lichtes und Strahlen aus dem Glanze des äußeren Lichtes meines Bruders durchdrangen mich und umgaben die Sphären meiner Handlungen und der Ereignisse um mich – die des Leidens als Leiden und die der Freude als Freude. Die weihvolle Beklommenheit meiner Brautnacht, meiner Mutterschaft Wehen, die Trauer über meines Vaters Tode, der Schmerz bei meines Mannes jähem Hingang – gibt es denn ein Schweigen in mir, gibt es Laute in mir, vermögend, die friedvolle Ruhe, den Einklang zu schildern, die in meiner Seele wohnten, so lange noch meines Bruders Leuchten – alle Dinge meines Lebens zu ewigen Dingen erhellend – wie eine Krone über mir war?

Und heute nacht – o mein Gott, welch ein Weh – meine Seele trank aus dem Becher der Vernichtung!

Mit Weinen und Klage umgaben die Frauen meines Hauses mich. Ich aber weinte nicht. Wie eine Fremde saß ich unter ihnen, denn der Wein der Vernichtung, der in meinem Herzen gärte, vernichtete die Unschuld der Klage und den Rest der Gnade, der im Weinen ist.

Meine Augen öffneten sich und sahen die Nichtigkeit der Geschöpfe in der Welt der Schöpfung da unten und die Nichtigkeit der Verklärten in der Welt der Verklärung dort oben.

O mein Jaziz – zu fühlen, wie der Glaube an die Ewigkeit uns plötzlich verläßt und an seiner Statt im Herzen der finstere Wirbel des Bohus der Herr wird ... hat deine Seele ein Ohr, o Teurer, den klagenden Jammer dieser stummen Leiden zu vernehmen? ...

Und dann jene schwarze Angst, die mein Herz befiel, als ich am hereinbrechenden Morgen auf meinem Lager mich wälzte! ... Sie wuchs und

wuchs in mir wie die Flut des Schweigens im Becken der Nacht – wuchs und wuchs bis zum Aufschrei meiner Seele!

O, jene schwarze Angst und jener stumme Schrei, der in meiner Seele erstickt war, als ich damals an meines Bruders Schicksal gedacht, der im frischen Grabe lag – diesem düsteren Gefängnis aller Abgeschiedenen – im Grabe, auf des kalten Felsens nacktem Antlitz hingestreckt – stumm und bereit, den Geistern der Vernichtung entgegenzugehen, die ihn mit den Beilen des Todes anfallen werden, um sein Antlitz, Gottes Gleichnis, und sein Herz, Gottes Behältnis, zu zerstören . . . im Grabe, wo kein Auge sieht und kein Herz erbebt und deine Seele heimlich weint und aufseufzt in ihren Qualen und sündigt mit ihrer Zunge: „O Gott, wo bist du, mein Gott!" . . . Und die verführenden Stimmen der Verzweiflung dir zuflüstern: Tod ist dem Schöpfer und Tod den Geschöpfen und gleiche Vernichtung dem Himmel wie der Erde . . .

O, diese schwarze Angst, die mein Herz befiel, als ich am hereinbrechenden Morgen auf meinem Lager mich wälzte! . . .

Ach, hat denn dein Seele ein Auge, mein teurer Jaziz, eines zarten Landvogels irre Angst zu schauen, der sich bei anbrechender Nacht zu weit vom Nest übers Meer verflog?

Der gefangenen Tochter gleich, die zwischen eines Kerkers nächtlichen Mauern umherirrt, irrte meine einsame Seele zwischen Mauern der Finsternis und eisigen Felsen der Vernichtung umher, bis der Schlaf mich und meine Verzweiflung verschlang.

Und ich schlief und träumte und sah . . .

Es war vor den geschlossenen Toren des aufdämmernden Morgens, als ich sah, wie meine Seele den Körper verließ und auf Flügeln des Schweigens in die Vorhöfe des Todes sich schwang. Sie schwebte und schwang sich bis zum Fuß einer breitstufigen Leiter, die zu den Toren der Läuterung führte.

Aber meine Seele, einer Taube gleich, die ihr Nest verlor, fand nicht Ruhe in der Nacktheit, Erlösung nicht in der Finsternis. Sie stand, eine harrende Bettlerin, an der Schwelle der Stufenleiter in tastender Suche nach den untersten Stufen, gewärtig der mütterlichen Arme einer Barmherzigkeit, die sie in unendlicher Liebe dem Schoße der Ewigkeit zutragen würde, auf daß sie befohlen sei einem neuen Leben unter neuem Himmel und neuen Lichtern . . .

Doch – stille!

War das der Hall der Ewigkeit, was da wortlos herabsang aus der Finsternis und im Herzen meiner Seele flüsterte: „Steig' empor zu mir, meine Tochter, steig' empor und reinige dich!" . . .

War das ihr Odem, was da sanft aus dem Schweigen herabwehte,

meine Seele streichelnd umfloß und die Sphären der dunklen Stufen hinanhob? . . .

Waren das ihre Liebkosungen? . . .

In stetem Auffluge schwang und schwang meine Seele — umhüllt von der furchtbaren Majestät der Finsternis, über die ihr eigenes Licht nicht Macht gewinnen konnte — sehnsüchtig sich über die Zeit hinaus, dem Haupte einer Stufenleiter zu.

Nicht weiß ich die Zeiten zu messen, wie lange es gewährt, nicht weiß ich die Finsternisse zu zählen, die ich durchflogen — siehe, da stand meine Seele mit einem Male hoch auf der Leiter Haupt und klammerte sich an der Finsternis Pfosten und Pforten, die jählings grauten, aufsprangen und, vorüberhuschende Wolkenschatten, hinter ihr sich schlossen . . .

Zögernd und schwankend taumelt meine Seele schweren Fluges in den Vorhof der Läuterung.

Und mählich, mählich, wie der Neumond am Abend seiner Geburt, schwamm sie in der schimmernden Hülle gelbdämmernder Bernsteinnebel und aufglühender Chrysolithe dahin, die, aus dem Herzen des Vorhofs herandringend, sie umflutete.

Doch, siehe, je weiter sie zwischen den errötenden Wolken der Dämmerung schwamm, um so glühender wurde es um sie her, und es war, als brennten hochlodernde Fackeln von Chalcedonen und Karfunkeln weit, weit hinter den Wolken, und die Zungen der Fackelflammen durchlechzten das Gewölke.

In der Versunkenheit dieser Wanderung, siehe, da schien es ihr mit einem Male, als ob ein Scharlachvorhang sich teilte: zwei verschlossene Tore, rot wie Rubine, die das Licht der Sonne umsäumt, flammten vor ihren Augen auf.

Im Zugang, vor den Stufen dieser Tore und in der goldfarbenen Sphäre, die sie umleuchtete, schwebten blasse, unvollkommene Seelen im Kreise. Die Schwingen dieser Seelen bebten und waren von trübem Glanze wie die nebligen Lichter am bewölkten Firmament.

Zu diesen Seelen gesellte meine ungeläuterte Seele sich.

Im goldenen Bogen der Tor-Mitte ragte eine strahlende Hand herab, auf deren Fläche ein Kelch stand, gefüllt mit dem Weine der Bloßheit, der rot war wie das Blut des Rubins.

Nun, mit einem Male, wie heimlichem Wink gehorsam, erhob Seele um Seele sich und flog Schwinge an Schwinge dem goldenen Kelche zu. Sie umgaben den Rand des goldenen Kelches, und ihre Lippen tauchten in den Wein der Bloßheit, der über den Rand des Kelches wallte.

Siehe, da schwanden alle Sinne der Seelen in die Leere des Raumes hinaus . . .

Schwebend und bloß kehrten sie wieder.

Und huben an sich im Reigen der Bloßheit zu schwingen vor den flammenden Toren des Rubins.

Sieben Reigen reigten die Seelen, reigten die Seelen, die bloßen Seelen . . .

Doch als sie den siebenten Reigen reigten, siehe, da öffneten die flammenden Tore sich und schlossen jäh sich hinter ihnen . . .

Verwirrt von der feurigen Flut und übergossen von dem flammenden Purpur des Rubins, vermochten sie, schmerzlich geblendet, sich nicht zu fassen und hingen mit unsicher schwirrendem Schlagen ihrer Schwingen über der Schwelle der Halle.

Und als so Schweigen um Schweigen ihnen verglitten war — ein Funkeln wie von Myriaden edler Steine durchzuckte mit roten Lichtern die Luft und schien in unaufhörlichen Hagelschauern auf ein feuriges Meer niederzuprasseln —, da wurden ihre Augen des Feurigen und Blendenden gewohnt, und heilig fürchtend erschauten sie, was vor ihnen aufgetan war.

Denn wie der ewige Brand im Herzen der Sonne und das Flammen ihrer Strahlen im Herzen des Goldes — also brandeten und flammten wilde Feuerbrände aus dem Herzen des Rubin-Meeres, das bis an des Blickes Grenze die Halle erfüllte.

Und Pfeile um Pfeile, wie geschnitten aus Opal und durchpulst von feurigen Adern, schossen erstarrt aus dem hohen Nebeldach der Halle zum Meere nieder und zerstäubten auf den Kämmen der rollenden Wogen und auf den weißen Schwingen der Seelen, die am Ufer des Meeres harrend bereitstanden.

Und der Raum und die Luft in ihm flammte wie im Zucken des Wetterleuchtens.

So glüht die Krone des Abends, so loht sein purpurnes Gewand, wenn Tage, die licht und lauter waren, die Weihe ihres Todes festlich feiern . . .

Doch lechzend nach Läuterung, stürzten die Seelen, taumelnde, lichtselige Falter, sich ins wogende Flammenmeer.

Sieben Male tauchten die Seelen, tauchten die Seelen, die bloßen Seelen . . .

Erglühende Wellenberge nahmen sie auf und stürmten mit ihnen — die Seelen wie auf feurigen Schwingen tragend — weit, weit über die gischende, rote Flut bis an die Grenze des Meeres.

Dann schwangen die Seelen sich, reine, silberne Tauben, ans Ufer zu Füßen einer breiten, purpurnen Stufenleiter, die zu geheimnisvoller Höhe ragte.

Und ein Lodern wie rote Wellen des Herzens wälzte sich über die Stufen und umhüllte die weißen Seelen mit scharlachenen Burnussen, als sie nun die Stufen hinanschwebten.

Und als ihre Füße nun am Haupte der Leiter ruhten — noch flackerte des Feuers Purpur wie drohend vor den Antlitzen der Seelen — siehe, da glänzten vor ihren Augen zwei verschlossene Tore auf, blaufarben wie Saphire.

Aus dem blauen Bogen aber, der auf den Schultern der Tore lag, ragte eine Hand, auf deren Fläche ein Kelch stand, gefüllt mit dem Weine der Heiligung, der blau war wie das Herz des Saphirs, der die Tore und Pfosten umfloß.

Feierlich, ein Gewölke von Alabaster, näherte sich Seele und Seele und flog, Schwinge an Schwinge, dem saphirenen Kelche zu.

Und sie tranken aus ihm den Wein der Heiligung.

Neu waren ihre Sinne nun und rein wie Äther.

Und standen so vor den Toren.

Und reihten sich zum Kreise und huben an die Reigen der Heiligung.

Sieben Reigen reigten die Seelen, reigten die Seelen, die geheiligten Seelen . . .

Und als den siebenten sie reigten, siehe, da sprangen auf die blauen Tore wie des Himmels Tore bei der Geburt des Blitzes zerreißen — und schlossen jäh sich hinter ihnen.

Wie die Vögel aus den Kelchen der Blumen die Tropfen des Taues schlürfen, also tranken die Seelen das blaue Dämmern der Lüfte, die dem Tempel durchstrichen, und die, was noch an sengender Feuerflut an ihnen hing, milde von ihren Augen nahmen und alle Wehen der Läuterung lösten.

Denn wie die Licht-Segnungen aus dem Ensof ewiglich herabfließen, also flossen und flossen aus den blauen Höhen, als schmölze der Saphir, blaue Lichtperlen ins azurene Meer, das bis an des Blickes Grenze die Halle erfüllte.

Sie zitterten wie Finger Gottes auf dem blauen Antlitz des Meeres und auf seinen blauen Ufern. Es war, als spende hier eine unsichtbare Königin aus immervollen Händen die Fülle ihres bläulichen Geschmeides . . .

Ohne Verzug und mit der Bemühtheit der Priester vor dem Altar tauchten die Seelen ins Meer der Heiligung.

Sieben Male tauchten die Seelen, tauchten die Seelen, tauchten die geläuterten Seelen . . .

Mit verborgenem Gesange — so klingen heimliche Quellen — glitten dann die Seelen wie ein Zug weißer Vögel über den blauglitzernden Spiegel des Meeres dem anderen Ufer zu.

Und geängstet, wie in Ahnung, was kommen werde, wenn der heilige Schatten dieser Halle und das Licht dieses Tages hinter ihnen läge, glitten

die Seelen zitternd die Stufen einer saphirenen Leiter hinan, die dort, am jenseitigen Ufer, steil emporstieg.

Azurene Wellen fluteten über die Stufen und umwoben die weißen Seelen mit blauen Burnussen.

Und als sie sich nun dem Haupte der Leiterstufe zugeschwungen hatten, siehe, da befiel sie Schrecken wie das Herz des Fremden, der sich verbotenem Heiligtume naht:

Denn dort, weit, weit und aus den blauen Kuppeln, die über den Höhen sich wölbten, wallte eine durchsichtige Wand hernieder, die sie von den Toren der Ewigkeit trennte.

Scheu, als suchten sie Zuflucht, bargen sich die noch unvollkommenen Seelen, im Fluge stockend, in ihre eigenen Schwingen und ließen ihre Blicke einkehren in das Innere ihrer Herzen.

Nur meine Seele, sehnsüchtig dürstend und wie gebannt den Erscheinungen zustrebend, die ihr wie Verheißungen von ferne winkten, hob sich jäh aus der Schar der Seelen und flog scheuen Fluges der kristallenen, durchsichtigen Wand entgegen. Denn jenseits der Wand sah sie eine Treppe sich heben — mit sieben Stufen — zu den Toren der Ewigkeit hinan.

Lautere Flammen umsäumten hier alles — Tore und Stufen. Und eine weiße, friedvolle Helle lichtete mild den Vorhof des Ensof mit Geheimnis und Heiligkeit.

Über den dämmernden Flammen der Stufen leuchteten aber wie auf Thronen vollkommene Seelen der Verklärten, lauter wie die Monde am Tage der Schöpfung, noch ehe sie befleckt wurden.

Und Angelangte, Ruhende, die nun im Frieden im eigenen Reiche thronen — war ihr Blick in verklärtem Lächeln einander zugewandt, und Licht — Tau vom Taue ihrer himmlischen Seligkeit floß von ihnen und floß.

Es lag ein Glanz auf ihren Gesichtern vom Glanze der feurigen Läuterung, der sie geläutert hatte wie die Cherubim Gottes in den Leiden der Formen bis zur Verwandlung ihrer letzten Form.

Es lag eine Weihe auf ihren Gesichtern, die Weihe der ätherischen Heiligung, die sie geheiligt hatte wie die Erelim Gottes in den Heiligungen der Formen bis zur Verwandlung ihrer letzten Form.

Und der Kranz des Sieges — da sie sich überwunden und alle die Festungen ihres Selbst erobert hatten, die göttliche Sendung ihrer Form erfüllend —: dieser Kranz des Sieges flammte ihnen die geheimnisvolle Botschaft von der neuen Form eines aufdämmernden Lebens verkündigend zu.

Und meine Seele — wie aus dem Herzen der trauernden Gefangenen die Wellen der Sehnsucht dem Geliebten zuströmen, dem Geliebten, der

sich zu ihr stahl, und den sie durch ihres Kerkers Fenster erspäht —: also sandte meine Seele ihre Sehnsucht nach Vereinigung wie Feuerzungen durch die kristallene Wand hindurch und sog durstig den Tau des Lichtes in sich, der aus dem Hause des Lebensursprungs ihr zufloß.

Aber je reicher die heiligen Strahlen des Lichtes aus dem inneren Heiligtume durch die kristallene Wand heranflossen und wie aus schlanken, silbernen Kannen in meine Seele sich ergossen — um so ungestümer brachen beglückend Wellen ihrer Begeisterung aus ihrer Tiefe hervor und überfluteten sie und trugen sie und hoben sie wie vom Meeresgrunde herauf — und hoben und trugen sie auf Schultern des Friedens über das Meer der Formen hinweg — dorthin, wo jegliches zusammenklingt in eitel Harmonie: Morgenlust und Abendtrauer, Widerstreit und Einklang, ja, Gut und Böse, Leben und Tod, sich versöhnend und sich begreifend, in Händereichung, in Umkehr aus eherner Form seligem Ursprung selig sich einend . . . dorthin, über die höchsten aller Stufen hinweg, hoben und trugen sie meine Seele zu Füßen der Göttlichkeit des Ewigen allen Einklanges.

Denn frohlockende Hymnen und geheimnisvolles Tönen brachen wie klingendes Licht aus den flammenden Toren des inneren Heiligtumes — es war, als tönten und sängen sie wie aus sich selbst hervor — fließende Rhythmen aus der silbernen Quelle des Gesanges.

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Erscheinungen und das Leben der Erscheinungen in den Erscheinungen ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben im Schoße der Sterne und das Leben der Sterne in den Sternen ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Wandelsternen und das Vergehen ihrer Formen am Tage, da die Tage ihrer Reiche erfüllt sind ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Geschöpfen, im Wandel ihrer Leben mit Seinen Leben ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Geborenen und die Verwandlung ihrer Formen am Tage, da die Tage ihrer Läuterung erfüllt sind ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Toten und ihre Seligkeit in ihren Toten und ihre Leben ewiglich!

Den Ewigen der Ehren lobsangen die Hymnen!

Den Ewigen der Ehren und Seine Leben in den Geheimnissen und ihren Deutungen — und in deren Geheimnissen ewiglich!

Und als der Hall dieser Hymnen die Saiten meiner Seele überhauchte und das Geheimnis ihrer Trauer der Freude dieser Hymnen sich einte, so daß sie versöhnt im Allgesang der Welten schwangen — siehe, da ruhte das Licht ihres Blickes auf Raphael und auf der Krone seines Todes!

Denn nun erkannte und schaute sie ihn im Reigen der Verklärten.

Wie jene morgendlichen Beter, die den Herrn im Aufgang der Sonne preisen und sich flüsternd vor ihm beugen, so beugte meine Seele ihr Haupt unter der Lichtfülle seiner Verklärtheit, die von der ewigen Krone des Friedens herabfloß.

Als seine Segnung sich nun in das Herz meiner Seele herabsenkte, siehe, da erhoben die Seelen, Gottes Befehl gehorchend wie Seraphim, mit einem Male sich über die flammenden Stufen empor auf die Schultern des Tempels.

Denn aus dem Bogen des Tores ragte eine Hand, und auf ihrer Fläche stand ein diamantener Kelch, von dessen Rand sie schweigend den Wein der Vermählung tranken.

Bräuten gleich, die unter dem Baldachine stehen, standen sie nun vor den Toren der Ewigkeit geheiligt im Kreise und begannen die Reigen der Vermählung.

Sieben Reigen reigten die Seelen, reigten die Seelen, die verklärten Seelen.

Doch im siebenten Reigen, siehe, da hoben die Tore sich wie im Sturmbrausen der Ophanim jählings nach oben und die Engel des Traumes mit ihnen . . .

Als ich beim Stoß der Posaunen aus meinem Schlafe erwachte, da fühlte ich auf meinen Lippen noch den Kuß des Traumes.

Und auf dem Linnenhimmel meines Bettes spielten fröhlich kleine Sonnen.

Ich glich einer Toten, die aus dem Hause der Ewigkeit heimkehrte.

Voll Staunens erhob ich mich von meinem Bette.

Es war mir, als hätten die Lichter des Lebens sich siebenfältig um mich herum geheiligt und erneuert. Und ihr Lächeln schien die Trauer seiner Schatten zu überschimmern.

Denn die Hochzeit, die ich im Traume dieser Nacht gefeiert hatte, siehe, sie erneuerte mich durch den Wein des Glückes. Es war mir

gewesen, als hätte meine Seele von der Wonne der ersten Einigung mit der Ewigkeit und von der Wonne der Empfängnis gekostet.

Und die Gedanken der Vernichtung, die ich gedacht, und die Qualen des Todes, die mich umgähnt und gepeinigt hatten – sie waren hinweggeschwunden und geflohen wie die schwarzen Schlangen im Morgenlicht.

Doch des Glaubens reiner Geist bemächtigte sich meiner und obsiegte – es war der Glaube, der das Geheimnis des Todes in die Krone des Lebens und das Geheimnis des Lebens in die Krone des Todes flicht.

An jenem Tage tat ich ein Gelübde dem Gotte meiner Trauer: meine Seele werde diesen Tag feiern, einen Tag im Jahre feiern, feiern den Tag einer heiligen Trauer, einer erhabenen Trauer – seit meines Traumes Mund mich küßte.

Und heute nacht, da ich schweigend an meinem Tische sitze und dir, o Jaziz, Sohn meines teuren Bruders, in diesem Briefe zu schildern versuche, was mir begegnete, und wie mir geschah in jener Nacht der Wunder – gedenke, daß heute die Nacht des Gedenkens ist und die Nacht der Todeshochzeit deines Vaters Jahr für Jahr und für und für.

Heute nacht ist die Nacht des Feierns.

Ich sitze auf dem schwarzsamtenen Diwan, und die weißen Kleider des Festes umhüllen meinen Leib.

An dem blumengeschmückten Tisch sind meine Töchter, weißgewandet, Blumen im Haar, an meiner Seite, und die Heiligkeit des Festes ruht auf ihren Gesichtern.

Im offenen Nebenzimmer, uns gegenüber, sitzen, in Burnussen und Turbanen, alte Männer auf niedrigen, rötlichen Diwanen rings um weißgedeckte Tische, auf denen Schaukuchen, Früchte und Weine duften.

Sie werden Gott in diesen Gaben lobpreisen.

Purpurnes Licht aus siebenarmig-silberner Ampel, die von hoher Kuppel breit herabhängt, umkleidet Rot mit feierlichem Schimmer, die alten Männer, und ihre Augen sind gesenkt in die offenen Bücher des Glanzes Ben Jochais.

Schweigend lauschen sie und folgen sie den wundersamen Worten des ältesten Weisen in ihrer Mitte, der laut liest.

Mit bebender Stimme erzählt er von der reinen Freude und von der wehmutvollen Pracht der Trauer, die die Welten umhüllt am Tage der Todeshochzeit des Meisters.

Und das Rauschen der Nacht und das Rauschen des Meeres, die aus den Tiefen der Finsternis durchs Gold der Fenster hereindringen – siehe, sie einen sich den mystischen Tönen und dem Atem der Stille, die den Raum füllen.

Und nun, wenn dieser Brief des Gedenkens in deiner Trauer dich erreicht, o Jaziz, möge dir ein Trost sein, daß deines Vaters Lebensbuch, wie du es erbeten, in deine Hände gelangt.

O mein Jaziz, möge es ein Balsam den Herzenswunden deiner Mutter sein!

Denn den Frieden der Versöhnung, der sein Leben durchschwiegen, siehe, ich habe ihn durstig in mein Leben eingesogen und mit Treue in dieses Buch ergossen.

Und das Bild seiner reinen Kindheit – o wie sehr erinnere ich mich jener unschuldigen Tage, jener Tage, die ich in Fez, unserer Geburtsstadt, an seiner Wiege verlebt habe, dieser Tage, dieser Jahre, da ich ihn pflegte und großzog und hütete wie mein eigenes Auge – wie ich es seiner Mutter zugeschworen hatte, als sie, ihn gebärend, verstarb . . . und der Schönheit seines Antlitzes und der Schönheit seiner Gestalt! – Ach und der tiefen Trauer, die uns befiel, als er nach Beth-El ging, nach Jerusalem, in den Tempel der Kabbalisten!

Dies alles – o, wer vermöchte es zu schildern mit der Wahrheit des Geschehens – dies alles – und die Weihe seiner letzten Tage dort in Jerusalem, die Heiligkeit und einsame Versenkung seiner nur ihm bekannten, langen und mystischen Gebete in Beth-El und die Dämmerung seines Lebensabends und die Finsternis um ihn und das Leiden seines jähen Abschiedes.

Alle diese Erinnerungen, die du in deinen lieben Briefen wie heilige Schätze gehegt hast, und die mir in meinen Witwentagen zu Algier, meiner zweiten Heimat, ein Trost waren und sind: alles dies sammelte ich mit Treue und verzeichnete ich voll Liebe in diesem Buche.

Und das Bild seiner verklärten Gestalt – wie sie in meinem Herzen lebt – du wirst es, umkränzt von den Taten der Güte, in diesem Buche finden.

Und wann immer du es liesest, o Jaziz, bedenke, daß ich die Geschicke seiner Seele in ihren Verborgenheiten vor dir entrolle.

O, teurer Jaziz, lege sie wie ein Siegel auf die Tafel deines Herzens!

Doch leise, leise und wie die Ahnungen der Nacht keimt diese Frage in mir auf:

Siehe, es wachsen und blühen die Blüten der Erkenntnis des Ewigen aus dem Abgrund der Vernichtung empor!

Siehe, es wachsen und blühen die Blüten der Erkenntnis des Friedens aus dem Abgrund des Leidens empor!

Hat Gott solches getan zu Seiner Lust?

Hat Gott solches geschaffen zu Seiner Erquickung?

Oder aber . . . war es Gnade, Gnade den Frommen und Gnade ihrem Leben, auf daß sie nicht in Brüche gingen wie die sieben Sphärenreiche der sieben Könige, die vor der Fülle der Lauterkeit des ewigen Lichtes in Brüche gegangen sind bei der Erschaffung der Welt? . . .

Die dadaistische Bewegung

Eine Selbstbiographie von Richard Huelsenbeck

Wer sich über Dada aufregt, wer glaubt von dem Fundament irgendeiner Erhabenheit aus, die Dadaisten für Harlekine und Nichtskönner und den Dadaismus für eine Dummheit halten zu können, hat den Sinn der zivilisatorisch-mechanischen Epoche, in der wir leben, nicht begriffen, er ist nicht Psychologe genug, um begreifen zu können, daß die dadaistische Bewegung ein direktes Kind ihrer Zeit und die Dadaisten Menschen sind, die den Sinn der Zeit am tiefsten erfaßt haben. Ein Mann wie Paul Heyse, dessen Persönlichkeit hiermit in keiner Weise attakiert werden soll, glaubte noch, man könne als schreibender Künstler, als — Dichter nichts Besseres tun, als jenem hohen Vorbild nachzuahmen, das man in Deutschland unter dem Kollektivnamen Goethe verstanden wissen will. Der „Genius", jenes ewige, nie eingefangene, nur in einigen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten angedeutete Fluidum — der Heros, der Olympier waren sein Ideal. Ruhe und Harmonie der Formen, eine sinnlich leicht faßbare Welt mit blauem Himmel und scharf gegen den Horizont abgrenzenden Häuserfronten, Paläste und Tempel mit feierlich aufsteigenden Säulenhallen, Sentenzen, die auf jede Lebenslage passen — das charakterisiert die „Nachklassiker", die es zu jeder Zeit (auch vor Goethe) in Deutschland gegeben hat, und die für mich den Typus der Menschen darstellen, die ihre Zeit nicht begriffen haben oder aus irgendeinem Manko ihrer Persönlichkeit nicht begreifen wollen. Diese Menschen haben eine fast noch archaische Einstellung zu dem Begriff des Dichters überhaupt, der für sie wie in der Antike die Rolle eines erhabenen Propheten spielen soll. Sie sind ganz blind dafür, daß wir statt in Attika in Deutschland leben, daß die Homerischen Gesänge trotz ihrer zweifellosen hohen Schönheit, wenn man sie mit den Verhältnissen vergleicht, in denen wir unter der Peitsche unserer scharfen Intellekte existieren, ein groteskes Gestammel sind, daß insgesamt jene harmonieuse, melodienreiche Formenwelt für unsere Zeit jeden direkten Sinn verloren und nur noch ein philologisches (im besten Sinne!) Interesse hat. „Der Dichter" ist

in den Köpfen von Menschen, die die Welt von ihrem Arbeitszimmer und hinter ihren Büchern her betrachten, ein selbstverständliches Absolutum, dessen Verehrung man mit Recht verlangt wissen will. Dada legt großen Wert darauf, ein Kind und ein Ausdruck dieser Zeit zu sein, die an Buntheit und phantastischen Möglichkeiten von keiner Periode der Weltgeschichte übertroffen wird. Der Dadaist ist ein Mensch, der, ehe er überhaupt begreift, daß sich Menschen mit Dichten und Malen beschäftigen, die Probleme dieser Zeit bis in seine Fingerspitzen zu Ende gedacht hat. Es ist das große Ohr, das sich gegen den Sinn der Epoche richtet, er faßt mit allen Händen nach dem Archimedes-Punkt der Generation, in das ihn ein nie begriffenes Geschick setzte. Der Dadaist stellt sich in die Dinge und die Gefahren der Dinge hinein, er entzieht sich keiner „Forderung des Tages", er ist ein durchaus gegenwärtiger Mensch, dem der Glaube an den heutigen Tag eine neue Naivität bedeutet. Der Dadaist möchte den hellen Morgen verewigen, jene Stunden, wo die Dinge noch eine herbe frische Kontur haben, wo man den Nebel der Nacht noch riecht und der Körper an Stärke und männlicher Bestimmtheit wächst. Der Dadaist wird nie verstehen, wie man sein Leben irgendeinem „Ideal" opfern kann, sei es Antike, sei es Religion, ja sei es — Kunst; er wird das nie begreifen, wo es das Leben zu leben gilt. Der Dadaist ist deshalb ein Mensch, der, der Struktur seines Hirns und seiner Erfahrungsmöglichkeit gemäß, das große Buch des Lebens, die ungeheuere Phantasmagorie des Jetzt mit seinen tausend Tiefen und Untiefen, die menschliche Existenz insgesamt mit Mord, Jammern und Kalbsbraten als sein Ethos und seine Logik mit aller Inbrunst umfaßt. Die Gegenstände des Lebens, wie sie ihm Städte und Straßen bieten, verlieren die Wertunterschiede, die ihnen eine zufällige moralische, ökonomische oder artistische Klassifizierung verleiht. Eine Straßenbahn hat für sich dieselbe Rechtfertigung wie ein Zeitungskiosk oder der Oberkellner in Willys Diele. Ihre Ordnung ist nicht eine immanente nach Farben, Weltanschauungen und meßbaren Größen -- sie sind nur Symbol eines unenträtselten Gottes, sie sind die Arabesten auf einem Vorhang, sie sind die Statisten eines Schauspiels, das sie nicht begreifen. Man muß sie mit großer Nachsicht behandeln. Der Dadaist lacht über die Welt. Er nimmt für sich die Souveränität in Anspruch, die Welt zu verspotten; seine Scherze sind ein Ausdruck seiner Sicherheit und Lebenskunst. Der Dadaismus hat seine Weltanschauung von seiner Gründung bis auf den heutigen Tag sehr verwandelt. Er macht sich kein System, nach dem er die Welt vergewaltigt, er legt sich nicht fest und treibt das Gefühl für Distanz so weit, daß er sich selbst aus sich herausstellt, ohne sich zu schaden. Der Dadaist ist ein eminent elastischer Mensch. Er fordert jedes Recht für

seine Individualität und ist doch imstande, die Konturen seiner Persönlichkeit aufzulösen, sich auf sich selbst zurückzuziehen oder sich loszulassen wie ein Lasso, je nachdem es ihm gutscheint. Der Dadaist kennt kein Gefühl der Verantwortung einem Plan oder einer Idee gegenüber, er ist zu desillusioniert und haßt die Kollektivinstinkte. Er ist kein „Händler" und auch kein „Held", er ist vielmehr eine Art Philosoph dieser mechanisierten Epoche, seine Seele steckt nicht in Büchern, sondern in dem Schrei der Bremsen und der Kurve, den die Schiffschaukeln auf den Rummelplätzen beschreiben. Der Dadaist ist aber kein passiver Beschauer dieser komischen Welt, er ist kein Ästhet, Oscar Wilde oder Poppenberg, seine Religion ist die Aktivität, und sein Sakrament liegt in dem raschen Umsatz aller vitalen Kräfte. Er bedauert es sehr, daß man eine Richtung nehmen muß, wenn man etwas tut, daß man sich auf einen Plan festlegen und Zwecke anerkennen muß, wenn man sich in Bewegung setzt. Er hat sich primitive Symbole für das Problem der Bewegung in dem „Bruitismus" und in der „Simultaneität" geschaffen – er ist der eigentliche Indoamerikaner, von dem S. Friedländer in seiner schöpferischen Indifferenz spricht. Der Dadaist hat einen großen dégout vor der Leistung, weil er zu sehr hinter den Schwindel gekommen ist. Gut Dichten können ist am Ende die artistisch ausgebildete Ecke eines Gehirnlappens, Seiltanzen, Schreinern oder Straßenkehren sind davon nur quantitativ verschieden, wobei zu bedenken ist, daß man im Leben eher ohne Dichter als ohne Straßenkehrer existieren könnte. Der Dadaist ist ein guter Psychologe, das heißt er versteht es, die Motive des menschlichen Handelns im Augenblick zu eruieren und sich danach zu richten, wenn er es für nötig hält. Der dadaistische Mensch trägt die Zeichen seiner eigenen Verwesung vor aller Augen deutlich mit sich herum und weiß genau, daß er nur eine ephemere Erscheinung ist. Das macht ihm nichts, da er die Ewigkeitswerte negiert und ihm sein eigener Tod nicht mehr bedeutet als ein lässig gesprochenes Wort. Der Tod ist für ihn eine durchaus dadaistische Angelegenheit. Deshalb liebt er es, sich in Gefahren zu begeben, er hat Sinn für die Situationen, in denen um Köpfe gespielt wird und versteht die tiefe Bedeutung, die die Gewalt in der Welt haben muß. Er wird die Vorstellung, die sich mit dem Wort „Dada" verbindet, aufheben, wann ihm die Zeit dazu gekommen zu sein scheint; das Ende des Dadaismus wird ein Beschluß des dadaistischen Zentralrats sein, eine durchaus souveräne Geste. Der Dadaist weiß, daß die Zeit in der Not ihrer Zerfahrenheit starke ethische Akzente gebraucht, er sieht mit der intuitiven Kraft eines Menschen, der das Ende einer Entwicklung in sich begriffen hat, den Cäsarismus als das Ende der europäischen Zivilisation in der Form einer neuen Religion, eines wissenschaftlichen Systems oder

eines Kaisers („von Gottes Gnaden") mit Sicherheit herankommen. Er sieht in den Abgrund, der ihm bereitet ist, und schickt sich an mit der lachenden Überlegenheit eines Chevaliers eigener Provenienz hineinzuspringen, wenn es sein muß. Dadaisten wird es immer geben, das heißt Menschen, die die letzte Illusion in ihrem Kleiderschrank aufgehangen haben, die unter Gefahr ihres Lebens den Urwald der Kultur zurückgelaufen sind, um auf der Suche nach einer neuen uralten Primitivität eine Art von Glück zu goutieren. Dada ist das Lallen des Kindes und zugleich das letzte Erstaunen des differenzierten Menschen vor der Geistigkeit einer Maschine. Dada ist die Erhebung der Welt in das transzendente Bewußtsein. Dada ist die Sphärenmusik des Pythagoras so gut wie die Stimme des Viehtreibers in den Dorfstraßen.

Im Jahre 1916 gründeten Hugo Ball und Emmy Hennings in Zürich in einer finsteren kleinen Gasse das Cabaret Voltaire, das berufen war, die Wiege des Dadaismus zu werden. Das Cabaret Voltaire wurde bald das literarische Zentrum für alle diejenigen, die der Krieg über die Grenzen ihres Vaterlandes geworfen hatte. Hier rezitierte man Gedichte, tanzte, sang und konferierte über die Möglichkeiten der jüngsten Kunst. Das Cabaret Voltaire wurde zur Experimentierbühne aller derjenigen Probleme, die die modernste Ästhetik bewegten. Zu den intimen Mitarbeitern des Cabaret Voltaire gehörten außer dem Autor dieser Zeilen die Rumänen Marcel Janco, Tristan Tzara und der deutsche Maler Hans Arp. Arp war aus Paris gekommen und brachte von dort eine genaue Kenntnis der Ansichten Picassos und Bracques' mit, die unter dem Namen Kubismus weltberühmt geworden sind.

Tzara war sehr versiert in der Kenntnis der internationalen Kunst und Literatur und hatte Beziehungen nach allen Teilen der Welt. Wir standen in brieflicher Verbindung mit den Futuristen in Italien und kannten Boccionis „Pittura e scultura futuriste". Ball hatte in München eine enge Freundschaft mit Kandinsky und seinen Freunden gehabt, mit denen er im Begriff war, ein „expressionistisches Theater" zu gründen, als der Krieg ausbrach. Im Cabaret Voltaire wurden die Fetzen und Eindrücke der verschiedenen Länder zum Gegenstand neuer heftiger Diskussion gemacht. Im allgemeinen neigte man dazu, den Tendenzen der abstrakten ungegenständlichen Kunst den Vorzug zu geben. Man erkannte Kandinsky und Picasso als überragende Persönlichkeiten an, während Marinetti mit seinem Futurismus und seinem wütenden Nationalismus der ganzen radikal pazifistisch eingestellten Stimmung des Cabaret Voltaire weniger entsprach. Arp insbesondere war ein Gegner der futuristischen Auffassung, der er nachsagte, „sie mache Männchen". Wir waren ergriffen von dem Gedanken, daß ein Baum nicht ein Gegenstand des Lebens mit Stamm,

Blättern und Blüten sei, daß er vielmehr nur die Realisation einer Idee darstelle, auf die die Kunst bezug zu nehmen habe. Die Kubisten lösten das praktische Problem der Darstellung in der Weise, daß sie die Perspektive aufgaben, das Bild aus dem Raum gewissermaßen nach vorn holten, es zum Relief werden ließen, und es auf mathematische Symbole reduzierten, die unmittelbar geistiger Ausdruck sein sollten. Sie gaben die „Gegenständlichkeit" ganz auf, indem sie sagten, daß die Perspektive und die Plastik der Dinge Vertreter einer bürgerlichen Moral seien, deren man sich so schnell wie möglich entledigen müsse. Die Expressionisten (insbesondere in Deutschland) konnten sich von der Rundung der Gegenstände nicht ganz trennen, sie begannen die Kontur aufzulösen und die akademische „exakte" Anatomie zu zerbrechen. Sie blieben nach unserem Empfinden auf halbem Wege stehen. Wir wollten unter allen Umständen etwas Neues. Das Wort Dada wurde durch einen Zufall entdeckt, als wir einen neuen Namen für eine unserer Chansonetten suchten. Wir fühlten eine neue Energie, wir fühlten den Sinn der Zeit in unseren Fingerspitzen, das Wort Dada begann seine ungeheure Suggestibilität zuerst auf uns selbst auszuüben. Wir nannten dann Dada alles das, was wir an Experimenten im Cabaret Voltaire aufstellten. Dada sollte die Fronde der großen internationalen Kunstbewegungen sein. Wir gaben die Publikation „Das Cabaret Voltaire" heraus und suchten in ihr zum erstenmal darzustellen, was wir unter Dadaismus verstanden. Ich selbst verließ Ende 1916 die Schweiz. Tristan Tzara entzweite sich mit Ball, das Cabaret Voltaire ging den Weg alles Irdischen. Tzara hat dann während der Jahre 1917/18 den Dadaismus von Zürich aus durch Einrichtung einer Galerie Dada, durch Soireen und Publikationen bekannt zu machen versucht. Ball zog sich ganz von der Kunst-Betätigung zurück. Ich kam im Januar 1917 nach Berlin und fand hier in allem den denkbar größten Gegensatz zu den Verhältnissen in Zürich. Der Mangel war aufs höchste gestiegen, das deutsche Kaiserreich wackelte in seinen Fugen, und die tönendsten Siegesnachrichten konnten den Ausdruck der Sorge und der geheimen Angst nicht von den Gesichtern der Menschen bannen. In Zürich, wo man keine Rationierung kannte, mußte die Kunst notwendigerweise zur Idylle und Spielerei werden. Hier konnte man sich in schönen Trochäen und wohlgebauten Romanen über die Grausamkeiten des Krieges entsetzen, in Berlin griff der Schrecken ans Herz, der Horizont verdunkelte sich, es waren zuviel schwarzgekleidete Menschen in den Straßen. Der Dadaismus war von vornherein in eine ganz andere Situation gestellt. In Deutschland hatte sich mit der durchsichtigsten Konsequenz die expressionistische Bewegung zur offiziellen Kunstrichtung entwickelt. Ihre Tendenz der Verinnerlichung, ihr Ruf nach der Mystik der gotischen Dome, ihre

Proklamation der Menschlichkeit wurde als eine wohltuende Reaktion auf das gräßliche Morden in den Schützengräben aufgefaßt. Man rettete sich in eine Kunst, die ihren Proselyten hohe Genüsse in jener Abstraktion und Abkehr von den Dingen versprach, von denen oben gesprochen worden ist. Der Dadaist in Berlin wurde sogleich Zeuge eines interessanten psychologischen Prozesses, er konnte beobachten, wie der „Geist" mit seinen Komplexen Kunst und Kultur sich als eine Art Nützlichkeitsfaktor gerierte. Die Leute, die mit dem Goethe im Tornister an die Front zogen, wollten sich an Goethe „erholen". Kunst war aber nach Ansicht der Dadaisten keine Ruhestätte und durfte niemals als Rechtfertigung benutzt werden. Der Dadaist sah in dem Expressionismus ein Zurückweichen, ein Fliehen vor der harten Kantigkeit der Dinge. Er selbst war ein Mensch, der sich bitter mit dem Leben herumgeschlagen hatte, er liebte es, der Gefahr ins Auge zu sehen. Das erste dadaistische Manifest, das ich in Deutschland im Auftrag meiner Freunde verfaßte, richtete sich gegen den Expressionismus.

Die Kunst ist in ihrer Ausführung und Richtung von der Zeit abhängig, in der sie lebt, und die Künstler sind Kreaturen ihrer Epoche. Die höchste Kunst wird diejenige sein, die in ihren Bewußtseinsinhalten die tausendfachen Probleme der Zeit präsentiert, der man anmerkt, daß sie sich von den Explosionen der letzten Woche werfen ließ, die ihre Glieder immer wieder unter dem Stoß des letzten Tages zusammensucht. Die besten und unerhörtesten Künstler werden diejenigen sein, die stündlich die Fetzen ihres Leibes aus dem Wirrsal der Lebenskatarakte zusammenreißen, verbissen in den Intellekt der Zeit, blutend an Händen und Herzen.

Hat der Expressionismus unsere Erwartungen auf eine solche Kunst erfüllt, die eine Ballotage unserer vitalsten Angelegenheiten ist? Nein! Nein! Nein!

Haben die Expressionisten unsere Erwartungen auf eine Kunst erfüllt, die uns die Essenz des Lebens ins Fleisch brennt? Nein! Nein! Nein!

Unter dem Vorwand der Verinnerlichung haben sich die Expressionisten in der Literatur und in der Malerei zu einer Generation zusammengeschlossen, die heute schon sehnsüchtig ihre literatur- und kunsthistorische Würdigung erwartet und für eine ehrenvolle Bürger-Anerkennung kandidiert. Unter dem Vorwand, die Seele zu propagieren, haben sie sich im Kampfe gegen den Naturalismus zu den abstrakt-pathetischen Gesten zurückgefunden, die ein inhaltloses, bequemes und unbewegtes Leben zur Voraussetzung haben. Die Bühnen füllen sich mit Königen, Dichtern und faustischen Naturen jeder Art, die Theorie einer melioristischen Weltauffassung, deren kindliche, psychologisch-naivste Manier für eine kritische Ergänzung des Expressionismus signifikant bleiben muß, durchgeistert die tatenlosen Köpfe. Der Haß gegen die Presse, der Haß gegen die Reklame,

der Haß gegen die Sensation spricht für Menschen, denen ihr Sessel wichtiger ist als der Lärm der Straße, und die sich einen Vorzug daraus machen, von jedem Winkelschieber übertölpelt zu werden. Jener sentimentale Widerstand gegen die Zeit, die nicht besser und nicht schlechter, nicht reaktionärer und nicht revolutionärer als alle anderen Zeiten ist, jene matte Opposition, die nach Gebeten und Weihrauch schielt, wenn sie es nicht vorzieht, aus attischen Jamben ihre Pappgeschosse zu machen — sie sind Eigenschaften einer Jugend, die es niemals verstanden hat, jung zu sein. Der Expressionismus, der im Ausland gefunden, in Deutschland nach beliebter Manier eine fette Idylle und Erwartung guter Pension geworden ist, hat mit dem Streben tätiger Menschen nichts mehr zu tun. Die Unterzeichner dieses Manifests haben sich unter dem Streitruf Dada! zur Propaganda einer Kunst gesammelt, von der sie die Verwirklichung neuer Ideale erwarten. Die Suggestibilität des Wortes Dada wirkte in Deutschland vielleicht noch in höherem Maße als in den Ententeländern. Am 12. April 1918 gaben wir in der Berliner Sezession den ersten großen Propagandaabend, an dem ich in ausführlicher Weise über die Absichten des Dadaismus sprach. Else Hadwiger trug futuristische, George Grosz eigene Verse vor. Raoul Hausmann sprach über das neue Material in der Malerei. Wir waren von vornherein entschlossen, die Rolle des Betrachters in künstlerischen Dingen aufzugeben. Das Züricher Programm hatte sich vollkommen gewandelt. Es galt jetzt nicht mehr die „richtige Kunst" zu machen. Kunst wurde nur Propagationsmittel für eine revolutionäre Idee. Wir suchten die Kunst- und Kulturideologie einer beruhigten Klasse mit ihren eigenen Mitteln zu zerstören. Wir suchten den Begriff der Leistung innerhalb des geistigen Ressorts einer müden Bourgeoisie mit allen Waffen der Groteske, des Witzes und der Satire in geschlossener Phalanx zu zerschlagen, da wir in ihm eine maßlos ungerechte Klassifikation sahen. Wie schon angedeutet wurde, lag für uns der Geist keineswegs nur in der artistischen Leistung eines Dichters, es war für uns eine Absurdität, die Menschen geistiger und besser (Meliorismus!) machen zu wollen, da nach unserer Ansicht der metaphysische Wert eines „Geistigen" und, um ein beliebiges Beispiel heranzuziehen, einer Gießkanne durch keine intellektuelle Manipulation zu differenzieren war. Man hat das „Bolchevisme in art" genannt, man vermutete in uns wahnsinnig gewordene Ikonoklasten, man sah bei uns die Verrücktheit um jeden Preis und begriff doch nicht, was wir eigentlich wollten — am wenigsten naturgemäß die „Geistigen", die Dada bestenfalls „ganz witzig" fanden und uns nahelegten, wir benähmen uns am dadaistischsten, wenn wir selbst über Dada lachten. Die Armen hörten nicht den Ton des Weltgerichts, der, so paradox das klingt, für den Einsichtigen deutlich aus dem Dadais-

mus herausbrüllte, schrie und tobte. Die große Relativität der Dinge und Ideen, die Maskierung und Agonie des Glaubens in jeder Form — der „Untergang des Abendlandes". Die Masse fühlte sich gleichwohl ins Herz getroffen. Unsere Riesendemonstrationen wurden zu lebensgefährlichen Aktionen. In Dresden stürmte das Publikum die Bühne und versuchte, mit Stuhlbeinen gegen uns vorzugehen. In Leipzig sprachen wir vor dreitausend Personen unter dem Schutz von dreißig Reichswehrsoldaten. In Prag gelang es uns nur durch einen Zufall, die ungeheure Zuschauermenge zu beruhigen. Auf welche Weise verstanden wir es, die Menschen in eine derartige ungeheure Aufregung zu versetzen? Wie richteten wir unsere Abende ein? Wir verfolgten die Taktik des direkten Angriffs auf das Publikum. Wir gingen von der Ansicht aus, daß es eine erzieherische Maßnahme von großem Wert ist, dem Publikum, das aus Neugier und Sensationslust zu uns gekommen war, zu zeigen, wie unerhört utilitaristisch und gemein man denkt, wenn man sich für zehn Mark „Kunst" kaufen will. Wir wollten diesen Menschen, die mit Pfeifen, Trompeten und Totschlägern zu uns kamen, mit den gröbsten Mitteln klar machen, daß ihre Vorstellung von Kunst und Geist nur ein ideologischer Überbau war, den sie sich hier für Geld zu erwerben suchten, um dadurch ihre alltäglichen Schiebergeschäfte zu rechtfertigen. Wir wollten sie auf ein neues primitives Leben hinweisen, wo der Intellekt zerfallen ist und einfachen Triebhandlungen Raum gegeben hat, wo die komplizierte Symbolik der Melodie durch Geräusche ersetzt und das Leben ein lustvolles mächtiges Durcheinander zahlreicher Willen ist. Wir benutzten dazu einmal das Simultangedicht und dann das bruitistische Konzert. Das Simultangedicht wird von mehreren Personen gleichzeitig von der Bühne gesprochen. Es war in Paris theoretisch erfunden und dann von Tristan Tzara in Zürich zum erstenmal aufgeführt worden. Das Geräuschkonzert geht, wie ich glaube, auf Marinetti zurück, der in Mailand in der Scala „Le reveil de la capitale" mit Trommeln, Nähmaschinen und Kinderrasseln inszenieren ließ. Wir sprachen auf unseren Abenden Manifeste, die sich direkt ans Publikum richteten, wir sangen und tanzten, aber immer mit jenem revolutionären Impetus, der aus der Kenntnis des psychologischen Wertes der Kunst überhaupt hervorgeht. Von Ferne sah man allerdings nur die „Verrücktheit", zu der ich persönlich jede Beziehung ablehne.

Dada hat unterdessen seinen Siegeszug durch die Welt gemacht. Es ist bis nach Amerika und Australien vorgedrungen. In Paris feiert es augenblicklich rauschende Triumphe. Dada wird sterben — aber wenn es stirbt, aus eigener Machtvollkommenheit zu einer selbstgewählten Stunde, so kann es diesmal mit ungewohnter Pathetik sagen: „Ich habe nicht umsonst gelebt."

Handwerk und Kleinstadt

von Rudolf Klein-Diepold

Unter die Wirtschaftsprobleme unserer Tage, die man mit ihrem Inhalte von Produktion und Verschleiß, von Stauungen und Abfluß in Gestalt der großen Industrie- und Agrarzentren die bewegenden nennt, und die man nicht mit Unrecht unter die Erregungsfaktoren des Weltkrieges rechnet, zählen zweifellos die Begriffe „Großstadt" und „Dorf": der gefräßige Moloch und das spendende Füllhorn, die gähnende Leere und der einseitige Überfluß in beiderlei Gestalt; die ständig hervorbringen, aber nicht für sich, und daher aufeinander angewiesen sind, da eins nicht ohne das andere bestehen kann, und die sich überbieten, bis sie an sich selbst zugrunde gehen oder vorübergehend vollständig erschüttert werden in Katastrophen, wie der große Krieg eine war, und bei deren Abfluten die Gesellschaft dasteht wie die Erdoberfläche nach einem elementaren Naturereignis, das eine verhältnismäßig neue Formation von Land und Wasser, Höhen und Tiefen hinterließ. Und so meint der bekannte Architekt Tessenow, die Lösung liege hier ganz einfach in der Mitte, und die Losung dürfe nicht mehr heißen: „Großstadt" und „Dorf", sondern „Handwerk und Kleinstadt", und all unser wirtschaftliches wie gesellschaftliches Zukunftsstreben habe diese beiden Pole ins Auge zu fassen, um die sich die Achse unseres Daseins zu unserer und unserer Kinder leiblicher und geistiger Gesundung fortan drehen müsse. Dann werde eine Beruhigung über uns kommen, ein Aufblühen und Ausnutzen aller Kräfte zu wirklichem Gedeihen und ein Wohlstand innerhalb zweckvoller Grenzen. An Stelle des Mechanischen trete wieder das Organische, und der Sinn des Daseins sei erfüllt, die Leiter zwischen Erde und Himmel erbaut, wie einst im kleinsten Ort der Kirchtum nach oben wies. — Die Losung hat gewiß etwas Verführerisches, und fast scheint es, daß der Zwang der katastrophalen Verhältnisse in diese Richtung dränge. Aber vergessen wir nicht: es handelt sich um ein „Zurück"; der Lauf der sozialen Entwicklung aber eilt am Faden der wirtschaftlichen Produktion ständig voraus, immer neue Kristallisationsherde hinterlassend, auf immer breiterem Fundament; und wenn in den ständigen Proteus-Häutungen der Kern, auf den alles immer wieder zusammenschießt, auch Individualität heißt, so verschiebt sich die Gruppierung um die Achse doch immer weiter zugunsten der Masse; und wie die unvereinbaren Begriffsextreme auf seiten der Organisation Obrigkeitsstaat und Kommunismus heißen, so auf dem der Produktion: Handwerk und Weltwirtschaft, bei deren Bestrebungen wir angelangt waren. Wie aber der reine Kommunismus etwas Wirklichkeits-Bares ist, da er an dem Individualitätsunter-

schied der einzelnen scheitert und somit die Gesellschaftsnorm, wenn auch in stets neuer Gestalt, immer wieder in eine individualisierende Obrigkeitsform zurückfällt (das Urbild der Vereinigung beider ist im Ordensleben längst erreicht), so kehrt das Weberschiffchen an der Wirtschaftsentwicklungs-Leine vom äußersten Pol der Weltwirtschaftstriebe wohl auch wieder einmal, not- und heilgezwungen, in die umfriedeten Bezirke des Handwerks, sagen wir zum Einzelbetrieb, zurück, zur Genesung des Ganzen, da seltsamerweise gerade die Massenproduktion sich dazu als ungeeignet erweist. Nur wird und kann es nie die alte Form sein.

Unter den Belegen, die Tessenow für seine Behauptung vorbringt, sind manche einleuchtend und zutreffend, andere angreifbar. Das erstere, wenn er die Diagnose unserer Zeit stellt, das zweite, wenn er von der Diagnose zur Therapie übergeht. Arbeitsstaat, Maschinenkultur, Spezialistentum, moderne Seelenkontraste und der letzte Vulkanausbruch, der Krieg, fallen für ihn zusammen. Als Heilmittel schlägt er „Handwerk und Mittelstand" vor. Er sagt: das Handwerk mache gesund. Schon recht. Aber setzt es nicht mehr als alles andere ein gesundes Ganzes voraus? Es ist die Frucht am Baume der Gesellschaft, nicht dessen Wurzel. Und so ist es heute krank, weil das Ganze krank ist, seinem innersten Geiste nach, bis hinauf in seine Beziehungen zum metaphysischen Zentrum. Tessenow fordert als Träger des Handwerks den tatkräftigen Bürgerstand; aber — könnte man fragen — ist dieser nach dem zu Eingang gestreiften Entwicklungsgesetz heute noch denkbar als wirtschaftlich rentable Größe? Er erklärt, wie gesagt, Großstadt und Dorf für gleiche Begriffe, die einander in der sozialen Existenz bedrohen. Das heißt: die Großstadt nimmt dem Dorf den Arbeiter und bekommt dafür kein Brot mehr, und kein Kolonialimport kann auf die Dauer dem abhelfen, da dort der gleiche Prozeß vor sich geht. So will er zurück zum geschlossenen Agrarstaat mit der Losung: jede Stadt sorge für sich selbst. Er sagt: City gleich Großgrundbesitz und hält das Parzellierungsbestreben auf dem Lande nicht für das Rechte; es züchtet nach seiner Meinung ein einseitig organisiertes Arbeitstier, dem Großstadtproletarier im Innersten nicht ungleich. Er fordert den Ackerbürger der Kleinstadt von einst. Wo aber hat der jemals existiert? möchte man fragen. Wenn ich an die herrlichen Provinzstädte unserer Rheinlande und Westfalens denke, wie sie in den siebziger und achtziger Jahren noch des vorigen Jahrhunderts blühten, so muß ich zugeben, daß es etwas Ähnliches gab. Es handelte sich aber dort nicht um Ackerbürger, die gemeinsam mit dem Handwerker die kleinen Städte bevölkerten, wie Tessenow es sich zu denken scheint, vielmehr waren diese lebensvollen Städte umgürtet von einem Kranz reicher Dörfer, in denen ein echter Bauernstand lebte, der wirklich kulturvoll war im Gegensatz zu dem in der Tat kulturlosen, der durch

Parzellierung öder Strecken des Großgrundbesitzers entsteht, und der allerdings dem Großstadtproletarier wesensverwandt ist. Wie denn überhaupt wahre Kultur von jeher dort sich regte, wo Stadt und Land aneinanderstoßen. Im Zeitalter der Maschine freilich öffnet sich an Stelle jenes vielfarbigen Gürtels von einst der gasbildende Kraterring revolutionärer Spannungen um die rußgeschwärzte Industriestadt, und den Villenvorort im Westen wie die Mietskaserne im Norden umzittert jene gegensätzlich geladene Atmosphäre, aus der jeden Augenblick der zündende Funke schlagen kann; während es sich damals in der Tat um eine gesellschaftliche Stufenleiter handelte, vom Könige über den Kirchenfürsten zum großen Kaufherrn und von dort hinab durch alle Grade des kunst- und nutzvollen Handwerks bis zum Bebauer der Scholle. – Da Tessenow selbst den von uns oft geäußerten Gedanken ausspricht (und nicht ohne einen leisen Zweifel für die Zukunft) –, es habe den Anschein, daß wahre Kultur sich allein dort gebildet habe, wo das Gesellschaftsganze sich um das organische Zentrum von König und Kirche kristallisiere, und er vordem schon die Behauptung aufstellte, alle schöpferischen Werte seien in der „Kleinstadt" entstanden, weil dort das Ganze bei Schloß und Kirche als ihrem Mittelpunkte lag, während in der Großstadt alles auseinanderfalle, so ist es wohl angebracht, näher zu untersuchen, ob er den Begriff „Kleinstadt" richtig anwendet und dabei nicht die Begriffe „Kleinstadt" und „kleine Stadt" verwechselt. – Daß alle Höchstwerte in der kleinen Stadt entstanden seien, trifft zunächst einmal, zudem in dieser allumfassenden Behauptung, nicht zu: nämlich durchaus nicht für Frankreich, woraus man freilich sogleich einen Nachteil, nämlich das Uniforme und bald Erstarrende der französischen Kultur, folgern könnte. Aber schauen wir weiter auf die Niederlande, nach Flandern, Oberdeutschland, nach Oberitalien: Rembrandt schuf in Amsterdam, Rubens lebte in Antwerpen, Dürer in Nürnberg, Michelangelo in Florenz: waren jene Städte auch kleine Städte, im Gegensatz zur heutigen Großstadt, und durchaus Kleinstädte ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung nach, wie Tessenow sie fordert, so waren sie doch durchaus nicht Kleinstädte im heutigen Sinne: sie waren für damalige Zeiten Großstädte, das heißt das geistige Zentrum ihres Landes, in dem die äußerste Spannung seelischer Energien auf Entladung drang. Daran ändert nichts, daß Tessenow Florenz gegen das zufällig größere Renaissance Rom ausspielt oder Athen gegen das antike Rom: Athen war für Attika, was Rom für Latium. Und flüchtete Michelangelo auch gern nach Florenz, so wirkte ein anderer Großer, Raffael, doch in Rom. Ja selbst das Frankfurt Goethes war für damalige Verhältnisse nicht Kleinstadt, sondern Großstadt; und nicht weil es Großstadt war, flüchtete Goethe nach Weimar, wo er seelisch wahrscheinlich verkümmert wäre, hätte der zweijährige ita-

lienische Aufenthalt ihn nicht fürs Leben aufgerichtet. Daraus erhellt, daß mit dem Begriff „Kleinstadt" an sich den augenscheinlichen Tatsachen des Kulturunterschiedes und der Schöpferkraft der damaligen und heutigen Menschen nicht beizukommen ist, vielmehr einzig mit der berechtigten Betonung der verschiedenen Artung der damaligen und heutigen Großstädte und Städte überhaupt – noch Goethe fand in Rom den Ziegenstall neben dem Palazzo –, und daraus ergibt sich die schon gestreifte Frage: Ist eine verwandte, das Schöpferische in einem höheren Sinne ermöglichende Organisation heute noch denkbar? Eine Frage, die nach unserer Meinung allein an der Hand nationalökonomischer Tabellen erörtert werden könnte, während Tessenow in Gefühlswerten befangen bleibt.

Der Begriff der „rentabelsten Größe" ist der springende Punkt, und die bedeutendsten Werte entstanden damals wie heute dort, wo die stärksten geistigen Energien zusammenströmten (weshalb das Dorf sie auch nie hervorbrachte); tragen diese Zentren heute auch ein anderes Gesicht als damals. Die künstlich neukonstruierte Kleinstadt wird aber schwerlich jemals der Magnet für solche werden, ja ihr Wesen bedingt von Natur die Verteilung der Kräfte, und Tessenow wäre nicht der Fachmann, der er ist, erkennte er nicht das Künstliche und Unorganische in den neuen, programmäßig entworfenen und erbauten, sogenannten Gartenstädten. Der moderne Millionär, sagt er zutreffend, ist nicht in der Lage, eine Stadt zu bauen; es ist eine fürstliche Aufgabe. Damit aber gesteht er das Zeitwidrige seines Vorschlags ein. Und der Spruch: „Les rois s'en vont" ist längst von einsichtsvollen Fürsten zugegeben. – Jene neuen Gründungen sind Reißbrett-Städte, konstruiert, nicht gewachsen, da ihnen der Mittelpunkt fehlt, der einst in jenen kleinen Städten, die dennoch die Großstädte von damals waren, das Zentrum eines Landes, eines Volkes war, sein politisches, geistiges, religiöses, künstlerisches oder auch nur das einer bestimmten Industrie waren, das Herz, dem Arterien und Venen das Blut zu- und abführten. Wenn Tessenow zugibt, daß heute nicht nur das Handwerk, sondern auch die Kleinstadt krank seien, so hat das seinen Grund darin, daß sie heute keine geistigen Zentren mehr sind. Da er das Ungesunde der Neugründungen erkennt, möchte er den alten Kleinstädten, weil sie immerhin mit ihren notwendigen Gegensätzen und Mannigfaltigkeiten organisch gewachsen sind, gewissermaßen eine Transfusion an frischem Blut geben. Hier zeigt sich das Künstliche seines Planes: auf nationalökonomischem Gebiet ein Vorgang, der dem des Archaisierens in der bildenden Kunst gleicht. Möglich, daß der Weg gangbar, aber nicht als einziger und ausschlaggebender; daß er als Reservoir der inneren Kolonisierung und Individuation neben der großen Weltwirtschaftslinie der Menschheitsziele einhergehen wird, damit der Same der Blüten immer

wieder in die heimatliche Erde zurückfalle, auch wenn die Pioniere mehr denn je gezwungen sind, das Rund der Erde zu umkreisen, so daß die Früchte unserer Zukunftskultur aus der Doppelheit eines heimatlichen Handwerkergeistes und weltwirtschaftlicher Triebenergien hervorgingen. Sagt er doch selbst, das zukünftige Handwerk könne dem früheren in nichts gleichen. – Anders stimmen selbst die Definitionen der Ausführung der wirtschaftlichen Detaillierung Tessenows nicht, wenn er sagt, eine fruchtbare Werkstatt müsse notwendig mehr als einen, dürfe aber kaum mehr als zwölf Gesellen haben, da aus der Werkstatt sonst eine Fabrik werde: In den Teppichwirkereien Flanderns und der Niederlande sah es zur Blütezeit gewiß anders aus – in Leyden gab es zu jener Zeit 80000, in Haarlem 50000 Fabrikarbeiter, und es liegt in der Natur der Dinge, die Energien aus der größtmöglichsten Konzentration der intensivsten Entladung zuzuführen. Wäre dem nicht so: Venedig und Genua hätten nie ihre Galeonen über die Meere geschickt, und die Kulturgipfel früherer Jahrhunderte, die Tessenow bewundert, wären kaum erblüht. Er meint, die Nachtwache Rembrandts wäre nie in einer Großstadt entstanden, aber auch nicht in einem Krämernest: die Segler der Niederlande gingen in jenen Tagen in Indien vor Anker. – Die Entwicklung der Menschheit ist nun auf einen Punkt gelangt, wo die Entladung dieser aus der Natur der Verhältnisse einseitig gesteigerten Energien keine kulturellen, nur noch wirtschaftliche Werte erzeugt, und da durch das sich gegenseitig bedingende Wachsen von Kapital und Armut die inneren Bedingungen – d. h. Ruhe und Individuation – zur Kultur so gut wie aufgehoben sind, so absorbieren naturgemäß die sozialen Interessen alle Energien, und es scheint, daß die Menschheit für Jahrhunderte mit der Regelung von Produktion und Verteilung und der Zerstreuung und Ansiedlung der sich stauenden Massen beschäftigt sein wird. Eine derartige auf Weltwirtschaft zielende Verallgemeinerung der Gesellschaftsform ist aber das Gegenteil von Kleinstadt und Handwerk. Vielleicht aber, daß das Eine dennoch eines Tages notwendig aus dem Andern wieder hervorgeht wie der Schmetterling aus der Larve und so, in anderer Form als einst, zu neuer Gesundung gelangt. Wie wir ja auch betonten, daß vom äußersten, vorerst nur theoretischen Kommunismus der Strom immer wieder in das Bad der Individuation zurückebbe und eine Erhöhung und Ausbildung, man könnte sagen Veredelung, Vergeistigung beider Faktoren langsam und stetig auf immer breiterem Fundament der Zukunft zustrebe.

Wenn Tessenow mit Recht sagt: Das Städtebauen sei eine fürstliche Aufgabe und dem modernen Millionär nicht gegeben, so möchte man notwendig hinzufügen: es müsse also eine andere, eine geistige Macht an Stelle des fürstlichen Willens von einst treten. Doch wir sehen vorläufig

dazu keinen Anknüpfungspunkt; es wäre aber im Auge zu behalten, daß die als Gegenpol zur Individuation immer mehr sich geltend machenden Bestrebungen der Verallgemeinerung — Sozialisierung genannt — vom Materiellen weg eine geistige Führung und damit Festigung, Erhöhung erhielten und somit den Plasma-Kern, daran einzelner wie Masse ihre seelischen Fäden knüpfen könnten zu einem Gewebe, das den Pulsschlag des Tranzendenten aufnimmt und bis in die letzten Verästelungen weitergibt. Dann könnten auch aus kleinen Zentren, die heute so krank und taub daliegen wie die Riesengebilde, wieder Ewigkeitswerte entstehen, weil sie Glieder eines lebendigen Ganzen sind. Das Gegenteil: materialistisches Strebertum und geistiges Spezialistentum, das in den letzten Jahrzehnten die besten Kräfte vielfach im Verborgenen hielt, führte uns zur Katastrophe, in deren Trümmerstätte heute die beutegierigen Schakale heulen.

Zwischen Helm und Zylinder

von Linke Poot

Gabriele fuhr auf die Jagd. An den ahnungslosen Schutzleuten vorbei. Sie saß allein in dem offenen kleinen Auto. Sie hatte sich bewaffnet mit gelben und roten Farben. Hinter ihren Kleidern bäumte sich der schlanke Leib auf der Lauer. Die geölten Gelenke. Mächtig hereinschlagender Brennstoff. Aus den Ärmeln, aus der Halskrause schlüpfte der Leib heraus. Der Schnitt ihrer Augen japanisch; die schwarzen Mäuschen rannten. Die Jochbeine, eine breite Balustrade, trugen den Vorhang der Wangen. Am Torhäuschen des Leipziger Platzes befreit sich ihr Wagen aus dem Gedränge, gleitet in die Chausseen des Tiergartens. Das Toben verhallt. Rosige Lohe über den Baumkronen. Der Körper streckt sich loser über den Sitz. Der Wagen schleppt ihn in die finsteren Gänge.

Die Bäume. Ein System von Röhren, Saugkräften, osmotischen Filtern, Umsetzungszentren. Die Blätter werfen sie in die Luft. Die Wurzeln krampfen sich in den Boden. Sind Bäume blind? Warum haben sie Farben? Wie kommen sie zu Farben?

Der Abortus.
Das Kind ist zerstückelt.
Wann kommt zum Fötus die unsterbliche Seele. Einmal war das Kind doch nicht, und eines Tages hat es eine unsterbliche Seele.

Das Unsterbliche fängt nicht an. Das Kind fängt an. Dann hat das Kind keine unsterbliche Seele.

– ? – Man laboriert an dummen Worten. Diese Instrumente fassen nicht. Das Kind ist, wie ich bin. Der Fötus hat, was ich habe. Er tut mir leid. In der Emailleschüssel.

Ich esse Kirschen, Heidelbeeren, Pflanzenteile, Tierstücke. Die tun mir nicht leid.

Manchmal. Manchmal habe ich ein unruhiges verbrecherisches Gefühl beim Rupfen eines Grashalms.

Manchmal kommt mir vor, Buddho Gotamo hat nicht ohne Grund danach gestrebt, sich von der Welt abzulösen; er hat sich zwischen den „Sünden", Feuern, Gefahren, Verunreinigungen keinen anderen Rat gewußt.

Ich empfinde nur einen Hauch davon. Das Verlangen nach einem Nirwana ist mir nur eine Stimmung. Gleichgültig, ob das Nirwana das Nichts oder die positive Seligkeit ist.

Ich segne die Sonne, ich segne den Mond und die Sterne, die am Himmel schweifen. Ich segne auch die Vögelein, die in den Lüften pfeifen. Ich segne das Meer, ich segne das Land und die Blumen auf der Aue. Ich segne die Veilchen, sie sind so sanft wie die Augen meiner Fraue. Ich bin nicht ruchlos. Ich bin nur ohne Sünde. Fühle die Freiheit und den leisen Schwindel, den man hat, wenn man keinen Gott kennt. Weder außer sich noch in sich.

Die Bäume und Blumen haben Farben. Sie wollen damit prangen und etwas, das Leben, sein. Sie können nichts, als die Wurzeln in den Boden krampfen und die Blätter wie toll in die Luft werfen.

In der Palisadenstraße steht das breite Friedrich-Wilhelm-Hospital für Alte und Sieche. Gegenüber eine kleine Kirche, hinter die Front der dürftigen Häuser zurücktretend. Über ihrem Portal die große milde segnende Figur des Heilandes in bunten Farben.

Die Kirche steht hier schlecht. In dieser Straße ist ein ganzes Haus durch Minenvolltreffer zertrümmert worden. Man ist hier nicht zur Milde geneigt, weder sie zu gewähren noch welche zu empfangen. Der Mann über dem Kirchenportal ist nicht mehr ihr Mann; die Plakate schreien: „Denkt an Liebknecht!"

Und wenn man die tristen Häuser, die Jammergestalten von Weibern und Kindern sieht, versteht man einiges.

Daß sie sich an Liebknecht erinnern, ihre Häuser und erbärmlichen Buden einäschern lassen, um einmal ins Friedrich-Wilhelm-Hospital zu kommen.

Worauf Herr Fehrenbach sagte: Zweck jeder Sozialisierung sei die

Steigerung der Produktion, (er sagte nicht „jeder", sondern „jeglicher"; auch nicht „Zweck" sondern „der Zweck"; denn er ist ein Parlamentarier).

Wenn nun in Hinterindien die Produktion gesteigert wird, so kann man sich Leute vorstellen, denen das Wurst und schnuppe ist. Musikalische Herren und Damen bilden seit alten Zeiten unter solchen Umständen Chöre, welche vielstimmig singen: Was nützt uns denn der schönste Garten.

Solch vielstimmiger Chor bewegt sich seit einiger Zeit durch die gepriesenen Gefilde Deutschlands; er singt die „Internationale"; Melodie ist die Marseillaise.

Herr Fehrenbach, in welchem Teich der Literatur haben Sie diese todfaulen Fische gefangen: die Sozialisierung solle die Produktion steigern? Und neben Ihnen haben mit dem gleichen traurigen Fangergebnis Pseudodemokraten und andere Liberale gesessen. Wenn Sozialismus weiter nichts will als die Produktion steigern, so wäre er jeder anderen „Betriebsweise" so ähnlich wie ein Rollmops für ehemals zehn Pfennig einem eingewickelten Hering mit Gurke für weiland einen Groschen.

Vielmehr ist der Sozialismus von diesem gurkenumschlingenden Lebewesen so unterschieden, wie es eben ein Mensch ist, der die Fischperiode hinter sich läßt. Er ist eine glöckchenschwingende Pagode, zu der Millionen frommer Chinesen und Westeuropäer und Halbasiaten wallen, um zu beten. Nachdem die Kirchen in der Palisadenstraße und Umgegend sich als ungeeignet erwiesen haben.

Wenn Herr Fehrenbach und, den ich selbst hörte, Herr von Siemens, dekretiert: Zweck Steigerung Produktion, so näseln andere untertänig: Und welchen Zweck hat die gesteigerte Produktion? Den Schwarzen Missionen bringen? Da doch die Palisadenstraße nicht in Frage kommt, wie der Augenschein belehrt. Den Schwarzen Missionen, den „Verbrechern", die im besetzten Gebiete Frauen und Kinder schänden? Ach die „Schwarzen", Peter Altenberg hat einiges über sie gesagt, gesungen. (Vielleicht waren es Braune; die Farbennuance macht nichts.)

Die Sozialisierung ignoriert hoheitsvoll Objekte, Materien, Güter; sie betrachtet sie als Objekte für ein Subjekt. Hartnäckig und unbelehrbar fragt der Sozialismus: Wozu dienen die Güter, wofür, für wen, für was werden sie erzeugt. Und vor dieser Frage erbleichen ganze Generationen von Monarchisten und Republikanern. Diese Banalität ist im Laufe der Weisheitsentwicklung der Menschen in den Rinnstein gefallen, aus dem man sie mit vielem Unbehagen und Getue wieder aufhebt.

Es steckt eine fabelhafte Bosheit und Niederträchtigkeit in dem Satz von der Steigerung der Produktion; es ist ein hinterlistiger ablenkender Kniff, eine durchsichtige Unterstellung. Einige Millionen Menschen waren im Laufe der Zeit zu Maschinenteilen degeneriert. Sie bemerkten plötzlich,

daß sie eigentlich Produzenten sind. Sie erkämpfen sich jetzt ihren Platz als Produzenten. Regenerieren sich zu Subjekten. Sie nennen das Klassenkampf. Dieser Sozialismus ist eine Angelegenheit der Produzenten unter sich. In ihrem Kampf sind sie übrigens wie alle Kämpfer, kümmern sich so wenig um Güter und Erzeugung, daß sie rücksichtslos alles lahmlegen, sich zurückziehen, aufeinander schlagen.

Alsdann wird von den sich regenerierenden Pleuelstangen, Kurbeln und Ventilen in einer sonderbaren Milde verlangt, die Produktionsmittel sollen Gemeinbesitz sein. Hierher gehört eigentlich der Name Sozialismus.

Zuletzt erscheint die herzige Produktionssteigerung auf der Bildfläche. Sie ist eben unvermeidlich. Sie kann zu einem gewissen Zeitpunkt nichts tun als erscheinen. Sie ist Nebenprodukt, Parfüm bei der Verarbeitung von Teer.

Damit ist alles klar. Der Weg wird Schritt für Schritt durchgangen. Wer Suppe und Gemüse ißt, kriegt auch Dessert. Die Sache wird ausgekämpft werden. Bald langsam, bald mit Gewaltschlägen. Dies ist die seit Jahrzehnten ablaufende Revolution.

Die Maschine ist in die Menschheit gesetzt. Sie zerreißt alles in zwei Stücke. Aber man bekommt die Bestie doch wieder unter. Das ist die seit Jahrzehnten ablaufende Revolution.

(Eine Revolution dieser Zeit unter mehreren. Andere bewegen sich auf Taubenflügeln.)

Paul Grätz will ich loben und Marie Orska. Szene: die Stallräume unterhalb des tragischen Zirkus am Schiffbauerdamm; ein Kabarett. Das Leben schafft massenhaft seelische Hohlräume; genug Menschen sind wie schlechtes Brot aus großen Blasen zusammengesetzt, gären weiter; die Kunst darf nicht solchen Zerfall, solche Hysterie befördern. Sokratisch sollen wir angefaßt werden; unmerklich hinweggeführt, hinausgeführt über unsere alltägliche Denkweise und Fühlweise. Es gilt überall schön zu Hause bleiben, nicht aus dem Mustopf fallen und in keinen Mustopf fallen: so hat es Sokrates gelehrt. Und sein Nachfolger ist Paul Grätz, ein Schwadroneur und Coupletsänger unterhalb des tragischen Zirkus am Schiffbauerdamm. Es würde merkwürdig zugehen, wenn ich nicht aus diesem Oberhalb und Unterhalb Schlüsse und kapriziöse Betrachtungen herleitete; doch geht es in der Tat merkwürdig zu. Grätz ist ein Malergesell mit einem Eimer und Pinsel; die Leiter stellt er auf dem Wege zum Podium ab und fängt an zu schwabbeln und zu spritzen. Serviert allerhand, frottiert, elektrisiert, purgiert, zieht Zähne, schneidet Haare, und für eine halbe Stunde lehrt er das Unterbewußte kennen auf eine neue Art: man war erregt, vergaß sich und ist nachdenklich geworden, denn man ist im Zusammenhang mit sich geblieben.

Man kann an ihm studieren, was Nachahmung ist. Die Tradition, die berlinische, läuft ihm ersichtlich nach; er aber nicht ihr. Seine Späße, sein spitzbübisches, ehrlich verschmunzeltes, sarkastisches Hin und Her, sein entschlossen händestreckendes, brustdonnerndes Ethos sind wohlbekannt — hinterher. Hinterher erinnert man sich, versteht die Tradition nun. Seine Art hat Vorgänger, er aber ist ihr rechtmäßiger Nachfolger und Thronerbe.

Später dreht Marie Orska, ein federleichtes Persönchen voller natürlicher Raffinements, ihre Augen, — sie hat welche — gurrt, girrt — sie kann gurren und girren — und ist ein vollendetes Labsal. Was sie sonst tat oder sagte, weiß ich nicht.

Die Reichsschulkonferenz wollte ich nachzeichnen. Ich bin nicht in der Verfassung. Nicht davon rede ich, daß ich seit zwei Tagen Leibschmerzen habe, auch nicht, daß ich im Spreewald sitze; die Jungs rennen herum, buddeln, sind heute blaß und morgen braun, es gefällt ihnen gut, außerhalb der Schule.

Sondern mir geht ein Bild nicht aus dem Kopf: ein Mann steht in einer Versammlung auf; man erwartet, er wird lauttönend ein „Bäh, bäh" von sich geben. Da fängt er bartstreichend an, von der deutschen Kultur zu reden. Von den Goten und Toten und dem Gemeinschaftsgefühl.

Ich werde noch etwas warten, bis sich das Bild verloren hat. Dann komm ich vielleicht dazu nachzudenken, was sich auf dieser riesigen Tagung im Reichstagsgebäude begeben hat. Hunderte und Aberhunderte von Fachleuten waren zusammengekommen, um sich zu den notwendigen Remeduren an der Schule zu bewegen oder drängen zu lassen. Lehrer unter sich. Die Züchtung einiger millionengroßen Generationen stand zur Erörterung. Es scheint viel geleistet zu sein. In vielem waren sie hilflos. Das Ganze ist nicht nur Sache der Lehrer.

Ich habe mich auf der Konferenz vermißt. Es haben noch sehr viele andere gefehlt. Dann wäre die Sache gründlich geworden.

Es hätte die Frage der seelischen Hohlräume und die Beziehung zwischen Paul Grätz und Äschylos aufgeworfen werden müssen. Wieviel Ideale und Kenntnisse und Weisheiten sollen den heranwachsenden Menschen beigebracht werden, und woran soll und kann man anknüpfen, was soll man in ihnen damit fördern. Welche Ideale sollen aufgestellt werden. Ist es in der Zeit, wo die Revolutionen nicht nur lärmen, sondern auch auf Taubenflügeln sich nähern, vielleicht angebracht, in der Wahl der Ideale und von Idealen überhaupt zurückhaltend zu sein und abzuwarten.

Es gab übrigens schon zu Ibsens Zeiten Leute mit der sittlichen Forderung in der Hosentasche. Schon damals fand das Ideal keinen anderen Platz.

Diese Vorfrage und die Frage nach den kompetenten Instanzen ist unerörtert geblieben.

Es fiel mir ein: die Universitätslehrer, nach deren Unterweisung sich die Volksschullehrer so drängten, hätten erscheinen müssen. Um sich zu legitimieren als Lehrer. Um darzulegen, wozu sich die von ihnen gepredigten Ideen und Ideale verwenden ließen. (In der Hosentasche.) Nicht allein die christlichen Ideen, sondern auch die hellenischen des Schönen und Guten. Es müßte breit die Frage erörtert werden, ob man zu den Verbreitern und Breittretern von Ideen und Idealen nicht Verkörperer von geistigen Werten an die Lehrorte hinzuzieht.

Ja, die Wertschöpfer, die Arbeiter an den Werten an die Lehrorte. Das Leben überströme die gar zu stillen Akademien. Die Musik liebt es, große Könner an ihre Hochschulen zu ziehen, die Malerei hin und wieder. Wo sind die politischen Köpfe, die Dichter, die Köpfe der Industrie, des Landbaus. Sie schreiben, jeder auf seinem Isolierschemel. Viel freier muß die Hochschule sein. Die Fachhochschulen für Medizin, Philologie bleibt eine Sache für sich. Daneben, aber die Berufsfachschule, trete die der Anreger und Forttreiber. Es sind die problematischen Dinge zu besprechen, zu durchfühlen und die Zeitungen, Zeitschriften und zahllose Bücher überflüssig zu machen. Man bereichere Organismen statt Bibliotheken. Man beobachtet die Wertigkeit der Ideen im Menschenversuch.

Dazu sind öffentliche Kollegien an den Hochschulen nötig. Die Zulassung der „Lehrer" zu ihnen muß sehr erleichtert sein. Hier können Centra für die Berührung von Geistern und Menschen sich bilden. Fruchtbarkeit in der Horizontalen und abwärts.

„Es rettet uns kein höheres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Können nur wir selber tun!"

„Unser Blut sei nicht mehr der Raben
Und der mächtigen Geier Fraß!
Erst wenn wir sie vertrieben haben,
Dann scheint die Sonn ohne Unterlaß!"

Das ist kein beliebiger Dilettantismus, sondern ein Stück aus der „Internationale" der deutschen Arbeiter. So schauerlich singen sie.

Man wisse: sie legen auf Kunst kein Gewicht. Man erwarte von ihnen keine „Kultur" im Sinne schöner und origineller Statuen, Bilder und Dramen: Sie sind ebenso imstande, zu dichten „uns aus dem Elend zu erlösen, können nur wir selber tun", wie sich Sonntags den Bratenrock des Philisters anziehen, oder als Minister lüstern in rote

Plüschsofas sich versenken. Ihre Bewegung ist keine „Kultur"bewegung, sondern der Ansturm der starken schwingenden Materie gegen eine leer gewordene sehnsuchtumschwellte verkünstelte Form. Sie verehren im Kino die Dame am Klavier mit den schön gepflegten Nägeln. Dennoch ist dies kein Einwand gegen sie und keine Verherrlichung der versinkenden Formen.

„Macht und Mensch" heißt ein glänzendes Buch, das Heinrich Mann hat herausgehen lassen im Kurt Wolff Verlag. Es ist wegen seines Geistes und seiner Gesinnung, seiner Gefühlssicherheit und inneren Logik mit allen Zungen zu loben.

Eine Sammlung von Essays von 1910 ab. Überall wird schneidig und mit Würde gegen die wilhelminische Theaterprachtkultur und den Gewaltkankan gefochten. Denn dieser Zeit ist zwar schon das Urteil gesprochen, aber sie liegt noch nicht unter der Erde.

Außerordentlich der Aufsatz „Zola": eine Gestaltung dieses Lebens.

Voltaire wird Goethe gegenübergestellt. „Beide sind böse, wie die Großen böse sind." „Voltaire bleibt so weit hinter Goethe zurück wie der menschliche Geist hinter der Natur selbst." Heinrich singt das gute Lied: „Voltaire ist einseitig und will nichts anderes sein; er ist die Revolte des Menschen gegen die Natur." „Goethe wendet sich ab und verachtet." Goethe hat, wie wir erfahren, vergeblich versucht, das Weimarer Volk vom Jagdrecht der Herren zu befreien; dies „die geheime Schande" Goethe. (Vielleicht nicht so ganz unrichtig; etwa $^{2}/_{18}$ richtig; Goethe war aber doch ein sehr früh aristokrätziges Luder; beinah möchte man eher glauben, er hätte jenen Befreiungsversuch als geheime Schande empfunden, als sein Mißlingen.)

Klagend ruft Mann, Heinrich, was schon vor einem Jahrhundert die Jungen gerufen haben: Goethes Werk hat in Deutschland nichts verändert (— die Reichsschulkonferenz hätte auch einmal erörtern können, warum Goethes Werk, das so viel gelobte und propagierte, nichts in Deutschland verändert hat, und warum es nichts verändern konnte —), unbewegt sah er auf ein unbewegtes Land herab (später war das Land nicht unbewegt, aber Er, Er hat es nicht bewegt). Er sagte übrigens einmal zu Eckermann: „Auch können wir dem Vaterland nicht auf gleiche Weise dienen. Ich hab es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich habe in den Dingen, die mir die Natur zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen." Voltaire aber war „in den tiefen Schichten" die „Hoffnung der Menschlichkeit", weil sein Ziel Freiheit war, die ihnen fehlte: „Freiheit ist der Mänadentanz der Vernunft. Freiheit ist der absolute Mensch."

In dem prachtvollen Essay „Kaiserreich und Republik" nimmt Heinrich

Mann den ehemaligen deutschen Sieg und die deutschen Sieger vor. Diese Dinge sind seit Nietzsche schon oft gesagt, können aber nicht genug variiert, exemplifiziert und glatt wiederholt werden. Jeder Tag beweist die Notwendigkeit. „Macht geht vor Recht, heißt der sittliche Besitz, der mit heimgebracht wurde. Den Fluch des Siegers zu bannen, müßte jemand über allen kriegerischen Siegen stehen und, selbst Waffen in den Händen, im Herzen nur sittliche Leidenschaft haben." Dies ist eine andere Erkenntnis als die einiger linker Parteien, die nicht müde werden zu betonen, daß die anderen „auch schuldig" seien; nein, keine Betonung, keine Pathetik und keine Wissenschaftlichkeit wird das Faktum der Kriegs- und Waffenverbohrtheit der — noch nicht — abgeflossenen Epoche aus der Welt schaffen. Das griechische Altertum hatte bekanntlich keine offiziellen Priester, keine abgestempelte Theologie und verdammende Konzile; „Religion" wurde geschaffen von Homer, Hesiod; jetzt ist auch bei uns das Verantwortlichkeitsgefühl zu den Dichtern gelangt; Das Tote der Wissenschaften erkennt man auch an der Zurückgebliebenheit der Mehrzahl ihrer Vertreter: es muß Heinrich Mann unter den Dichtern besonders gelobt werden und gefeiert sein, daß er sich nicht dichterisch verschanzt, sondern ohne Furcht, dichterische Einbuße zu erleiden, unmittelbar wird (das Unmittelbare ist gefährlich für den Künstler).

Wir hören vom „Untertan". Der Arbeiter lernte wie der junkerliche Bürger kapitalistisch denken. „Das Bürgertum des Reichs war im vorgeschrittenen Europa das letzte mit völlig starrem Gewissen." Mann sieht im „Kämpfer" Arbeit für Menschenalter vor uns. Hier hat er seine Schärfe glühend geschlagen. So muß sprechen, wer für Freiheit kämpft. So — oder wie Lenin redet.

In diesem Punkt, Lenin, trenne ich mich von Heinrich Mann. Er stellt diese Sache auf Entweder-Oder, die auf Sowohl- als auch zu stellen ist. Er eignet sich die Legende an, daß der Leninismus Zarismus von unten sei. Wenn man Europäer ist, wird man zugeben, daß noch einiger Unterschied ist, ob Dschengis-Chan nach Europa kriegführend kommt, um ein Reich zu errichten, oder ob Napoleon kommt und mit ihm die Leitsätze der Großen Revolution. Ein Arm ist zoologisch auch ein Fuß mit Krallen, man kann jedoch mit diesem Fuß nun auch streicheln, schnitzen, schreiben, malen, mit seiner Hilfe denken.

In Europa müssen schwere Ruinen abgetragen werden. Wir werden uns zu verständigen haben, bezüglich Lenins: Ist der alte Zarismus ein Übelstand oder keiner gewesen? Alsdann: sollte man ihm gegenüber aktiv oder passiv sein? Schließlich: wie aktiv, in welcher Weise, mit welchen Methoden, das muß sorgfältig unterschieden werden, — damit die Schweine nicht glauben, ihnen würde hier Futter geboten.

Die Gewalt der Gegenmächte ist aber so groß. Daß ich mich hüte, mich hier auch nur mit einer Silbe zu versprechen.

Wenn Lenin ein blinder Gewaltmensch ist und sein System Tyrannei, so wird er eines Tages ein Ende nehmen. Sein Werk aber, die Zertrümmerung des Zarismus und seines schamlosen Anhangs, bleibt als Werk bestehen.

Die Instrumente der Bewegung, ihre Antriebe, sind verschieden; Goethe wirkt anders als Voltaire und Lenin anders als beide. Aber sie wirken alle. Gleichsinnig.

Man mache mir nicht zum Vorwurf, daß ich vieldeutig bin. Die Dinge sind es.

Anmerkungen über Bücher

von Kurt Liebmann

1

Produktiver Empfängnis Leidenschaft stößt beide: Künstler wie Kritiker in breiteste Erregung gleichen Grunderlebnisses. Nicht wesentlicher Unterschied ist: errafft der Künstler synthetisierend Fliegend-Zerspaltenes und staltet zu planetarischer Rundheit oder kündet der Kritiker Woge und Flamme, die einer Kunst-Gestalt Plastik ausflutet und -strahlt. Wesentlich aber: Künstler und Kritiker schöpfen aus Tiefen Polyphonie, die den Faiseuren eines Industrialismus ebenso verhaßt wie entrückt sind. Tat innerlichen Kritikers: unausdeutbarer Welt Flügelschlag, Sang über-erdlichen Kreisens hörbar zu machen. Des Werks Dynamismus zu künden, der sich in einzigem Satz, ja in einzigem Wort leidenschaftlicher dokumentieren kann, als in ganzem Werk, das zwischen Ja und Nein schwingt. Tat ist: Eruptives zu leben, Flamme, die Auftrieb hat zu Sternen und All, die aus Rausch und Tanz sich gebar.

Ich atme bebend ursprung-entgegen. Einsamkeits-hockend zittere ich vor dem Erlebnis geistiger Erfüllung, Enthüllung. Ich trinke die Schlankheit sommerlicher Gestade. Bade in Wiesen und Wald. Knie zu innerlichsten Gewalten Natur. Meine Nerven kreisen in Schärfe und Drang. Ich sauge alle Nuancen. Tanze im Rausch Sensibilität. Höre Unhörbar. Spüre. Erlebe. Verwoben in Seele und Ding.

2

Grotesk übergrünt wimmelt Kleinstadt im Rußland-Roman: Nikolaus Leskow, Die Klerisei (Kurt Wolff-Verlag). Menschen streicheln sich lieblich Röte der Wangen und bäh! züngelt Zunge lauernd in Speichel

und Gift. Schief-Häuser blühen unter Sternen. Mond kugelt über Dächer, die tragen Greise klingend mit Bärten und Zahn. Im Schein schneeiger Blüte bleichen die Knochen ausgekochter Leiche. Und zitternde Finger des Lehrers zählen und lauern voll Angst. Kindlichkeit spielt bunte Wiesen. Der Riese brüllt. Chagall: Man schlägt sich unter dem Mond. Schnaps lacht Gold. Die Kerzen weinen um den Sarg. Stargorad-Rußland bricht auf Röte des Lichts.

Dieses Kleinstadt-Geschehens Dimensionen wölben sich in Übersteigungen und Aufreckungen menschlichen Maßes. Realistik — nicht erd-verklebt (Tolstoi, Turgeniew) — ist Mitttel zur Gestaltung des Witz-Verzerrten, das Mensch und Ding überzuckt. Aber nicht flammt D ä m o n i e des Humors. Realistik der Gestaltung ist rund, beschlossen gefügt. Fratzenhaft-Bohrendes durchstößt nicht mit spitz-fahlem Gesicht und Gemecker das Gegenständlich-Umgrenzte. Gogol intensiviert glühender, dringt weiter vor zu Vision und erlöster Gestalt. Das Pyramidal-Wachsende des Humors ist nicht Symbol des Seins an sich, aber quadernd breit in der Wirkung sachlicher Gestaltung. Auch weitet sich aus die Rundung des Realistischen zu Linien Stilisierung, tastend in übersteigende Schlankheit der Form.

Elemér von Táborij (M i c h a e l B a b i t s : D e r S t o r c h k a l i f. K u r t W o l f f - V e r l a g) schwebt in den Bezirken, wo zwischen bunten Wahnsinns-Fähnchen, zwischen Grimassen und Hohn die Schar Schweifend-Zerschauender irrt und irrlichtert. Peter Schlemihl hetzt tappende Angst. Und ein Chopinscher Walzer wiegt Melancholie. Die Pußta kreist. Augen klagen aus tiefen Brunnen.

Dieses Romans Phantastik ist nicht bunt, sternend, blüten-verwildert, sie ist exakt, peinigender Unerbittlichkeiten voll. Der Ablauf zerreibender Seelenmarter bohrt kalt sich durch Wunder — Wehe — Welt und Nacht-Zauber der Romantik. Nicht Dunkel-Über-Weltliches, Schicksal-Dumpfes belauert und springt; die grelle Bewußtheit der Unrealität des Sichtbaren, des Traums Wirklichkeit saugt Hirn gierig und ganz. „Deuchte es mich doch oft, daß dieser Traum realer denn mein Leben sei, und ich möchte glauben, daß dieses schöne Leben ein Traum ist.“ Zwei Körper hetzen nebeneinander her. E i n Atem jagt sie. E i n e Seele hockt, und höhnt und hackt. Der Schlaf peitscht Elemér von Táborij in Böses verfallenden Ichs. Und das Wort taumelt hinab, mit dessen Hilfe er wieder Mensch hätte werden können: der Storchkalif. So hetzen die Verwandlungen vorbei.

Elemér von Táborij: der Typus Jüngling (immer!), der griechische Götterhimmel umspannt. Trunkener Tänzer des Abgrunds und Lichts. Marmorschlank wachsend. Tintoretto und Veronese. Der Jüngling, der vor nackten Hüften, deltaförmigen Strumpfbändern Ekel erbricht und vor dem Haar-Patschuligeruch der Dirne zitternd zerbrennt. Outsider. Zer-

schauer. Totes. Auf Seilen tanzend. Dolchscharf. Nervös. Zerhackt. Vor Mädchens rotem Tanz anbetend in Ferne versinkend — philosophierend. „Eine so schöne, junge, elegante Dame war meine Mutter, daß ich mich vor ihr anzukleiden schämte." Zart. Schwingend. Mit bunten Fähnchen bewimpelt. Vor Gras, Blume, Baum kniend. Die Peripherie des Täglichen durchdringend, trinkend den Ur-Grund der Realität. Tose Wirbel des Zentralen saugen ihn ein. Er findet nicht wieder zurück. Lebt Traumes Wahrheit und sinkt. Hände würzen. Ein Schuß flattert auf.

Die Sätze hetzen Traum. Die Begebenheiten hacken vorüber. Wort flattert auf Wort. „Braune Türen nebeneinander. Meistens angelweit geöffnet. Eine Vettel. Knipst das elektrische Licht auf. Das Licht strömt in den Nebel hinaus. Der Nebel in die Stube herein. Holzbett. Niedriger Waschtisch. Ein Sessel. Sonst nichts. Versperren wir die Türe."

Qual stöhnt das Buch. Michael Babits strömt Blut in weite Steppen.

Rußland (Nikolaus Leskow) gebiert Sinfonie Farbe und heilig Wunder der Schau. Ungarn (Michael Babits) summt grau Monotonie und Klage der Geige, Wildheit und Tanz. Frankreich kelcht Ströme des Weines und Lichts. Rolland: Meister Breugnon (Rütten u. Loening): ein Schrei, der aus platztoller Frucht springt. Saft überströmt. Süße kreist. „Die Luft war von Levkoiendust erfüllt. Und in der Ferne auf der Weide brüllten die weißen Rinder." Brüste spannen Freude. Lichte Arme leuchten schönes Fleisch. Das Leben lacht. Der Mensch lacht über das Leben. Seins-Lust galoppiert. Ein Lied aus Wein und Würfelspiel steigt auf.

Das Wort an den Leser kündet „ein echt franzmännisch Buch, das über das Leben lacht, weil ihm das Leben gut erscheint". Es ist tieferes Lachen in diesem echt franzmännisch, nicht französischen Buch, als die Trivialität des Vorworts erraten läßt. Doch des Romans Gestaltung bleibt Historie. Die Fröhlichkeit und Einfachheit des Geschehens birgt nicht der Einfachheit Tiefe, die strahlt aus Gestaltung absoluter Kunst, schwingend über Lachen und Weinen und Ziel. Rolland, der aus Rein-Geistigem schöpft, gelangt nicht zu absoluter Kunst. Zwar verspricht er angesichts einer wachsenden geistig-politisch-ethischen Literatur im Vorworte „ein Buch, ohne Anspruch, die Welt umzuwandeln, noch sie zu deuten, ohne Politik, ohne Metaphysik". Sein geistiger Inhalt aber läßt ihn nicht zu letzter künstlerischer Gestaltung kommen, die von vornherein jenseits ist von bewußter Änderung der Welt. Der „fröhliche" Schreiner Colas Breugnon deklamiert beim Anblick seiner zerstörten Schnitzereien: „Ein dreifacher Mörder, der da den Geist tötet" und bekennt zu den

Gestalten Plutarchs: „Nun, sie gehören zu meiner Familie, sie sind ich selbsten, sie sind: der Mensch."

Wille und Bewußt-Sein des Geistigen sind hier noch sichtbar.

3

Eduard Kaufmann: Mütter. (Deutsch-Österreichischer Verlag) „So fühle ich jetzt." Seine Seele singt blaue Himmel. Die Worte zittern Seele. Irgendeine Geste dunkler Sehnsucht schluchzt hinter diesen Sätzen. Nur-Gefühl blüht stäubendweichlichen Duft, überwuchert die Pforten zur kristallgehärteten Gestaltung.

Gefühl ist Fluidum in Allheit und Sternen. Das Zentrale, das ohne jede Beziehung zum Menschlichen kreist. Namenloses. Wunder. In Schicksals Höhe und Sturz herb, zackig, hinter strahlender Schale Kälte bergend. – „Gefühl" des Bürgers und Dilettanten ist lyrischer Augen-Aufschlag, Streichel-Lind- und Lauheit, Nuance von Lavendel, Sekretion menschlich-dünstender Erhebungen.

Einige Erzählungen Kaufmanns rücken in die Nähe dieser Gefühls-Erweichungen. Formungen wie: „just zum Herzaufjubeln, glückselig, hübsch, traut, licht, hold, eh ich anhebe zu erzählen, möcht' ich Märchen um mich locken und mit ihnen kosen" dokumentieren die Atmosphäre eines Kunst-Surrogats. Die Liebe ist trivialisiert, ist nicht dynamisch begrenzungslos gestaltet, sondern stimmungs-begrenzt, abschwingend von starrer Linie Erotik zu zufällig-bunten Feuerwerkchen ereignisvoller Liebe. Es geschehen keine Stürze in die Blut-Wirbel des Geschlechts.

Nur einmal – in der Erzählung „Glockenhaus" entfernt sich Kaufmann von Stimmungs-Künstelei und tritt in die Bezirke epischer Kunst. Nur diese eine Arbeit hätte veröffentlicht werden sollen. Einzeln gewittert es und zucken künstlerische Entladungen: „Unversehens, wie Blutstriemen, schrillen Pfeifen."

Frauen werden dies Buch lieben ...

Sachlichkeit zerstrahlt wogende Gefühlsschicht und überbogt klare Glaskuppel, ätzt Schärfe der Kontur in den Novellen von Klaus Richter: Schrecken (Erich Reiß Verlag). Dolchglatt, konzentriert, in Plastik sich auswölbend, zuckt, schreitet, pulst diese Prosa. Der Gesang edelalten Blutes tönt, das Verbindung noch kennt mit Gewalten, die maßlos undeutbar Bewußt-Sein und Willen beherrschen. Die Gestalten dieser Novellen sind verfallen dunklem, drängend emporstoßendem Trieb, der sie hebt oder stürzt. Der blutgezüchtete Kreis einer adelerhärteten Gesellschaft, der Rhythmus ihrer Adern bilden die tiefdurchzuckte Folie zu Schicksal und Unentrinnbarkeit. Der letzte Graf von Châtillon. Charlotte von Neuilly. Leutnant Laforgue. Armand Baron du Châtel:

Namen von Fahnen und Trommeln umrauscht, dolchüberzuckt. Dringend zu Trieb-Welt katastrophal. Schrecken: nicht knöcherner Schrei E. A. Poes, — Registrierung des unerbittlichen Ablaufs willensbestimmenden Schicksals.

4

„Joseph Solvaster" (Henri Guilbeaux: Joseph Solvaster. Ein Roman. Rudolf Kaemmerer Verlag) ist Blut des Menschen, der zwischen Himmel und Erde vagabundiert. Des Geschlagenen, der die Rhythmen des Vitalen allzu inbrünstig liebt (Beauté par la vie!), um ganz in Nichts zu zerhauchen, nach dem er sich, von Schweißfüßen zertrampelt, sehnt. Joseph Solvaster ist Typ des Rebellen, kampf-krampfend gegen Muff bürgerlicher Mumifizierung. Strahl jungen Lichts. Gehetzt, von Fletschzähnen wütiger Moralmeute umblefft. Berauschter. Wirbelnder. Kühn-Bewimpelter, aus dessen Blut Salute von Ahnung und Zukunft signalen.

Henry Guilbeaux wurde von der Regierung Clemenceau zum Tode verurteilt.

„Joseph Solvaster" ist nicht Epik. Nicht Kristall objektiv-erhärteter Gestaltung. Ist Ich-Roman, Aufzeichnung, Entlastung, aber nicht marlitthimmelblau, nicht plätschernd in Gefühlszentrik duselnder Ich-Schau. Ist Triebstrahl eines Explosiven, der gegen Fratze erstarrter Gesellschaft rebelliert. Die Sätze schreien Nerv, Temperament. Fest der Kraft, Apotheose der Energie. Licht. Sachen. Bewegung. Erdbeben und Sonnen van Goghs. Haß schreit gegen Makler der Publizität. Ehrfurcht kniet tief vor Gnade des Fleischs. „Ihr entzückender Körper war ein Fest des Lebens; meine Hände berührten ihn nach allen Richtungen, ließen keine Taste dieses erstaunlichen Klaviers aus."

Dieses Buch ist der Trab eines Wildpferdes über sonnige Wiesen.

Hermynia von zur Mühlen ist die Übersetzerin.

Bewußter bäumt Haß sich und singende Fahne, Aufruf und Wille zur neuen Gemeinschaft, Aktivität in dem europäischen Buch: Hauptmann Deutschle. Von Karl Zimmermann (Rascher u. Co., Zürich). Schwebend über Orgie platzender Welt: Kientöppen, Bierpalästen, Kasernen, Parlamentsgebäuden, Börsendomen, Speckgezücht.

Dieses Werk, in der bewußten Outrierung der Gegensätze: blutiger Mord — der Liebe heiliger Hort, Sonnengestirn — Bürgergehirn, Karneval — Parsival grell kitschig, ist zeitlich wertvoll nur als Erhebung, Aufschrei und Aufstieg angesichts wachsender Kriegs-Entgeistigung. Ist Predigt humanozentrischen Gewissens, ist — zum Unterschied von der Mensch-ist-gut-Ethik — Wille zur Dämonokratie, überflammt von dem Genius Schillers, Nietzsches, Wagners.

Nur der eine Satz, geschlossen und aufteilend, sollte auf die Enkel, für

die das Buch geschrieben ist, übergehen: „‚Groß‘ nennen sie (die Zeit) die einen, weil der Geist des Erreichbaren noch nie erreichte Orgien sich bereitet, ‚groß‘ nennen sie die andern, weil Unerreichbares mit solcher Inbrunst nie ersehnt ward.“

Echt und Geburt revoltierenden Geistes ist die Sehnsucht nach irdischer Entpöbelung. Aber die Kunst ist und kreist über Erde und Geist.

Die Röte wachsender Menschwende auch flammt aus dem Wort, das Erhard Buschbeck fand, um mit dem Werk Theodor Däublers die Tat der Änderung zu künden: Erhard Buschbeck: Die Sendung Theodor Däubler. Eine Streitschrift (Verlag Ed. Strache).

Nicht eruptive Gewalt wächst über Trümmer von Sterbendem und Gestorbenem. Sehr diszipliniert triumphiert Sachlichkeit und schreitet gelassen der steil-stolze Schritt gezügelter Sprache. Und der Elan der Muskeln weiß von Empörung und Element. „Da sie keinen Gott mehr im Blut trugen, wollten sie uns die Welt enträtseln.“ Das Blut einer jungen Generation überrauscht Morsches der Väter. Wider die Erklärbarkeit der Welt, für die Unendlichkeit. Wider Mechanisierung, Materialisation, für die Freiheit, wider die Historie, für die Simultanität, wider die Stimmung, für die im Werk erlöste Gestalt.

Buschbeck sieht in der Dichtung Theodor Däublers die Erfüllung dessen, was Wille der heiligen Schar war. Ich vermag dem Werk Däublers eine derartige Bedeutung nicht beizumessen, noch viel weniger würde ich es wagen, von einer „Sendung Theodor Däubler“ im heiligsten Sinne des Wortes zu sprechen. Aber die Stimme Erhard Buschbecks ist echt.

Oscar Wilde schrieb in einem 1890 entstandenen Essay über Walter Pater: „Aber Walter Paters Studien wurden für mich ‚das goldene Buch des Geistes, die heilige Schrift der Schönheit‘. Und sie sind es mir bis heute geblieben. Es ist natürlich möglich, daß ich übertreibe; ich hoffe ernstlich, daß es so ist, denn wo keine Übertreibung, da ist kein Verständnis. Nur über Dinge, die einem nicht nahegehen, hat man ein wirklich unparteiisches Urteil; dies ist vermutlich der Grund, warum ein unparteiisches Urteil immer vollkommen wertlos ist.“

Anmerkungen

Aristokraten

Rechts hängt Gestern. Links dröhnt Morgen. (Morgen werden die Meisten die Leute von Heute sein. Was tuts.) Wenn man rechts durch alle Säle geht, erwacht fast Neid; bürgerliche Rudimente melden sich, aber sicher kündet sich auch Verwunderung an, manchmal faßt man es nicht: woher nahmt ihr die Zeit, die Ruhe, vor allem das Geld, wie habt ihr gelebt, wie ward ihr so glücklich, mit welchen kostbaren Kleinigkeiten wurdet ihr selig, wie harmlos waren eure Bedürfnisse, wieviel Glückseligkeit konntet ihr einsam im Gartenwinkel unter Ulmen und Linden genießen, wieviel „Interieurs" bezauberten euch, was war euch ein seidener Strumpf, was war euch die Liebe selbst! Man könnte euch bewundern ob eurer Genügsamkeit — und ihr seid „Individualisten" gewesen — ihr — zu deren Welt man schon so neugierig-fremd und neidisch steht wie zu jener Biedermeierzeit.

(Aber kann ich nach der Südsee fahren, monatelang in Venedig leben; um Atem zu schöpfen, drei Tage in Paris herumgehen? ward ihr doch mehr als Biedermeier?)

Immer wieder wird Vergangenheit lebendig. Alte Lieder klingen. Zwischen 1900 und 1910 suchten sie in Deutschland das Land mit der Seele, es war der Abschied vielleicht von einem ganzen Weltalter, noch einmal verschwisterte man sich mit Rom und Hellas — dann aber — „dann kam der Krieg." —

Eine Sammlung der Jugendgedichte Rudolf Borchardts* steht fremd in eine aufgepeitschte Zeit. Man liest hier, liest da und findet kein Tor, bis man sich erinnert: damals dichtete auch Hofmannsthal, damals rauschte Nietzsches Päan schon schwächer durch das All. Hernach übersieht man die Lust an Kleinigkeiten und vergißt „die letzten Rosen", den „Spiegel" der Ungenannten, „die Narcissen", „Margriten", „das lesende Mädchen" und alle diese klassischen Reminiszenzen, mit denen Borchardt ein zweites Leben lebt. Und plötzlich bleibt man gefesselt, weil dieser einsame, isolierte Mensch sich selber plötzlich so vergißt, sich selber plötzlich so sehr in sich versenkt, daß er gleich einem Traumwandler Ahnungen deutet, hypnotische Geheimnisse einer fiebernden Seele über die knapp geöffneten Lippen preßt und Gefühle zauberhaft in Worte verwandelt, bis sie schwebende Rhythmen werden und sich schmerzlich bewegt dahinwiegen. Und weil er in solchen Dämmerhymnen das klassische, strenge Gewand wegwirft, auf innerste Echtheit drängt, wirkt er hier fast religiös und will sehr ernst genommen werden. Rom und Hellas haben ihm eine Welt erschaffen, die südliche Helle und die klassische Stille umfließen sein Wesen, aber er hat ein Mal seine Haltung verloren und sich verzweifelt in ein Bekenntnisstück hineinreißen lassen, das man „Gethsemane" nennen würde, wenn Borchardt ein Nazarener wäre. In

---

* Rudolf Borchardts Schriften. Jugendgedichte. Berlin. Ernst Rowohlt Verlag 1920.

einem Stück „Höhe und Tiefe" ballt er alle Erkenntnis und entscheidet sich, zaudert noch zwischen Sophokles und Horaz, Christentum, Hellenentum, um mit Goethe zu enden.

Ja man war 1900 und 1914 sehr gebildet, man war Individualist und Aristokrat, man beherrschte alle Formen und schmeckte den Sinn aller Kulturen, man untermauerte seine Weltbetrachtung mit Fundamenten der alten und neuen Welt, man war ein großer Künstler und ein feiner Kopf, man war sogar ein Sänger, aber war man auch immer ein Mensch? Und ist es nicht zugleich Schwäche und Stärke, die im bewußten Verschweigen eines solchen aristokratischen Könners ruhen? Werft ihr euch nicht zum Apollo auf, weil ihr den Dionysos fürchtet? Und ist es überhaupt nicht nur Furcht, die euch zu Aristokraten macht?

Kurt Kersten

Erinnerung an Klinger

Keinem Ismus einzureihen, kein Genossenschaftlicher irgendwelcher Art — ein Einzelner — so steht Klinger vor uns.

Dennoch Typus des großen Deutschen, wie er über die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts schritt: aus dem neunzehnten Jahrhundert geboren. Sie unterscheiden sich in unendlich Vielem von ihren großen Zeitgenossen anderer Länder, diese großen Deutschen.

Ihnen eignet manches vom Ingenieur: Exaktheit, Gründlichkeit, Geschlossenheit bis zur Eigenbrödelei.

Augen haben sie, die Träume und Visionen sogleich klären zu Gedanken.

Mit Griffel und Stift in Stein und Kupfer grub Klinger seine Weisheit in der Sprache des kultivierten Deutschen. Deutsche Jugend seiner Zeit — über seine Arbeiten gebeugt — ob in Kenntnis seines Namens oder ahnungslos — las darin ihr eigenes Streben, Grübeln, Schwärmen, Planen geschildert — sah in Max Klinger einen ihrer Sprecher.

Wenn heut Jugend — geblendet oder kurzsichtig (wer weiß es?) — die Grenzmauern aller gekannten Form abtastet, nach Auswegen ihrer Enge suchend, in Verzweiflung um Ausdruck ihres Drängens und Stürmens ringt, im Chaos des Atems zwischen Worten, des Rauchs über Opferfeuern, des letzten Luftzitterns nach Erschütterungen wühlt, um das Wort der Erlösung, den Schlüssel, endlich auszugraben, — irritiert bis zur Trostlosigkeit — führersuchende, irrende Gefolgschaft —, dann ragen Gestalten wie Klinger über solchem Branden gleich Felsen: Rettendes Land! Leuchttürme!

Wohl klaffen Lücken in ihrem Bekenntnis, aber Bekenntnis ist es trotzdem. Nachzuempfinden ist jede Linie von Sehnsucht, Trauer, Glauben, Aufschwung, gesättigt jede vom Gefühl.

Ohne Zucken geführt die Hand vom Hirn. Eine deutliche Sprache jede Überschneidung, jede Kurve der Linien!

Und deutsch!

Ein Stück der ewig deutschen — Stürme, Irrtümer, Schwäche überdauernden — deutschen Sendung an die Welt!

Maria Seelhorst

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Südslawien

von Hermann Wendel

I

Als vor zwei Jahren auf diesen Blättern historisch vertiefte Darstellung des südslawischen Aufstiegs aus der gleichen Feder „über kurz oder lang die südslawischen Massen durch alle inneren und äußeren Widerstände zu ihrer nationalen Einheit durchstoßen" sah, war Vernunft der Geschichte schon dabei, sich mit kräftigem Ellbogenspiel durchzusetzen. Nicht drei Monde nach jener Voraussage, im Oktober 1918, bildeten die Serben, Kroaten und Slowenen des sich sacht in seine Bestandteile auflösenden Habsburgerreichs, alte Gewalten abschüttelnd, ihren Nationalrat und verkündeten, nachdem Montenegro ihnen im November auf diesem Weg vorangegangen war, am 1. Dezember die Vereinigung mit ihren bisher selbständigen Stammesbrüdern unter dem Szepter der Karadjordjewitsch; die Drina hörte auf, ein politischer Fluß zu sein.

Dem südslawischen Gedanken auf seinen weiten und mühsamen Wanderungen durch das neunzehnte Jahrhundert leuchtete oft als tröstliches Beispiel die deutsche Einigung voran; die Belgrader Presse sprach Serbien gern den Beruf zu, ein Preußen im Südosten zu sein, und der auch in die deutsche Literatur hineinreichende Wladan Djordjewitsch ging als Ministerpräsident Alexanders bewußt darauf aus, sein Vaterland zu einer Mark Brandenburg auf der Balkanhalbinsel zu machen. Trotzdem greift ein Vergleich mit Preußen und Deutschland für den jüngsten Abschnitt der südslawischen Geschichte an ihrem tieferen Sinn vorbei. Als rücksichtslose Hausmachtpolitik den friderizianischen Militär- und Beamtenstaat 1815 und 1866 nach dem bürgerlichen Westen Deutschlands greifen ließ, von dessen sozialer Verfassung und politischer Entwicklung seine ostelbische Waldursprünglichkeit weit überflügelt wurde, war das im tiefsten Grunde nur Fortsetzung des gegenrevolutionären Kreuzzugs der Ostmächte gegen das Frankreich von 1792; über einem Boden, den die große Revolution umgepflügt hatte, wurde wieder die Fahne des Feudalismus und Absolutismus entrollt, und da mit dem hinterpommerschen Landrat am Rhein der Gutsbezirk über die Stadt, das Landrecht über den Code civil, der

Untertan über den Bürger, das achtzehnte über das neunzehnte Jahrhundert herrschte, empfanden alle Köpfe, die nicht unter die Pickelhaube paßten, auch in dem Großpreußen nach 1870 ähnlich wie Heinrich Heine, als er nach langen Jahren der Pariser Trunkenheit den hohenzollernschen Wappenvogel auf dem Posthausschild zu Aachen zum erstenmal wieder erblickte. Aber wenn schon 1914 bei Vorstößen über die Grenze die serbischen Truppen der helle Jubel ihrer unter die habsburgische Fuchtel geduckten Stammesbrüder empfing, so sprach nicht nur die Stimme des Blutes, sondern ebenso glückliche Ahnung, daß es in diesen Gauen jetzt mit dem Mittelalter zur Rüste gehe.

Echtes demokratisches Bewußtsein, das die Serben in den Jahrhunderten der Türkenherrschaft, als unterdrückte Masse ohne Herrscherſippe und Herrenkaste in vollkommener Gleichheit dahinlebend, eingesogen haben, offenbart sich auf Schritt und Tritt in ihrer geistigen und staatlichen Verfassung; trotz gehäufter Schrecknisse während des Weltkriegs wahrte ihr Heer seine innere Kraft, weil seine Offiziere als etwas Selbstverständliches mit der Mannschaft Essen und Unterkunft, Freud und Leid, Not und Tod teilten, und der englische Parlamentarismus erscheint als Schutzschild monarchischer Selbstherrschaft neben der Machtfülle, die seit 1888 oder eigentlich seit 1903 in den Händen der Skupschtina liegt. Gleich demokratischer Ur- und Grundtrieb belebt die übrigen Südslawen; als Doktor Smodlaka, ein Dalmatiner, für dessen Wert vor Jahr und Tag Hermann Bahr an dieser Stelle gezeugt hat, in der Volksvertretung seine erste, vielbeachtete Rede hielt, begann er mit warmem Dank nicht für den König Peter, nicht für den Prinzregenten Alexander, nicht für den Oberkommandierenden Mischitsch, nicht für Generalität und Offizierkorps, sondern für den schlichten serbischen Bauern, der für die gemeinsame Sache Unsagbares geleistet und Unnennbares gelitten habe.

Als dann ihrer Sendung getreu die erste südslawische Regierung die großen Grundsätze der Volksherrschaft und Selbstverwaltung an das Tor des neuen Staates nagelte, verschwanden wie auf lösenden Zauberspruch hin aus allen Teilen des Landes die Gespenster einer Zeit, da geborene Herren hochmütig auf geborene Knechte herabsahen. Vorher sperrte die Serben der Wojwodina mitsamt der Masse des ungarischen Volks ein von den magyarischen Magnaten ausgeklügeltes Wahlsystem und eine verfaulte Verwaltungspraxis von der Entscheidung über ihr politisches Schicksal ab; in Bosnien, das lange ganz wie eine afrikanische Kolonie behandelt wurde, spiegelte sich seit 1910 der Volkswille fratzenhaft verzerrt in einem Scheinparlament, zu dessen hier öffentlicher, dort geheimer, hier unmittelbarer, dort mittelbarer Wahl die Stimmberechtigten nach Konfessionen und Kurien antraten, und das nicht einmal das Recht hatte, seinen Präsidenten

selbst zu bestimmen; in Kroatien und Slawonien ließ bis 1910 ein hoher Zensus nur fünfzigtausend Wähler an die Urne und hielt auch nach seiner Herabsetzung über die Hälfte der Männer von der Einwirkung auf die Zusammensetzung des Landtags fern, in dem dafür erbliche Gesetzgeber, „Mitglieder der fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Familien", saßen; in der österreichischen Reichshälfte entsandte das slowenische Drittel der Kärntner Bevölkerung nur zwei Vertreter in den Landtag, und in Krain mit neunzehn Zwanzigsteln Slowenen hatten dreiundfünfzig deutsche Großgrundbesitzer ein Viertel der Landtagssitze inne und damit die Möglichkeit des Einspruchs in wichtigen Fragen; in Makedonien und Altserbien fühlten sich die christlichen Siedler nach wie vor dem jungtürkischen Staatsstreich als rechtlose, unterdrückte Raja, und in Montenegro war das Volk ein beliebig auszupressender Schwamm, das 1905 gegebene Parlament ein beliebig auszunutzendes Werkzeug in der schmutzigen Hand eines Despoten. Da all diesen gedrückten und geduckten Millionen von der Wand ihres neuen Hauses in Riesenbuchstaben: Allgemeines und gleiches Wahlrecht! entgegenstrahlt, erwachen sie zu sich selbst und atmen freier, treten aus dämmerndem Mittelalter in das scharfe Tageslicht des zwanzigsten Jahrhunderts und schreiten froher aus; Nachtrab des Jahres 1789; bürgerliche Revolution!

Feineres Gefühl für den Pulsschlag südslawischer Gegenwart und Zukunft als die meisten westeuropäischen Zeitungsschreiber, von der Wiener und Budapester Spielart gar nicht zu reden, hatten auch jene slowenischen Bauern, die bei einer großen Laibacher Kundgebung Ende Oktober 1918 ein Schild mit der Inschrift: Slava Matiji Gubcu! vor sich hertrugen: Ruhm und Ehre dem Mathias Gubetz, der anno 1573 das unfreie Landvolk in Kroatien und Slawonien aufstürmte, den Grundherren den roten Hahn aufs Dach setzte und nach seiner grausamen Hinrichtung bis heute unter den Strohdächern armer Dörfer weiterlebt! Als der Osmane, der Magyar und der Deutsche über den südslawischen Boden herrschte und über den, der ihn im Schweiß seines Angesichts bestellte, blühte nimmer die Hoffnung auf rasche Wiederkehr des „Bauernkönigs", denn die Türkei und Österreich-Ungarn waren zwei verfallende, aber noch starke Trutzburgen des Feudalismus in Europa. In Makedonien priesen mohammedanische Spahijas, in der gemächlichen Ruhe ihres Kef versunken, Allah ob der trefflich eingerichteten Welt, in der christliche Tschiftschijas, slawische Pachtsklaven, wie das liebe Vieh erbärmlich dahindämmernd, für der Herren Lungerleben roboten mußten; in Bosnien zehrten gleichfalls mohammedanische Begs und Agas, deren zehntausend drei Fünftel des bebauten Landes innehatten, bei ihrer Wasserpfeife der Beschaulichkeit hingegeben, von dem Arbeitsertrag zins- und fronpflichtiger Kmeten serbischen Stammes, und

mehr als der Hälfte der Freibauern bot ein Zwergbesitz unter zwei Hektar nicht den nötigsten Bissen Brot; in Kroatien und Slawonien verfügten einige wenige Hundert Feudaler meist fremden Bluts und Namens über ein Viertel des Landes, Latifundien, zu deren Durchquerung selbst das Dampfroß Stunden brauchte, und 180000 Bauern, fast die Hälfte aller ländlichen Besitzer, kümmerte mit einem Taschentuch Erde, weniger als fünf Joch, dahin; in der Batschka, in der Baranja und im Banat teilten sich 1200000 Bauern in etwas über zweieinhalb, 3700 Großgrundbesitzer in elf Millionen Joch Landes; auch floß dem orthodoxen Patriarchat von Karlovci, den bischöflichen Kapiteln und so manchen feisten Mönchlein und Pfäfflein, die nicht säeten und nicht ernteten, Segen fetter Ackerkrume zu; in Dalmatien schlug sich, dem in der Stadt wohnenden Pachtherrn zinsend, der Kolone ähnlich armselig durch freudlose Tage wie der Tschiftschija in Makedonien und der Kmet in Bosnien, und in Slowenien mit 250000 Hektar meist gebundenen Großgrundbesitzes trieb Landmangel jahraus jahrein Tausende von Bauernsöhnen in die Industriewerkstätten der neuen Welt. Zu all dieser geplagten und geschundenen, besitzlosen und rechtsbaren Kreatur drang im Leben wenigstens einmal, wie fernes Sturmglockengeläut, dumpfe Kunde von Serbien, das sich dem Gebildeten in volkswirtschaftlichen Lehrbüchern als das klassische Klein- und Freibauernland enthüllte. Als echte und rechte Bauernkriege hatten die Aufstände des Schwarzen Georg zwischen 1804 und 1813 und der Türkenfeldzug von 1878 dem Feudalismus das Grab geschaufelt und weit über neun Zehntel des Landvolkes als freie Eigentümer eines Anwesens bis zu zwanzig Hektar Umfang zurückgelassen; Großgrundbesitz war seitdem so verflüchtigt, daß nach der letzten Zählung nur acht Serben mehr als zweihundert Hektar ihr eigen nannten, und den Kleinen vor Wucher und Verfall zu schützen, entrückte das Gesetz von 1873 das Haus mit dem nötigen Vieh und Ackergerät, sowie fünf Joch Boden dem Pfändungsrecht des Gläubigers. Es bedurfte denn nicht erst der feierlichen Kundgebung des Prinzregenten Alexander vom 6. Januar 1919: „Jeder Serbe, Kroat und Slowene soll Eigentümer auf seiner Scholle sein. In unserem freien Staate darf es nur freie Eigentümer geben", um den Bauern ein Licht aufzustecken, daß die Zusammenfassung der Südslawen 1918 die gleiche soziale Revolution umschloß wie 1912 die Verdrängung der Türken aus Makedonien und Altserbien, und wie etwas Erwartetes wurde die Regierungsverfügung vom 25. Februar 1919 aufgenommen, die Tschiftschijas, Kmeten und Kolonen zu Eigentümern des von ihnen bebauten Landes ausrief und Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes im ganzen Staatsgebiet ankündigte.

Freilich sind bis heute zu dieser Agrarreform erst die entscheidenden Wegmarken abgesteckt, und wer einst ihre Geschichte schreibt, wird von

offenen und geheimen Widerständen derer, die im Besitz waren und sich drum im Rechte wähnten, ein Erkleckliches berichten müssen; daß sie es mit der Bauernbefreiung nicht ernst meine, ist der beliebteste Vorwurf, den von den großen Parteien jede gegen jede erhebt. Aber daß die Anhänger des ewig Gestrigen, wo sie auch stecken mögen, niedergezwungen werden, dafür bürgt, wenn alle anderen Bürgschaften fehlen sollten, das Erwachen des landlosen und landhungrigen Bauern; da er im Herbst 1918 beim Auseinanderfall der alten Bindungen auf eigene Faust dem Großgrundbesitz zu Leibe ging, tobte durch manche Striche Kroatiens und Slawoniens eine wahre Jacquerie, und heute wird er eher einem Mathias Gubetz, der sich die phrygische Mütze des Bolschewismus aufstülpt, durch Dick und Dünn folgen, als sich seiner Jahrhunderte alten Ansprüche auf das Herrenland entschlagen.

Neue Farben auf der Karte sagen wenig, österreichisch-ungarische Monarchie oder Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen sind an sich blutleere staatsrechtliche Begriffe, und ob in den Schulzimmern das bunte Bild Karls von Habsburgs oder Peter Karadjordjewitschs hängt, bleibt letzten Endes eine Äußerlichkeit. Aber daß von der Kuppe des Triglaw bis zum See von Ochrid, von der Ebene des Banats bis zur Adria zugunsten des Habenichts und Binnichts ein großer Besen die politischen Herrenrechte auf den Dung fegt und eine scharfe Pflugschar die ländlichen Besitzverhältnisse von Grund auf umwendet, daß Millionen und Millionen in den glühenden Schmelztiegel Europa geworfen werden, an dessen Rand sie bislang klebten, das ist der historische Inhalt und die umwälzende Bedeutung Südslawiens und die Bestätigung Swetosar Markowitschs, der, mit sozialistisch geschärftem Auge in die Zukunft spähend, schon vor fünfzig Jahren die nationale Einigung seines Stammes die revolutionärste Losung zwischen Wien und Konstantinopel genannt hat.

2

Serben, Kroaten und Slowenen sind ein Volk. Mögen auch bei uns gute Leutchen, denen der scharfe Luftzug der Weltgeschichte den Atem verschlägt, ein halbes Dutzend Einwände dagegen zusammenklauben, so hat die Verschiedenheit der Herkunft und Blutmischung, der Mundart und des Glaubens, des Entwicklungsganges und der geschichtlichen Überlieferung zwischen unsere Volksgenossen an Rhein und Oder, Nordmeer und Alpenseen mindestens so hohe Schranken gestellt, wie zwischen die einzelnen südslawischen Stämme; wenn die Südslawen keine Nation sind, so sind es die Deutschen auch nicht. Aber die deutsche Einigung traf ein vorbereiteteres Geschlecht. Inhalt alles Denkens und Fühlens war der südslawische Gedanke immer nur für die Sturmvögel, die kühne Schwingen

über den Sumpf und Staub des Alltags hinaustrugen; den gemächlichen Massen fiel, als ihre Sehnsucht sich kaum die Augen rieb, die Erfüllung schon in den Schoß. Diese Massen, die bis gestern in fünf verschiedenen Staaten, Österreich, Ungarn, Serbien, Montenegro und der Türkei lebten, sich in der Donaumonarchie wieder auf acht Länder, Krain, Kärnten, Steiermark, Küstenland, Dalmatien, Kroatien-Slawonien, Bosnien-Herzegowina und Südungarn, verteilten und im Lauf der Jahrhunderte ihre Geistesverfassung durch die türkische und venetianische, österreichische und magyarische Herrschaft, durch die katholische, die orthodoxe und die mohammedanische Religion, durch den deutschen, den italienischen und den russischen Kultureinfluß, durch die Hauskommunion, die Militärgrenze und die überseeische Auswanderung, durch die großserbischen, die großkroatischen und die großslowenischen Ziele bestimmt sahen, seelisch zur Einheit zusammenwachsen zu lassen, ist eine der Lebensfragen Südslawiens. Als Erbe böser Vergangenheit wirkt noch auf viele der Begriff Staat an sich wie ein Greuel, denn in der österreichisch-ungarischen und türkischen Zeit deckte er sich mit der Vorstellung einer Zwangsjacke. So denken sie, wie früher an dem fremden, heute an dem neuen, dem eigenen Staat vorbei und haben zwar kein entschiedenes Nein, aber auch kein herzhaftes Ja für ihn, sondern höchstens ein zögerndes Warum nicht? Diese Unfähigkeit, Neues innerlich zu erfassen, verschärft durch das „javašluk", die orientalische Gepflogenheit, die Dinge schleifen zu lassen und beileibe nichts zu überstürzen, ist für den Aufbau auf Trümmern bedenklicher als manches, was in der westeuropäischen Presse zu den Staat bedrohenden Bestrebungen aufgebauscht wird.

Am meisten machen die letzten Mohikaner der schon lange zu habsburgischen Lakaien herabgesunkenen Frankpartei von sich reden, aber ob sie bald in Triest mit italienischen Imperialisten liebäugeln, bald in Graz mit österreichischen Monarchisten verschwiegenen Händedruck tauschen, bald in Budapest mit magyarischen Nationalisten unter einer Decke stecken, in der Heimat wird ihr heißer Wunsch, Kroatien aus dem südslawischen Staatsgefüge herauszubrechen, unter einem Berg von Gelächter und Verachtung begraben. Allerdings läßt, eine südslawische Nation leugnend, auch der Bauernführer Stefan Raditsch in jeder seiner wirren Brandreden das lockende Bild einer großkroatischen Bauernrepublik aufsteigen, die außer Kroatien und Slawonien noch Dalmatien und Bosnien umfassen soll, und wie zum Ausgleich lebt der ehedem von Paschitsch und seinen Getreuen vertretene großserbische Gedanke, Verschmelzung von Bosnien-Herzegowina und der serbischen Teile Ungarns mit Montenegro und dem Königreich der Karadjordjewitsch, in der Neusatzer „Zastava" weiter, in der Jascha Tomitsch, ähnlich wie Raditsch, lärmend die Lehre vertritt,

daß Serben, Kroaten und Slowenen zwar nahe verwandte Völker, doch nicht ein Volk seien. Aber die sich, gleich Hebbels Meister Anton, in einer Welt nicht mehr auskennen, in der die Erfüllung reicher war als ihre Erwartung, sind doch nur Einspänner, für Bestand und Entwicklung des Staates im äußersten Fall so wenig bedeutsam wie die Stockpreußen und Urbayern, die sich 1871 mit dem Deutschen Reich nicht abfinden konnten. Denn von den großen Parteien, auf die es ankommt, tun die serbischen Altradikalen schon durch ihr verändertes Firmenschild: Südslawische radikale Partei ihre neue Einstellung kund, die Demokraten betrachten in ihrem Satzungsentwurf „das Volk der Serben, Kroaten und Slowenen als nationale Einheit" und nennen sich mit besonderem Stolz die „staatsschaffende Partei", der kroatische Nationalklub hat in seine Grundsätze „die nationale und staatliche Einheit aller Serben, Kroaten und Slowenen" aufgenommen, die christlichsoziale Slowenische Volkspartei ist ausdrücklich „auf den Standpunkt der Staats- und Volkseinheit" getreten, die Sozialdemokraten haben schon 1909 das Banner der nationalen Einigung aufgepflanzt, und für die Kommunisten sind die Namen Serben, Kroaten und Slowenen nur untergeordnete regionale Bezeichnungen wie Bosnier, Dalmatiner, Montenegriner und Syrmier; sobald die Seele des südslawischen Menschen in einem politischen Willen Form wird, offenbart sie sich als entschiedene Bejahung des jungen Staates!

Aber mögen die politischen Führer, die Paschitsch und Protitsch, die Pribitschewitsch und Dawidowitsch, die Lorkowitsch und Koroschetz, ihr Handwerk noch so gut verstehen, sie alle wurzeln in weit kümmerlicheren Verhältnissen. Vor den Balkankriegen zählte Serbien kaum drei Millionen Einwohner, Kroatien und Slawonien 2600000, Bosnien und Herzegowina 1700000, Dalmatien 600000, Krain eine halbe Million, und Montenegro war eine Staatsspielschachtel mit der Bevölkerung einer Stadt wie Stettin. Das Leben unter solch engen Bedingungen und in der Zeit, da über dem zerrissenen und geknechteten Südslawentum in dicken Schwaden eine verbrauchte und stockige Luft lagerte, hat Milan Pribitschewitsch, der philosophisch begabte unter vier öffentlich tätigen Brüdern, einmal mit feiner Strichzeichnung festgehalten. „Kleinstädter", heißt es da, „waren wir alle. Ganz Serbien war in dieser Hinsicht wie ein großes Dorf, ganz Kroatien wie ein zweites, ganz Bosnien wie ein drittes. Im Dorf sitzen Sonntags nachmittags die alten Weiber und Männer auf Bänkchen vor den Häusern und betrachten alle Vorübergehenden. Alles sehen sie und wissen, wohin der geht, mit wem er zusammentreffen, über was er lachen wird. So haben wir auch Politik getrieben. Im Kaffeehaus gab es einen Tisch, an dem eine Gruppe saß. An einem zweiten saß eine andere. Ganz Agram sah jeden Tag all seine Politiker. Es wußte, wie vielmal einer am

Tisch gelacht hatte. Ebenso Belgrad. In beiden Zentren saß man auch Sonntags nachmittags in der Außenstadt vor den Häusern und musterte die Vorübergehenden, im Innern der Stadt schaute man durch die Fenster und sah wieder alles, oder man wandelte auf dem Korso und sah alles. Und immer beredete man alles. Und stets glaubte man alles, was man hörte. Niemals wurde untersucht. Kleinstädtisch lebte man in der Gesellschaft, kleinstädtisch führte man die Politik." Die Männer dieser kleinen Maßstäbe, in einen Staat hineingestellt, der immerhin fast so groß ist wie Italien und nahezu so viel Einwohner umfaßt wie Schweiz, Dänemark, Schweden und Norwegen zusammengenommen, fühlen sich oft so unbehaglich, als schlottere ihnen ein zu weites Gewand um den Leib.

Da überdies die Unbestimmtheit der Grenzen und des Staatsgebiets lange die Ausschreibung von Wahlen verbot und die vorläufige Volksvertretung sich nach Übereinkunft aus Abgeordneten der schon vor dem Kriege in den verschiedenen südslawischen Gebieten bestehenden öffentlichen Körperschaften bildete, sind fast alle Mitglieder des Belgrader Parlaments Mandatsträger einer in grauen Fernen liegenden Vergangenheit; zum kroatischen Sabor wurde 1913, zur serbischen Skupschtina, zum dalmatinischen und zum bosnischen Landtag 1910 das letztemal gewählt, und das Ergebnis der Gemeindewahlen in Kroatien und Slawonien, der ersten großen Probe des allgemeinen und gleichen Stimmrechts, hat schon durch den kommunistischen Erfolg in allen größeren und kleineren Städten bewiesen, daß jedenfalls die Versammlung im Belgrader Konak den Willen des Volks höchst undeutlich wiedergibt. Da endlich wie in jedem wirtschaftlich zurückgebliebenen Lande die grundsätzlichen Unterschiede zwischen den nichtsozialistischen Parteien reichlich verschwommen sind und der politische Kampf starker persönlicher Würze oft nicht entbehrt, lähmen fast seit Anbeginn zwei gleich starke Gruppen, Radikale, Nationalklub und Volkspartei auf der einen, Demokraten und Sozialisten auf der andern Seite, im zähen und erbitterten Ringen um die Macht sich und die parlamentarische Arbeit und die Entwicklung des Ganzen; eine Kabinettskrise, oft Monate dauernd, löst die andere ab, und das Unglücksparlament hängt in der Regel dem jungen Staat wie ein Mühlstein am Halse.

Wenn Stojan Nowakowitsch sein bekanntes Buch „Zwanzig Jahre Verfassungspolitik" mit der Feststellung beginnt, daß ohne jeden Zweifel kein Land sich mit seiner Verfassungsgesetzgebung so geplagt habe wie Serbien, so ist auch in Südslawien über dem Hin und Her der Parteien und unter dem Ach und Krach ihrer Zänkereien nichts so sehr ins Hintertreffen geraten wie die konstituierende Akte des jungen Staates; heute, fast eindreiviertel Jahr nach seiner tatsächlichen Gründung ist das Verfassungswerk noch nicht weiter gediehen als bis zu zwei unverbindlichen

Entwürfen, deren einer, ein offizieller, Protitschs Vaterschaft nicht verleugnet, und deren anderer, privater Art, von Doktor Smodlaka stammt. Aber diese Versuche, Gewordenes und Werdendes in Paragraphen einzufangen, dienen höchstens als Fahnen in dem Kampf, der bei den Wahlen für die verfassunggebende Versammlung wie in der Konstituante selbst entbrennen wird. Zentralisten und Dezentralisten gehen aufeinander mit Knüppeln los. Auf dem äußersten Flügel jener stehend, heischen die Demokraten als logische Folge der nationalen Einheit und Einigung „Einheitlichkeit der staatlichen politischen Gewalten und Geschäfte im ganzen Staatsgebiet", als Kerntruppe dieser verlangt der Nationalklub für sämtliche Angelegenheiten, die nicht wie Auswärtige Politik, Heerwesen, Zoll- und Handelsgesetzgebung gemeinsam sind, „als Träger weitgehendster Länderautonomie gewählte Landesvolksvertretungen und ihnen verantwortliche Landesregierungen". Aber auch die verbissensten Verfechter eines nicht nur um eine Sonne kreisenden Staatsgebildes irren nicht von der staatlichen Einheit ab, und die überzeugtesten Anhänger einer zusammenfassenden Verwaltung sehen ein, daß sich etwa in der Schulfrage Gegenden wie Makedonien mit rund 100 Prozent und Slowenien mit fast 0 Prozent Analphabeten unmöglich über einen Kamm scheren lassen; auch die Demokraten sind darum für eine Entspannung des zentralistischen Grundsatzes durch ausgedehnte Selbstverwaltung der Provinzen, Kreise, Bezirke und Gemeinden. Brennpunkt des Streites ist, neben der Teilung der gesetzgebenden Gewalt, die Frage der politischen Einheiten von ehegestern, denn während die einen, die „historischen Grenzen" mit unerbittlichem Schwamm von der Tafel wischend, den ganzen Staat hauptsächlich nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten in eine Anzahl Verwaltungsbereiche neu gliedern möchten, sträuben sich die anderen gegen den Pinsel, der das Königreich Serbien, das Königreich Montenegro, das dreieinige Königreich Kroatien-Slawonien-Dalmatien, das Herzogtum Krain und was nicht sonst unter gleichmäßigem südslawischen Anstrich verschwinden läßt, und setzen sich, wenn auch mancher von allzu schroffem Zentralismus Unfreiheit und Polizeidruck wie im napoleonischen Frankreich befürchtet, dem Vorwurf aus, daß sie die alten Wälle als Schutzwehr für alte Vorrechte ansehen.

Sind die überlieferten Parteien erst einmal auf der Tenne des allgemeinen und gleichen Stimmrechts geworfelt worden, wird viel Altüberkommenes wie Spreu vor dem Winde verflogen sein. Daneben aber fließt neuer Wein in neue Schläuche. Die Kommunisten zwar werden einige Segel einziehen müssen, denn die soziale Revolution in den Balkanländern, die ein Aufruf der Moskauer Internationale für eine nahe Zukunft ankündigt, wird an der Bauernparzelle zu schanden; auch die klügeren Köpfe unter den Führern, die Laptschewitsch, Topalowitsch und Radoschewitsch

erkennen, daß nach gründlich durchgeführter Agrarreform ein Volk bäuerlicher Besitzer für die kommunistische Lehre harte Ohren hat und stellen ihre Taktik darauf ein; um so eher ist, neben den Sozialdemokraten in der Gefolgschaft Koratschs, Bukschegs und Kristans, ein seine Mitarbeit nicht weigernder Kommunismus zur Durchsäuerung des Staates mit sozialem Geist berufen. Gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen eifert und für die Umwandlung des Lohnarbeiters in einen Genossenschafter schwärmt auch die sich meist aus dem akademischen Nachwuchs ergänzende Schar, die Jascha Prodanowitsch, einer der fähigsten unter den anerkannten Politikern, in Belgrad um den republikanischen Gedanken sammelt, und soziale Gleichheit sowie Verstaatlichung der wichtigsten Großgewerbe leuchtet von der Fahne allgemeiner Erneuerung, die Milan Marjanowitsch in Agram entfaltet, ein vom reinsten Wollen getriebener und mit seltener Eindringlichkeit des Blicks begabter jüngerer Publizist; sein Buch „Das zeitgenössische Kroatien" verdiente längst als Musterleistung und Offenbarung alle Ehren der Übersetzung in westliche Sprachen. Wie die republikanische Partei, die bei den Wahlen auf starken Zulauf auch aus der Bauernschaft rechnet, „mit allen Kräften an der Befestigung der nationalen Einheit zu arbeiten" verspricht, müht sich die Obnova-Bewegung, eine südslawische Ideologie zu schaffen. Bestrebt, auf rationalistischer Grundlage, unter der Diktatur der Vernunft, durch Erziehung zum tätigen Leben die Südslawen „zu einem der wertvollsten und fortgeschrittensten Völker Europas zu machen", arbeitet Marjanowitsch nicht ohne Erfolg an der Formung eines „neuen Zivilisations- und Kulturtyps, der aus der Synthese Europas und Asiens, des Orients und des Westens, des europäischen Nordens und Südens, aus der Synthese der slawischen, romanischen, germanischen und orientalischen Kultur hervorzugehen hat".

In einem Lande, das oft fremder Herrschaft, stets fremdem Einfluß unterlag und bald eine Million Deutscher und etliche Hunderttausend Magyaren und Rumänen beherbergt, sind die Siedlungen der zur Ausprägung nationaler Kultur vorbestimmten Schicht, des Bürgertums, nur insoweit in der Wolle gefärbt südslawisch, als sie auf der Zwischenstufe zwischen Stadt und Dorf stehen, denn wie dalmatinischer Stolz gelegentlich darauf hinwies, daß Kroatien keineswegs das kroatischste Land sei, so sind Agram und Osijek mit ihrem starken deutschen Einschlag keineswegs die kroatischsten Städte; auch die Mittelpunkte der anderen Gebiete atmen deutschen und italienischen, magyarischen und türkischen Hauch, und selbst das gewiß rein serbische Belgrad nannte der glänzendste Geist des ganzen jüngeren Südslawentums, der früh verstorbene Jowan Skerlitsch, eine merkwürdige Mischung von Morgenland und Abendland, „wo mehrere Zeitalter, mehrere Volksstämme, mehrere Rassen und mehrere Zivilisationen

zusammengestoßen sind". Der Bauernschaft dagegen fehlen noch vielfach die nötigsten Voraussetzungen zur Bildung eigenwüchsiger Kultur. So wenig ist mit Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie der Südosten Europas in die Nacht der Barbarei versunken, daß vielmehr Österreich-Ungarn allezeit das Unterrichtswesen als Werkzeug des Teilens und Herrschens schnöde mißbrauchte; in Bosnien erfuhr der kleine Serbe zu seiner Verblüffung vom Lehrer und aus seiner Fibel, daß er die „bosnische" Sprache spreche, und für den Kroaten aus Dalmatien galt die einzige kroatische Hochschule in Agram als Auslandsuniversität, deren Semester bei Prüfungen und Staatsanstellungen nicht zählten. Ganz allgemein aber erinnerte das Wiener und Budapester „Kulturträger"tum unter den Südslawen an jenes Gesetz im Staat Virginia, das den Frevel, einen Negersklaven lesen und schreiben zu lehren, mit fünfundzwanzig Peitschenhieben ahndete. In Istrien fand kaum mehr als die Hälfte der pflichtigen Kinder Gelegenheit zum Schulbesuch; in Dalmatien gab es in über dreihundert Dörfern kein Schulhaus; in Kroatien und Slawonien stehen reichlich eine Million Erwachsener, in Agram allein rund 20000, dem ABC fremd gegenüber, und in Bosnien und Herzegowina, deren langjähriger Landeschef Kallay einen Gendarmen für wichtiger und wertvoller erklärte als fünf Lehrer, zeugen fast neunzig Prozent Analphabeten eindringlich genug gegen vier Jahrzehnte österreichisch-ungarischer Herrschaft. Den gesamten Nachwuchs des Volkes mit geregeltem Unterricht zu versorgen, müßten über Nacht sechstausend Schulen aus dem Boden schießen, und der junge Staat hat, unter den Folgen des Krieges leidend, Ebbe in den Kassen. Trotzdem wird, während überall gebildete Laien Kurse zur Ausrottung des Analphabetentums unter den Erwachsenen abhalten, die Belgrader Universität um die fehlende medizinische und um eine landwirtschaftliche Fakultät erweitert, die Universität Laibach, den Slowenen früher so lange strittig gemacht, hat, wie auch die neue Technische Hochschule in Agram, ihre Vorlesungen begonnen; dazu vermehren, um nur einige Gründungen der letzten Zeit zu nennen, eine Rechtsakademie in Maria-Theresiopel, ein Pädagogikum in Agram, eine Handelsakademie in Ragusa, Handelsschulen in Üsküb und Monastir und ein drittes Mädchengymnasium in Belgrad die Pflanzstätten eines Geschlechts, das eines Tages mit der Verdrängung der südlichen durch die östliche serbokroatische Mundart und der Kyrillitza durch die Latinitza auch den Slowenen den Übergang zur gemeinsamen Schriftsprache erleichtern wird.

Daß neben der geistigen Erziehung des Volkes die wirtschaftliche Entwicklung des Landes die Wirklichkeit Südslawien doppelt wirklich macht, ist nicht nur dem in den Vereinigten Staaten geschulten Obnova-Führer klar. Allerdings scheint heute das wirtschaftliche Leben trostloser Zerrüttung

anheim gefallen. Die zehn ägyptischen Plagen, die keinem der in den Weltkrieg hineingerissenen Staaten erspart bleiben, Lebensmittelwucher, Kohlenmangel, Wohnungsnot, Rohstoffleere, Verkehrslähmung, Streikfieber, Schiebertum, Korruption, Seuchen und Verbrechen, hausen auch in Südslawien in erschrecklichem Maße, und mangelnde Fähigkeit, durch Lösung der Valutafrage den serbischen Dinar mit der südslawischen Krone ins Gleichgewicht zu bringen, schwächliche Scheu vor derb zupackender Besteuerung und gründlich verfehlte Ein- und Ausfuhrpolitik haben zu Zeiten das südslawische Geld auf den beklagenswerten Stand der österreichischen Valuta herabgewirtschaftet. Aber vorderhand ganz auf Ackerbau und Viehzucht eingestellt, ist das Land an sich fruchtbar, reich und begnadet, mit allen Schätzen bedacht, die auf der Oberfläche der Erde wachsen und in ihrem Schoß sich recken, befähigt, nach einigen Jahrzehnten günstiger Entwicklung Fichtes geschlossenen Handelsstaat wahr zu machen; wegen seiner Zukunftsaussichten verglich ein Schweizer Blatt neulich Südslawien nicht zu Unrecht einem kleinen Amerika. Die habsburgische Herrschaft hat auch auf diesem Felde spottwenig geleistet. So weit es nicht um strategische Zwecke ging, bauten Österreicher und Magyaren Eisenbahnen, um den Verkehr zu hemmen und innerlich Zusammengehöriges auseinanderzureißen. Durch gute Verbindungen war Kroatien an Ungarn gekettet, aber auf begonnenen Bahnstrecken, die es enger an Krain, dem gegebenen Absatzmarkt seiner Feldbauerzeugnisse, anschließen sollten, wucherte seit Jahr und Tag Unkraut und Gras; die Fahrt von Kroatien nach Bosnien, von Agram nach Banja Luka, war eine Eichendorffsche Postkutschenidylle mit 25 Kilometer „Geschwindigkeit" die Stunde; an der ganzen langen dalmatinischen Küste wand sich gerade von Ragusa eine Schmalspurbahn ins bosnische Hinterland; die von Spalato ausgehende Strecke brach schon nach wenigen Dutzend Kilometern in Senj ab; sonst war Dalmatien, nur zu Wasser erreichbar, auf die Handelsverbindungen mit dem Innern angesehen, im Zeichen des Dampfes und der Elektrizität übler daran als im Mittelalter, wo wenigstens die alten Römerstraßen mit Saumtierkarawanen belebt waren. Hier muß auf Schritt und Tritt Neues erstehen, und bei aller Zerfahrenheit fühlt man dem hart schlagenden Puls des Wirtschaftslebens ab, was Land und Volk brauchen. Wie rege industrielle Gründungslust überall neue gewerbliche Unternehmungen hervorlockt und der Geldmarkt durch häufige Einlageerhöhungen der großen und kleinen Banken frisch bewegt ist, so steht die Bahnverbindung nicht nur Bosniens, sondern auch Makedoniens mit der Adria auf der Tagesordnung der nächsten Zukunft und wird mit anderen Eisenbahnbauten und der einheitlichen Münz-, Zoll- und Handelsgesetzgebung die bisher auch wirtschaftlich getrennten Teile des jungen Staates fest zusammenfügen.

Mehr als alles aber verleiht die politische Mündigsprechung und soziale Befreiung der bäuerlichen Massen dem jungen Staat ein festes Knochengerüst und treibt das Blut durch alle seine Adern und Äderchen. Müßte der makedonische Tschiftschija, der bosnische Kmet, der dalmatinische Kolone und der kroatische Landproletarier auch weiterhin sein schweres Joch schleppen, so hätte er, nüchtern und hallenden Worten schwer zugänglich, für den neuen Staat nur ein Achselzucken. Aber durch seine Verwandlung in einen freien Besitzer wird er ebenso zum bewußten und entschlossenen südslawischen Bürger, wie die Zuteilung von Parzellenland aus dem Leibeigenen der Feudalherren Ludwigs XVI. den citoyen français machte. Indem sie derart ein Bauernvolk zu einer Bauernnation erhebt, vollendet und befestigt die politische und soziale Umwälzung erst die nationale Revolution.

3

Da der Widerstreit russischen und österreichisch-ungarischen Ausdehnungsdrangs auf der Balkanhalbinsel die Südslawen verdammt hatte, stets nur Objekt der großen Politik zu sein, riß der Zusammenbruch der zarischen Macht und die Auflösung der habsburgischen Herrlichkeit sie mit unwiderstehlicher Logik zur Rolle des sich selbst bestimmenden Subjekts empor; Vorbedingung für ihre Befreiung und Einigung war ebenso die Entlastung Serbiens vom Druck Rußlands wie der Zerfall der Donaumonarchie, und sofern die Gründung des freien und selbstständigen Südslawenstaates auch weltpolitisch tieferen Sinn in sich birgt, ist es die dauernde Ausschaltung jedweden imperialistischen Gelüsts vom Südosten unseres Erdteils; Nation geworden, ist das südslawische Volk endgültig aus der untertänigen Rolle der Raja herausgeschlüpft.

Doch als verspürte der Imperialismus den horror vacui, drängt sich italienisches Ausbreitungsstreben in die von Rußland und Österreich-Ungarn gelassene Lücke. Obschon das Londoner Abkommen, durch das die Entente Italien, Preis für Aufnahme der Waffen, im April 1915 erhebliche Fetzen südslawischen Stammesgebiets an der Adria verhieß, den Weiterbestand des Habsburgerreiches voraussetzte, zog der römische Imperialismus im November 1918 in Görz und Tolmein, in Istrien und Dalmatien seine Fahne über Landstrichen auf, die in der gesunden Gesichtsfarbe rein südslawisch und höchstens mit italienischen Sommersprossen leicht gesprenkelt sind; nicht Schlußstein nationaler Einigung, sondern Eckstein künftiger Mittelmeerherrschaft und endlicher Welteroberung soll für die Wortführer eines größeren Italien das umstrittene Gebiet am Azurmeer sein, und Südslawien fühlt um so mehr eine würgende Faust am Leben, als der Staat nur durch die Lunge seiner adriatischen Küste die frische Salzluft des Weltmeers und Weltverkehrs einatmet und im besonderen Fiume sein

einziger mit allen natürlichen und künstlichen Vorbedingungen versehener Seehafen ist. Über alle Unterschiede des Stammes und der Partei hinweg ist denn, vom Isonzo bis zum Wardar, von den Klerikalen bis zu den Kommunisten, das südslawische Volk in der Abwehr nicht nur der Schnappbahnstreiche d'Annunzios, sondern der italienischen Ansprüche überhaupt einig.

Aber ist Italien ein Glied, so ist Südslawien keine Schöpfung der Entente. Sein eigentlicher Geburtstag fällt auf den 7. Juli 1917, an dem Paschitsch für das Königreich Serbien und Trumbitsch für die Südslawen Österreich-Ungarns den Vertrag von Korfu unterzeichneten. Beide Teile haben auch teuren Preis gezahlt, bis der Gedanke ins Leben sprang. In dem Kampf „für Freiheit und Unabhängigkeit des serbischen Volkes und des Südslawentums", wie es schon im Aufruf des Thronfolgers Alexander vom 4. August 1914 heißt, hat Serbien die Hälfte seiner männlichen Bevölkerung gelassen, und Not und Elend des Krieges haben auch die nicht waffentragenden Massen breit gelichtet; allein der schauerliche Rückzug durch das vereiste und verregnete Albanien im Herbst 1915 vernichtete 150000 Männer, Frauen und Kinder; über ein Viertel des Volkes ist durch die Schreckensjahre 1914 bis 1918 ausgetilgt; es ist, als wenn Deutschland achtzehn Millionen Toter beklagte. Aber auch die Südslawen des Habsburgerreichs harrten nicht unter blauem Himmel mit vergnügten Sinnen auf den Tag der Einheit und Freiheit. Von den im Rahmen der Ententeheere fechtenden Legionen ganz zu schweigen, deren Grabkreuze bis Sibirien stehen, hatten gleich von Kriegsbeginn an Syrmien und Bosnien kaum Holz genug für k. und k. Galgen, um „Hochverräter" daran zu knüpfen; auf einer Liste von endlos furchtbarer Länge liest sich hinter jedem Namen ein Erschossen oder Gehängt, und die trockene Guillotine der Zuchthäuser, Gefängnisse und Lager erledigte weitere Tausende.

Ein Volk, das so viel gekämpft und geduldet hat, ist um so weniger geneigt, vor der Entente als stummer Hund dazustehen, als manchem ihrer Staatsmänner bei Bildung Südslawiens zu Mut war, wie der Henne, die das von ihr ausgebrütete Entlein ins Wasser gehen sieht. In der Adriafrage hat denn die Haltung von Paris und London, wo man anfangs nur ein höfliches Achselzucken und verlegenes Bedauern und schließlich gar die grobe Sprache eines Ultimatums für den kleinen Bundesgenossen hatte, gründlich verstimmt und ergrimmt, und ob englische und französische Banken und Handelsgesellschaften in den größeren südslawischen Städten ihren Laden auftun, ob in Belgrad der Klub „Les amis de la France" vielfältig wirbt, ob französische Professoren der südslawischen Unterrichtsverwaltung ausgeliehen werden, ob Agram eine französische Handelsschule erhalten hat, ob der englische Serbian Relief Fund für südslawische Kriegs-

beschädigte Handwerks- und Ackerbauschulen errichtet, daß der Friedensvertrag unter dem Deckmantel des Schutzes nationaler Minderheiten den Großmächten jederzeit eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes gestattet, und daß das hart mitgenommene Serbien bei Ausschüttung der deutschen Milliarden, kaum mit Unrecht, an die Wand gequetscht zu werden fürchtet, hat die erst hitzige Freundschaft dem Gefrierpunkt nahegebracht. Auf dem Forum finden die Staatsmänner zwar noch die üblichen Redensarten von der „Treue zu den Alliierten" und den „herzlichen Beziehungen zu den Westmächten", aber wenn „Epoha" höhnt, daß die Verbündeten, im Herbst 1915 um Hilfe angegangen, nur Pioniere gesandt hätten, um Serbien zu begraben, wenn „Novo Doba" feststellt, daß das österreichisch-ungarische Ultimatum die Souveränität des serbischen Staates nicht so verletzt habe wie der Vertrag von St. Germain, wenn „Trgovinski Glasnik" betont, daß den Kleinen Gleichberechtigung mit oder gar Vorrang vor den Großen nur bei Aufbürdung der Opfer, nicht aber bei Verteilung der Früchte zugestanden werde, wenn „Hrvat" unterstreicht, daß die Friedenskonferenz statt Gerechtigkeit nur eine Fülle von Ungerechtigkeit ausgesät und, statt die Ursachen künftiger Kriege auszutilgen, die Saat neuer Verwicklungen ausgestreut habe, wenn „Politika" einen Schläfer heißt, wer noch an die verschiedene Bewertung des befreundeten Serbien und des feindlichen Bulgarien durch die Großen glaube, wenn „Republika" den Ententehäuptern Handelsgeschäfte nachsagt, bei denen nicht mit toter Ware, sondern mit lebenden Völkern geschachert werde, wenn „Rijetsch SHS" die großen Bundesgenossen groß an Kraft und Stärke, aber „noch größer an Selbstsucht, Habgier nach fremdem Gut und Ungerechtigkeit" nennt, wenn „Narodna Politika" das Verhalten der Entente zu den kleinen Völkern der schrecklichen Liebe der Medea zu ihren Kindern vergleicht, so ist all das nur der noch gedämpfte Widerhall allgemein verbreiteter Auffassung. Von den Verbündeten ausgehende Pläne stoßen darum auf größtes Mißtrauen; Versuch, die Südslawen gegen deutsche Revanche und russischen Bolschewismus als Kanonenfutter zu verbrauchen, erfuhr der Donaustaatenbund runde und klare Abweisung, und von einer großen Belgrader Kundgebung gegen Italien klang es drohend zu „d'Annunzio, Nitti, Lloyd George und den andern Imperialisten" hinüber, daß man jetzt mit jedem sein werde, „sei es Scheidemann, Lenin oder wer immer", und die Agramer „Novosti" erörterten zugleich die Möglichkeit, den Überschuß südslawischen Getreides an Deutschösterreich und Deutschland zu geben statt an Frankreich, „dessen Staatsmänner zusammen mit den englischen und italienischen uns das Messer an die Kehle setzen".

Zwischen dem deutschen und dem südslawischen Volk liegen etliche Quadratmeilen strittigen Bodens im Kärntner Abstimmungsgebiet; als

deutsche Rosinen stecken hier ein paar Städte im slawischen Kuchen, und die Beschwerden der Slowenen gegen die Behandlung durch teutschtümelnde Herrenmenschen in Habsburgs Tagen verwickeln die Lage ebenso wie beschränkt gehässige Kirchturms-Gesichtspunkte beim Stimmenfang. Aber im ganzen trägt es noch heute seine Früchte, daß neben den mehr schneidigen als gewinnenden Geschäftsträgern Wilhelms II. der deutsche Geist in den Goethe, Schiller und Heine, den Hegel, Marx und Nietzsche, den Liebig, Helmholtz und Haeckel seine Botschafter bei den Südslawen unterhielt; an der Formung der serbischen, der kroatischen und erst recht der slowenischen Seele hat deutsche Kunst und Wissenschaft ihr gerüttelt Maß Teil, und heute vermögen die Heinrich Mann, die Friedrich Wilhelm Foerster, die Albert Einstein Werber für das zu werden, was an Deutschlands Sache gut und ewig ist. Auch die wirtschaftlichen Fäden zwischen beiden Völkern flochten sich schon vor dem Kriege jedes Jahr enger und fester, und angesichts der Überflutung des Landes mit Ententeschiebern und -waren regt sich ganz von selbst die Sehnsucht nach den deutschen Industrieerzeugnissen, die der Eigenart der Abnehmer oft besonders angepaßt waren und überdies jetzt und noch lange neben der Einfuhr aus den Ländern der hohen Valuta den lockenden Reiz der Erschwinglichkeit haben; eine Mahnung unter vielen war es, wenn die Belgrader Handelskammer unlängst das Bedürfnis, die Handelsbeziehungen zu Deutschland so bald wie möglich zu ordnen, für unabweisbar und unzweifelhaft erklärte. Und da Südslawien mit der fruchtbaren pälagonischen Ebene, mit der fetten kroatischen und slawonischen Erde, mit dem üppigen Boden der Batschka und Baranja eine der reichsten Kornkammern Europas zu werden verspricht und die Donau die natürliche Straße nach der Mitte des Erdteils, nach Deutschösterreich und Deutschland ist, muß Logik der Tatsachen die beiden sich ergänzenden Wirtschaftsgebiete zusammenbringen. Zur Zeit der demokratisch-sozialistischen Regierung in Belgrad schien sogar die Neigung nicht allzu fern, die Staaten mit demokratischer Verfassung und sozialistischem Einschlag im Südosten und im Herzen Europas, Südslawien und die Tschechoslowakei, die deutschösterreichische und die deutsche Republik, gegen den Einfluß der alten kapitalistisch-imperialistischen Länder Frankreich und England irgendwie zu verknüpfen.

Aber Honig für Alldeutsche steckt in diesen Blüten nicht. Nur ein Deutschland, das den Traum Berlin-Bagdad ausgeträumt hat und dem die kriegerische Rüstung vom Leibe gesprungen ist, vermag die Abneigung der Südslawen zu entwaffnen, deren Hoffnungen sich, je nach der politischen Meinung, den Vereinigten Staaten Wilsons oder dem Rußland Lenins zuwenden, weil sie einer wie immer benannten Macht- und Mächtepolitik nicht mehr als Vorspann dienen wollen. Da Frankreich die südslawischen

Freunde um der „lateinischen Schwester" willen im Stich läßt, da England, Budapest als archimedischen Punkt für die Balkanhalbinsel nehmend, sich hinter die Magyaren steckt, da Italien nach hundertfach erprobtem imperialistischen Rezept bald durch den montenegrinischen Nikola, bald durch albanische Banden den Südslawen ein Feuerchen anzündet, wächst und vertieft sich bei ihnen die Erkenntnis, die einer der Leitgedanken meines Buches „Südosteuropäische Fragen" ist, daß alles Unheil der kleinen Völker im europäischen Südosten ihrer Ausnutzung, Verhetzung und Hinopferung durch die Weltmächte entfließt und nur der dauernde und enge Zusammenschluß der Kleinen gegen die Großen schlimmem Schicksal wehrt! Dazu ist die Einfügung Bulgariens, das der italienische Imperialismus nur zu gern als Dolch gegen den Rücken des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates zücken möchte, der nächste Schritt. Serben und Bulgaren, die alle großen Wortführer der südslawischen Einigung nie als Zweiheit, stets als Einheit angesehen haben und deren Sprach- und Stammesgebiet unmerklich und unscheidbar ineinander verläuft, trennt heute ein Meer von Haß, aber wie das Belgrader Sozialistenblatt schon Anfang Dezember 1918, angesichts noch rauchender Blutlachen, mit dem bulgarischen Volk nicht nur die besten nachbarlichen Beziehungen, sondern die vollkommene Gemeinschaft zu wünschen wagte und schrieb: „Das bulgarische Volk ist dasselbe wie wir: wir sind einer Abstammung und Herkunft, wir sprechen eine Sprache und haben fast die gleichen ethnischen Eigenschaften", so hält man in Kroatien weit und breit den Bulgaren gegenüber die Politik Bismarcks gegen Österreich nach Königgrätz für die beste, und in Slowenien herrscht die Überzeugung vor, daß erst mit dem Anschluß Bulgariens an den SHS-Staat die südslawische Frage wirklich gelöst wird. In Bulgarien gar ist der Drang nach Annäherung an die übrigen südslawischen Stämme so mächtig, daß er sich schon zu unmittelbarem Anerbieten des Ministerpräsidenten Stambuliski in Belgrad verdichtet hat.

Die Verbindung der Bulgaren mit ihren serbischen, kroatischen und slowenischen Blutsbrüdern macht den südslawischen Staat zum Kern eines neuen Balkanbundes, der, als Wall gegen imperialistische Gelüste der Großmächte, bereits heute nicht nur in den Kaffeehäusern lebhaft erörtert wird. Rumäniens Ansprüche auf südslawisch besiedelte Teile des Banats und gewisse Bukarester Träume von einer Balkanvorherrschaft verärgern zwar in Südslawien ebenso sehr wie der gesunde Appetit, mit dem Griechenland ganz Thrazien verspeist und, wenigstens durch den Mund nationalistischer Heißsporne, auch südslawisch gewordene Städte wie Monastir, Doiran und Strumitza als hellenisches Erbgut anspricht; nicht minder harrt die Frage Albaniens, das mit einem Fuß im homerischen Altertum, mit dem andern im frühen Mittelalter steht, der Lösung,

die nur als Verwaltung des Landes durch seine Anrainer Südslawien, Bulgarien und Griechenland unter Aufsicht und mit Unterstützung des Völkerbundes lückenlos ist. Aber wenn nicht das Ränkespiel eines irgendwie angestrichenen Imperialismus an einem heute noch strittigen Punkte den Keil ansetzt, um den Balkan wie so oft in seine Stücke auseinanderzusprengen, so marschiert das Bündnis Südslawiens, Bulgariens, Griechenlands und Rumäniens; sofern Ungarn, was freilich Zweifel weckt, nicht zu spät in ein demokratisches Gewand schlüpft und, sein eingebildetes Herrenrecht über fremde Völker preisgebend, sich bei seinen wahren Stammesgrenzen bescheidet, könnte es den Bund der Staaten an der unteren Donau vollenden, den Kossuth schon vor zwei Menschenaltern aus den Nebeln einer gärenden Zeit sich formen sah. Mit der tschecho-slowakischen Republik, der es durch die gemeinsame historische Geburtsstunde zwillingshaft verbunden ist, unterhält Südslawien heute schon herzlichste Beziehungen, ausgedrückt durch Journalistenfahrten und Turnfeste, durch tschecho-slowakische Zöglinge auf der Belgrader Kriegsakademie und tschecho-slowakische Offiziersstudienreisen in Südslawien, durch einen serbokroatischen Lehrstuhl an der Prager Hochschule und Masaryk-Feiern in Belgrad, Agram und Laibach. Ob nun der nahe oder ferne Beitritt Ungarns die unmittelbare Brücke schlägt oder nicht, auf jeden Fall deckt die Tschecho-Slowakei einem antiimperialistischen Bund kleiner Völker die Flanke, der die Einteilung des europäischen Südostens in „Interessensphären" nicht mehr zuläßt und allen von Machtwahn und Herrendünkel Besessenen ein Dorn im Auge sein wird.

Wer aber weder für überlieferte Schichtung von Nationen das Gesetz der Trägheit anerkennt noch im Zufall den Gott der Historie sieht, darf sinnend und nicht ohne Bewegung betrachten, wie, neben den andern, die Südslawen, mit Hegel zu reden, als „selbständiges Moment in der Reihe der Gestaltungen der Vernunft in der Welt" aufzutreten beginnen.

Manhattan girl

von Robert Müller

Nachts besuchte ihn die Stadt in seinem Zimmer. Es liegt fünfzehn Stock hoch in dem Riesenhotel. Sie ist ein Weib, sie kommt mit gelösten Gliedern, sie fragt um ihren Namen. Sie ist ein Weib und vermag sich nicht zu nennen.

In Frühlingsnächten kommen namenlose Gerüche und Geräusche zu mir

herauf; die Dinge sind da, aber es fehlen die neuen Worte. Man muß eine neue Sprache schaffen. Die Sätze müssen mit einem Schnellfeuer von Bildern salutieren. Sie müssen den hastigen Atem des Wahnsinns haben. Sie müssen den Rhythmus einer Rapsodie des Blutes tragen.

Denn das ist es eben. Es ist eine Qual so dazuliegen und den Dingen nachdenken zu müssen, wie sie heißen. Es ist selbstverständlich, daß sie einen Namen haben, denn es sind absolut bewußte Dinge, die das ganze Gehirn durchlaufen haben. Es ist eine Qual. Ich spüre, wie es mich allmählich um mich selbst dreht, wie es meine speziellen Gliedmaßen angeht. Ein Teil des Gehirns ist eingeschlafen, es marschiert wie Ameisenkribbeln darüber hin. Ich denke kaltblütig, jetzt werde ich einmal den Geruchsnerv, sagen wir Nummer fünfundzwanzig, bewegen, um zum Bewußtsein seines Besitzes zu kommen, ihn auf seinen Namen antworten zu hören. Aber er rührt sich nicht. Ich erfahre nicht, wie es genannt werden soll. Dieses Gefühl der Lähmung erobert sich immer mehr Platz, ich erstarre, denn ich bin ja die Stadt. Ich erstarre zur Stadt. Ich stehe, ich strebe, ich strecke mich, Eisen, Granit, Beton. Ich lagere als fester Schwamm in riesigen porösen Brocken über der Manhatten-Landzunge, aus Aonen von Poren zwischen erstarrtem Lehm und Kalk atmet ein verfilzter Klumpen Menschen, durch nichts zusammenhängend denn durch eine Seele! In der Aolsharfe aus stählernen Finnen, mit Quarz und Schmergel verklebte Musik geschmiedeten Erdinnerns, klagt ächzend ihre Melancholie. Von menschlichem Bau- und Abschichtungsdrang entfachte Glut zerrte Erzblöcke zu Streben auseinander, in deren leise klingendem wippenden Gefängnis ich nun sitze. O, ich bin mein eigenes Gefängnis im Worte. Wie lang und dünn gezerrt ich nun bin, schmachtend und schmerzensschlank gedehntes Christusschicksal der Materie, seufzendes Stahlherz der Erdrippen. Ich, hier im fünfzehnten Stockwerk eines Hotels – ich fühle durch die Mauern den Vakuumdruck des Elevators. –, erhalte allmählich Zuwachs nach außen, ich setze eine zweite Epidermis an, und das ist die Stadt. Ich repräsentiere die Stadt. Die Stadt, das bin ich. Aber zu gleicher Zeit vergesse ich diesen meinen Namen, es fällt mir kein Gleichklang des Bewußtseins ein, soviel ich mich auch schinde, dieses mein großes Gehirn, das die Stadt ist, um einen Finger breit zu bewegen. Soviel Laute und kein Name. Es ist die große Wunde. Ich habe nur die Kräfte anstatt der Bewegungen. Nur die Dinge selbst anstatt mit ihren Worten. Ich bin wie ein Weib. Vielleicht bin ich ein Weib. Ich bin es nie gewiß, wie sich das verhält. Wahrscheinlich bin ich eines von jenen Frauenzimmern, die um vier Uhr nachmittags über die fünfte Avenü wandeln. Inzwischen geht die Stadt vor sich, das heißt mein Körper verblüht, setzt Form aus Seele ab. Er führt einen rapiden Stoffwechselprozeß durch. Soeben habe ich in der Ferne

geröhrt, ich war ein Fährboot in den blassen Nebeln des East River und verständigte mich mit meiner Nachbarschaft. Gleich werde ich mir Antwort geben. Da ist es. Eine Menagerie von Stimmen bricht aus, rollt durch die Gassen, segelt über die flachen Dachhöfe der Häuserblöcke weg. Irgendwo bin ich Musik und gestampfte Dielen, ein Orchester von schlaffen Bagnos und dumpfen Trommelfellen. Ich habe allerhand Gerüche an mir. Meine Seele ist ein Zusammenziehen. Gerüche und Laute sind eine körperliche Wunde nämlich, und die Seelische daran ist die Tendenz sich zusammenzuziehen und Name zu werden. Wenn ich wüßte, wie es alles heißt!

Das ist eine Qual. Die Stadt ist meine große Wunde. Wenn man bedenkt, im fünfzehnten Stockwerk, und fünfzehn Stockwerke sind noch über mir. Er gurgelt aus der Tiefe. Die Lippen der Wunde klaffen; ein kochender Strom Blutes kommt an die Oberfläche, ein purpurner Geisyr überspeit uns. Wie das Blut röchelt. Es rauscht aus Tiefen, aus steinernen Tälern. Plötzlich merke ich, wie die Wunde sich verengt. Der Blutstrom wird dünner. Er wird mit einem Male verständlich, artikuliert sich, er ist noch immer rot, aber er ist nicht Blut mehr, ist nicht mehr substantiell. Er ist eine Reihenfolge von Tönen, die bloß aus einem roten Spalte kommen. Ich glaube wahrhaftig, die Wunde ist keine Wunde, sondern der sprechende Mund eines Mädchens. Ein roter Mädchenmund. Ich habe das Gefühl, an mein Ziel zu gelangen. Ich bin nahe daran, mit einem Namen auszubersten. Ich glaube nämlich, daß die Stadt mit einem Mädchennamen gerufen werden kann. Ich beginne zu verstehen.

Da, das Mädchen spricht, das Mädchen sagt: „Ich bin das Manhattan girl."

Meine Schultern liegen hoch. Sie sind die breiteste Linie meines Körpers. Meine Kleider winden sich um die schmalen, gedehnten Hüften, deren Taille sich unter den Schulterblättern sachte drosselt, sie lassen sich wie Bandagen um meinen hohen Unterleib an, geben den Schenkeln und Knien die Plastik des Stoffes beim Schreiten. Meine Oberarme sind nicht rund, sondern gewölbt und schlank. Meine Beine sind lang von Rasenspielen, ich gehe vorgebeugt und mit parallelen Füßen. Ich trage gern gute Kleider, die zu mir gehören, und Hüte, aus denen das Gesicht im Hinterhalt liegt, ich bin verschwenderisch, ich liebe funkelnagelneue Schuhe mit ungebrauchten Sohlen, blaß wie das Vlies eines neugeborenen Kalbes und flüchtig glänzend wie der Bauch einer Forelle, die kreist. Der Stoff über meinem Rücken liegt flach wie auf einem Tamburin. Meine Haare sind braun und dicht und straff wie die Haare einer Squaw. O, ich habe alle Rassen der Welt in meinem Blute. Mein Teint ist matt und glacé, ich habe die Haut der Kreolin. Alle Rassen sind in meinem Blute. Wie die Stadt röchelt. Sie schlürft das Blut der weißen und der dunklen

und der gelben Menschen aus Süden und Norden und Westen und Osten. Ich tanze die Gesänge der Neger, in mir sind die trüben Schlamme des Nils und die harmlose Süßigkeit der Menschen vom Senegal. Ich trete von der Ferse auf die Sohle, wenn ich tanze, ich schlenkere mit den Gelenken, klappere mit den feinen Knöcheln — — — Meine Stimme ist hoch, und meine Kehle hat den Schrei der Mohikaner geerbt, wenn ich ausgelassen bin — —

Das alles weiß ich. Ich bin mir meiner bewußt. Denn im Grunde habe ich die Nerven eines Mannes.

Die Stadt hat etwas vor mit mir. Ich sehne mich. Die Stadt ist wie ein Mann. Sie ist ein Gehirn, sie verstrickt mich in ein Gehirn, in ein männliches Gehirn. Die Rassen, die hierherkamen und sich durcheinanderwühlten, sind Gedanken, Seelen. Hier liege ich im fünfzehnten Stockwerk eines Hotels. Mein Bett steht mit dem Kopf zum offenen Fenster hin, ich kann den lauen Qualm spüren, der aus den Straßen aufsteigt. Meine Füße stehen zu einer Wand hin, hinter der ein Gang liegt. Dann kommt wieder ein Zimmer und vielleicht wieder eine Straße? Ich bin überzeugt, daß in jenem Zimmer auch ein Mädchen liegt, wie ich mit den Füßen zur Wand und mit dem Kopfe zur Straße. Sie denkt wie ich, sie ist mein seelischer Doppelgänger. Sie denkt also in diesem Augenblick zu mir herüber. Wir grüßen uns. Übrigens, ich irre mich. Es ist kein Weib, sondern ein Mann, der dort liegt. Er denkt wie ich, aber in männlicher Art. Ob das sehr verschieden ist? Ich glaube manchmal, ich bin eher ein Mann als ein Mädchen. Es ist ungewiß, wie sich das verhält. Aber ich weiß, daß ich es nicht ganz bin. Ich möchte wissen, ob der Mann drüben jetzt nicht auch denkt, daß er vielleicht ein Weib sei. Es muß wohl männlich sein, so zu denken. Es soll ein netter, starker Mann sein. Ob es männlicher ist, mit dem Gehirn oder mit den Muskeln stärker zu sein? Ich wünsche mir den Leib eines Knaben —. Merkwürdig und peinlich ist es. Ich muß mich auf die rechte Seite legen, wo das Herz nicht gedrückt wird. Wenn ich schmutzig an ihn denke, denkt der Mann drüben ebenso an mich herüber? Unsere Regel verlangt es. Zugleich muß er erfahren, daß er nicht für sich allein denkt. How dare you? — Ich werde mich wieder links legen. Mich dünkt, er hat gedacht — — —

Da fällt mir ein, ich habe ja noch fünfzehn Stockwerke über mir. Über mir befinden sich also mindestens noch fünfzehn Menschen. Ich fühle diese ganze Last auf mir. Hilfe! muß ich denken. Ich glaube, sofort wird der Augenblick da sein, wo es mich erdrückt. Ich liege unter diesen fünfzehn Menschen, vielleicht sind es Männer, ich sehe mindestens fünfzehn Rücken vor mir. Wer weiß, ob sie alle appetitlich geformt sind. Ich werde mich auf den Magen legen müssen.

Jetzt sehe ich hinab, fünfzehn Stockwerke tief. Ich höre die pneumatische Pumpe des Elevators. Vor mir, unter mir starrt ein Abgrund. Es ist nicht zu ertragen. Ich fürchte, ich werde mich erbrechen müssen. Doch, das fürchte ich nur. Es sind kaum irgendwelche Anzeichen dafür vorhanden, daß mir übel würde. Aber der Turm schwankt. Er vibriert, die Erschütterungen durch den Lärm des Verkehrs sind wie ein elektrischer Strom, ich merke es deutlich. Ich kann ausrechnen, daß er nach obenhin abbrechen wird, er ist dreißig Stockwerke hoch und nur vier Fenster breit. Er pendelt hinter meinem Rücken in seiner obersten Spitze, ich fühle den Ausschlag in der Luft. Wie wenn man einen zu schweren Pfünder an der dünnen Angelrute hat! Neben mir höre ich ein metallisches Knistern. Die eisernen Traversen dehnen sich . . . . . die Fasern ächzen . . . . .

Welche Stimmen sind es, die zu mir sprechen? Ich liege hier in mich zusammengekauert, ich kann mit den Händen meine Waden und Schenkel spüren, und sie reizen mich. Ich fürchte mich vor irgend etwas, und ich kann doch nicht sagen, was es ist. Es ist nicht das, was auf der Straße vorgeht. Das alles kenne ich. Ich kann so gedankenlos kuragiert sein wie ein Knabe. Unlängst habe ich den Mann mit meiner Hutnadel durchbohrt. Er war dunkel und schön. Als ich es tat, hatte ich kein Gefühl. Aber nachher erinnerte ich mich, daß seine Brust sehr weich gewesen sein muß. Ich möchte einen Mann mit einer muskulösen Brust. Aber er soll keinen breiten Kopf haben. Der Kopf ist das Wesentliche an einem Manne. Er muß ein Gehirn ausdrücken. Er muß sein wie die Stadt. Es muß etwas Gefährliches in ihm sein. Ich möchte wissen, was es ist, daß die Stadt mir Furcht macht. Das Blühen macht mir Angst. Es ist wie das Blühen geiler schreiender Blumen über Gräbern. Die Stadt ist eine Vegetation aller unheimlichen Dinge. Und ich liege hier und höre gleichsam das Gras wachsen.

Die Geräusche der Stadt sind geflochten wie die kleinen Wellen des Mississippi. Sie spülen, sie spülen. Manchmal überstürzt es sich. Da, jetzt haben sie geschossen, sie haben geschossen. Noch einmal. Und noch einmal. Dreimal haben sie geschossen. Man hört Stimmen, ganz dünn und tief unten wie kleine Peitschenknälle. Es ist ja so tief unten, in einem Schacht gleichsam. Dort liegt jetzt wohl einer in seinem Blute. Aber das erregt mich eigentlich nicht. Die Stadt blutet immer und überall. Jeden Augenblick fließt an irgendeiner ihrer Stellen Blut, dieses Blut höre ich dann. Ich kann mir vorstellen, daß gerade jetzt einer zusammenstürzt, sein Blut fließt aufs Pflaster. Die Stadt saugt, sie saugt sich voll mit dem fließenden Blute. Aber das ist es nicht, was mir Angst macht. Die Angst ist vielleicht nur um ihrer selber willen da, sie hat keinen andern Grund als sich selber.

Jedenfalls quält es mich. Ich sehne mich. Meine Angst und meine Sehnsucht sind vielleicht dasselbe.

Dieselbe bin ich, die tagsüber zu lachen pflegt. Ich arbeite viel. Das Wort Arbeit hat seinen Klang. Ich bin noch jung und bin Doktor. Ich weiß so viel, ich habe alles Mögliche gelernt. In den Ferien und zu freien Zeiten bin ich die Angestellte eines Theaters, ich knipse den Leuten Karten und bringe sie zu ihren Sitzen. Und ich bin dieselbe, die in ihren Mußestunden Monatsschriften und Magazine von der ersten bis zur letzten Seite ausliest. Ich mache selbst Geschichten. Immer wieder schmeichle ich den gleichen Typen, in den Erzählungen und auf den Bildern. Alles spielt in einem Garten. Es ist ein reiches tropisches Landhaus. Die Herren haben weite Hosen mit einer kantigen Bügelfalte und umgeschlagenen Enden. Die Damen sind lang und tragen reiche Haare. Und es geht irgendwo in Asien oder in Ägypten vor sich, es ist eine Staffage von orientalischem Prunk und wilder Romantik da. Irgend jemand wird erschossen, und es werden Attacken mit Vollblutpferden geritten. Es muß alles, auch das wildeste, zu den kultivierten Bewegungen der weißen Helden passen. Die Bestialität muß elegant sein. Es wird eine süße Liebe gemacht, ein distanziertes Werben. Sonntagskannibalen, Ballettbeduinen und Salonbuffalos schlagen solenn in die Waffen, und die Melancholie von aller Sonnen Erde scheint auf ein schneelinnenes Brautbett unter kühlenden Palmenfächern am Ufer. Die blonden breitschultrigen Herren lüften ihre Khakihelme, ziehen die gebügelten Hosen an und tragen von nun an die Revolvertaschen am Gurte. Das lange kleingesichtige Mädchen mit der hohen Taille schwingt den Dolch im Tennisspielerarm, der den Unhold vorm letzten Schritte zurückhielt. — — — Und das Meer landet ein Sternenbanner. Die Häuptlinge schreien Hurra. Die Poesie der Wildnis verneigt sich vor einem Dampfmotor. Die Welten mischen sich wie Blut. Alles ist ein Triumphzug der rosafarbenen Zivilisation.

Ich bin eine Weiße. Aber in meinem Blute sind alle Rassen der Welt, und alle Dichtungen und alle Kulturen sind in mir. Meine Hüften sind schmal, mein Rücken ist gerade, und meine Schultern liegen hoch. Ich gleiche den Bildern der Pyramiden. Wenn ich mein Kreuz wölbe, habe ich keinen Magen. Dann bin ich unter der letzten Rippe eine Sichel von Nerv und Muskel wie die Ägypterin Isis. Nun weiß ich auch, woher meine Nase stammt. Darum bin ich von den Sinnen der Abenteurer bevölkert, und darum liebe ich die Tänze der Fremden und die Musik ihrer Leiden. Ich kann zu Osiris beten — — —

Im Zentralpark steht meine Bank. Dort sitze ich und sehe unverwandt nach dem Westen. Leute gehen vorüber, sie sehen mich an, aber ich rühre mein Gesicht nicht von der Stelle. Es ist gut so zu sitzen. Ich bin

glücklich. Ich bin mir interessant, wie ich so da sitze, ich habe es absolut nicht notwendig, mich um meinen Eindruck zu bekümmern. Das ist wohltuend. Über die Lohe des Reitweges pflügt ein leichter Pferdetritt, es geht wie ein flacher Trommelwirbel. Ein Eichhörnchen baut sich in geschmeidigen Sprüngen über den rußigen Asphalt der breiten Allee, stellt lautlos in aller Geschwindigkeit einen Viadukt von Sätzen hin. Ich sehe nach Westen. Ich bin vor Zeiten aus dem Osten nach dem Westen gekommen. Und nun, im Verlaufe der Erde komme ich auf meiner Irrfahrt nach dem Westen wieder nach dem Osten. Die Menschheit ist in mir. Ich bin Amerika. Ich bin die Zivilisation. Ich bin in Ägypten geboren wie Osiris. Ich gehe nach dem Westen, immerzu nach dem Westen, und ich gelange wieder zurück in meine Heimat. Die Zukunft der Welt liegt im Osten. Es kehrt alles wieder zu den alten Stätten und den alten Völkern zurück. Dort braucht man unser Blut. Es gibt noch Menschen, mit denen ich mich nicht gemischt habe. Die Sonne wird eine einzige große Quelle von Licht, sie liegt glatt am Horizonte, sie schäumt über von Licht und Güte, von unverdrossenem Lichte — Osiris! Ein Häuserblock steht im Wege, er ist ein, zwei — dreißig Stock hoch. Die Sonne sinkt so schnell, daß sie nur mehr eine große Haube ist. Ich stürze ihr nach, ich zertrümmere den Block, da ist sie wieder, aber es ist noch eine Anzahl von Burgen und Wolkenkratzern zu bewältigen, bevor wir ins offene Land kommen. Dort gestatte ich ihr unterzugehen. Sie geht nun nach dem Osten. Sie zeigt meiner Rasse den Weg. Mein Herz geht mit ihr, mein Herz geht mit ihr dahin, es fängt alles wieder von vorne an, also darf ich eine Art Herz haben. Mein Heimweh gilt der ganzen Erde. Meine Liebe gilt allen Menschen. Ich fühle sie mit den Nerven, das, was ich Herz nenne, ist eigentlich nur ein zentraler Apparat, der von den freischwebenden Strömen der Allheit in Betrieb gesetzt wird. Ich beginne einzusehen, man geht zu den östlichen Völkern, um besser in der Menschheit unterzutauchen. Das kaukasische Blut ist der Fundus der Menschheit, aber es ist weniger ausgeglichen als das anderer Rassen, weil es bestimmt ist, Fremdes aufzunehmen und nach jeder Seite hin zu grüßen. Es ist das Scheidewasser alles Edlen. Darum stürmt es wie eine Sintflut nach allen Teilen auseinander. Sein Dasein ist ein geologischer Prozeß, eine Umgestaltung der Erdoberfläche. Eine Oxydation der Erdrinde ins Psychische. Wenn die Menschheit ein einziges gleichartiges Medium, wenn die Erde keine Erde mehr, sondern eine Seele sein wird, ein Gehirn, wenn dieser letzte Aggregatzustand erreicht ist, dann ist die Mission der Sonne beendet. Sie erkaltet. Die Astronomie der Himmel verschiebt sich. Erde ist dann eine Substanz flüchtiger denn Äther, der Kosmos ein Planetensystem von Stimmung, von Nervenfluidum — — — das war der Spruch der Stadt.

Die ganze Erde wird eine einzige Stadt werden. Überall liegen Straßen und Schienen. Man wird Felder auf den Dächern bauen, Nutzgärten der Semiramis über Wolkenkratzern. Wir bauen den Turm zu Babel über die Erde hin, und die Rassen werden verschwinden. Inzwischen wirft die rollende Erde dem fortschreitenden Kaukasier, der mit einer ruhenden Sonne gleichen Schritt halten will, ihren Osten vor die Füße, zwingt ihn, ihre Bestimmung zu erfüllen. Und es wird geschehen. Eines Tages wird die Sonne in seinem Jahre nicht mehr untergehen. Während vierundzwanzig Stunden wird er im Scheitel der Sonne stehen, wird für sie ununterbrochen kulminieren. Das geschieht, indem die gesamte Erdoberfläche, fahrbar gemacht, sich mit gleichförmig entgegengesetzter Geschwindigkeit entgegen der Erdbewegung dreht .....

Wenn ich im Parke vor dem Sonnenuntergang sitze, darf ich den Gedanken auspacken, den ich tagsüber wie in Seidenpapier mit mir herumtrage. Er ist zu tief, zu bodenlos, ich bin nicht imstande, ihn tagsüber zu denken. Ich habe sein Resultat im Kopfe, aber ich vermag nicht, ihm zu folgen. Er kann nur durchgedacht werden als Antwort auf einen Zweifel. Wenn ich den Zweifel nicht habe, kann ich die Antwort nicht denken. Denn sie ist schon da. Ich müßte sie vorher erst fortnehmen, um sie wieder hinzustellen, das heißt ich müßte zweifeln, ob es sich wirklich so verhält. Wenn aber tagsüber die Gewißheit so groß ist, geht es nicht. Ich trage es dann spürbar an dieselbe Bank in demselben Parke, setze mich erst sorgfältig nieder, und dann lege ich los. Im Sonnenuntergang kommt mir der Zweifel. Wozu all die Hetze des Tages? Wozu all diese Hast des Strebens? Entwicklung? Fortschritt? Mensch? Es will mir scheinen, als ob ein Sonnenstrahl alles das aufwöge. Man könnte ruhig den ganzen Tag in der Sonne sitzen, nicht streng sein mit sich, nicht weh tun, sondern lieb zu sich sein. Während die Sonne schwindet, singen die Amseln. Ein Eichhörnchen sitzt am Hinterteil und schiebt eine Prise morscher Schale in den den Mund. Es dementiert alle Kultur, die Kultur geht daran zugrunde, stirbt an der Verachtung eines Eichhörnchens. Da sitzt der Mensch, es ist Abend, und alles ist umsonst. Die ganze große Stadt mit ihrer Wichtigkeit wird klein vor einem Hut voll Sonne, blamiert sich unsterblich vor dem Appetit eines Nagetierchens. Vor diesen zwei unverhältnismäßigen Hauern hält nichts stand. In seinen zwei Vorderpfoten rotiert es emsig einen Klumpen, der größer ist als sein eigener Kopf; es kaut, und seine Äuglein suchen wieder anderswohin. Ein Stolz nach dem andern verschwindet zwischen diesen gierigen Kinnbacken. Es würgt die Brooklyn-Brücke hinunter – hopla, kutzt ein wenig und niest einen Wolkenkratzer weg, der ihm in die unrechte Kehle gekommen ist. Es hat eine Vitalität wie ein Scheunentor, es beseitigt ganze Ladungen. Hochbahn, Telegraphie,

New York „Herald", alles geht zum Teufel. Es rottet alle Nerven mit Stumpf und Stiel aus, bringt seinen Mangel an Persönlichkeit herrisch zur Geltung, lebt sich im ungestörten Genuß all der Dinge aus, die seinen Horizont begrenzen. Nicht einmal dem poetischen Sonnenuntergang, der doch schließlich ebensogut zum Mobiliar der Tierwelt gehört, erweist es die gebührende Rührung. Jetzt ist es fertig, es blinzelt noch einmal mit impulsivem Ruck nach einem begehrenswerten Dessert, angelt mit den Äuglein nach irgendeinem Wohlgeschmack und geht wie ein Ballon von einem Eichhorn, fegend und pfeifend vor Lust, ins Nest. Dort wird es schnarchen, solange es dunkel ist. Es wird nicht aus lauter Nervosität mit den langen Zähnen knirschen. Und es wird trotzdem leben. Wird alle andere Weisheit zuschanden leben und alle Kultur dazu — —

Im Augenblicke, da ich soweit bin, wie ein Eichhorn zu denken, erlaubt sich meine Logik eine Bemerkung. Sie tut weiter nichts, sie macht mich nur darauf aufmerksam, daß das Eichhorn zusamt meiner Denkerstirn an der Kultur beteiligt ist. Nachdem ich meinen Zweifel gehörig absolviert habe, darf ich die Antwort denken. Das benütze ich, ich denke die dargebotene Gelegenheit in ihrem vollen Umfange aus. Der Sonnenuntergang ist eine Einrichtung der Kultur. Ebenso das Eichhörnchen. Dieser Park hier ist gebaut, um Sonnenuntergänge und ein Eichhornleben zu veranstalten, und der Park wäre nie zustande gekommen, wenn er nicht ein Punkt der Entwicklung der Stadt gewesen wäre. Erst wenn man auf Untergrundbahnen gerädert worden ist, ist man reif, sich einen Sonnenuntergang anzuzünden. Um über ein Nagetier in Tiefe nachzudenken, muß man den eigenen Hunger mit jener Heiserkeit gestillt haben, die man von der oftmaligen Wiederholung des Wortes: Kultur bezieht. Die scheidende Sonne bejaht alles. Sie gibt den Krankheiten der Stadt erst ihre Berechtigung. Die Natur ist ein Vaudeville der Zivilisation, o die Natur wurde erst aus dem Geiste der Kultur geboren. Es gibt überhaupt nichts, alles ist erst Entwicklung. Mein Gefühl tagsüber bestätigt sich, nun nachdem ich den Zweifel abonniert und zu Ende gelesen habe. Ich befinde mich inmitten eines großen sinnreichen Organismus. Die Wirklichkeitsprosa der Abende ist der Kultureffekt der Entwicklungspoesie des rastlosen Tages und seiner Bewußtseinsleistung. Der Staub in den Ohrmuscheln und auf den Schleimhäuten versüßt den Gesang der Amseln und würzt den Geruch des Frühlingsgrases. Verlesenheit der Augen bestärkt die Dämmerung in ihrer Umwandlung von Heliotrop, ruft die Launen des Linienspiels namentlich auf. Die Brutalität der Ellbogensporte nährt Gemeinsinn und Humanität — — — —

Aufgeschreckt. War etwas? Ich glaubte schon, ich schliefe. Die Stadt blutet noch; es muß bald Morgen sein. Ich erinnere mich; ich trage eine

große Sehnsucht in mir, die aus der Stadt emporschwillt. Bei den Geräuschen der Stadt läßt sichs gut denken. Sie löst den Rhythmus von Ideen, fächelt das Bewußtsein mit Schleiern an. Aber ich will nicht denken. Schlafen können! Ob der Mann drüben schon schläft? Wenn es ordentlich zuginge, müßte er jetzt herüberdenken. – Ich will mich umwenden, ich kann nicht länger auf dem Magen liegen. Ich denke sonst zu scharf. Ich denke zu gut, weil ich die Nerven eines Mannes habe. Ich bin hysterisch. Hysterisch ist es, wenn ein Weib die Nerven eines Mannes hat. Aber wenn ein Mann die skrupulösen Rasseninstinkte eines Weibes hat, wenn er immer und immer weiter suchen muß, wenn er sein Gegenüber nicht kaltblütig nimmt, sondern wie ein Weib ewig die Antwort auf seinen Wert sucht – – – Ich bin sicherlich total hysterisch. Wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß ich ein Weib bin, würde ich bestimmt wissen, daß ich ein Mann bin. Hysterie ist ein Fortschritt. Es sichert den Fortschritt der Rasse. Ich wünsche mir einen hysterischen Mann; es ist der höhere Typus.

Der Kopf ist das Wesentliche. Wenn ich recht nachdenke, war es stets derselbe Schädel, der eine Rolle in meinen Wünschen gespielt hat. Es soll kein Rauhreiter sein, der Feierabends mit gebügelten Hosen Anekdoten erzählt. Der Knall eines Revolvers ist prickelnd, aber ich kenne ihn zu gut, er ist keine Liebkosung mehr. Es handelt sich um ein Gehirn. Er hat schmale Schultern und zarte Arme, sein Körper ist ein Knabenkörper, mit geschmeidigen Kräften eines Knaben. Er hat nur einen leichten Flaum. Sein Kopf ist lang, der Mund frech, die Lippen dünn und weich und ihr blasses trockenes Fleisch zurückgeknickt von dem gleichmäßig gelblichen Teint. Sein Kopf ist ein Haupt mit einem ungewöhnlich gewölbten Schädel, der eine deutlich sichtbare Kante bildet. Das Haar ist rabenschwarz und in der Mitte gescheitelt. Es liegt glatt an, ein wenig an die Schläfen gepreßt. Es ist der Kopf eines Indianers. Einer klugen Bestie. Die Augen sind klein und grünlich; er trägt manchmal einen Zwicker. Wenn er ihn abnimmt, sind seine Augen ferne und ein wenig rot. Er sieht hilflos aus, man möchte zu ihm sagen: „My boy!“ Sein Kopf muß gut sein, man muß seine Klugheit spüren und seine Güte, wenn man ihn mit beiden Händen umrahmt. Hinter dem Zwicker scheint stets etwas vor sich zu gehen. Dort liegt der Ausdruck eines intelligenten Affen: Begabung und Wildheit. Einer der stärksten, aber undeutbarsten Züge ist der der Angst. Angst verleiht einem Gesicht Intelligenz. Denn Angst ist das Ahnen und die Intimität höherer Kräfte. In dem Augenblick, da der Affe Angst ausdrückt, ähnelt er dem Menschen. Gehirn ist die Fassungskraft für Möglichkeiten. Möglichkeiten sind der Umgang der Angst. Das Geheimnis eines klugen Gesichtes ist seine Angst. – Sein Teint ist glatt rasiert. Er hat die blauen Schatten an den Wangen.

Er kommt irgendwoher aus den Tiefen der Rassenseele. Wir gehen zusammen in das Land der Kirschenblüte, der Sonne nach, unseren Rassen voran – –

Immer noch ist die Stadt wach. Wie ich. Sie schläft nie. Es wird bald Morgen sein. Die Dunkelheit ist nicht mehr rot, allmählich beginnt sie blau zu werden. Aber die Angst, die im Rauschen der Stadt mitklingt, ist noch da. Es will nimmer Morgen werden. Nun hat die Stadt mir doch alles vom Manne gesagt, ich dachte, sie hätte das Kapitel erschöpft. – Es ist nicht auszuschöpfen. So wenig wie die Stadt. So wenig wie die Angst. So wenig wie die Entwicklung . . .

Ich habe die Nerven eines Mannes. Mein Becken ist schmal, ich werde kein Kind gebären. Wozu? Kinder sind beschwerlich. Unsere Generation gebiert nicht, sie ist selbst kindhaft. Die Genäschigkeit des Kindes ist uns geblieben. Die Zeugung geht durch unser Gehirn. Unsere Nachkommen sind im Osten: das sind die Völker, die noch Kinder gebären. Wir bauen eine Maschine, wir erfinden ein Geschütz, wir lieben uns in der Gemeinsamkeit der Arbeit. Und wir erobern damit den Osten, bringen unsere Sprache, unsere Zivilisation in das fremde Volk und unser Blut. Das Blut unserer Rasse ist Essenz. Ein Tropfen genügt, um ganze Völker zu okulieren. Wir bringen ihnen unser Gehirn, dem sie machtlos unterliegen, wir beuten ihre Fruchtbarkeit für uns aus, wir kolonisieren die Lebenswerte. Es ist unsere Pflicht, uns nicht fortzupflanzen. Unsere Samen sind Gedanken. Wir können keine lebenskräftige Brut mehr schaffen. Unsere Genießlichkeit und unsere Nerven töten mit ihren Strömen die Kräfte der Spermen. Nur das Grundblut unserer Rasse taugt zur Pfropfung. Wir Fertigen, wir Verausgabten unserer Rasse haben eine Fortpflanzung in einer höheren Dimension. Unsere Kinder kommen aus dem Gehirn und gehen zu den Gehirnen – – – – –

In dem zellenartigen Salon eines New Yorker Riesenhotels fiel um diese frühe Morgenstunde ein zarter Lichthauch auf die eleganten einfachen Möbel. An dem Messinggestänge des Bettes traten gelbe Kerne hervor. Das kahle übernächtige Gesicht eines jungen Menschen lag auf dem zerwühlten Polster, es öffnete die Augen zum matten Spalt und sah eine Minute in die Dunkelheit. Plötzlich schien es die Veränderung begriffen zu haben. Die Augen fielen zu, in den nächsten Sekunden begann die Brust sich deutlicher zu heben. Nervöse Erschütterungen begleiteten diesen Vorgang. Ein kleines quecksilbriges Wesen schlüpfte aus dem Schatten, sagte „Vater" und nahm die Züge eines Äffchens an. Es näherte sich der Brust des Schlafenden, und sie schluchzte auf. Langsam wurde sie ruhig und gab dem Wohlgefühl des werdenden Morgens nach. Um sechs Uhr morgens lagen straffe Glieder mit langen Muskeln, energisch verschlossene Züge vollständig gestaltet da. Der Tag trotzte auf.

Um viertel neun Uhr prasselte die Glocke im Vestibül des fünfzehnten Stockwerks dieses Hotels, und die Nummer einhundertsiebenundfünfzig sprang vor. Als der Steward nachfragte, stand ein junger Mensch im Negligé mitten im Zimmer, schwang zwei kleine Hantel in den Fäusten und verlangte ein Bad. Es dauerte nicht lange, da kam der Hotelgast im Bademantel zurück. Eine schräge Lichtgarbe endete am Boden dicht beim Fenster. Die Luft war lau; in der Ferne begann sie über bronzen-brennenden Dächern leicht zu perlen. Das vollerblühte Pathos der großstädtischen Landschaft verfehlte seine Wirkung auf das menschliche Wesen nicht. Es erregte Streitbarkeit und die Schwermut des Wirklichen. Der Diener brachte die breiten tüchtigen Schuhe, die einen vertrauten, lebensgewissen Schritt mußten erzeugen können, der gut fassonierte Anzug im lichten Graubraun hing nicht ohne Zeichen männlicher Anmut selbst in diesem Zustande über dem Drahtkreuze. Der Diener arbeitete höflich und exakt. Ein Frühstück war nach fünf Minuten beschafft. Nichts Falsches war da, nichts, das nicht auf seine Nutzanwendung wartete. Die elektrische Milchglasbirne hing trocken unter ihrem grünen Emailschirm und konnte auf eine Handbewegung hin überfließen von Licht. Die Dinge waren wirksam und wirklich. Es gab keine Abenteuer mit umständlichen Möbeln zu bestehen, und die Paradoxie blieb dem Gehirne, das mit seiner Schöpfung leichter durch diese geraden Proportionen hindurchkam. Der junge Mann fühlte sich innerhalb dieser an Armut grenzenden Sauberkeit der Formen geistreich werden, es blieb ihm gleichsam die Überraschung der eigenen Bestätigung, so oft er sich auch verneinen mochte. Er dachte, „unsere Kinder kommen aus dem Gehirn" und widmete dem Interieur einen zärtlichen Blick. Das alles war ein reeller Kindersegen, war die Wirklichkeit. Es erinnerte ihn an eine selbst auferlegte Pflicht, an eine täglich diktierte Weltanschauung, die nicht ohne Schwierigkeiten dauernd einzuhalten war. Die schnelle herzhafte Unterbrechung des milder werdenden Schlafes, die körperliche Hantierung und ein Schauerbad hatten ihn naiv und fleischig gemacht. Es dauerte eine Weile, bis er zur Fertigkeit seines panischen Denkens wieder zurückfand, es kostete ihn einige Sorge, wie den ängstlichen Sänger, der es probiert, ob seine Stimme noch richtig sitze. Dieses Bewußtsein gehörte zu seiner Ausrüstung wie ein Toilettestück, das er Tag um Tag methodisch anlegte, und dessen Entbehrlichkeit er nicht einmal hätte froh werden können. Als er der Biederkeit seines Zustandes gewahr wurde, erschrak er leicht. Er versuchte einige Sophismen nachzudenken, die er sozusagen vorrätig hatte, um jeden Augenblick sich durch eine Übung erziehen zu können. Er war von dem ethischen Werte dieser Fälschung überzeugt. Die Lüge war produktiv, und aus Krankem strömte die makelloseste Lust. War ja das Gehirn nur die raffinierteste Durchbildung des kristallinischen

Prinzips und menschlicher Intellekt das späteste Resultat eines Verwitterungsprozesses der Erdoberfläche, und gewann er doch seine fruchtbarste Direktion aus dem Gesetz einer Zweiheit, der Zahl, dem Symbol der Lüge. Die Liebe, jene Zweiheit, war das Wirklichste und zugleich Verlogenste.

Das Schönste und Geschmackvollste des Lebens stellte sich ein. Phantome von eleganten Frauen huschten vorbei. Die Zivilisation hatte bei all ihrer Schleierlosigkeit einen erotischen Untergedanken. Eine Generation riß, schraubte, vergewaltigte sich zur Mannbarkeit fort, denn das Weib war spröder geworden als je und war schwer zu erringen.

Die Gedankengänge der Nacht kreuzten seine Einfälle. Was war Wirklichkeit? Eine mythologische Sammlung, ein poetisches Stilmittel.' Die Geburt einer Welt aus dem Kopfe eines zeusischen Knaben. Die Stadt, die Frau waren Kinder eines Gehirns. Wirklichkeit? Was wäre diese komplette Salonzelle ihm, wenn er das Hirn eines Bauern gehabt hätte? Was, wenn er ein Eichhörnchen gewesen wäre, und diese Wirklichkeit, gesetzt, gesetzt, er wäre ein Weib — — —

Ungefähr um zehn Uhr vormittags sah man einen jungen unauffälligen Mann mit blasierten fremden Gesichtszügen aus dem Hotel kommen. Die Stadt schnellte ihm entgegen. Er aber straffte sich, sie im Abenteuer zu bestehen, er hatte ihre Seelen geschaut, ihren männlichen und ihren weiblichen Charakter, ihr hybrides Wesen, ihren Typ des Hermafrodyten, der die Stadt ideologisch aus sich selbst erzeugt. Das Namenlose wird Namen.

Friedensfinanzierung statt Völkerbund

von Hermann Schulte-Vaerting

Kriege brauchen viel Geld, das ist eine alte politische Erkenntnis. Aber auch die Erhaltung des Friedens würde viel Geld kosten; nur gibt es bis heute wenige Menschen, die dies einsehen. Der Bankier Georg Arnhold, der sich als erster für diesen Gedanken einsetzte, fand sehr wenig Zustimmung. Allerdings gab es einige weitsichtige Gelehrte, so vor allem Wilhelm Foerster und Wilhelm Uhde, die die Bedeutung dieses Gedankens sogleich erkannten. Auch Professor G. F. Nicolai urteilt über die Friedensfinanzierung: „Wenn auch nur ein wirklich bedeutender Staat daran dächte, den Frieden ernsthaft zu finanzieren, so wäre damit ungeheuer viel, wenn nicht alles gewonnen." Die Geschichte gibt Nicolai recht. Es hat im Altertum einen Staat gegeben, den athenischen, der den Frieden ernsthaft finan-

zierte. Und der Frieden der Welt blieb tatsächlich so lange erhalten, wie die Finanzierung erfolgte.

Die Friedensfinanzierung war in Athen nicht die Folge politischer Erkenntnisse. Athens innerpolitische Entwicklung schritt vielmehr so weit fort, daß die Friedensfinanzierung dort auftrat in der Art, wie in Deutschland sich im achtzehnten Jahrhundert der Kapitalismus entwickelt hat. Wir hätten die Gedanken der Friedensfinanzierung also aus der Geschichte kennen lernen können. Allerdings so, wie das Mittelalter dem Kapitalismus aus der Geschichte hätte kennen lernen können. Wir wollen hier nicht urteilen, wie leicht oder wie schwer es dem Mittelalter geworden wäre, die Zeit des Kapitalismus aus der athenischen Geschichte voraus zu prophezeien. Eins aber können wir hier sagen: die Entwicklung Athens ist zu allen Zeiten stärker mißverstanden worden als nötig gewesen wäre. Der Grund dafür ist, daß die Forscher sich auf die Philosophen der Alten stützten. Sogar Marx schöpft seine Erkenntnis über Athen nicht aus den historischen Tatsachen, sondern aus den philosophischen Schriften. Die antiken Staatsphilosophien haben mit der tatsächlichen Staatsentwicklung noch weniger zu tun gehabt als Thomas Mores „Utopia" mit dem englischen oder Fichtes Philosophie mit den Einrichtungen im deutschen Staat. Spätere Völker könnten aus der großen Begeisterung, mit der viele deutsche Gelehrten Fichte als Zeugen für ihre nationalen Ideen anrufen, leicht schließen wollen, bei uns sei die Vermögensteilung eingeführt gewesen. Oder die agrarisch-konservativen Kreise seien doch dem Aufteilen sehr geneigt gewesen. Denn Fichte trat für die Aufteilung des Privatvermögens ein. Aber jene national-konservativen Kreise, die Fichte so sehr rühmen, denken deswegen doch gar nicht an Aufteilung. Wie wir von Fichte nicht auf die Verhältnisse im deutschen Staat und von Mores „Utopia" nicht auf den englischen Staat schließen können, noch weniger können wir von Plato und Aristoteles auf den Staat der Athener Schlüsse ziehen. Plato war in den Augen der Athener ein Reaktionär. Er wollte in die Regierung der dreißig eintreten und entfernte sich nach deren Sturz als rückständiges Element aus Athen.

Die tatsächliche Entwicklung des Staates ist sehr verschieden von den reaktionären, aber auch von den fortschrittlichen Theorien der Philosophen und Nationalökonomen, die nebenher entstehen. Die Staatsphilosophen entwickeln in ihren Schriften utopistische Zustände, während sie manche wunderbaren Dinge, die sich im Staatsleben praktisch entwickelt haben, bis heute ganz übersehen. Zu diesen Dingen gehört die Friedensfinanzierung. Sie eröffnet so weite Perspektiven und ist außerdem so einfach, daß man meinen sollte, auch das abstrakte politische Denken der Menschen hätte sehr bald zu diesem Punkte führen müssen. Die Tatsache, daß wir, obschon Athen den Gedanken praktisch verwirklichte, desungeachtet nicht darum

wissen, beweist erst, wie weit das politische Denken der Menschen von der politischen Wirklichkeit entfernt ist.

Wenn ein starker Staat einen mächtigen Gegner hat, so sind bisher in der Geschichte der Völker zwei Hauptwege beschritten worden. Der am meisten beschrittene Weg, den wir alle kennen, ist der Krieg. Wir Deutsche erkennen heute als Besiegte, daß dieser Weg gefahrvoll ist. Es hat nun in der Geschichte oft Völker gegeben, die diese Erkenntnis bereits zu einem früheren Zeitpunkte hatten als wir. Sie fühlten sich von Anfang an „zu schwach", gegen den Feind zu streiten, und bezahlten daher Geld an andere Völker, damit diese den Krieg ausfechten möchten. Aber auch dieser zweite Weg führte stets zum Untergange. Denn die Völker, die man zum Kriege aufforderte, und denen man seine Assistenz lieh, wurden, wenn sie den Krieg gewannen, anmaßend und angriffslustig. So hat England vor hundert Jahren Preußen gegen Napoleon unterstützt. Heute mußte England umgekehrt Frankreich gegen Preußen Hilfe leihen. Durch diese Unterstützungen aber, die bald der einen, bald der anderen Seite gewährt werden, wächst die Rüstung in dem ganzen Staatenkomplex, bis sie endlich die der anderen Erdteile weit übertrifft und auf diese Weise jenen Staat, der sich durch Unterstützungen vor dem Kriege zu retten suchte, mit verschlingt. So war es einst im alten Asien mit Persien; so wird es im modernen Europa werden, wenn es nicht sehr bald einen anderen Weg einschlägt. Die englische Militärpartei ist durch jeden Krieg stärker geworden und wird schließlich so stark werden, bis auch in England die Militärpartei über die Zukunft des Landes entscheidet. Ist sie aber einmal so stark geworden, so führt sie das Land stets zum Untergang. Man könnte allerdings der Meinung sein, daß es uns wenig interessieren kann, ob England zum Schluß ebenso wie alle anderen Völker an der Stärke seiner Militärpartei zugrunde gehen wird. Dies könnte uns tatsächlich gleichgültig sein, wenn Deutschland mit einem militärstarken England nicht sehr viel schlechter fahren würde als mit einem friedlichen. Seine Lage macht Deutschland allerdings unabhängiger als die meisten anderen Völker. Es gibt schlechterdings auf der ganzen Welt kein Volk, das uns vernichten könnte, solange wir ein deutschfreundliches Rußland im Rücken liegen haben. Wenn der Kongreß zu Versailles es vermocht hätte, würde er als erste Friedensforderung ausgemacht haben: Deutschlands Lage wird verändert, Rußland wird aus dem Rücken Deutschlands entfernt. Die Lage kann uns aber keiner nehmen. Und die Pufferstaaten, die die Entente aus diesem Grunde zwischen Deutschland und Rußland legte, sind nur ein Beweis für die schlechte Politik der Sieger, die zu stark sind.

Sieger machen stets eine machtvolle Politik. Machtvolle Politik aber ist

nie kluge Politik. Nirgendwo ist Nietzsches Wort: „Macht verdummt" wahrer als in der Politik. Eine spätere Geschichte wird erkennen, daß England als Folge seiner Stärke in dem einen Jahre 1918/19 mehr politische Fehler machte als sonst in hundert Jahren.

Vor allem wird einem großen Staate seine eigene Macht gefährlich, wohingegen der kleine mächtige noch „Glück" zu haben vermag. Wilhelm Uhde sagt in seiner viel zu wenig gelesenen Schrift „Der alte Fritz": „Einer seiner größten Vorzüge war sein Glück." Friedrich II. vermochte noch Glück zu haben, weil er der Führer eines Kleinstaates war. In der Kleinstaatpolitik gibt es „Glücksfälle". Das weltbeherrschende England aber wird heute kein „Glück" mehr haben, so wie Rom seit Augustus keins mehr hatte. In der Weltpolitik vermag das Glück nicht zu regieren. Dort herrscht die Klugheit. Die politische Klugheit aber ist nicht vor allem abhängig von der Intelligenz der Führer, sondern von der Stärke der Friedenspartei des Landes. Weil die Friedensparteien der Ententestaaten heute besiegt sind, darum haben die Ententestaaten ihre politische Weitsicht verloren. Äußerlich betrachtet, hat der militärische Sieg der Entente die Niederringung ihrer Friedensparteien nach sich gezogen. In Wirklichkeit aber ist nicht der Sieg das Ausschlaggebende, sondern die Veränderung, die, als Folge des Sieges, mit der Stärke des deutschen Militärs vor sich gegangen ist. Als Deutschland vor 1914 der am stärksten gerüstete Staat war, waren alle anderen, weil sie schwächer gerüstet waren, friedlich und verlangten nach einem Völkerbund. Heute, wo Deutschlands Stärke vernichtet ist, sind andere Staaten die stärksten geworden. Sie sind, absolut genommen, zwar keineswegs so stark wie Deutschland vor 1914. Das aber ist das Eigenartige, daß der Einfluß der Militärparteien der Staaten sich nicht nach der absoluten militärischen Stärke richtet, sondern dem Relativitätsgesetze folgt. Der Staat, der relativ am stärksten gerüstet ist, dessen Militärpartei wird stets so stark werden, daß die Friedenspartei des Landes die Führung verliert. Der relativ am stärksten gerüstete Staat geht fast stets zum Angriffskrieg über, selbst dann, wenn er, absolut genommen, nur sehr schwach gerüstet wäre. Der ausschlaggebende Faktor, der die Angriffslust der Staaten zur Folge hat, ist nicht die Stärke der eigenen Rüstung, sondern der Umstand, daß die anderen Staaten schwächer gerüstet sind als er.

Während nun ein Staat wie England, der durch Unterstützungen an andere Mächte seine Kriege führte, anfangs eine relativ schwache Militärpartei hat, steigt die Stärke absolut und relativ von Krieg zu Krieg. Ganz Europa rüstete, absolut genommen, von Krieg zu Krieg immer stärker. Diese absolute Rüstungsvermehrung wirkte auf Europas Verhältnis zu den anderen Erdteilen ein. Europas Rüstungen hatten die Rüstungen Amerikas zur Folge. Aber auch die relative Stärke eines Staates wie England, der

andere Staaten zum Kriege unterstützt, steigt von Krieg zu Krieg. England hat auch im Verhältnis zu den anderen europäischen Staaten stetig an Stärke gewonnen. Angenommen einmal, England hätte auf der Welt keinen starken Nebenbuhler mehr, die Rüstung der anderen Länder wäre vielmehr schwächer als die seinige, so würde Englands Militärpartei, selbst wenn sie selber ganz unverändert bliebe, desungeachtet, sobald ihre Rüstung die stärkste wäre, versuchen, den Widerstand der anderen zu besiegen beziehungsweise sich Übergriffe erlauben. Gegen solche Tatsachen hilft alles Predigen soviel wie es gegen einen Stein, der auf einer schiefen Ebene bereits abgleitet, hilft, ihn zu bitten und zu beschwören, nicht abwärts zu sinken. So unmöglich wie es ist, dem Stein, der schon rutscht, durch gute Worte sein Schwergesetz zu nehmen, so unmöglich ist es, die Völker mit den relativ stärksten Militärparteien durch gute Worte vor Übergriffen und dem darauf folgenden Absturz zu bewahren. Nur das Volk ohne Militärpartei unterliegt diesem Gesetz nicht. Solange China ohne Militärpartei ist, reiht es sich in das Relativitätsgesetz der Militärstärke in dieses Gesetz der Entwicklung zum Untergange nicht ein. Weil England und vor allem Amerika 1914 die schwächsten Militärparteien hatten, darum standen sie vom Untergang am weitesten entfernt. Absolut genommen aber war die Stärke groß genug, daß sie auf dem Wege in den Untergang damit auch an der Spitze hätten marschieren können. Die Aussicht auf ihre längere Lebensdauer ist eine Folge der größeren Stärke der anderen Militärparteien. Aus diesem Grunde kann man sogar von einem starken Militärstaat behaupten, daß er das Leben der *schwächer* militarisierten Völker verlängere. Wohlverstanden: nur das Leben der um weniges schwächer militarisierten Völker, die, obwohl absolut genommen, sehr stark, durch die relative noch größere Stärke eines anderen Militärstaates gezwungen werden, eine kluge Politik zu betreiben, so wie zum Beispiel die Ententestaaten vor 1914.

Die relativ schwächer militarisierten Völker waren vor 1914 im Glauben, sie vermöchten es, einen Völkerbund für die ganze Welt zu gründen und nur Deutschland hindere sie. Deutschland hinderte sie. Aber nicht an der Gründung des Bundes. Sondern nur an der Erkenntnis, daß ein Völkerbund der Welt ohne das hindernde Deutschland ebenso unmöglich ist. Selbst wenn man Deutschlands Stärke ohne Krieg hätte vernichten können, so wären alle guten Absichten der Friedensparteien durch die schlechten Absichten der jetzt auf einer anderen Stufe und damit in eine andere relative Stärke aufrückenden Militärparteien zerstört worden.

Wir wollen darzulegen versuchen, welche Art von Völkerbund möglich ist. Wenn wir die stärkste Militärpartei der Welt als den Pol bezeichnen, so vermag die Welt gegen einen starken Pol wohl einen Bund zu gründen. Sie vermag dies nicht nur, sie muß dies tun, denn die historische Ent-

wicklung zeigt das Bestreben, die Gleichgewichtslage zwischen den Völkern aufrechtzuerhalten. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts ist wahrlich keine englische Erfindung, sie zieht sich durch die ganze Geschichte. Dieser sich entwicklungsgemäß bildende Bund ist aber offenbar wertlos, selbst wenn er das Leben der schwächer militarisierten Völker verlängerte. Denn es ist kein Fortschritt in einer solchen Konstellation. Der Rückschritt aber, der durch einen später unvermeidlichen Krieg herbeigeführt wird, ist so groß, daß er die Jahre des Aufschubs erst recht nutzlos macht.

Dieser Art aber waren bis heute alle Völkerbünde und Ententen, außer vielleicht demjenigen des Tiribaz. Dieser Perser scheint in der antiken Politik einen allgemeinen Bund der Kulturvölker zustande gebracht zu haben, der aber nur so kurze Zeit bestand, daß er eher gegen als für die Möglichkeit eines allgemeinen Bundes spricht. Die historischen Entwicklungsgesetze sind der Schaffung eines allgemeinen Völkerbundes nicht günstig, wohl aber der Schaffung eines militärischen Gegengewichts gegen den bestehenden militärischen Pol. Dadurch gerade ist die Riesenblindheit in der Politik erst möglich. Darum wird heute zum Beispiel zur selben Zeit, wo noch die furchtbaren Folgen des großgezogenen preußischen Militarismus die Welt erschrecken, der polnische, tschechische, finnische usw. schon wieder groß gezogen, um ein Gegengewicht gegen Rußland zu schaffen.

Aber dieses Gegengewicht gegen Rußland ist nur ein künstliches, das von England her finanziert wird. Die Schaffung künstlicher Gegengewichte hat sich in der Geschichte zumeist als unmöglich erwiesen. Wenn die historische Entwicklung begonnen hatte, sie zu bilden, so ließen sie sich wohl verstärken oder auch schwächen; aber es ist kaum möglich, in der Politik einen weit abliegenden neuen Weg einzuschlagen. Ich glaube, man darf sogar sagen: es ist unmöglich, irgendein Bündnis nach den abstrakten Plänen des Politikers zu schaffen.

Gerade in dieser abstrakten englischen Politik zeigt sich der Einfluß der Stärke Englands, die es blind macht. England setzt bei seiner Rechnung alle möglichen Faktoren ein, vergißt aber, sich selber in Rechnung zu setzen. Solange auf dem Kontinent ein starker Militärstaat existierte, war es nicht nötig, daß England sich mit in Rechnung setzte. Wenn Rußland oder Frankreich starke Militärstaaten wären, würde Englands Politik weniger verfehlt sein, als sie es heute ist.

Heute aber ist England stärker als Rußland. Und die politische Entwicklung hat daher das Bestreben, vor allem gegen England ein Gegengewicht zu schaffen. Erst wenn Rußland seinen Siegeszug fortsetzen würde, würden sich die Verhältnisse umkehren. Dann würde die Bildung eines Bundes gegen Rußland sich bemerkbar machen. England könnte die Bildung eines Gegengewichts gegen Rußland heute nur dadurch erleichtern,

daß es selber seine Siegerpose und seine Annektionen aufgäbe. Da seine Militärpartei aber relativ hierzu viel zu stark ist, so ist England gezwungen, seine Übergriffe zu decken und sich aus diesem Grunde immer stärker zu machen. Es gerät in die gleiche Lage wie Deutschland vor 1914. Jeder einsichtige Deutsche erkennt, daß die Übergriffe, die wir uns erlaubten, uns die Sympathien der Welt verscherzten; aber wir erlaubten sie uns desungeachtet und machten uns immer stärker, um sie so decken zu können. Unsere Friedenspartei war in dem Jahrzehnt vor 1914 nicht mehr stark genug, die Militärpartei zu zwingen, klüger zu verfahren. So auch ist die Friedenspartei heute in England nicht stark genug, um England von seinen Übergriffen zurückzuhalten, obwohl jeder einsichtige Engländer erkennt, daß es dringend nötig wäre. Wenn England sich noch stärker macht, werden wir uns trotz der eingeschobenen Puffer mit Rußland verbünden. Die Mühe, die das starke England sich gibt, dies zu verhindern, wird die Schließung des Bundes nur beschleunigen, statt ihn zu hindern. Dieses Bündnis aber ist für Deutschlands Zukunft nicht günstig. Wenn wir uns mit Rußland verbünden, werden uns die Westmächte boykottieren oder blockieren. Wir werden ins ewige Unglück kommen, so wie das Megara der Antike. Das Bündnis aber mit Rußland abzulehnen, wird, sobald England zu stark geworden ist, nicht mehr in unserer Macht liegen. Wir können heute wohl sagen: wir dürfen kein Bündnis mit Rußland schließen, wir müssen zwischen England und Rußland lavieren usw. Wir vermögen in Wirklichkeit nur so lange zu lavieren, als die Macht von keiner Seite zu stark wird. Wenn England zu stark wird, nähern wir uns von selber Rußland, wenn Rußland zu stark wird, klammern wir uns naturgemäß an England. Daß wir, wenn wir nicht mehr lavieren können, behaupten: Ebert, Scheidemann, Müller oder Schmitz haben uns ins Unglück geführt, nutzt wenig. Darauf kann man als Historiker nur antworten: weder Ebert noch Schmitz, sondern eine geschichtliche Macht, über die bis heute noch kein Volk Herr wurde, ausgenommen die alten Athener, und auch sie nur während der Dauer von fünfzehn Jahren.

Es wäre vor allem in unserem Interesse, wenn England die Militärparteien des einen Landes nicht länger unterstützte, um die des anderen zu besiegen. Es wäre unser Interesse, daß nicht fremde militärische Kräfte oder, wenn sie versagen, wir selber gegen Rußland gestärkt werden, sondern ein neuer Weg beschritten wird, um Europa den Frieden zu erhalten. Es wäre unser Interesse, daß England sich nicht durch sein Militär in den Tod führen läßt so wie wir.

Rußlands Militärpartei wird nur dann stark und angriffslustig werden, wenn die Entente ihre kriegerischen Angriffe auf Rußland und die Aufrüstung der russischen Randstaaten fortsetzt. So wie einst unsere Angriffe

auf Frankreichs Revolution Napoleons Siegeszug vorbereiteten, so bereitet der Angriff Englands auf Rußland heute den Siegeszug der Bolschewisten vor. Dieser Siegeszug mit dem Schwerte wird Europa vernichten und ebenso, darüber sollte sich jeder Bolschewist klar sein, den Bolschewismus. Der Sieg wirkt auf die Hirne der Menschen stets verändernd ein. Sogar die siegenden politischen Parteien eines Landes ändern ihre Haltung im stärksten Umfange. Der militärische Sieg aber bringt die allerstärksten Änderungen in der Haltung des Siegers hervor. Ihre Militärparteien rücken auf die relativ höchste Stufe. Während des Sieges änderten sich zu allen Zeiten die Ansichten der Sieger vollends. Napoleon wurde während des Sieges aus einem Revolutionär ein Kaiser, Cäsar aus einem Revolutionär ein Thronanwärter, Alexander aus einem Befreier ein Mörder. Wilson verleugnete als Sieger seine vierzehn Punkte. Das ist keine Schuld Wilsons, sondern das ist eine Wiederholung des ewig Wiederholten: der Sieger ändert während des Sieges seine Anschauung. Grey war größer als Wilson, darum ging er. Es ist die Gewißheit wie die Voraussage einer Sonnenfinsternis, wenn wir behaupten: als Sieger muß auch Trotzki seine Anschauung ändern oder gehen. Der siegende Bolschewismus jedenfalls wird kein Bolschewismus mehr sein. Wenn Trotzki vor Paris steht (in zehn bis zwanzig Jahren steht er dort vielleicht, wenn wir so weiter machen), ist er kein Bolschewist mehr. Die Voraussicht dieser Tatsache, selbst wenn sogar entsprechende Belehrung ihr folgte, wird den Bolschewismus nicht retten, denn Erkenntnis ist in der Politik nutzlos. „Umlernen will der Mensch nicht", sagt Moritz Heimann vom politischen Menschen. Es muß vielleicht sogar heißen: Umlernen kann der Mensch in der Politik nicht. Jedenfalls lernte der politische Mensch in der Vergangenheit nie um, und es ist daher Torheit, zu glauben, der zukünftige würde umlernen. Weil der Bolschewismus an seinem Siege sterben wird, so sicher wie der Völkerbundgedanke an seinem Siege vor unseren Augen starb, darum ist es nicht nur eine Lebensfrage Europas, sondern es liegt auch im Interesse des Bolschewismus, wenn England nicht länger durch eine kurzsichtige Kriegspolitik die Militärpartei Rußlands furchtbar stärkt, sondern einen neuen Weg beschreitet, um die Militärpartei umgekehrt zu schwächen.

Wenn die Völker erst einsähen, daß, solange die Militärpartei stark ist, die Erziehung zum Frieden ganz nutzlos ist, so würde man sich wenigstens nicht länger an einer verkehrten Stelle um Frieden mühen. Man müht sich doch auch nicht um Chinas Hilfe im Kriege.

Die Geschichte lehrt, daß, so schwer es ist, Völker zu militarisieren, es noch viel schwerer ist, sie zu entmilitarisieren. Das Militarisieren gelang

oft, das Entmilitarisieren nie. Es ist leichter, China zu militarisieren als Deutschland zu entmilitarisieren.

Länder mit relativ schwachen Militärparteien machen zwar oft den Eindruck, als wären sie entmilitarisiert. Sobald die Militärparteien eines Landes aber nur wieder auf die erste Stufe vorgerückt sind, verweigern sie sogleich wieder Liga, Abrüstung usw. Gerade weil nun die Militärstaaten niemals alle gleich stark sind, weil es stets relativ starke und relativ schwache Militärparteien gibt, darum ist eine Einigung der Welt einstweilen ganz unmöglich. Wir erlebten es vor 1914 und erleben es heute wieder. Die schwächer militarisierten Völker wollen Frieden und Völkerbund, aber nur so lange, wie sie die relativ schwächeren sind. Werden sie durch Verschiebungen in der Politik die stärksten, so wollen sie weder Frieden noch Völkerbund mehr. Die Entente verlangte zwar nach Kriegsschluß als Sieger Rußlands Eintritt in den Völkerbund; aber es war nur Schein. Als Rußland Anfang 1920 Frieden wollte, lehnte die Entente ab, unter der Begründung, daß sie mit den Bolschewisten keinen Frieden machen könne.

Ungeachtet dieser Ablehnung wird die Entente scheinbar weiter um Rußlands Eintritt werben. Aber immer wird Rußland ablehnen oder die Entente ablehnen. Und wenn der Bund zustande käme, würde er nicht halten. Oder er würde als Gegengewicht gegen ein angriffslustiges Amerika geschlossen werden. Eine spätere Geschichtsforschung, wenn sie nicht inzwischen das Gesetz von Pol und Gegengewicht mit in Rechnung setzt, wird langwierige Forschungen anstellen (so wie über die Politik Napoleons), warum Rußland Anfang 1920 nicht in den Völkerbund eintrat. Es liegt hier wie dort aber kein anderer Grund vor, als die Tendenz der historischen Entwicklung, die Gleichgewichtslage aufrechtzuerhalten. Wenn in Rußland nicht der Bolschewismus herrschte, würden England und Amerika andere Gründe zur Ablehnung finden, oder Rußland, besonders wenn es stärker wäre, würde ablehnen, so wie Deutschland vor 1914. Die Völker glauben an jene Gründe gegen den Bund, die sie jedesmal vorgeben. Das ist eine der geheimnisvollsten Folgen der Konstellation. Die Entente glaubt es tatsächlich, sie vermöchte heute Rußland in den Völkerbund aufzunehmen, wenn in Rußland nur der Bolschewismus nicht herrschte. Sie begreift nicht, daß die Vernichtung des Bolschewismus in Rußland in ihren eigenen Ländern eine Parteiverschiebung zur Folge hätte, die neue Gründe gegen den Völkerbund liefern würde. Die Gründe, die es angeblich hindern, daß der Völkerbund zustande kommt, sind keine Ursachen, sondern nur Symptome, die anzeigen, daß die geschichtliche Entwicklung auf Bildung von Pol und Gegenpol hinstrebt, daß sie eine Gleichgewichtslage in der Gruppierung anstrebt, einen Ausgleich der Kräfte, soweit er dieser Gleichgewichtslage dient, daß sie die halbe und dreiviertel der Welt einigen kann, aber nicht die

ganze Welt. Es handelt sich also in der Geschichte nicht um Gründe gegen den Völkerbund, sondern um Symptome der jedesmaligen Konstellation, die beweisen, daß die Entwicklung auf keine Welteinigung tendiert. Erst wenn wir das erkannt haben, werden wir weit eher geneigt sein, uns über die tieferen Gründe zu informieren und zu forschen, ob diese sich nicht vielleicht beseitigen lassen. Solange wir Symptome für Ursachen nehmen, ist alle Politik eitel. Alfred Döblin sagt: Unsere Nesthäkchen plärren moralisch und halten das für Politik. Es mag frappieren, aber desungeachtet ist es eine Tatsache: wir alle und auch alle anderen Völker plärren moralisch und halten das für Politik. Die ganze heutige Politik ist eine Scheinvorstellung.

Die Entwicklung tendiert immer auf die Herstellung der Gleichgewichtslage. Sogar das römische Reich macht hier nur scheinbar eine Ausnahme, wie bereits Hume, wenn auch in anderem Zusammenhange, erkannte. Heute suchen wir diesen ewigen Gesetzen zu entkommen, indem wir versuchen, die Menschen für den Pazifismus, für Abrüstung und Völkerbund zu gewinnen. Professor Nicolai, der den Wert der Friedensfinanzierung sehr klar erkennt, ist der Meinung, daß es vor allem auf eine Revolutionierung der Geister ankomme und daß diese Revolutionierung mit allen Mitteln versucht werden müsse. Technik und Naturwissenschaft, Nationalökonomie und Politik, Geschichte und Sittenlehre können dazu Waffen liefern.

Professor Nicolai zeichnet hiermit den Weg vor, den einst die athenische Staatsentwicklung ging. Wenn die Geister revolutioniert sind, so wird man den Frieden ganz von selber finanzieren, darin hat Nicolai recht. Wenn er aber auch damit recht behielte, daß die Finanzierung vorher unmöglich wäre, wenn er recht damit behielte, daß der Staat nur aus der Entwicklung heraus die Finanzierung vorzunehmen vermag, so wird die Geschichte über diese Art Finanzierung genau so zur Tagesordnung übergehen wie beim athenischen Staate. Athen hat gezeigt, wie die Finanzierung möglich ist, und es hat gezeigt, daß sie den Frieden zu erhalten vermag. Aber Athen lehrt noch ein Drittes über die Finanzierung. Und diese dritte Lehre heißt, daß die Friedensfinanzierung, die aus der Entwicklung des Staates erwächst, zugleich mit dieser Epoche vergeht.

Wir können vom athenischen Staat die Idee der Friedensfinanzierung erlernen. Mehr aber vermag uns auch Athen hier nicht zu sagen. Ob es möglich ist, ohne daß die Entwicklung des Staates die Idee hervorbrächte, sie zum Siege zu führen, kann erst die Zukunft lehren. Eins aber wissen wir aus Athens Schicksal: wenn dies unmöglich ist, dann wird die Finanzierung nur eine Epoche auch unserer Entwicklung bleiben.

Wer Lehren erteilt, die in der Richtung liegen, die die Entwicklung des Staates bereits einschlägt oder doch in Kürze einschlagen wird, der mag

sich einbilden, er habe mit seinen Lehren Erfolg. Wenn sie in hundert Jahren den Frieden finanzieren, so werden sie sagen: Jetzt ist der Gedanke endlich zum Siege gekommen.

Aber nur wenn sie den Frieden in dreißig Jahren finanzieren, dürften sie so sprechen.

Gerade weil Gedanken, die in der Entwicklungsrichtung des Staates liegen, durch Lehren scheinbar zum Siege kommen, darum versuchen wir auch, jene Ideen, die in entgegengesetzter Richtung liegen, auf gleiche Weise durchzusetzen. Wir können heute wohl in tausend Blättern schreiben: Tretet doch bitte dem Völkerbunde bei. Rüstet doch bitte ab. Nein, wir vermögen selbst das nicht einmal, denn die Blätter sind abhängig, und zwar nicht nur von ihren Lesern, und sie würden unsere Artikel daher nicht bringen können. Aber selbst wenn wir es in tausend Blättern schrieben, die Staaten würden dem Bunde nicht beitreten, denn sie vermögen es nicht. Der relativ stärkste weigert sich und wird sich immer weigern. Die Schwächeren sind bereit, aber auch sie nur so lange, als sie die relativ Schwächeren sind. Baron d'Estournelles sagte 1911, daß der deutsche Kaiser nur zu jener Zeit von der europäischen Union gesprochen hätte, da diese unausführbar schien. Dies trifft zu; nur hat es mit der Unausführbarkeit wenig zu tun, sondern die relativ schwächeren Militärparteien sprechen stets von einer Union; die relativ stärkste Kriegspartei spricht nie oder doch nur zum Schein von einer Union. Daran gerade ist sie zu erkennen. Sie wähnt sich allein stark genug. „Ein Volk mit einem Heere, wie es das deutsche ist, ist niemals isoliert." (Bülow.) Die Menschheit, die geschichtlich nachweisbar 3- bis 4000 Jahre stets durch gleiche Konstellationen zu Kriegen verführt, im Blute der Kriege watete, darf nicht länger glauben, daß der Krieg aufhören könnte, ohne daß etwas ganz Neues unternommen würde.

Man möchte die Worte Bacons über die Weltpolitik aller Zeiten setzen: Torheit und Widerspruch ist es, zu wähnen, daß etwas, was bis jetzt nicht zustande gebracht ist, anders als durch eine bisher noch unversuchte Methode zuwege gebracht werden könnte.

Die Gründung der Völkerbündnisse aber hat sich in der Geschichte fast immer als das Anzeichen naher Kriege gezeigt. Es ist ein gutes Zeichen, wenn der Bund heute unter der alten Devise nicht zustandekommt, denn das würde nur heißen: Krieg in Sicht. Die Gründung der deutsch-französischen Liga zu Nürnberg 1913 überdauerte kein Jahr mehr. Perikles' Völkerbund würde kaum einige Monate gewährt haben, wenn man den Bund als etwas anderes angesehen hätte als das äußere Zeichen des nahen Krieges. Als ein Sporn, die innere Vorbereitung zum Frieden zu beschleunigen. Auf diese innere Vorbereitung kommt alles an. Wie aber soll sie geschehen, wenn Lehren nicht fruchten? Und sie außerdem bei einer

Konstellation wie der heutigen zu erfolgen hat? Wir dürfen die Augen nicht der Tatsache verschließen, daß gerade heute stärkste Kräfte sich gegen den Frieden vereinigen. In der Entente befindet sich der militärisch starke Pol. Dieser militärisch starke Pol hält außerdem das Geld der Welt in Händen. Anhäufungen von Machtmitteln aber führen stets zum Kriege, welcher Art die Mittel auch sind. In der Entente befindet sich eine doppelte Anhäufung. Vor 1914 war die Konstellation für den Frieden viel günstiger. Gleichwohl führte sie bereits zum Kriege.

Die Pazifisten sagten damals: die Länderkomplexe sollen sich zusammenschließen. Diese Forderung ist ideal, gleich wie die Forderung von Karl Marx, daß die Arbeiter regieren sollen, ideal ist. Diese Forderungen müssen erfüllt werden, nur in ganz anderer Weise als man heute denkt; denn in der Weise, in der man es heute beabsichtigt, sind sie gar nicht zu erfüllen. Wenn die Länderkomplexe sich nämlich zusammenschließen, oder wie nach Ellen Key ein schwedischer Gelehrter es formuliert: zusammenwachsen, so stärkt sich ihr Komplex, und etwas Ähnliches geschieht sogleich bei den Gegnern. Auf diese Weise ändern sich alle politischen Voraussetzungen in der Praxis. Sobald zum Beispiel die Arbeiter sich fest einigen, einigen sich auch die Kapitalisten fest. Döblin schrieb vor kurzem an dieser Stelle: Freunde der Republik und Freiheit, herüber nach links an die Seite der Arbeiterschaft! Wir unterschreiben die Worte, wissen aber, daß es nutzlos ist, an die Seite der Arbeiter zu treten. Deutschland kann wegen seiner politischen und finanziellen Lage heute nicht die Freiheit schützen. Es wäre keine Schuld des deutschen Charakters, wenn die Knechtschaft wieder siegte, sondern eine Wirkung der Außenpolitik, der geographischen Lage und der gestörten Finanzen. Wenn die Bürger heute in größerer Zahl auf Seite der Arbeiterschaft treten würden, so würde die Arbeiterschaft als solche weiter nach rechts schwenken, oder die Rechtsparteien würden sich fester einigen. Hieran vermöchte sogar eine bolschewistische Usurpation nur insoweit zu ändern, als Deutschland noch Agrarstaat ist.

Wenn Trotzki Deutschland besiegte, zöge wahrscheinlich nur, soweit Deutschland Agrarstaat ist, der Bolschewismus wirklich ein; soweit es Industriestaat ist, wäre der Einzug scheinbar. Deutschland vermöchte die Rittergüter in Bauerngüter aufzuteilen: das aber wäre alles, was es vermöchte. Doch selbst diese Aufteilung würde nicht die Freiheit vergrößern, sondern nur einer Verbesserung der Verfassung gleichkommen. Wir verwechseln heute Freiheit eines Volkes und gute Verfassung eines Volkes. Es ist gewiß möglich, daß die gute Verfassung die Freiheit vergrößert, aber es ist nicht notwendig. Gute Verfassung und Freiheit sind sehr oft etwas Verschiedenes.

Eine gute Verfassung bringt selten die Freiheit, aber die Freiheit hat

sehr oft eine gute Verfassung zur Folge. Die gute Verfassung kostet nichts, die Freiheit der Industrievölker aber ist sehr kostspielig. Ein armes Industrievolk war, soweit die Geschichte Aufschluß gibt, wohl niemals frei.

Die Entwicklung geht vor sich wie ein Würfelspiel. Wenn wir würfeln, so erhalten wir nach tausend Würfen annähernd stets das gleiche Resultat von Punkten. Ebenso ist es in der Politik. Wenn wir einen Extrawürfel hätten, so vermöchten wir auch mehr Punkte für die Freiheit zu erhalten. Aber die Würfel so zu werfen, daß wir die Punkte gegen das Gesetz dieser Wahrscheinlichkeit erhalten, das vermögen wir bis heute noch nicht. Ich sage damit nicht, daß es überhaupt unmöglich wäre; aber mit den gegenwärtigen Mitteln ist es unmöglich.

Als das antike Persien sich einst stark machte und einte, einte sich auch Hellas, machte auch Hellas sich stark. Als Persiens Einigung schwächer wurde, wurde auch Hellas Einigung wieder schwächer. Als Frankreich sich stark machte, einte sich die Welt gegen Frankreich; als Deutschland sich stark machte, gegen Deutschland. Wenn England sich stark machen wird, ist die Reihe, zerstört zu werden, an England, so wie auch Shaw es bereits voraussah. Diese Verhältnisse sind so unbestritten historische Entwicklungsvorgänge, es ist so sicher nichts mit Reden dagegen zu machen, daß man hier stets weissagen kann. Heute kann man aufs allerbestimmteste sagen: Rußland und Deutschland versuchen sich zu einigen, so lange England sich zu stark macht. Macht England sich daraufhin noch stärker, so wird sogar Frankreich dieser Koalition des Kontinents sich anschließen. Trotzki wird demzufolge mit um so geringeren Mitteln über Deutschland und Frankreich zu siegen vermögen, je stärker England sich macht. Wenn England und Frankreich schwach wären, vermöchte Trotzki überhaupt nicht über Deutschland zu siegen. Denn ein schwacher Westen würde sich mit Deutschland einigen. Wenn Trotzki über Europa siegte, so wäre dies vor allem eine Folge der englischen Stärke, die eine zeitige Einigung Deutschlands mit England unmöglich machte. Die deutsche Regierung aber klammert sich um so vergeblicher an England, je stärker es ist. Das deutsche Volk wird um so leichter zu Trotzki übergehen, je stärker England ist, und so fort. England müßte von seinem Reichtum abgeben beziehungsweise weniger arbeiten oder die russischen und deutschen Friedensparteien finanzieren, um sich für die Dauer zu retten.

Auf dieser Politik beruhte der Bestand des hellenischen Staates, der unter Perikles nicht die Militärmacht der Verbündeten stützte, sondern diejenige des Feindes schwächte. Diese Politik des Perikles ist ganz unzweifelhaft von einer Bedeutung, die nur deswegen nicht erkannt worden ist, weil wir keine friedlichen Historiker haben. In dieser Politik des

Perikles zeigt sich uns vielleicht ein Ausweg aus dem Krieg. Wenn Athen durch die Politik des Perikles nicht gerettet wurde, so hat dies seinen Hauptgrund darin, daß der Gedanke zu spät kam. In hundert Jahren würde auch Europa durch diese Politik nicht mehr zu retten sein. Die Friedensfinanzierung des Perikles ist folgendermaßen vor sich gegangen: Während er Athen führte, drängte Korinth vor allem zum Kriege gegen Athen. Korinth hat in der damaligen Konstellation eine ähnliche Rolle gespielt wie Deutschland vor 1914 in der europäischen Konstellation. Korinth stand sogar, was die Industrialisierung betrifft, in einem ähnlichen Verhältnis zu Athen wie Deutschland 1914 zu England. Mit Korinth alliiert war Sparta. Sparta war in industrieller Hinsicht nicht mit dem Österreich vor 1914 zu vergleichen, im übrigen aber hatte sein Verhalten in damaliger Zeit viel Ähnlichkeit mit der Politik Österreichs vor 1914. Sparta war Korinth gegenüber allerdings stärker als Österreich uns gegenüber. Sparta drängte aber entwicklungsgemäß in der gleichen Weise Korinth zum Frieden wie Österreich vor 1914 uns.

Diesen Umstand hat Perikles benutzt. Er hat den bereits entwicklungsgemäß vorhandenen Friedenswillen Spartas durch Finanzierung verstärkt.

Vor 1914 hat England sich Österreichs zu bedienen versucht, um Deutschland vom Kriege abzuhalten, wenn auch in wenig kluger Weise. Wäre es England nun möglich gewesen, klüger zu verfahren? Wenn England Österreich durch Geld zum Frieden zu kaufen gesucht hätte, so würde es bei uns auf heftigsten Widerspruch gestoßen sein. Wir hätten zu diesem Widerstand sogar ein Recht gehabt, denn die Aktion würde sich gegen uns gerichtet haben. Auch Korinth hat einst, wie es scheint, heftig gegen die Geldzahlungen nach Sparta protestiert. Aber wir würden mit unserer Auffassung, daß es sich bei den Geldzahlungen Englands an Österreich um Bestechung niederster Art handle, nicht allein gestanden haben: die ganze Welt würde vielmehr Englands Vorgehen gebrandmarkt haben. Darin liegt der Unterschied zwischen der politischen Anschauung unserer Zeit und der der Alten. Das politische Denken der Menschheit ist heute so beeinflußt, daß es jede Finanzierung des Friedens durch das Ausland als Bestechung ansieht, wohingegen es ähnliche Finanzierungen, wenn sie für den Krieg erfolgen, nicht als Bestechung, sondern als ehrenhaft betrachtet. England hat vor 1800 den Preußenkönig mit einer sehr großen Summe Geld gekauft, damit er nicht auf Frankreichs Seite trete. England hat die preußische Regierung mit Geld gekauft, damit sie gegen Napoleon Partei nehme. Unsere Freiheitskriege waren die Folge einer Kaufsumme, die England dafür erlegte. Warum nennen die Historiker diese Tatsachen, die niemand abzuleugnen vermag und niemand ableugnet, nicht Bestechung, während sie es zweifellos Bestechung genannt hätten, wenn England die

österreichische Regierung gekauft hätte, damit sie der deutschen Kriegspartei Opposition mache? Und nach dieser Auffassung wären jene Geldzahlungen des Perikles an Sparta, die bezwecken sollten, daß Sparta der korinthischen Kriegspartei Opposition machte, ebenfalls Bestechungen zu nennen. Der Unterschied zwischen diesen Zahlungen ist doch nur der:

England finanzierte um 1800 durch seine Geldzahlungen die preußische Kriegspartei, Perikles finanzierte einst die spartanische Friedenspartei. Die Finanzierung der Friedenspartei erscheint den Historikern als Bestechung, die unter völlig gleichen Verhältnissen erfolgende Finanzierung der Kriegspartei aber erscheint ihnen als etwas Erlaubtes. Diese Auffassung beherrscht heute die ganze Geschichte und unser politisches Denken. Dies hat zur Folge, daß viele von uns, genau wie die Historiker, die Finanzierung der Preußenkönige zum Kriege durch englisches Geld — als ehrliche Handlung, die Finanzierung der Spartanerkönige zum Frieden durch Perikles — als Bestechung ansehen. Wie tief diese Geschichtsauffassung unser politisches Denken beeinflußt, ersehen wir auch daran, daß wir bei einer Finanzierung der Friedensparteien durch ausländisches Geld sofort fragen: Ist dies nicht Bestechung? Wohingegen sich heute Polen, Finnland, die Tschechen zum Kriege gegen Rußland finanzieren lassen, ohne daß man dies als Bestechung ansieht.

Ebenso wie wir die Finanzierung der polnischen Kriegspartei durch die Entente, die heute vor sich geht, nicht als Bestechung betrachten, sondern nur Rußland, gegen die sie sich richtet, ganz so sahen die Alten die Finanzierung des Friedens im allgemeinen nicht als Bestechung an, sondern nur jene Völker, gegen die sie sich wendete.

Allerdings wird es auch im eigenen Lande stets einige Leute gegeben haben, die der Meinung waren, daß es sich um Bestechung handle, so wie es heute auch bei uns einige gibt, die die Finanzierung Polens gegen Rußland so beurteilen. Auf diese vereinzelten Berichte aus dem Altertum stützte bereits Plutarch zum großen Teil seinen Bericht. Dies hängt damit zusammen, daß die zeitgenössischen Schriftsteller, die die Finanzierung Spartas nicht als Bestechung ansahen, gar nicht oder nur kurz darüber berichteten. Thukidides berichtet gar nicht darüber; Plato sagt, daß viel Geld nach Sparta geflossen sei, ohne daß etwas dafür zurückgekommen sei. Aber selbst Plato, dieser scharfe Gegner des Perikles, hat ihm die Finanzierung der Friedenspartei Spartas nicht als Bestechungsversuch zum Vorwurf gemacht. Wenn sie von den Alten irgendwie ernsthaft so angesehen worden wäre, würde Plato, der Gegner des Perikles, sie sicherlich so genannt haben. Wer die Geldsendung nach Sparta Bestechung nannte, wird damals offenbar nicht ernst genommen worden sein, so wie heute zum Beispiel derjenige, der behauptete, daß der ganze Universitätsbetrieb Ge-

sinnungssache sei, nicht ernst genommen werden würde. Desungeachtet wäre es doch offenbar sehr wohl möglich, daß eine spätere Zeit unseren Universitätsbetrieb so ansähe. Und in diesem Falle würde diese spätere Zeit vielleicht, gestützt auf die wenigen Berichte unserer Zeitgenossen, die heute nicht ernst genommen werden, unseren Universitätsbetrieb als eine einzige große Bestechung darstellen, genau so wie wir es heute mit der athenischen Friedensfinanzierung machen. Sie würde vielleicht nicht bemerken, daß fast alle bedeutenden und aufrechten Männer, sogar Gegner der Universitäten, ihn heute nicht so nennen, so wie wir es heute nicht bemerken, daß nicht einmal Plato den Perikles der Bestechung zeiht.

Wenn man fragt: Was ist Bestechung? so kann man vielleicht am besten antworten: „Bestechung ist das, was die Völker so nennen. Das, was sie Bestechung nennen, zeigt den Stand ihrer Kulturhöhe an."

Wenn wir heute die Finanzierung des Friedens als Bestechung, hingegen eine völlig gleich geartete Finanzierung des Krieges als ehrlich ansehen, so, fürchte ich, läßt dies den Schluß zu, daß die Entwicklungshöhe unseres moralpolitischen Empfindens noch nicht so weit fortgeschritten ist wie das des einstigen Athen. Ob die Athener die Größe ihrer Politik, die die Friedensfinanzierung billigte, selber erkannt haben, ist nicht zu entscheiden. Eins aber kann heute wohl bereits vorausgesagt werden: Die Zukunft wird unsere Historiker, die sagen, daß Perikles zwar ein großer Mann gewesen sei, nur die Geldsendungen nach Sparta hätte er besser unterlassen sollen, ebenso ansehen, wie wir heute die Zeitgenossen des Kopernikus ansehen, die von ihm sagten, daß er ein bedeutender Astrologe sei, der die Zukunft aus den Sternen gut abzulesen vermöge, nur daß seine Auffassung des Sonnensystems unvernünftig sei.

Die europäische Entwicklung ist heute noch nicht weit genug fortgeschritten, um die Friedensfinanzierung billigen zu können. Wir können uns daher bei Einführung der Friedensfinanzierung nicht auf sie stützen. Es ist dies auch nicht nötig, denn gerade in der heutigen Konstellation liegen zwingendste Gründe für die Einführung der Friedensfinanzierung. Die Konstellation der heutigen Politik erschwert die Wiederherstellung einer Gleichgewichtslage. Geld und militärisch starker Pol finden sich auf der gleichen Seite und hindern das entwicklungsgemäße Zustandekommen von Pol und Gegenpol. Das Gleichgewicht aber wird, wenn wir nichts Neues, Außergewöhnliches unternehmen, auf alle Fälle in der alten Weise wiederhergestellt werden, wenn nicht durch friedliche Verschiebungen, dann durch Krieg. Die historische Entwicklung zeigt die entschiedenste Tendenz, zwischen den Völkern die Gleichgewichtslage herzustellen. Sie hat sie zu allen Zeiten in die Tat umgesetzt. Auch Hume erkannte diese Tatsache.

Die Entwicklung erleichtert daher alles, was dieser Tendenz entgegenkommt. Diesem großen historischen Gesetz würde die Friedensfinanzierung entgegenkommen. Denn es würde offenbar der Herstellung der Gleichgewichtslage außerordentlich dienen, wenn englisches und vor allem amerikanisches Geld nach Rußland und Deutschland gelangte, und zwar als freies Geschenk von Westen nach Osten flösse. Die Konstellation, die dem Kriege so sehr entgegenkommt, kommt ebenso der Friedensfinanzierung entgegen. Denn die Friedensfinanzierung allein vermag es, einen Abfluß von Geld hervorzurufen, ohne sich der Anleihen zu bedienen.

Durch Anleihen der Entente an Rußland oder Deutschland würde das Gleichgewicht der Kräfte nur in der alten Weise wiederhergestellt, außerdem schwerlich in dem Maße, wie es nötig wäre, um einen Krieg auf die Dauer zu vermeiden. (Die Gründe, die es sehr wahrscheinlich machen, daß die russische Kriegsgefahr in zehn bis fünfzehn Jahren riesengroß werden wird, würden im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen.)

Wenn wir für die Friedensfinanzierung einen geeigneten Weg fänden, der der gegenwärtigen Konstellation angemessen wäre, so würde es wahrscheinlich möglich sein, daß sie zustande käme, eben weil sie sich dann sehr nahe an eine bereits bestehende Entwicklungsrichtung anzulehnen vermöchte.

In der äußeren Politik befindet sich heute neben der Ungunst der Verhältnisse auch ein günstiger Faktor. Die Entente besitzt zwar zu große Machtmittel, um ernsthaftes Interesse am Völkerbund zu nehmen. Aber die Entente fürchtet trotz ihrer riesenhaften Machtmittel den Bolschewismus. Diese Furcht wird sie vielleicht dazu veranlassen, weiser zu werden als andere Sieger vor ihr, die furchtlos standen. Nur die Staaten, die sich fürchten, vermögen kluge Politik zu machen. Sich an andere zu wenden, ist Zeitvergeudung.

Die Frage lautet nun: Ist es möglich, daß die Entente die Kriegspartei des Bolschewismus, von dem sie sich bedroht glaubt, schwächt, statt daß sie wie bisher die Kriegsparteien der Länder, die das Gegengewicht bieten sollen, stärkt? Oder daß sie doch wenigstens beide Wege nebeneinander beschritte, dadurch, daß sie die Kriegsparteien Rußlands und Deutschlands schwächte und nicht nur die Polens und Finnlands stärkte? Durch das Beschreiten beider Wege würde wenigstens die absolute Stärke der europäischen Kriegspartei gemindert werden, denn wenn man Deutschlands und Rußlands Kriegsparteien schwächte, brauchte man die polnische, tschechische und finnische doch viel weniger zu stärken. Auf diese Weise würde, wie sich auch schon in der Regierungszeit des Perikles zeigte, die Schnelligkeit des Kreislaufes wenigstens vermindert.

Deutschland hat heute politisch keine Macht mehr, aber politische Er=

kenntnis eignet nicht der politischen Macht, sondern der Schwäche. Gerade weil Deutschland machtlos ist, darum ist seine Erkenntnis im Wachsen begriffen. Wir müssen diese Erkenntnis nach der Entente hin verbreiten. Wir müßten die Entente veranlassen, daß sie die Gleichgewichtslage nicht, wie bisher, durch Verstärkung des Gegengewichts, sondern durch Verminderung des Gewichts herzustellen versucht, daß sie, statt die Kräfte gegen den Bolschewismus zu unterstützen, die Militärpartei des Bolschewismus durch Finanzierung der russischen Friedenspartei schwächt.

Diese Finanzierung dürfte sich aber nicht gegen den Bolschewismus als solchen richten, sondern nur gegen die russische Militärpartei. Wenn diese Unterstützung sich gegen den russischen Bolschewismus richtete, so würde sie eine Stockung in der Entwicklung der Freiheit begünstigen. Es würde eine Begünstigung der Reaktion eintreten, die neue Revolutionen und Kriege vorbereitete. Wenn England heute leichtsinnig die russische Reaktion finanziert, so wird gerade England dies in der Zukunft am schwersten zu bereuen haben, denn Englands eigene innerpolitische Entwicklung wird in der Zukunft den gleichen Punkt erreichen wie heute die russische. Die Finanzierung der heutigen Reaktion aber wird zu dieser Zeit auf dem Kontinent ihre Früchte tragen. So wird es kommen, daß, während England in Zukunft den Bolschewismus predigt, der Russe dann von neuem Knechtschaft predigen wird. Die Vorherrschaft des Proletariats, des Bolschewismus, wenn er in Zukunft in England einzieht – und sein Einzug ist nur eine Frage der Jahrzehnte –, wird keine Vorsicht in der äußeren Politik mehr walten lassen. Vorherrschaften des Adels und Vorherrschaften des Proletariats waren sehr oft unvorsichtig in der Außenpolitik. Selbst wenn ihre Länder nicht einmal die relativ stärksten waren, so glaubten sie es doch zu sein und schlugen los. Die Angriffslust des englischen Proletariats würde zudem durch die Reaktion des Kontinents begünstigt werden, genau so wie heute Trotzkis Angriffslust durch das Verhalten der englischen Reaktion. Die Angriffslust des englischen Proletariats aber würde, selbst wenn provoziert, England um seine Freunde bringen, sowie Napoleon und Cäsar durch ihre Angriffe ihre Freunde verloren. Gerade diese Offensivkraft würde sich mäßigen, wenn zu der Zeit, wo in England die Arbeiterregierung die Oberhand gewinnt, in Rußland noch die Freiheit regierte. Die Angriffslust der Proletarierstaaten, die zum großen Teil auf dem Verhalten der Reaktion der anderen Staaten beruht, würde bei einer schwachen Reaktion sich offenbar von selber abschwächen. Wenn England heute die Finanzierung der reaktionären Parteien fortsetzt, so werden sie zu jener Macht sich auswachsen, der ein proletarisch regiertes England einst nicht mehr zu entkommen vermag, und an der Europa endgültig zerbrechen wird.

Damit nun auf keinen Fall die Finanzierung des Friedens zu einer Finanzierung der Reaktion mißbraucht werden kann, würde es günstig sein, wenn Trotzki selber die Führung der russischen Friedenspartei übernähme und die Westmächte ihm dies nahelegten. Dies wäre aus folgenden Gründen nützlich: Wenn in einem Lande vom Auslande her eine Aktion vorgenommen wird, welche es auch immer sei, so entsteht im Lande stets eine starke Partei, die sich diesem Beginnen widersetzt. Diese Partei wird größer werden, wenn die Aktion sich gegen die bestehende Regierung richtet, kleiner, wenn sie die Regierung als ausführendes Organ benutzt. So bestand in Preußen um 1800 gegen die Finanzierung der Militärpartei zwar eine starke Opposition, die aber besiegt werden konnte, weil die englische Kriegsfinanzierung sich als ausführendes Organ die Regierung Preußens sicherte. In gleicher Weise müßte versucht werden, die russische Regierung für die Ausführung der Friedensfinanzierung zu gewinnen. Erst wenn Trotzki und sonstige russische Führer ein entsprechendes Angebot der Westmächte ablehnten, dürfte die oppositionelle Friedenspartei in Rußland gestärkt werden. Gerade dadurch, daß die Westmächte versuchten, Trotzki und, bei seiner Ablehnung, andere Regierungsmitglieder als Führer der Friedenspartei des Ostens zu gewinnen, würde jener russischen Partei, die sich gegen die Friedensfinanzierung erheben und die Ausführung bedrohen könnte, der Boden entzogen werden.

Wie aber könnte die Finanzierung der russischen Friedenspartei nun praktisch vor sich gehen?

Nehmen wir an, es gelänge, die alte Entente zusammenzuhalten, nehmen wir sogar ruhig an, auch davon zögen sich noch einzelne Mitglieder zurück. Was aber übrig bliebe, vereinte sich zu einem Kongreß, zu dem alle Völker eingeladen würden. Wer nicht erschiene oder wer erschiene, wäre Sache des einzelnen. Die anwesenden Staaten müßten eine kleine internationale Steuerlast auf sich nehmen. Von diesem Gelde würden laut Beschluß die Militärparteien jener Länder geschwächt, die dem versammelten Kongreß am gefahrdrohendsten erscheinen. Wenn zum Beispiel heute Frankreich, England, Italien und Japan zusammenkämen, so würden sie wahrscheinlich die Russen und die Deutschen als die gefahrdrohendsten ansehen, und ihre Abstimmung ergäbe, daß die Militärparteien dieser Länder zu schwächen seien. Je mehr Interesse man an der Schwächung hätte, eine um so höhere Summe würden die einzelnen Staaten bewilligen.

Sehr bald schon würde man Deutschland und Rußland für weniger gefahrvoll halten, man würde vielleicht glauben, daß Frankreich gefährlicher sei. Die französische Pazifistengruppe würde vielleicht sogar selber den Antrag stellen, daß man sie unterstütze. Zu einer noch späteren Zeit würde man bei Englands, bei Japans Friedenspartei eine Unterstützung für an=

gebracht halten. Die Friedensparteien der Staaten würden beginnen, sich um die Gelder aufs eifrigste zu bewerben, und in ruhigen Zeiten könnte es soweit kommen, daß jeder dafür stimmte, daß im eigenen Lande die Friedenspartei unterstützt werden müsse. Für den Fall, daß keine Kriegsgefahr drohte, wäre dieser Kongreß eine harmlose Einrichtung. Für den Fall aber, daß ein Staat ein besonders starkes Militär aufstellte, würde sich alles ändern. In diesem Falle würde die Einrichtung ein Mittel bieten, ernsthaft gegen die Regierung des Landes einzugreifen, die den Krieg will. Nichts stände im Wege, daß in solchen Zeiten wie vor 1914 eine sehr hohe Summe genehmigt würde und damit die Oppositionspartei der kriegslustigen Regierung ganz empfindlich gestärkt würde.

Die Welt würde mit diesem Vorgehen die stärksten Kriegsparteien umstellen, genau so wie es immer der Fall war. Nur die Herstellung der Gleichgewichtslage würde auf einem anderen Wege erreicht werden. Anstatt die schwachen Militärparteien zu stärken, würden die starken geschwächt. Zu gleicher Zeit würde Geld aus den reicheren Staaten in die ärmeren fließen. Perikles hat diese Politik als die einzige Möglichkeit angesehen, Kriege zu vermeiden. Vielleicht ist es wirklich die einzige Möglichkeit, den Kreislauf der Kriegsparteien zum Stehen zu bringen.

Ohne daß wir die politischen Bedingungen ändern, wird er jedenfalls nicht zum Stehen kommen. Wer glaubt, daß er in allmählicher, natürlicher Entwicklung zum Stillstand kommen wird, täuscht sich. Die Entwicklung setzt sich für keinen Stillstand ein. Wenn wir die Staaten nie gegründet hätten, würde nie dieser Kreislauf des Todes entstanden sein. Wir haben sie aber gegründet; und wenn sie noch nicht gegründet wären, würden sie heute gegründet werden, so sicher wie die Militärparteien heute noch entständen, wenn sie noch nicht existierten.

Der Völkerkongreß aber dürfte keineswegs eine Verbindung der Völker bedeuten. Dadurch entstände sogleich ein politisches Gewicht und würde als Folge ein Gegengewicht erzeugen. Schon die Alten erfaßten das tiefste Wesen dieser Kongresse, wenn sie von ihnen sagten: einer besonderen Freundschaft bedarf es hierzu nicht. Dieser Kongreß müßte vielmehr das gerade Gegenteil von Bund sein. Darum auch müßten die Beschlüsse dieser Zusammenkunft auf ganz andere Weise zur Ausführung gebracht werden als die Beschlüsse des heutigen Völkerbundes. Alle Befehle, die die Völkerzusammenkunft erteilte, müßten vorher finanziert werden. Wenn sie das nicht werden, wird aus der Völkerzusammenkunft sogleich ein Bund, weil durch die Erteilung nicht finanzierter Befehle bei den Befehligten ein Gegendruck entstände und dieser Gegendruck die Völkerzusammenkunft zu einigen vermag, wodurch der Gegendruck wiederum dann noch mehr verstärkt würde usw.

Jede unfinanzierte Aufforderung verstärkt den Druck, ob ihr nun gefolgt wird oder nicht. Wenn ihr nicht gefolgt wird, verstärkt sich der Druck durch die Erteilung des Befehls, wenn er aber ausgeführt wird, so verstärkt sich der Druck durch die Ausführung noch mehr. Auf den politischen Druck kommt alles an. Er ist es, der Krieg und Sieg unvermeidlich macht. Denn wo Druck entsteht, da entsteht Gegendruck, und wenn wir fortfahren, in der Politik den Gegendruck jedesmal so lange durch Befehle und Unterstützung der Kriegsparteien zu vergrößern, bis die Ladung platzt, statt den Druck zu verringern, so kann das Ende der Kriege niemals kommen. Die Völkerzusammenkunft muß daher vor allem Wert darauf legen, daß der Druck beseitigt oder doch gemindert wird. Darum darf sie ihre Beschlüsse nie durch die Gewalt der Mächte, die hinter ihr stehen, stützen, sondern nur durch Finanzierung. Auf diese Weise würden die Beschlüsse weit sicherer zur Ausführung kommen. Gerade von der Ausführung der gefaßten Beschlüsse aber hängt das Ansehen der Beschlußfassenden ab. Der Völkerbund von heute dient und diente auch vor 1914 nur als Stiefelputzer. Es faßt allerhand Beschlüsse, die aber vor 1914 niemand ernst nahm, die auch heute niemand ernst nimmt. Weder im Baltikum noch in Fiume kümmerte man sich um ihn, weder Nikita noch der König von Bulgarien folgten ihnen einst.

Zur Beruhigung der Arbeiterparteien der Entente wurden nach 1918 manche Beschlüsse des Völkerbundes gefaßt.

Und gewiß ist es notwendig, daß die Staatsmänner manche unvermeidlichen Sünden auf die Völkervereinigung abschieben, aber nie darf die Völkerzusammenkunft einen Befehl erteilen, der nicht vorher finanziert worden und dessen Ausführung auf diese Weise gesichert ist. England läßt auch nicht allerhand Aufforderungen an Kanada und Indien ergehen, England weiß genau, daß man Befehle nur dann erteilt, wenn sie befolgt werden.

Dem allgemeinen Völkerbund wäre es durch energisches Zusammenhalten der Welt stets möglich, seine Befehle ohne jede Finanzierung durchzusetzen. Aber es wäre nur vom Bösen, wenn es auf diese Weise gelänge, die Befehle des Kongresses durchzusetzen. Es wäre nicht gut, wenn die ganze Welt energisch sich gegen einen schwachen Staat zu einigen vermöchte. Das wäre der Tod dieses Schwachen. Dafür gibt es Beweise in der Geschichte; denn es gibt Befehle, die dem Schwachen vom Völkerbunde erteilt werden, und die ohne Finanzierung zur Ausführung kommen: das sind die Befehle der Zahlung der Kriegskosten. Es ist dies eine absolut schlechte Politik. Es ist verwerflich, wenn der Völkerbund den Besiegten zur Zahlung der Kriegskosten zwingt, denn dadurch erdrosselt er die gerade jung zur Herrschaft gekommene Friedenspartei im Lande des Besiegten von

neuem. Theodor Wolff sagte September 1919 mit Recht, daß die Entente, indem sie Deutschland immer weiter in die Verbitterung hineintreibt, zur Belebung des deutsch-nationalen Geistes beiträgt. „So arbeiten die Chauvinisten dort und hier wie gewöhnlich füreinander, und zwischen ihnen leidet das Volk." Wie recht Wolff hat, zeigt der ganze Verlauf der Geschichte. Weil durch Auferlegung der Kriegskosten auf die Besiegten die Chauvinisten füreinander arbeiten, darum darf sich der Friedenskongreß nie an dieser Forderung beteiligen, so gerecht sie auch klingen mag. Sie ist ungerecht, ob auch ein Mann wie Thomas Mores sie vertritt, der sich zudem hier in Gesellschaft des großen Perikles befindet. Sogar Perikles legte Samos Kriegskosten auf. An dieser politischen Ungesetzlichkeit, die dadurch zum Ausdruck kommt, daß der Völkerbund seine Befehle durch Zwang, nicht durch Finanzierung zur Ausführung bringt, starb der perikleische Völkerbund. Wenn sich die Fiumefrage durch Befehle ohne Geld gelöst hätte, so wäre dies nur traurig gewesen. Und es ist traurig, daß sich die Baltikumfrage ohne Finanzierung zum Teil gelöst hat. Denn eine politische Frage darf nicht durch Worte und Befehle, sondern nur durch Kräfteverschiebung gelöst werden. Nur so ist sie dauernd und ohne Verbitterung zu lösen.

Auch ist es ein nutzloses Beginnen, Völker so binden zu wollen, daß sie zur Schattenseite hin wachsen. Sie wachsen doch dem Licht der politischen Nützlichkeit nach. Von dem Sieger aber ist niemals zu hoffen, daß er sich Erkenntnissen beuge; auch von der Entente können wir nur hoffen, daß sie aus Furcht vor der Macht des Bolschewismus in Klugheit und nicht in Blindheit ihm begegnet.

Bund der Erneuerung

von Peter Behrens

Ein neuer Bund. Bei den vielen Vereinen, Gesellschaften, Bünden, Ligen für Deutschlands kulturelles und wirtschaftliches Wohlergehen, die es bereits gibt, macht eine Neugründung kaum mehr Sensation. Dennoch könnte es sich dieses Mal um etwas handeln, das über jenem Durchschnitt steht und des Aufmerkens wert wäre.

Am 16. Juni war die Gründungsversammlung des „Bundes der Erneuerung", der unter dem Vorsitz des ehemaligen Finanzministers Grafen Roedern eröffnet wurde. Der Zweck der neuen Gemeinschaft ist die Verwirklichung des Schefflerschen Gedankens, den er in seiner

Programmschrift „Sittliche Diktatur" ausgeführt hat. Diese Schrift trägt das treffliche Motto: „Vom Opfer zum Werk, vom Werk zur Gemeinschaft."

In tiefer Erkenntnis der unsagbar großen und vielfältigen Not unseres Volkes ist dieser Ruf ein Aufschrei, ein letzter und lauter Appell. Hinweis auf die einzige Möglichkeit einer Rettung. Eine Losung. Bekenntnis zum sittlichen Willen. Glaube an die Kraft zur sittlichen Tat. Überzeugung vom höchsten Gebot aller Sittlichkeit: „Freiwillig zu wollen, was wir schicksalhaft müssen."

Haben wir denn die Not, in die wir geraten sind, und in die wir noch weiter kommen werden, eigentlich voll erkannt? Sind wir uns des traurigen Loses in seiner letzten Konsequenz bewußt geworden? Es scheint nicht immer so. Es scheint, als ob wir die Absicht unserer Feinde, die uns politisch unterworfen haben, in ihrem letzten Ziel, nämlich uns auch wirtschaftlich zu knechten, in ihrer ganzen Tragweite nicht erkennen würden. Ein Absatz aus dem Friedensvertrag: „Deutschland darf gegen die Einfuhr aus einem der alliierten Staaten keinerlei Verbote oder Beschränkungen beibehalten oder erlassen. Während fünf Jahren haben alle aus Elsaß-Lothringen kommende oder darüber geleiteten Erzeugnisse beim Eingang nach Deutschland Zollfreiheit." Unser einst gesunder Stamm hat ein Bohrloch bekommen, aus dem der Lebenssaft versickern soll. Er wird versiegen, wenn wir weiterleben mit der Vergnügungssucht, den leichtsinnigen Gelüsten, mit dem eingebildeten Recht auf Entschädigung für die Entbehrungen während des Krieges. So will man uns ja doch gerade haben, so würden wir ganz schwach und ganz abhängig – zu einem Volk, das nur noch der Verachtung wert wäre.

Es gibt ein einziges Mittel, dem Wirt die Rechnung zu verderben: keine Zeche zu machen. Auf alle entbehrlichen Produkte des Auslandes, die große Menge der überflüssigen Genuß- und Luxusmittel, die uns viele Milliarden kosten, freiwillig zu verzichten. Abzulehnen, was nur durch Einfuhr und fremde Arbeitskraft geliefert werden kann. Das ist das eine. Das andere ist, sich überhaupt des übermäßigen Verbrauchs von Genußmitteln, auch der heimischen, zu enthalten, alle Verschwendung von Material jeglicher Art, aber auch die Vergeudung von Arbeitskraft für nutzlose Dinge als eine Sünde gegen den sozialen Geist anzusehen.

Das ist das Opfer, das verlangt wird.

Eine freiwillige Entsagung, die allerdings vom sittlichen Willen der Nation abhängig ist. Für den einzelnen mag die konsequente Durchführung nicht leicht sein. Aber einer kann den anderen stärken. So ist der Sinn der Gemeinschaftsgründung zu verstehen. Wie die Guttempler es erreicht haben, sich des Alkohols zu enthalten, wäre es auch möglich, daß große

Kreise auf ausländische Luxuserzeugnisse verzichten. Man soll sich fragen, ob der Wert des Lebens dadurch wirklich sinkt. Wir haben doch manches schon ohne allzu große Schmerzen entbehren gelernt. Wenn man heute ein wenig Butter zum Brot hat: ist das nicht ein besonderer Genuß, wie man ihn früher nur bei auserlesenen Seltenheiten kannte? Also steigen die Genußwerte, die einst gering und kaum welche waren! Das ist dann eigentlich kein Minus in der Lebensfreude.

Aber es ist ganz selbstverständlich, daß eine solche sittliche Kraft, die entsagen kann, auch positiv wirken muß. Sie wird nicht entsagen und klagen, sie wird gerade aus dieser scheinbaren Not eine Tugend machen, indem sie aus eigenem neue Dinge schafft, die die aufgegebenen an Wert weit übertreffen und das Gefühl der Kraft und Freude an eigener Art erwecken. Es ist schon hundertmal gesagt worden, daß das einzige, was uns bei unserem Mangel an Rohstoffen und der Produktionsmittel im Wettbewerb der Länder wirtschaftlich retten kann, allein die höchste Qualitätsleistung ist. Durchgeistigung und Beseelung der Dinge an Stelle unerreichbaren Materials. Aber es ist nicht einzusehen, wie die Qualität entstehen soll. Man kann sie nicht von heute auf morgen wollen, sie ist nicht eine nationalökonomische, sondern letzten Endes eben eine sittliche Frage. Sie wird nicht erreicht, wenn nicht ein ethisches Pathos dahintersteht, ein glühender Funke lodernd aufflammt.

Das ist das Werk, das entstehen soll.

Wenn wir zurückdenken an die Zeit vor dem Kriege, an das Leben aller in ihrer verschiedenen Art, aber immer verbunden mit Prahlerei, Gasterei, Oberflächlichkeit, Übereilung, Vielgeschäftigkeit und seichtester Zerstreuung, wenn wir das vergleichen mit der Zeit nach den Freiheitskriegen, die wir aus der Literatur und den Künsten ja zur Genüge kennen: so müßte uns doch eine Sehnsucht nach der biederen, aber vertieften Lebenshaltung unserer Urgroßväter beschleichen, und wir müßten uns sagen, so könnte es heute wieder werden. Nicht weil wir romantisch veranlagt sind und eine vergangene Zeit zurückbeschwören wollen, sondern weil die Bedingungen ähnliche sind. Aus diesem Grunde, nicht aus Ästhetizismus oder ethischem Snobismus, und weil mit vielen verstreuten, oft versteckten Zeichen unserer Zeit die Keime eines neuen Idealismus hervorleuchten, kann man wohl daran glauben, daß die Menschen, die sich gegenseitig in ihren Regungen erkennen, sich zusammenschließen und offen ihre Zuversicht bekennen könnten. Es liegt ein schöner Anreiz berechtigten Stolzes und wahrer Würde darin, eine Meinung, die man mit den Besten des Landes teilt, zu vertreten und sichtbar werden zu lassen, indem man danach handelt. Bei dem großen Endziel, das vorschwebt, ist nicht an kleinliche Regeln, die das Leben des einzelnen beengen, an gegenseitiges Bewachen oder sonstige Engherzigkeit gedacht.

Was nötig ist, „soll geschehen um der Freude willen, die unter gutgesinnten Menschen ein gleiches Streben verbreitet".

Das ist eine Gemeinschaft der Vornehmen, zu der eine solche sittliche Bewegung führt.

Mit diesem Ziele wendet sich der Aufruf an alle, die das bodenlose Elend unseres Volksstammes erkannt haben, die aber den unerschütterlichen Glauben an die sittliche Kraft unseres Volkes in sich tragen. Auch dieser Glaube ist nicht leicht, wenn man unser bedauernswertes Volk ansieht. Das Volk, das einst dachte, schaffte, redlich sich bemühte und heute einem moralischen Verfall unterlegen ist. Nicht der Mangel, den wir leiden, nicht die Teuerung, nicht die Vernachlässigung der Straße und der Verkehrsmittel ist das am meisten Betrübende, sondern die Demoralisation breiter Volksschichten. Das Stehlen, Lügen, Trügen, das überhand nimmt, das gewissenlose Sichbereichern Einzelner auf Kosten der Allgemeinheit müssen jedem das Herz zerreißen, der einst an deutsche Ehre glaubte. Eine Wandlung aus dieser Tragik muß kommen. Eine Revolution, nicht mehr im Sinn des Marxistischen Materialismus, sondern für die soziale Idee im Geistigen. Eine leidenschaftliche sittliche Erneuerung von puritanischer Strenge. Durch Offenheit, Kühnheit und Beharrlichkeit zu einer neuen Sittlichkeit zu gelangen, ist mehr als eine pflichtvolle Aufgabe, ist ein Ziel, das Begeisterung entfachen und den Glauben an die Schönheit eines neuen Lebens erwecken könnte. Der Glaube aber kann Berge versetzen.

Wenn man solches bei gewohnt objektivem Urteil hört, muß man sich über den Optimismus, der darin liegt, wundern. Ist es nicht richtiger, das Ziel zu kürzen, die Aufgabe einzuschränken, sich zu begnügen mit der Verbreitung der Erkenntnis unserer wirtschaftlichen Lage und auf die Einsicht der Vernünftigen zu rechnen? Doch Leidenschaft geht über Vernunft, im Guten wie im Schlechten. Nichts ist von Philister- und Pharisäertum zu erhoffen. Alle Möglichkeit liegt bei der begeisterungsfähigen Jugend. Der Jugend in allen Lagern.

Es ist die Ansicht geäußert worden, daß einer solchen Bewegung die Arbeiterschaft lächelnd gegenüberstehen würde und auch die neuen Reichen kaum zu gewinnen wären. Nun, diesen letzteren wird der Atem bald ausgehen. Außerdem ist es Erfahrung, daß sich die begüterten Kreise die Allüren der Gebildeten anlegen. Ist ein Typ der Vornehmheit geschaffen, so wird er zur Selbstverständlichkeit der materiell Bevorzugten, denn jeder möchte die Merkmale des Emporkömmlings vermeiden. Aber muß die Arbeiterschaft einen Gedanken, der von Grund aus sozial ist, ablehnen, weil er die Rettung unseres Volksstammes will? So wenig die intellektuelle Jugend nur aus korporativen Studenten besteht, wird auch die gesamte

Arbeiterjugend nicht in einer Anschauung befangen sein, die den Sozialismus nur als Lohn- und Brotfrage ansieht, sondern viele werden eine tiefere Idee damit verbinden. Für sie handelt es sich vielmehr um das Klassenbewußtsein und ihre Evolution, also um eine ethische Idee, die die eigentliche treibende Kraft ist. Diese mag mit Recht an den übernationalen Menschlichkeitsgedanken gebunden sein, der aber nicht der besonderen Art und dem Wesen eines Stammes Abbruch tun muß. Darum wäre doch wohl ein Zusammenfinden auf neutralem Boden außerhalb aller Parteien zur Rettung des Volkes denkbar.

Zu welcher politischen Anschauung man sich aber auch bekennt: vorläufig sitzt uns das Messer an der Kehle, und ein Ausweg ist nicht durch arithmetische Rechnung, sondern nur durch die Phantasie des Geistes und die Kraft der Idee zu erhoffen.

Zur Psychologie des Holzschneidens

von Paul Westheim

Jenes Unwägbare, was einem Pastell von Degas irgendeine ferne, nicht definierbare Beziehung zu Japan gibt, jene besondere Sensibilität für den Farb- und Flächenwert, was mehr instinktiv geahnt als bewußt in das europäische Kunstempfinden überging, sollte schließlich auch die Struktur des neuen europäischen Holzschnitts bestimmen. Der Japanismus war eine Kunstmode, vergänglich und verderblich wie alle diese Moden, die das Lebenselixier der Unschöpferischen sind. Was Japan wirklich zu geben hatte, war neben der Einstellung auf das Struktive der Fläche die Empfänglichkeit für jene besonderen Reize, die das Drucken von einer Holzplatte darbietet. Das war für den Holzschnitt etwas Neues. An der Radierung hatte man von je die Feinheiten und Eigenheiten des Druckens zu schätzen gewußt; alle jene Eigentümlichkeiten – man denke an den Grat –, die der Abdruck von der mit dem Stichel angeritzten Metallplatte ergab, wußte man zu nutzen und, sofern man Kenner war, als besonderen Wert zu schätzen. Der Radierer dachte über die Darstellung hinaus immer auch an diese Möglichkeiten; er wirtschaftete mit ihnen, indem er bei der Herrichtung der Platte schon immer auf bestimmte Druckwirkungen hinarbeitete. Für den europäischen Holzschneider gab es derlei Erwägungen nicht. Der Konturenstil der Frühzeit konnte dahin nicht gelangen, weil ihm die breiten Holzflächen fehlten, weil die Linienzüge, auf die er sich beschränkte, eine Differenzierung der Druckwirkung nicht

gestatteten. Bei dieser Art der Technik, zu der man aus der ursprünglichen Entwicklung heraus: dem Nachschnitt der Federzeichnung gekommen war, war man vermutlich verblieben, weil diese Beschränkung auf die Linie als technische Notwendigkeit angesehen worden sein dürfte. Und zwar wird es gerade der Drucker gewesen sein, der sich für dieses Herkommen eingesetzt hat. Als gute Drucke sah er nämlich nur die an, die ganz klar waren und alle Teile der Zeichnung ganz korrekt: in gleichmäßiger Schwärze wiedergaben. Das war eben am einfachsten zu erreichen, wenn die Zeichnung auf schwarze Flächen verzichtete und sich lediglich der Linie bediente. Ein Holzstock wie etwa der ganz frühe Christoph des Germanischen Museums war von jedem Drucker, der sein Handwerk halbwegs verstand, verhältnismäßig leicht zu drucken, und mehr wollte man nicht. Für die Möglichkeit, dem Abzug durch eine gradweise Abstufung aus der Drucktechnik heraus einen eigenen graphischen Reiz zu geben, hatte man kein Organ. Und in anderem Sinne konnte das auch der Holzstich des neunzehnten Jahrhunderts nicht haben, war sein eigentlichstes Bemühen doch, die Holzschnittechnik gleichsam unterhalb der Zeichnung zum Verschwinden zu bringen.

Der japanische Farbholzschnitt bot auf einmal die Erkenntnis, daß eine Holzfläche, die man einfärbte, und von der man einen Abdruck nahm, lapidar gesprochen etwas anderes als jeder Druckuntergrund sonst war, daß solch Stück Holz auf seine Weise porös ist, die Farbe nicht wie die Metallplatte gleichmäßig aufnimmt und wieder hergibt, daß da im Holz Masern sind, die, so sehr man auch bedacht war, die Fläche eben zu machen, spürbar bleiben. Und wenn man druckte — nicht den rohen Maschinendruck, sondern den Handdruck, wie ihn die Frühzeit und die Ostasiaten hatten —, so kam in den Abdruck etwas von diesem unnachahmlichen, dem Holz allein zugehörigen Strukturreiz, um den das Blatt zu bereichern ein neuer Ehrgeiz wurde.

Munch, von dem nicht ohne Berechtigung gesagt worden ist, daß der neue Holzschnittstil seine „eigenste Tat" sei, erscheint als der graphische Handwerker, der, Künstler bis in die äußerste Fingerspitze, souverän alle technischen Möglichkeiten beherrscht, und der intuitiv sich ihrem ganzen Ausdrucksreichtum erschließt. Man stellt sich ihn vor als den Mann der Werkstatt. Man denkt sich ihn gebeugt über einen Holzstock, aus dem er mit Messer und Hohleisen bald grobe, bald feinere Späne herausreißt, man sieht ihn vor sich, wie er mit der Walze die Platten einfärbt oder mit dem Falzbein das angefeuchtete Papier über dem Druckstock abreibt. Da schneidet er an einer Platte nach, dort mischt er einen anderen Farbton oder überprüft Drucke, die eben durch diese verschiedenartigen Farbmischungen ein so phantastisches Beieinander ergaben. Die Konzeption dieser genial kon-

zipierten Blätter scheint hinter den Werkstattmühen schon zu liegen, man hat den Eindruck, als sei das alles nur noch ein Sorgen um das Manuelle; in Wirklichkeit dürfte das, was als Vorstellung in ihm trieb, gerade durch dieses Schneiden und Tönen und Kombinieren und Drucken sein eigentliches Gepräge erst erhalten. Darin ist der Unterschied zu sehen zu dem Nur-Zeichner, der nichts anderes zu tun hatte, als eine Vorlage zu liefern, die der Xylograph dann auf den Holzstock zu übertragen und ein Drucker zu reproduzieren hatte, das macht diese ganze junge Holzschneidergeneration: die Nolde und Kirchner, Heckel und Pechstein, Schmidt-Rottluff und Feininger, Marc und Campendonk, Rohlfs und unter den Jüngsten so viele andere noch zu Handwerkern, durch die das Handwerk wieder schöpferisch zu werden vermochte.

Sie erleben Form und Formwerden nicht mehr nur auf dem Papier, sondern in der manuellen Arbeit des Druckens und Schneidens. Man muß sich des Unterschieds einmal vollauf bewußt werden. Muß sich den Zeichner vorstellen, der mit Stift, Feder oder Pinsel über sein Papierblatt fährt, und dann den Schneider, der den Holzstock vor sich hat und seine Vision realisiert, indem er mit spitzem Eisen Teile aus der Holzmasse herauszureißen sich müht. Bei jedem Schnitt ist überdies an das Letzte: den Abdruck zu denken, und jede Hantierung mit dem Messer ist auf diese Endwirkung hin abzuschätzen. Die Hand gleitet nicht mehr nur über die Fläche, sie spürt den Widerstand der Materie. Je nachdem, ob das Messer der Faser im Holz folgt oder sie durchzuschneiden versucht, ist die Anstrengung kleiner oder größer. Die Linie, das ist dieser Schnitt in das Holz hinein, und noch am Abdruck erlebt der Betrachter in der Schwingung einer Kurve etwas von der Kraft der Hand, die da das Messer geführt und den Widerstand der Materie bewältigt hat. Jeder Schnitt ist ein Endgültiges; es gibt kein Ungefähr, die einmal weggenommene Holzmasse ist aus der Platte heraus, erscheint im Abdruck als weiße Linie oder als ausgesparter Untergrund. Das erzwingt ein bestimmtes und überlegtes Arbeiten, das schon beim Ansetzen des Messers sich aller Konsequenzen bis in den Abdruck hinein bewußt ist. Es kommt eine Disziplinierung in die Hand, die zur Ausdrucksbestimmtheit werden muß. Das ist es, was so viele, die immer nur malten, nur zeichneten, nur lithographierten und die, sich selbst vielleicht unbewußt, in der Flottheit dieses Hinschreibens eine Gefahr witterten, zum Holzschnitt trieb. Zu dem inneren Zwang der Gestaltungsgesetzlichkeit kam hier noch ein Zweites hinzu: diese Unmittelbarkeit und Unbedingtheit des Werkschaffens. Und weiter alles, was solche Holzfläche an Eigenleben und Nuancierungsmöglichkeit von sich aus zu geben hatte. Wie Munch etwa in den Drucken des „Kusses" (abgebildet in dem Munch-Werk von Glaser) die Maserung der Platte als dekorativ

bereicherndes Element zu verwerten wußte, so gab es, wenn man den Eigenheiten des Materials aufmerksam nachspürte (wie an den Scheiben alter Glasfenster, die ja auch, ob Zufall oder äußerste Überlegung?, den Lichtstrahl bald stärker, bald schwächer hindurchlassen), noch eine Unmenge solcher Feinheiten, die man nutzen und zu einem besonderen und charakteristischen Reiz machen konnte. Es war beim Arbeiten die Erwägung nicht nur die, wie setze ich Helligkeit gegen Dunkelheit, sondern welche Art Wirkungen sind aus dem Holzstock und eben aus der besonderen Struktur gerade dieses Stockes herauszuholen. Es kam vor — zumal bei dem „Langholz", das man jetzt wieder zu verwenden begann —, daß die Platte nicht ganz eben war, daß sie sich etwa ein wenig geworfen hatte, daß sie an der oder jener Stelle nicht gleichmäßig glatt auf dem Papier auflag und so die Farbe zum Teil nur hergab, etwa eine Streifung verursachte, die in mancherlei Nuancen von Grau und Grauschwarz neben dem tiefen Schwarz der anderen Teile kam, daß an gewissen Stellen sogar die Farbe ganz aussetzte und so Spuren des Papiergrundes durchschimmerten. Nolde besonders hat derlei Möglichkeiten meisterlich zu nutzen gewußt und damit fast allen seinen Drucken eine eigene Delikatesse zu geben vermocht. Oder beim Wegschneiden einer Fläche beseitigte man nicht gleichmäßig korrekt die Holzmasse, man arbeitete nicht nach, was das Messer beim ersten Ansetzen weggenommen hatte. So konnte es vorkommen, daß innerhalb einer größeren Fläche da oder dort irgendeine kleine Stelle verblieben war, die ein wenig noch mitdruckte — eine Spur, die dem Nichtkenner wie ein Schmutzfleck oder sonst eine Unzulänglichkeit erscheinen mag, die dem, der für die Arbeitsweise des Holzschneiders Verständnis hat, indessen suggeriert, daß hier nicht rein mechanisch eine Fläche ausgespart ist, daß auch da immer noch der Holzstock als Untergrund vorhanden ist, den gefühlsmäßig durchspüren zu lassen ein Reiz mehr ist. Was da am Holzstock als spezifische Handwerksmöglichkeit sich ergab, war nichts anderes, als was dieser Künstler erlebte, wenn er beim Malen aus der ursprünglichen Intensität der reinen, ungebrochenen Farbe Flächenbewegung und Ausdruckswert zu entwickeln sich anschickte. Und je mehr er so den inneren Bedingnissen des Schneidens und Druckens nachspürte, je entschiedener er bestrebt war, sie miteinzubeziehen in seine künstlerische Intention, um so mehr wurde er gefeit gegen Artistik und Künstlichkeit; die Freude am ungezwungen handwerklichen Arbeiten, die Kraftsteigerung, die es auslöste, die Bereicherung, die es gab, brachte wieder etwas hinein in den Holzschnitt, was er im Verlauf einer nur als Niedergang anzusehenden Entwicklung seit Jahrhunderten schon eingebüßt hatte: nämlich Ursprünglichkeit und Monumentalität der Ausdruckssprache.

Hier sind die Elemente, in denen die jüngste Holzschnittentwicklung sich

berührt mit dem primitiven Holzschnitt des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist nicht so, daß man einfach sagen könnte, es werde heute dasselbe gemacht oder auch nur dasselbe gewollt, wie in den Formschneiderwerkstätten des fünfzehnten Jahrhunderts. Lediglich auf die Verwendung der Ausdrucksmittel hin angesehen, könnte man sogar die Beziehung überhaupt bestreiten. Sowohl die Anschauungs- wie auch die Arbeitsweise sind anders. Es ist gerade bei dem Vergleich mit dieser ersten Phase der Entwicklung nicht zu verkennen, daß der heutige Holzschnitt in seinen geistig-künstlerischen Voraussetzungen ausgesprochene Dokumentation heutigen Kunstwollens ist, man behauptet sogar, daß die jüngste Generation in ihm ihr künstlerisches Wollen am reinsten und am entschiedensten zu verwirklichen vermochte. Nicht weniger elementar als der primitive Holzschnitt aus der Konvention der Formschneiderwerkstätten heraus lebte, entsteht er aus der Optik und Dynamik dieser neuen Zeit heraus. Was trotzdem als eine immanente innere Verwandtschaft erscheint, das ist die Gleichartigkeit der Einstellung auf Monumentalität des Ausdrucks und Ursprünglichkeit der handwerklichen Gestaltung, die das Beste, was heute geleistet wird, irgendwie verbindet mit den charakteristischen Schöpfungen aller urwüchsigen Kunstkulturen.

Der primitive Holzschnitt, der ausgesprochener Konturschnitt war, beschränkte sich darauf, schwarze Linie gegen weißen Untergrund zu setzen, und wo er schließlich dazu kam, solch Untergrundsegment aufteilen und beleben zu wollen, etwa in den Illustrationen der Kölner und der Lübecker Bibel, da erfand er sich ein System von linearen Schraffierungen. Der moderne Holzschnitt kennt diese Beschränkung auf die Linie nicht, er wirtschaftet mit dem Kontrast von weißen und schwarzen Massen, und er sieht eine seiner eigentlichsten Ausdrucksmöglichkeiten in dieser Abstufung des Hell-Dunkels. Aber trotz dieser Gegensätzlichkeit dieser Schwarz-Weiß-Behandlung ist nicht zu verkennen, daß hier wie da dieses Schwarz-Weiß von gleicher funktioneller Geltung ist, daß das, was ihm Halt und Sinn gibt, das dynamische Leben der Fläche ist. Im Gegensatz zu der Darstellungsweise der dazwischen liegenden Jahrhunderte, die sich mühten, durch die Kontrastierung von Schwarz und Weiß Körperlichkeit und Räumlichkeit zu illusionieren, wird die Fläche als tektonische Ordnung erlebt; sie ist das, was für die Wand- oder Glasmalerei der Architekturhintergrund ist, das Gegenständliche löst sie – ob mehr mit malerischen Elementen wie bei Munch, Nolde, Kirchner, Heckel oder mehr mit abstrakt tektonischen Mitteln wie bei Feininger und Schmidt-Rottluff – aus seiner Vereinzelung heraus, um es vom Ganzen der Fläche aus mit jener Rhythmik zu durchsetzen, die Voraussetzung des Monumentalen ist. Das Mittel, mit dem im einzelnen gewirtschaftet wird, ob Linie oder Schwarz-Weiß-

Fleck, ist nicht das letzlich Entscheidende, wesentlicher erscheint dieses Gestalten aus der Fläche heraus, dieses Entwickeln aller Darstellungselemente aus dem Funktionellen. Das, worauf es ankommt, das, worin die Gleichartigkeit zu sehen ist, ist die Entwicklung des räumlichen Lebens in der Fläche; man braucht zum Vergleich nur sich einen Menzelschen Holzschnitt zu vergegenwärtigen, und es wird im Gegensatz dazu jene innere Beziehung verständlich. Wenn der primitive Formschneider sich auf die Linienstruktur seiner Darstellung beschränkte, so rechnete er mit der Kolorierung durch den Illuministen. Der Abzug von dem Holzstock war für ihn noch nicht das endgültige Blatt, er dachte an eine noch hinzuzufügende Farbigkeit; der moderne Holzschneider denkt ebenso und eigentlich entschiedener noch an Farbigkeit. Allerdings nicht an eine Kolorierung, sondern an eine Farbigkeit der Wirkung, die er durch jene Differenzierung des Schwarz-Weiß zu erreichen, vielmehr: zu suggerieren trachtet. Gewiß ist der Unterschied ein beträchtlicher; das einemal wird tatsächlich koloriert und der ganze Reichtum der Farbe aufgeboten, in dem heutigen Holzschnitt (übrigens auch der Radierung, der Lithographie, der Zeichnung) geschieht mit dieser Farbigkeit das gleiche, was mit der perspektivischen Tiefenentwicklung geschehen ist. Es wird nicht geradezu Farbe aufgetragen oder Perspektive entwickelt, sondern wie innerhalb der Fläche selbst durch Schaffung von Bewegungs- und von Spannungsverhältnissen die Ausweitung in die Dreidimensionalität des Räumlichen geschieht, wie das Hintereinander der Objekte aus einem Nebeneinander und Gegeneinander im Raum erzeugt wird, wird durch Neben- und Gegeneinander von Schwarz und Weiß der Eindruck vollkommener Farbintensität hervorgerufen. Diese Beschränkung auf die eine Farbe, die die Druckplatte herzugeben vermag, ist zu erklären aus einer eigentlich modernen Sensibilität, die Graphik nicht nur ansieht als Vervielfältigungsmöglichkeit, sondern die in Technik und Ausdrucksmöglichkeiten der graphischen Verfahren einen spezifischen Wert erblickt, den hervorzukennen sie bemüht ist. Der Unterschied zwischen dem heutigen und dem frühen Holzschnitt, der hier tatsächlich besteht, ist nicht Einbuße an künstlerischem Gehalt; vielleicht wäre sogar eher von einer Steigerung der Ansprüche, von der freiwilligen und bewußten Unterordnung unter eine höhere Gesetzlichkeit zu reden. Der Gegensatz ist mehr taktischer Art, begründet in dem andersartigen ästhetischen Verhalten der beiden Epochen, und damit doch wiederum ein Beweis auch für die innere Selbständigkeit dieser jüngsten Entwicklung.

Aber nicht zu bestreiten ist die Beziehung, wenn man den Vergleich erstreckt auf die Art und das innere Ziel der Gestaltung, wenn man sich bewußt wird, wie und zu welchem Darstellungszweck die Ausdrucksmittel aufgeboten werden. Bei Dürer und Menzel, Rembrandt oder Slevogt

hat das graphische Blatt, so verschiedenartiger Einstellung es auch entstammt, einen nicht unwesentlichen Teil seiner Anziehungskraft in der geistreichen Art, mit der die Technik zur Entfaltung gebracht ist und die Handschrift des Künstlers trotz der Umsetzung in ein Druckverfahren das Persönliche und Eigene des Duktus bis in letzte Feinheiten hinein sich zu erhalten wußte. Das suggestiv Erregende eines solchen Blattes wird nicht zuletzt dieser Beweglichkeit und Sensibilität des Handschriftlichen verdankt. In der Aufbietung aller technischen Möglichkeiten zu diesem Zweck, in der Steigerung, mitunter bis zum Raffinement, sieht hier eine hohe Kunstfertigkeit ästhetischen und artistischen Antrieb. Reize, Möglichkeiten, für die dem primitiven Holzschneider vollständig das Organ fehlte, nicht deshalb nur, weil er die Technik nicht ebenso weit zu entwickeln verstand. Er bemühte sich nicht besonders um dieses Kalligraphische, das irgendwie ihm unbewußt auch an der Gestaltung sich ausprägte. Er konzentrierte Kraft und Können ganz auf die Sache selbst, auf den Ausdruckszweck; wenn er den Christoph oder sonst einen der Heiligen darstellte, so war es ihm ausschließlich zu tun um das Bildliche und Sinnbildliche der Figur, er wollte von solchem Heiligen, von irgendwelchem Ereignis oder Geschehnis eine bestimmte und anschauliche Vorstellung geben. Ästhetische Interessantheit war ihm nichts gegenüber der Unmittelbarkeit und Eindringlichkeit der Darstellung, die sich an alle richtete. Die Prägnanz, die eine einfache, ungekünstelte handwerkliche Arbeitsweise ihm zu geben vermochte, war ihm gerade recht. Es ging ihm wie auch dem modernen Holzschneider, wie der heutigen Kunstjugend überhaupt mehr um das Ethos als den Wohllaut des Geformten. Auch jetzt wieder will man darstellen und ausdrücken, will bestimmtes geistiges Erlebnis unmittelbar und mit der lapidaren Wucht einer elementaren Sprechweise hineinzwingen in einen Betrachter, der nicht mehr nur als feinnerviger „Kenner" gedacht ist. Man schreckt nicht zurück vor dem Urbaren und Unartikulierten, dem Hartkantigen und Dissonierenden, wenn es nur dieser Ausdrucksbestimmtheit dient, und ebenso scheut man sich nicht, manches: wohlgepflegte Oberfläche, Erlesenheit der Nuance, Subtilität im einzelnen und kleinen preiszugeben, soweit es diesem höheren Ausdruckszweck nicht geradezu dient. Man denke nur, mit welch fanatischer Bewußtheit etwa aus den Holzschnitten von Schmidt-Rottluff alle Interessantheit der Mache, alles, was von dieser lapidarsten Eindringlichkeit ablenken könnte, herausgehalten ist. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert war man eindringlich, weil man einfach gewesen ist; heute setzt man alles daran, wieder einfach zu sein, um ebenso eindringlich zu werden. Primitive Frühzeit und letzte Entwicklung des Holzschnitts berühren sich nicht im Äußerlichen einer Geste, nicht nur auch in der Sachlichkeit der Arbeitsweise, sondern in der Richtung ihres Formwillens.

Gewalt und Revolution

von Adolph Mittler

Rudolf von Ihering benutzt in seinem Buche „Der Zweck im Recht" die etymologische Untersuchung einzelner Worte, um auf diesem Wege zu der Erfassung des ihnen zugrunde liegenden Begriffs zu gelangen. So erfolgreich ihm diese Methode auch gewesen ist, sie hat doch viel zu wenig zur Nachahmung angeregt. Die analytische Behandlung der Sprache ist schon am einzelnen Individuum ein hervorragendes Mittel der psychologischen Forschung, obwohl sie sich doch erst im Detail als ein persönliches Produkt darstellt. Als Ganzes genommen ist sie eine Funktion der Gesamtheit des Volkskörpers, und wenn einmal die Soziologie als das behandelt werden wird, was sie der Hauptsache nach in Wirklichkeit ist, nämlich als Wissenschaft der psychologischen Forschung an Menschenkomplexen, die geschlossene Einheiten in dem einheitlichen Gefüge der Menschheit darstellen, dann wird man dieses Mittels sicherlich nicht entraten können. Es gibt wohl kaum eine andere Funktion der Gesamtseele, die ein so klares Bild von der Artung ihres Ursprunges zu geben vermöchte als diese; kaum eine andere kann in gleicher Weise als unwillkürliche angesehen werden, an keiner anderen hat so frei von unnatürlichem Zwang die Gesamtheit gearbeitet. Darum zeigt auch die Sprache wie ein Spiegel nicht nur die Bedürfnisse der Individuen, die sich ihrer bedienen, sondern auch die Mittel und Wege der gewollten und möglichen Bedürfnisbefriedigung. Ja, mehr als das noch! In der Sprache sind die Denkmöglichkeiten enthalten, denn sie ist gewissermaßen das Werkzeug, mit dem die Gehirne arbeiten, zumindest aber das, mit dem den Ausdruck des Erarbeiteten geschaffen werden kann und somit die Grundlage zu seiner realen Gestaltung.

So sind denn auch aus der Sprache alle möglichen Voraussetzungen aller geistigen Veränderungen zu erkennen. Der Begriff ist mit dem Wort so innig verknüpft, daß im Bereiche des Denkbaren nichts bestehen kann, was mit den Mitteln der Sprache nicht zum Ausdruck gebracht werden könnte, daß alles nur so denkbar und möglich ist, wie es gesprochen werden kann. Beispielsweise ist der Umstand, ob ein Begriff einfach negierbar ist, oder ob sein etwa vorhandenes Gegenteil, wenn überhaupt, durch ein besonderes, stammfremdes Wort gebracht erscheint, ein bedeutungsvolles Anzeichen dafür, ob der Begriff ein absoluter und ob sein Gegenteil ein absolutes ist, oder ob die Relativität eine notwendige, die Korrelation zum Gegenteil eine so innige ist, daß der Begriff ohne sein Widerspiel nicht denkbar ist.

Die Tatsache, ob ein Begriff den sprachlichen Ausdruck durch ein ein=

faches oder zusammengesetztes Wort findet, gewinnt für die Erkenntnis dessen Wert, ob der Begriff selbst ein ursprünglicher oder ein sekundärer ist. Sie ist auch ein sicheres Anzeichen dafür, ob die Möglichkeit in Sprache und Denken besteht, anders als durch die Kombination verschiedener Begriffe oder Worte wesentliche Veränderungen jener Erscheinungen der Realität hervorzurufen, die in ihr vornehmlich als Produkt, als Effekt der menschlichen Psyche bestehen.

Es soll der materielle Grund für die politische Gestaltung des Staates nicht geleugnet werden. Auf ihm aber erhebt sich das Gebäude einer Verfassung, auf ihm vollzieht sich der Wechsel dieser Verfassungen als Produkt gedanklicher Überlegung, als Resultat von Setzungen des menschlichen Willens, die, ob sie nun im Gefühl oder im Denken ihre Wurzel haben, doch restlos determiniert sind durch die immanenten gedanklichen und gefühlsmäßigen Elemente im Menschen.

Wird der Maßstab dieser Erkenntnis an die Revolutionen in der Geschichte gelegt; die Frage, welche diese unveränderlichen Elemente sind, die als urmenschlich allen Wandel überdauert haben, zur grundlegenden gemacht, dann zwingt diese politische Betrachtung in erster Linie die Beschäftigung mit dem Begriff der „Gewalt" auf. Denn alle Politik hat die in einem Staate oder in der Gesellschaft herrschende Gewalt zu ihrem vornehmlichen und letzten Endes zu ihrem einzigen Inhalt. Selbst diejenigen, denen es nicht nur ein Teil ihrer politischen Gesinnung, sondern auch die Grundlage ihrer wissenschaftlichen Überzeugung ist, die Geschichte materialistisch aufzufassen, selbst diejenigen, denen es der Weg zur Erkenntnis allen Geschehens ist, seine materiellen Triebkräfte aufzudecken, selbst diese sehen in der Katastrophe der Jahre 1914 bis 1918 und in der Revolution von 1918 und 1919 in erster Linie den Zusammenbruch einer Ideologie und den Willen, den Versuch zur Schaffung einer neuen. So wird das vorwiegend geistige, begriffliche in den Voraussetzungen und in der Erscheinung dieses Umsturzes erkannt und von den Zeitgenossen als bedeutungsvoll gewertet, und so hat die Kritik gewiß das Recht, den Standpunkt und den Zielpunkt ihrer Betrachtung in das Geistige zu verlegen.

Es ist der Niedergang der einen Gewaltform und das Anheben einer neuen, das den politischen Zeitereignissen den wesentlichen Zug verleiht. Um diese Formen Imperialismus, Demokratie, Rätediktatur geht nun der Kampf und nicht nur um ihre Herrschaft im Realen, in der Politik, sondern auch in der Abstraktion, um ihre geistige Berechtigung. Formveränderungen der Gewalt also sind es, die zu betrachten sind. Denn so wie in der Sprache, in allen historischen und heute gebrauchten Bezeichnungen für die Organisation eines Gesellschaftskörpers, immer das Begriffswort „Gewalt" (griech. κράτος = Gewalt oder ἀρχή = Herrschaft) wiederkehrt, so ist

auch dieser Begriff der wichtigste Inhalt der Politik. Jede vorhandene Staatsform und der für sie gefundene und gebrauchte Terminus bringt dieses Begriffswort: Theokratie, Aristokratie, Oligarchie, Monarchie, Demokratie, Plutokratie, Ochlokratie. Und so wie der sprachliche Ausdruck eine rein kombinatorische Veränderung zur Bezeichnung des Umstandes aufweist, wer die Gewalt übt, so ist auch im Begrifflichen und im Tatsächlichen keine Änderung der Gewalt als solcher zu konstatieren, sondern auch hier hat nur eine Verschiebung und Veränderung in der Richtung Platz gegriffen, von wem diese Gewalt geübt wird. Der Grundbegriff also, der Begriff, der als Elementar im Menschen zu erkennen ist, ist der der Gewalt. Er beinhaltet den Zustand des Individuums innerhalb der Gesellschaft und charakterisiert ihn dahin, daß dessen absolute Freiheit von vornherein geleugnet wird, ja als undenkbar erscheint. Vielmehr ist die Gewalt natürlich und selbstverständlich, sobald das Individuum in der Gesellschaft lebt, und es ist eine Frage der Entwicklung, wie lange diese Abhängigkeit als gut und natürlich und wann sie als schlecht und aufgezwungen von der Mehrzahl der Individuen empfunden wird. Ob das Individuum von Gott, von einigen oder einem Auserwählten, von der ziffermäßigen Mehrheit der Staats- und Volksgenossen, von der Minderheit der Mehrbesitzenden oder Mehrarbeitenden abhängig ist, ist vollkommen gleichgültig: ausschlaggebend ist die Tatsache seiner Abhängigkeit. Die Sprache lehrt uns, daß sie im Gedanklichen begründet ist und entscheidend das menschliche Denken und somit notwendig das politische Handeln bestimmt. Es treten somit alle Veränderungen in der Gewalt nicht im Kern auf, sondern sind kombinatorische, formale. Es kann wohl nur böse Absicht sein, das Gesagte dahin mißverstehen, als wollte behauptet werden, das Individuum könnte nur unter Zwang leben, und als sollte so der Berechtigung von Knechtschaft und Knechtseligkeit unter einem psychologischen Vorwand das Wort geredet werden. Es kann sich aber hier lediglich um die ursprünglich unbewußte Unmöglichkeit einer absoluten Freiheit des Individuums handeln, die – vielleicht als das Produkt des ersten Denkprozesses – der Tatsache der Gemeinschaft und dem Bedürfnis nach Gemeinsamkeit zum Opfer gebracht wurde.

Wäre nun die eine oder die andere Gesellschaftsform die dem ursprünglichen Menschentum gemäße, so würde sich in der vorhandenen Sprache das ihr entsprechende Wort finden; es wäre aus der geistigen Notwendigkeit einfachster Denkökonomie geboren worden. Aber das ist nicht geschehen. Wortkombinationen haben vollauf genügt, kombinatorisch Begriffsbildungen zu bezeichnen, und die Tatsache findet so ihren sprachlichen Ausdruck, daß im Wandel der Geschichte die Gewalt als solche keine grundlegenden Änderungen erfahren hat, sondern lediglich ihre politische Gestaltung so ab-

geändert wurde, daß sie bald von diesen bald von jenen geübt wurde. Dieser Wandel aber hat seine Begründung in dem sittlichen Streben der Menschheit, die die äußere Gestaltung ihrer Lebensform dem sittlichen Ideal anzugleichen bestrebt ist, und es kann geradezu die Organisierung des Staates oder Gemeinschaftswesens als der Versuch zu einer Organisierung der sittlichen Idee bezeichnet werden. Die Verarbeitung, die gedankliche Erfassung und Gestaltung des ethischen Postulates aber ist dem Menschen nur mit den elementaren Mitteln möglich, über die er verfügt. Ein solches nun ist der Gewaltbegriff um die in ihm eingeschlossene Abhängigkeit, die wohl an sich nicht unsittlich ist, aber ihren unsittlichen Faktor darin trägt, daß sie nicht nur dem sozialen Triebe des Individuums, sondern auch seinem asozialen oder antisozialen Machttriebe dienstbar ist. Die Gewalt der Idee ist ein Sprachbild, in dessen realer Erscheinung das Element der Gewalt vor dem der Idee ein erdrückendes Übergewicht hat; denn wenn nach ihr die Gestaltung der Gesellschaft, die Organisierung der Staatsform vor sich gehen soll, bekommt die von den Menschen zu übende Gewalt aus dem Sittlichen erhöhte Kraft, solang, bis es in Erscheinung tritt, daß die sittliche Idee eine jener, über das Format des menschlichen hinausgehenden Fiktionen ist, die nur als Erscheinungen erfaßt werden können, die aber zerfallen in dem Augenblick, wo der erste Versuch, sie zu gestalten oder ihre Voraussetzungen zu erfassen unternommen wird. In dem Konflikt, in den das sittliche bei solchen Anlässen mit dem Politischen gerät, muß das Sittliche unterliegen, denn dem Politischen dienen alle vitalen Kräfte. So wird die Organisation der sittlichen Idee, die eben nicht zu organisieren ist, weil sie, wie Plato sagen würde, außerhalb des Irdischen liegt, zu einer Organisierung einer politischen Partei; die Gewalt, die jener hätte dienen sollen, dient dieser und entwickelt sich so zu einer Organisierung der Gewalt um der Gewalt willen. Und in den Händen derer, die sie üben, wird die Gewalt zu ihrem Selbstzweck.

Der Versuch einer geistigen Erneuerung durch Verwirklichung der sittlichen Idee ist daran gescheitert, daß der Geist die sittliche Idee statt zu seinem Ziel, zu seinem Mittel gemacht hat und die Gewalt, die in dieser Geistigkeit elementar ist, sich durch ihre Angleichung an den sittlichen Zweck zum Selbstzweck gemacht hat.

Die Veränderungen in der Form der Gewalt, die das Christentum mit sich gebracht hat, und dessen historische Entwicklung zeigen deutlich, wie wirkungslos letzten Endes die sittliche Idee im Individuum ist und wie leicht es die Gewalt hat, mit Hilfe des ethischen Postulates aus der Sphäre des Menschlichen in die des Göttlichen zu wachsen. Denn in seinem Auftreten ist das Christentum die bedeutsamste Idee in der Geschichte der Menschheit, sein Versuch der bedeutsamste zur Erneuerung des

Geistes, aber in seinem Bestand und in seiner Entwicklung zeigt es, daß es nicht vermochte, über die im Menschen liegenden Voraussetzungen hinauszukommen, und daß es dieser menschliche Gewaltbegriff war, der es wirkungslos machte, unfähig, an allen jenen Verhältnissen auch nur die kleinste dauernde Veränderung herbeizuführen, gegen die es mit revolutionärer Wucht in Erscheinung trat. Mit dem rücksichtslosen und bedenkenlosen Radikalismus, der nur elementarer Naturnotwendigkeit eigen ist, wendete es sich gegen die Gewalt in den Händen jener, die sie zu ihrem persönlichen Vorteil und zum Nachteil der Mehrheit gebrauchte. Es blieb aber bei diesem Kampf gegen den einzelnen nicht stehen und wollte zum Kampf gegen den Begriff übergehen. Der aber stand nicht. Er war weder in der Gefahr einer Niederlage, noch in der Hoffnung eines Sieges, er verwandelte sich; statt zu verschwinden, schien er verpflanzt; aus den Händen der Menschen in die des Gottes gelegt, wirkte er dort dieselben Wunder der Unterdrückung. Der Gewalt beizukommen war die Bruderidee des Christentums nicht imstande. Im Gegenteil, sie mißbrauchte diese Idee, und im Versuch, aus der menschlichen Gemeinschaft endgültig eliminiert zu werden, ward die Gewalt kompakt und ohne die Möglichkeit einer ausgleichenden Paralysis einem einig Einzigen übertragen. Denn sie ist nun einmal aus der menschlichen Gemeinschaft nicht zu eliminieren, die diesen Begriff, um bestehen zu können, aus innerer Notwendigkeit erzeugt und zur Grundlage ihres Denkens, Fühlens und Handelns gemacht hat. Da es aber eine Folge der versuchten Organisierung der sittlichen Idee ist, immer nur die ihr vorgeblich dienende Gewalt zu organisieren, entwickelte sich die Gewalt mit verschlingender Intensität zu ihrem Selbstzweck, denn in unstillbarer, nimmer besiegbarer Energie schafft sie sich die Werkzeuge, um sich um ihrer selbst willen zu üben und in Realität umzusetzen. So entwickelte das Christentum in der hierarchischen Organisation der Kirche ein System einander über- und untergeordneter Gewalten und verband so selbst den Himmel, in den die Gewalt vertrieben schien, wie mit einer Kette, mit ihrer irdischen Heimat in den Gehirnen der Menschen.

So endete dieser Versuch einer geistigen Erneuerung durch die Unmöglichkeit mit den Mitteln der Idee, des Abstrakten, Überirdischen, eine Veränderung der geistigen Elemente zu verwirklichen. Das Resultat erwies sich als eine bloße Veränderung der Gewaltform, und diese Form mußte wie jede andere durch ihre Überspitzung zu ihrem Zusammenbruch führen. Dieses Resultat nun ist es in erster Linie, was uns das Recht gibt, die Veränderungen als formale zu erkennen und zu werten, denn nur aus dieser Erkenntnis ist die ewige Unzerstörbarkeit der Substanz, der menschlichen Gesellschaft erklärlich, nur so erscheint das Gefühl vor dem Zwange zum Pessimismus bewahrt, wenn die vitale Formveränderung als Selbst-

zweck, die Form als positiven Wert zu würdigen verstanden wird. Das Recht hierzu erwächst aus der Betrachtung der Geschichte, die, insoweit sie direkt oder indirekt als Produkt des menschlichen Denkens, Wollens und Handelns angesehen werden darf, sich als Kette jener Produkte darstellt, die, mit gleichen Denkelementen erzielt, zur Schaffung neuer politischer Lebensformen und zum Zusammenbruch dieser Formen führt. Denn nur eine solche Überspitzung kann das Resultat einer Entwicklung sein, die die Möglichkeiten einer zielstrebigen Höherentwicklung nicht haben kann, weil der letzte Ursprung aller Mittel, die menschliche Psyche, es nicht zuläßt, daß das Resultat ein anders geartetes und absolut höherwertiges ist, als die in ihm zur Kombination gelangenden Faktoren und deren primärer, prinzipieller Urgrund. Denn der Ursprung des Mittels ist die endgültige Determination des Resultates. Warum aber jede Fortschrittsidee, jede sittliche Idee eine Fiktion ist, die nicht länger zu bestehen vermag, als bis zum ersten Versuch ihre Voraussetzungen zu erkennen oder bis zum ersten Schritt ihre Konsequenzen zu verwirklichen, das verstehen zu wollen, ist schon ein Ziel, das aus dem Grunde nicht gesetzt werden darf, daß die Erkenntnis dafür unzulänglich ist, ihre Unzulänglichkeit dem Grunde nach zu erkennen, denn auch hier kann das Mittel nur dem Produkt entsprechend sein. Die andere wesentliche Folgerung aus diesen Voraussetzungen, die um so mehr gezogen werden muß, je heftiger die positive Artung der menschlichen Natur diesem Negativismus, ja Nihilismus widerspricht, ist die, daß in den formalen Änderungen, die an der menschlichen Gesellschaft im Laufe der Geschichte eingetreten sind, der positive Grund erkannt werden muß. Das Resultat eines solchen Versuches, einen positiven Nihilismus zu begründen, ist die Überzeugung, daß die Fiktion der sittlichen Idee und die Fiktion einer Fortschrittsidee den Dienst dahin leisten, das ewige Agens zu sein, um der Menschheit jene Formveränderungen zu ermöglichen, obwohl sie als solche zu erkennen sind. Während sie einen kritiklosen Positivismus zum Verkümmern bringen müßten, können sie den kritischen zu der lebensfähigen Auffassung führen, daß der positive Urgrund allen Denkens und Handelns eben Selbstzweck ist, und je klarer diese Veränderungen der Form als solche und trotzdem als Lebensnotwendigkeiten erkannt sind, je deutlicher diese Erkenntnis im revolutionären verändernden Handeln in Erscheinung tritt, desto höher steht sittlich das Produkt der revolutionären Tat.

Darum kann auch keine Revolution ihr Ziel lediglich in der Vernichtung der bestehenden Form sehen, sie muß von dem Willen getragen sein, Form zu schaffen, eine jener Formen, die Lebensformen der Gesellschaft ihrem Zwecke nach und Formen der Gewalt ihrem Wesen nach sind. Denn die individuelle Anarchie hatte schon in jenem Zeitpunkte den Boden der Menschheit verloren, in dem der Gewaltbegriff, der der Inbegriff ihres

Gegenteiles ist, erfühlt, erfaßt und gebildet wurde. Und so zum Angelpunkt des sozialen Denkens, Fühlens und Handelns geworden, ist er es, der in seinen verschiedenen Formen das Wesentliche der Gesellschaftsformen geworden ist. Er ist es, der ihren Wandel überdauert, der ihr eigentlicher Inhalt ist, und dessen formale Veränderungen einzig und allein den Wechsel der politischen Geschichte ausmacht. Ursprünglich dem Menschen eigen, bestimmt er entscheidend ihr Handeln und begrenzt ihr Werk.

Das Ziel der französischen und der ihr folgenden Revolutionen war es, in der Gestaltung des Staates die ethischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durchzusetzen. Das Mittel, dessen sie sich bedienten, war die Entthronung der Aristokratie und des Klerus und die Übertragung der Gewalt an die Klasse der Bürger. Der Enderfolg dieser Bewegungen war die Ersetzung einer Klassenherrschaft durch eine andere. Der Wandel und der Weg des Begriffes der Gewalt sind es hier wie überall, die den charakteristischen Zug in das Bild bringen. In dem ideellen Ziele erscheint die Gewalt als von allen im Interesse aller nach dem ethischen Postulat des willensfreien Individuums zu üben. Die praktische Unmöglichkeit der Verwirklichung dieses Zieles liegt in dem menschlichen Begriff der Gewalt, in dem eben die Tatsache der Abhängigkeit elementar ist. Die Organisierung der sittlichen Idee sollte die Demokratie und das Majoritätsprinzip werden. Über dieses wohl kaum ein Werturteil dahin abzugeben ist, daß es geistig und sittlich höher stünde als das Prinzip einer Staats- und Gesellschaftsordnung, in der der Schwerpunkt der Entscheidung statt bei der ziffermäßigen Mehrheit bei jenem liegt, denen der Zufall des Machtbesitzes das Recht auf Übung dieser Macht gab. Denn auch in den Händen der Demokratie und ihrer Funktionäre ist die Gewalt darin nicht gehindert, zu ihrem Selbstzweck zu werden, denn sie dient hier nicht mehr und minder als in andern Händen dem persönlichen Machttrieb und, statt daß sie der Abhängigkeit vom sittlichen Postulate das Mittel der Geltung ist, wird sie zum Mittel, die direkte und indirekte Abhängigkeit von jenen einzurichten und zu erhalten, die sie üben. So ist denn die Frage der Höherwertigkeit der einen oder anderen Gewaltform im sittlichen Sinne eine unlösbare, und sie wird zur Machtfrage, die sich selbstverständlich in der Richtung entscheidet, daß die Gewalt bei jenen, die unter dem Einfluß der sittlichen Idee ihre Träger wurden, wiederum eine Form annimmt, die dem Interesse der Machtbesitzenden dient. Aus dem inneren Widerspruche in der erstrebten Formung der Gewalt zu einem realen Verhältnis, in dem es keine Abhängigkeit gibt, zu dem menschlichen Gewaltbegriff an sich, entwickelt sich die reine Formveränderung der Gewalt. Nun wird sie von jener Gruppe geübt, die vorgeben kann, der δῆμος, das Volk, zu sein, weil sie erst durch die Wucht des revolutionären Ansturmes und dann durch

die Drahtziehereien und Kuhhändel des Parlamentarismus sich in den Besitz jener, von ihr zu diesem Zwecke geschaffenen Mittel zur Erhaltung der Abhängigkeit des anderen Teiles gesetzt hat. Vordem war sie von jenen geübt, die vorgeben konnten, die ἄριστα, die besten, zu sein, weil die von ihnen mit den Mitteln ihrer äußeren Herrschaft zu diesem Zwecke geschaffene und erhaltene Ideologie und Formung des Gewaltbegriffes eine geistige Herrschaft in den Abhängigen zu errichten und bestehen zu lassen imstande war. Beide Kombinationen, beide Formen der Gewalt, waren solange möglich, als es nicht die letzten Konsequenzen erwiesen hatten, daß die Unzulänglichkeit dieses menschlichen Denkproduktes seine Ablösung durch ein anderes erforderte, bis es nicht in Erscheinung getreten war, daß nicht die Organisierung der realen Gestaltung der sittlichen Idee erzielt worden war, sondern mit Hilfe der sittlichen Idee eine Neuorganisierung einer formal veränderten Gewalt. Die sittliche Idee in der Theokratie und die politische Organisation der Theokratie waren so lange sittlich und konnten so lange als das gelten, bis nicht im hemmungslosen Absolutismus der innere und äußere Anlaß ihrer Katastrophe geschaffen war. Die sittliche Idee der Demokratie hatte so lange Bestand, bis nicht diese im nicht minder hemmungslosen Liberalismus die Gesellschaft auflöste. Während die Theokratie letzten Endes das Individuum in seiner subjektiven Bedeutung auf ein Minimum weist, auf dem es als Individuum zu bestehen aufhören muß, weil ihm der Boden und die Wurzeln fehlen, um die zur Selbsterhaltung nötigen Kräfte seiner individuellen Berechtigung zu ziehen, führt die Demokratie schließlich dazu, daß sie das Individuum durch die Idee seiner prinzipiellen Gleichheit mit den anderen Individuen in einen unüberbrückbaren Gegensatz mit diesen bringt, zumal das Korrelat dieser Gleichheit, die Ungleichheit, je schärfer diese betont wird, auch desto schärfer und klarer in Erscheinung tritt. Denn diese Idee der prinzipiellen Gleichheit auf die Spitze ihrer letzten Konsequenz getrieben, läßt eine Gesellschaft mit ihren unbedingt nötigen Verzichten auf ein restloses Zur-Geltung-bringen der eigenen Individualität als ein Unding erscheinen, zumal die Organe dieser Gesellschaft von diesen Verzichten nicht in gleicher Weise betroffen werden. So erscheint dem Individuum der Halt in der Gesellschaft entzogen, es wächst in die Leere eines Raumes, die es mit seiner isolierten Persönlichkeit nicht mehr zu füllen vermag und zerfällt in sich. In beiden Fällen ereignet sich Gleichwertiges. Die Gewaltform entwickelt sich in dem einen Fall in ihrer immanenten Richtung zu einer innerlich so vollkommenen Form der Gewalt, daß alles Formale abfällt und die Gewalt an sich als abstrakte und darum lebensunfähige Überspitzung zusammenbricht; das andere Mal erscheint die Gewaltform endlich dadurch aufgelöst, daß die der Gewalt immanente Abhängigkeit und die

Berechtigung, solche zu setzen, bis zur extremsten Konsequenz geführt, durch sich selbst paralysiert erscheint und im Chaos endet. Die primäre und unverrückbare Gleichheit der geistigen Grundlage ist es hier wie dort, wie in allen Fällen, durch die jene wesentliche Gleichheit und Gleichwertigkeit des Produktes bedingt wird, und die das Recht zur Negierung der Fortschrittsidee gibt: das Recht, eine grundlegende Erneuerung des Geistes, die Angleichung der realen Gestaltung an das ethische Postulat darum als ausgeschlossen zu bezeichnen, weil die im Menschen vorhandenen Möglichkeiten es nicht zulassen, daß das politische Mittel wirklich rein dem sittlichen Zwecke diene. So muß denn die politische Gedankenarbeit immer darin bestehen, die sittliche Forderung zu einem Ausgleich mit dem Unsittlichen im Gewaltbegriffe zu bringen; dies Unsittliche aber liegt eben nicht in der Abhängigkeitstatsache, deren ethische Wurzel im sozialen Gefühle fußt, sondern im asozialen oder antisozialen Machttriebe des Individuums, das als Träger der Gewalt die unbeirrbare Tendenz hat, die Macht zum Selbstzweck zu entwickeln und so die positiven Seiten auf die sie übenden zu konzentrieren, ihre negativen aber nach außen zu wenden. Über diese Voraussetzungen hinwegzukommen ist unmöglich, sie liegen in jedem Unwandelbaren, das immer gleich bleibt, weil es in sich die Gesamtheit seiner Mittel und Möglichkeiten eingeschlossen hat und diese nicht anders geartet sein können als sein Ursprung. Und so liegt der Grund für die Unzulänglichkeit aller Revolutionen schließlich darin, daß die sittliche Idee eben eine über das Format des Menschlichen hinausgehende Fiktion darstellt, die zusammenstürzt, wenn zu ihrer Verwirklichung der erste Schritt nach vorn oder zur Erfassung ihrer Voraussetzungen der erste Schritt nach rückwärts getan wird. Darum sind sie unzulänglich, den Geist zu erneuern, weil dieser in sich nur die Mittel hierzu tragen könnte, diese Mittel aber in ihrer Stabilität und Unveränderlichkeit eine grundlegende Änderung des Resultates ausschließen, da das Produkt dieser gleichbleibenden Faktoren ein gleiches bleiben muß.

So äußert sich denn das sittliche Streben und die Notwendigkeit der Schaffung von Gewaltformen darin, daß durch den Wandel der politischen Lebensform die sittliche Idee in der Realität immer neu zu gestalten versucht wird. Je klarer dieses Bewußtsein in der revolutionären Tat ausgedrückt erscheint, desto höher ist diese und die ihr zugrunde liegende Erkenntnis zu werten. Lourdoueir' Wort über die Parteien der französischen Revolution, sie hätten nach der Maxime: „Ôte-toi de là que je m'y mette" gehandelt, kann also nicht wirklich den gewollten Tadel bedeuten. Der Wille und Zweck jeder Revolution kann und darf nichts anderes sein, als die zusammenstürzende Gewalt- und Gesellschaftsform durch eine neue zu ersetzen. Die Anmaßung, die in dem Willen gelegen ist, mit dem poli-

tischen Mittel den Geist im Sinne des ethischen Postulates erneuern zu wollen, ist verderblich und muß als solcher erkannt werden. Denn solange das Sittliche und das Politische im Bewußtsein getrennt erscheinen, solange wirkt in der Politik die moralische Maxime, daß die Handlung des Gewaltübenden im Einklang mit der sittlichen Forderung stehen müsse.

Die Erkenntnis aller Veränderung als formale, das Bewußtsein, daß ihr die Möglichkeit nicht innewohnt, die Substanz innerlich zu verändern, muß zur Grundlage aller Neuerungspläne gemacht werden. Der Gedanke des Sozialismus in seiner ursprünglichen Form wird dieser Forderung gerecht, indem er die Verbesserung der Lebensformen von einer wirtschaftlichen Umgestaltung erhofft. Selbst die Diktatur des Proletariats als politische Institution kann von diesem Gesichtspunkte aus als gerechtfertigt gelten. Die geistige Sünde beginnt oder begann damit, daß das ethische Postulat mit dem politischen Mittel dergestalt verknüpft wurde, daß man die Rätediktatur als sittliche Forderung hinstellte und ihre Eigenschaft als irdische Gewaltform damit für vereinbar zu erklären versuchte. Während das Majoritätsprinzip der Demokratie daran eine immanente Kontrolle hatte, daß es die sittliche Idee als etwas erkannte, das außerhalb dieser menschlichen Institution steht, entwickelte sich der Rätegedanke – von vornherein ohne sittliche Hemmungen infolge der Fiktion seiner eigenen absoluten Sittlichkeit – in überstürzender Schnelligkeit zu seiner Auflösung. Denn die erste unsittliche Tat, sozusagen schon der erste Übergriff eines Arbeiterrates, mußte diese Fiktion einer immanenten Sittlichkeit zerstören und mußte die Räteidee ad absurdum führen. So erscheint die heutige geistige Form des Sozialismus und der Rätediktatur als das Zerrbild einer vorgeblichen Inkarnation der sittlichen Bruderidee. Wenn solcherart das Mittel nicht mehr durch den Zweck geheiligt wird, sondern sich von vornherein die Heiligkeit des Zweckes anmaßt und so noch mehr von der jeder Gewalt innewohnenden Tendenz erfaßt wird, sich zum Selbstzweck zu entwickeln, so kann nichts anderes das Ende sein, als daß die sittliche Idee dadurch kompromittiert wird, daß an ihr die selbstverständlichen Schwächen einer menschlichen Institution erkannt werden, und daß das Mittel als unzureichend befunden wird, weil ihm die praktische Unzulänglichkeit der Abstraktion anhaftet. Die Wirkung aber nach außen ist die, daß das politische Oktroi in ein geistiges sich verwandelt, als unorganisch empfunden wird und mit aller vitalen Energie als Fremdkörper aus dem geistigen Leben getrieben werden soll.

Die Veränderung, die die sittliche Idee durch den Sozialismus, insbesondere durch den kritischen, erfahren hat, liegt in der Erkenntnis, daß die gleiche Geltung der Individuen in der geistigen und rechtlichen Sphäre des Staates nur dann möglich ist, wenn sie ihnen in der materiellen

gewahrt erscheint. Die Berechtigung auf diese gleiche Geltung erwächst dem Individuum aus der Tatsache seiner Existenz. Hierin unterscheidet sich die sittliche Idee des Sozialismus nicht wesentlich von den früheren. Wohl aber ist der so veränderte Inhalt des ethischen Postulates von ausschlaggebender Bedeutung für die Wahl der Mittel zu seiner Durchsetzung. Die politische Orientierung des Sozialismus muß demzufolge vorwiegend in materieller Richtung betont sein. An sich mußte diese sittliche Forderung so wirkungslos bleiben, wie die vor ihr aufgestellten und ihre Vereinigung mit dem politischen Mittel notwendig in eine einfache Veränderung der Gewaltform münden. In ihrer realen Wirkung war die Gewaltform nicht zu stärken, indem man ihr die Weihe der sittlichen Forderung gab; im Gegenteil, daß sie, die lediglich eine Erneuerung der Form der Gewalt war, als Erneuerung des Geistes hingestellt wurde, hat es noch aus einem Grunde mehr unmöglich gemacht, daß die Idee des Sozialismus diese grundlegende Veränderung der Geistigkeit des Menschen mit sich zu bringen imstande gewesen wäre. Es läge aber in dem Rätegedanken die Möglichkeit, daß durch ihn der Gewalt eine solche Veränderung der Form beigebracht wird, die es ermöglichen könnte, die Gestaltung der Realität dadurch dem ethischen Postulate näherzubringen, daß in den Wirkungen der Gewalt das Unsittliche des Machttriebes eingeschränkt wird. Das Resultat aller bestehenden Gewaltformen war der Obrigkeitsstaat in irgendeiner seiner Arten, jener Staat und jene Gesellschaft, in der einzelne Individuen ihre Geltung und Daseinsberechtigung aus der Tatsache schöpften, daß sie damit befaßt waren, die Gewalt zu üben, und damit gewissermaßen die Verkörperung des in dem Begriff der Gewalt liegenden Abhängigkeitsbegriffes waren. Auf sie und in ihnen schienen die positiven Wirkungen des Abhängigkeitsverhältnisses konzentriert, auf die anderen die negativen. Das Individuum konnte so in der Abhängigkeit, in die es die Gesellschaft zwang, nicht mehr einen im eigenen Interesse notwendigen Zustand sehen, sondern mußte sich durch diesen nur bedrückt fühlen, während es wenige andere davon in ihrem äußeren Leben günstig beeinflußt sah. Während diese ihre individuelle Geltung in der Gesellschaft dieser Abhängigkeit verdankten, mußte die Mehrzahl gegen diese Abhängigkeit ihre Geltung erst durchsetzen. So wurde der Staat, obwohl letzten Endes aus dem urmenschlichen Gewaltbegriff erwachsen, als etwas Unmenschliches, das Individuum Beeinträchtigendes, empfunden und rief so in diesem jeden erdenklichen Widerstand hervor. In einem Staatswesen aber, das den Rätegedanken in einer praktischen Form verwirklichen könnte, könnte die Tatsache ihren Ausdruck finden, daß die Gewalt von allen im Interesse aller geübt wird. Denn ein solches Staatswesen käme einer Verwirklichung der Bruderidee dadurch am nächsten, daß es die gesellschaftliche Gewalt nicht mehr in die

Hand von Faktoren legte, die die Geschöpfe des Gottesgnadentums oder des Majoritätsprinzips sind, sondern daß er die Gewalt in allen Belangen direkt durch die Vertrauensmänner jener Kreise von Individuen überließe, die in erster Linie von ihren Wirkungen betroffen sind. So wäre er imstande, den Staat in eine Reihe von Selbstverwaltungskörpern aufzulösen und diese Selbstverwaltungskörper wiederum in höherem Interesse zu einer höheren Einheit zusammenzuschließen. Es wäre also in einer solchen Form der Gewalt die Trennung der Übenden von jenen, gegen die sie geübt erscheint, nicht mehr so scharf durchgeführt. Die Folge davon wäre, daß die durch die Gewalt geschaffenen Abhängigkeitsverhältnisse nicht nach der einen Seite vertieft, nach der anderen Seite verflacht erscheinen würden, daß der Staat nicht mehr aus Individuen bestünde, die ihrem Machttrieb leichter dienen können und solchen, die ihrem sozialen Gefühl größere Opfer bringen müssen: Recht und Pflicht, Nutz und Last wären harmonischer verteilt. Dieser veränderten Form der Gewalt wäre die Annäherung an das sittliche Ideal leichter möglich, weil sie den inneren Zwiespalt, von dem der Gewaltbegriff durchsetzt ist, und der notwendig zu den Konflikten mit dem ethischen Postulate führt, überbrücken könnte. Die Erneuerung des Geistes allerdings wäre selbst damit noch nicht erreicht, wohl aber würde eine Verminderung der Reibungsflächen zu einer Minderung der Schärfe des Gegensatzes führen.

Ein solches Resultat aber ist mit den Mitteln des geistigen oder politischen Oktrois nicht zu erzielen; denn wem immer zu diesem Zwecke Gewalt verliehen würde – sie würde in seinen Händen die gleichen Wirkungen haben, wie in denen seiner Vorgänger. Wenn die ethische Idee des Sozialismus durch die Mittel der politischen Gewalt erreicht werden soll, so kann das Resultat nicht ausbleiben, daß die Organisierung dieser Idee nur zu einer Intensifizierung der Gewaltform wird. Dies lehrt die Geschichte durch ihre Beispiele und lehrt der Begriff der Gewalt, wenn sein Wesen erkannt worden ist. Das Oktroi einer sittlichen Idee ist ein Unding. Die Gewalt des Zwanges zu einer Idee hat noch nie der Idee Gewalt verliehen, sondern immer nur der Gewalt noch eine Idee zur Verstärkung beigegeben. Das politische Oktroi aber kann immer nur die Staatsform aufzwingen, nicht die Verfassung oder die Gestaltung der sittlichen Idee, die als außerhalb des Politischen erkannt werden muß.

Die Forderung des Tages, die im höchsten Sinne eine politische ist, und weiter hinaus die Notwendigkeit, nach dem Umsturz der Gewalt eine neue Form zu geben, gipfelt darin, die Ersetzung des Obrigkeitsstaates durch einen solchen zu erzielen, der dem entwickelten positiven Wert des Rätegedankens Rechnung trägt; denn dieser ist die neue politische Idee, die aus der Zeit geboren, dieser Zeit gerecht wird. Nicht indem das ethische

Postulat zur Forderung der politischen Partei und das politische Mittel zum ethischen Postulat gemacht wird, ist dieses Ziel zu erreichen, sondern nur dadurch, daß zweckbewußt an die Schaffung dieser Form geschritten wird. Worin die Sünden lagen, die hier begangen wurden, ist schon angedeutet worden. Welchen Schaden die sittliche Idee und die Menschheit dadurch erlitten haben, das werden erst jene Generationen richtig ermessen können, die es noch werden fühlen müssen, daß die großen Kräfte einer großen Revolution wirkungslos geblieben sind, weil sie nicht auf jene Formveränderung gerichtet waren, die natürlich, notwendig und lebensvoll ist, sondern mit der Lüge einer Erneuerung des Geistes blenden wollten, weil eine Partei das sittliche Ideal entthronte und zur Diskussion der Straße stellte, statt es in seiner Göttlichkeit zu bewahren und wie einen Glauben in einer Menschheit zu lehren, die heute mehr denn je das Bedürfnis danach gehabt hätte, an etwas glauben zu können und zu dürfen.

Nicht minder groß aber ist die Sünde jener, die ihre Einsicht gegen die Notwendigkeit einer Formveränderung verhärten und, im Gefühle ihrer Unfähigkeit zur Gestaltung, nach einem Strohhalm in der geschichtlichen Vergangenheit greifen, um aus ihm das Schwert der Gegenwart zu machen, mit dem um die Zukunft gekämpft werden soll. Die positive Lehre, die die kritische Betrachtung der Geschichte vermittelt, ist die, daß auf dem nie endenden Wege, den die Menschheit zum ethischen Ideal geht, die Veränderungen der Form, die die Gesellschaft dabei durchmacht, an sich von positivem Werte sind. Es heißt nicht, die sittliche und vitale Notwendigkeit der Formveränderung und diesen positiven Wert der im Wechsel der Gestaltungen der Gewaltform gelegen ist, erkennen — es heißt nicht, Ehrfurcht vor der Geschichte haben, wenn die Entwicklung, die sie lebendig zeigt, geleugnet wird und aus dem Hasse gegen das Neue und aus der Furcht vor ihm, die alte, überlebte und zerbrochene Form zu neuer Geltung gebracht werden soll — wenn ihr, deren Katastrophe fast die Katastrophe der Menschheit geworden war, in gleicher Verlogenheit es zugesprochen werden soll, die Verkörperung der sittlichen Idee gewesen zu sein.

Denn es ist in gleicher Weise ein Verbrechen, zu behaupten, das sittliche Ideal sei jemals erreicht gewesen, als vorzutäuschen, es könnte mit den Mitteln dieser oder jener Politik erreicht werden.

Drei Menschen

Novelle von Karel Čapek

Die Sonne, die vom frühen Morgen an in die gelbe Wand der gegenüber befindlichen Höfe gebrannt hat, ist langsam weitergerückt in der hartnäckigen Stille. Die Mauern gegenüber sind bereits im Schatten, es möchte am Ende gar scheinen, als wäre es infolgedessen ein wenig kühler geworden. Nunmehr verfängt sich ein schmaler Streifen Sonnenlicht in dem Fensterrahmen, der wird an Umfang zunehmen, und bis er in das Zimmer fällt, wird der Mann nebenan erwachen, laut gähnen und hereinkommen wie an allen anderen Sonntagen. Ein bängliches Unbehagen machte Mariens Schultern erbeben, sie ließ ihre Handarbeit in den Schoß sinken.

Leeren Blickes sah sie zum Fenster hinaus. Der Kastanienbaum im Hof hat kürzlich noch geblüht, aber jetzt ist nurmehr eine Blütendecke geblieben, die wie zerfressen aussieht. Weshalb wird dir sogar ein Baum, der doch an nichts schuld ist, zum Abscheu? Unruhig, anschwellend, übermäßig schwer wuchtete eine Last in Mariens Brust. Wollte sie über sich reden, sie würde sagen, es seien vielleicht die Erinnerungen; aber sie hat nie über sich selbst gesprochen, weder zu ihrem Manne noch zu jenem anderen. Aber es sind vielleicht gar nicht die Erinnerungen. Es ist nur, als ballte sich alles Vergangene zu einem schweren Knäuel zusammen; man braucht bloß ein Fädchen zu erhaschen, und schon beginnt sich eine Begebenheit nach der andern abzuwickeln, diejenigen, die sie sich selber zum Troste gern auferstehen ließe, und auch jene andern, die sie für ewige Zeiten vergessen möchte. An nichts denkt Marie, an nichts will sie denken, aber alles, woran sie sich jetzt erinnern könnte, ist ihr bewußt. Alles ist da und so nahe, daß sie zu denken bangt, um nicht daran zu rühren.

Der Streifen Sonnenlicht überhuschte den Fensterrahmen.

Da ist vor allem dieses ohnmächtige Bewußtsein, daß es jedermann weiß, daß man selbst die Einzelheiten ihrer ehelichen Untreue kennt. Ach, einst trug sie es trotzig, daß so viele Leute ihr zu verstehen gaben, sie wüßten . . . Manche taten es roh, andere mit unkeuscher Vertraulichkeit, andere rügend und andere, andere wieder – doch keiner war da, der sich nicht im Rechte fühlte, ihr etwas Schreckliches zu sagen. Da ist die Nachbarin, die laut von Huren brummt, wenn sie ihr begegnet; jene andere nickt mit dem Kopf und erklärt, ein junger Mensch müsse genießen, was hätte er denn von der Anständigkeit; eine andere kümmert sich unter anzüglichen Bemerkungen um den Gatten, eine andere spuckt aus, eine andere erwidert den Gruß nicht, eine andere überströmt von greller Sympathie

und leiht sich dafür alles Mögliche von ihr aus — ach Gott, muß dies alles ertragen werden?

Ja, anfangs hat sich Marie zum Trotz gezwungen; aber es ist schwer, dem eigenen schlechten Gewissen zu trotzen. Und dann hat sie wilde Tränen der Kränkung geweint, die keine Erleichterung spendeten. Nicht einmal dem Geliebten gegenüber konnte sie sich ausjammern, sie hatte ihm eigentlich niemals etwas zu sagen, wortlos in der stummen, schweren, unterjochenden Liebe eines leidenschaftlichen und schwerfälligen Menschen befangen. Schließlich hatte sie sich gebärdet, als verstände sie jene Anspielungen nicht; als beträfe es sie nicht; der Mensch gewöhnt sich an alles, aber dadurch wird dies „alles" nicht abgewaschen, verwandelt, umgeschaffen . . .

Der Sonnenstreifen schlüpfte auf die Jalousienschnüre.

Und dann war der Gatte da. Anfangs vielleicht hatte er nicht geglaubt, was die Leute ihm von seiner Frau erzählten, aber dann hatte ihn Verzweiflung aufgewühlt, und er hatte, ohne ihr ein Wort zu sagen, zu trinken angefangen. Er trank schrecklich, er, dieser so ordnungsbeflissene Mensch, und verkam auf klägliche Weise; schließlich drohte man ihm im Amte mit der Pensionierung, und da vollführte er eine jähe Wendung, ließ das Trinken sein und begann auf die alte Art, ja noch behutsamer und häuslicher als vordem, zu leben. Mit Marie sprach er lange Zeit nicht, aber schließlich muß man sich einmal über die Ausgaben, über die Wäsche, über das Essen aussprechen . . . Seit seiner „Besserung" war er irgendwie genäschig und geizig geworden; er bedurfte vieler Rücksichten und verstand es, sich damit zu begnügen. Einmal traf er zu Hause Baudysch, Mariens Geliebten, an; er schlug die Tür zu, sah niemanden an und verkroch sich in dem andern Zimmer; aber kaum, daß der Besuch sich entfernt hatte, ließ er sich zum Abendessen rufen, sprach zunächst nicht und begann nach dem Essen von allerlei zu reden, mit den peinlichen Stockungen eines Menschen, der wohl weiß, daß er eigentlich schweigen sollte. Als dann Marie lieber in Baudyschs Wohnung ging, erhob er einige Male ein Geschrei, daß sie zu lang ausgeblieben sei. Ja, er hatte auf das Nachtmahl warten müssen. Die Leute sagten, er sei ein guter Kerl. Marie empfand Widerwillen gegen ihn, teils weil sie ihn betrog, teils weil er überhaupt nicht mehr auf sich hielt.

Der Sonnenstrahl schlüpfte auf die Wand. Marie verfolgte ihn wie den Zeiger einer Schicksalsuhr. Jetzt, jetzt noch ist des Mannes regelmäßiges Schnarchen zu vernehmen; aber nach einer Weile wird nebenan das Sofa knarren, der Gatte wird gähnen, sich mühsam erheben und, sich im Nacken kratzend, bloß in Socken, wie an jedem Sonntag zu ihr hereinkommen. Da durchwandert er dann das Zimmer, betastet die Möbel, untersucht Schäden, die schon Jahre alt sind, brummt über die großen Ausgaben und

beginnt behutsam, auf Umwegen sein seltsames Wochengespräch . . . Marie erbebte. Er hatte damit schon vor ziemlich langer Zeit angefangen. Tausendmal hatte er davon gesprochen, wie teuer einem die Frau zu stehen komme, wieviel Geld so eine Ehe koste. Und am besten hätten es, fing er plötzlich an, die Junggesellen, die mit einer verheirateten Frau anbandeln. Ein anderer ernähre, ein anderer kleide sie, und sie selbst koste es gar nichts. Höchstens ein Veilchensträußchen, sagte er und sah Marie starr an. Denen kommt es billig zu stehen, wiederholte er umständlich, wie wenn er eine Entdeckung gemacht hätte. Einen ganzen Monat lang lebte er von diesem Gesprächsstoff, und Marie dachte, er wäre eifersüchtig.

Einmal nähte sie allerlei Aufputz an ein Kleid. Er kam ausgeschlafen herein und fragte, was die Spitzen kosteten, was dies und jenes koste . . . Übrigens hatte er sie niemals bei solchen Dingen allzusehr behindert, er schien wohl zu begreifen, daß sie hübsch sein müsse; nichtsdestoweniger hatte er davon gesprochen und die großen Auslagen bedauert. Heute, hatte er damals begonnen, ist ein Mann nicht genug, um seine Frau zu kleiden; nein, ein Mann hat unter den heutigen Verhältnissen kein genügend hohes Einkommen. Manche haben es allerdings billig, die Frau kostet sie nichts, wenn sie nicht die ihre ist . . . Marie begann zu begreifen, ihr war, als erstarre ihr Herz, aber sie schwieg, als ginge es sie nichts an. Der Mann sah sie mit starrem schweren Blicke an und stieß hervor: „Und Baudysch?“, Zum ersten Male nannte er seinen Namen.

„Was ist mit Baudysch?“ hatte sich Marie damals entsetzt.

„Nichts“, sagte er ausweichend, und bald darauf: „Was der wohl für ein Einkommen hat?“

Damals hat es angefangen, erinnert sich Marie. Und seit jener Zeit ist es jeden Sonntag so. Warum schläft er heute so lange? – Er kommt und kratzt sich im Nacken. „Hast du mit Baudysch gesprochen? Und wie oft? Und was ist, wie verdient er?“ Dann beginnt er über sich zu reden. Kein Geld ist da, er würde einen neuen Hut brauchen – seiner ist wirklich schon scheußlich; aber was nutzt es, „wenn der Haushalt alles verschlingt“. Er redet allein, in Mariens Hals steigt eine häßliche Kugel empor, sie möchte sich erbrechen. Der Mann nickt mit dem Kopf und schließt seltsam traurig: „Du kümmerst dich freilich um nichts.“

Marie blickt auf den weiterwandernden Strahl und bohrt die Fingernägel in die Handflächen. Könnte sie sich doch wenigstens diese Erinnerung ersparen! Das war einmal in des Geliebten Wohnung gewesen – eben nach einem solchen Sonntage; Baudysch setzte sie auf das Sofa, aber sie sträubte sich und weinte; sie erachtete es für notwendig, zu weinen und ließ sich lange, lange um Aufklärung bitten: daß der Mann geizig sei, daß er kein Geld für Kleider und für gar nichts heergben wolle . . . Der

Geliebte hörte düster und gleichsam abgekühlt zu; er war so . . . vielleicht schwerfällig, daß er im Geiste berechnete, was das kosten könne. Endlich sagte er zögernd und lustlos: „Darum, Marie, werde also ich mich kümmern." Marie fühlte, daß sie nunmehr ohne Lüge weinen könnte, aber statt dessen mußte sie sich küssen lassen; ach, mehr als dies, ach, mehr als bis dahin!

Das folgende Mal erwartete er sie mit einem Geschenk; es war Stoff zu einem Kleid, der ihr nicht gefiel; und sie kehrte schamgeknickt nach Hause zurück. Bis zu diesem Tage hatte sie mit ihrem Geliebten verkehrt wie eine Frau mit ihrem Gatten; ihre Umarmung war ernst und ergeben gewesen; jetzt aber schloß sie die Augen über sich selbst, um nicht zu erschauern. Als sie den Stoff zerschnitt, kam der Mann herein. „Das ist von Baudysch?" fragte er angeregt.

Marie seufzte und begann mit langen Stichen zu nähen. Sie nähte sich eine Seidenbluse; auch die verdankte sie dem Geliebten. Schier sonderbar war die Lust, mit welcher er sie mit kostbaren, luxuriösen und verführerischen Geschenken überhäufte. Manchmal dachte sie freudig, er liebe sie so sehr. Manchmal jedoch empfand sie es anders, und eine furchtbare Beklemmung bemächtigte sich ihrer; dahin war ihre zurückhaltende, passive Liebe, ein fieberhafter und frivoler Hauch entwehte jenen Geschenken, und Marie zwang sich zu einem unnatürlichen, leichtfertigen Übermut, der nicht in ihrem ruhevollen und starken Leibe gereift war. Das war eine brennende Wandlung, die der Geliebte wie ein gieriger Trinker entgegennahm, Marie jedoch als etwas Unabweisbares und Widerwärtiges. Es erschien ihr unsagbar sündig, da es gegen ihre Natur war; aber sie vermochte sich nicht zu erwehren und schluckte alles hinunter, in Verzweiflung und erfolglos bemüht, nicht daran zu denken. Vor einer Woche hatte er sie genötigt, Wein zu trinken; er selbst war betrunken gewesen. Sie hatte den Trunk abgelehnt, aber als dann sein trunkener, glühender, entfesselter Atem sie angehaucht hatte, da hätte sie fast vor Entsetzen aufgeschrien.

Der Sonnenstrahl war still auf die Photographie ihrer Mutter weitergerückt. Es war das runde, klare, heitere Antlitz einer ländlichen Frau, die Kinder geboren und alles, was das Leben ihr gewährt, gesegnet zurückerstattet hatte. Mariens Hände sanken in den Schoß; auch des Mannes Atem war verstummt, es herrschte glühende Hitze und bedrückendste Stille. Da stöhnte nebenan der Mann auf, das Sofa knarrte, der Fußboden knirschte unter unsicheren Schritten. Marie fing eilig zu nähen an. Der Gatte öffnete die Tür, gähnte geräuschvoll und trat, ganz aufgeknöpft, schlafbetäubt, verschwitzt, sich im Nacken reibend, bei ihr ein. Marie erhob die Augen nicht und nähte um so schneller.

Der Mann durchschritt in Socken das Zimmer, beugte sich über sie, gähnte und sagte:

„Was nähst du?"

Marie antwortete nicht, breitete nur ihre Arbeit aus, damit er sehen könne.

„Das hast du von Baudysch?" fragte er teilnahmslos. Sie nahm die Nadel in den Mund und antwortete nicht. Der Mann seufzte und betastete kennerhaft die Seide, als verstünde er etwas davon. „Das hast du von Baudysch", antwortete er selbst auf seine Frage.

„Schon längst", sagte Marie durch den Mundwinkel.

„Ahaha", gähnte der Mann und begann im Zimmer herumzugehen.

„Ich bitte dich, zieh wenigstens Schuhe an", ließ sich Marie nach einer Weile vernehmen.

Der Mann schwieg und setzte seine Wanderung fort. „Na was," begann er, „immerfort diese Hadern! Wozu nur .. solche Dummheiten. Daß dir nicht leid ist ums Geld. Daß dir, Marie, nicht leid ist ums Geld!"

„Du zahlst es ja nicht", sagte Marie hart. Sie wußte, es begann das gleiche Gespräch wie an so vielen Sonntagen schon.

„Ich zahle nicht", wiederholte der Mann. „Das weißt du, ich zahle nicht. Woher sollt' ich es nehmen? Ich ... muß andre Sachen bezahlen. Ich soll wieder die Versicherungsprämie einzahlen ... Für Überflüssigkeiten langt es bei uns nicht. Du rechnest nicht, was ausgegeben wird. Hundertzwanzig für den Zins. Und die Versicherung. Dir ist alles eins. Hast du schon mit Baudysch gesprochen?"

„Ja."

„Ach ja, mein Gott", gähnte der Mann und schaute Marien in die Arbeit hinein. „Daß dir nicht leid ist um das Geld, Marie. Was mag das kosten, so ein Stoff, weißt du nicht?"

„Nein."

„Wie oft hast du diese Woche mit ihm geredet?"

„Zweimal."

„Zweimal", wiederholte er nachdenklich. „Schade um das Geld. Du hast ja schon so viele solcher Fetzen! Hör' mal an, Marie!"

Die junge Frau senkte das Haupt; jetzt kommt es.

„Seit zwei Jahren bereits haben wir nichts mehr erspart. So ist es, Marie. Und wenn eine Krankheit käme oder etwas ... Wenn du nur deine Parade hast, wie?"

Marie schwieg hartnäckig.

„Wir müßten etwas zurücklegen können; und dann die Kohle für den Winter. Gern möchte ich, daß ich auf die alten Tage ... daß du ... Wenigstens an dein eigenes Alter könntest du denken!"

Eine peinliche Stille herrschte: Marie fädelte die Nadel ein und wußte

nicht, womit sie es tat. Der Mann sah über ihren lichten Kopf zum Fenster hinaus und wollte etwas sagen; da begann sein armseliges, unrasiertes, mit Speiseresten bedecktes Kinn zu zittern . . .

„Hör' auf!" schrie Marie.

Das Kinn fiel nieder, der Mann verschluckte sich und sagte: „Weißt du, auch einen Anzug würde ich brauchen; aber ich weiß, daß es bei uns nicht dazu langt. So ist es, Marie."

Er setzte sich gebeugt hin und blickte zu Boden.

Marie ritzte mit der Nadel in der Seide herum. Ja, heute vor einer Woche hatte er das Gleiche gesagt; sie hätte weinen mögen über seinen abgenützten Anzug. Sie wandte ihn täglich um, kannte jedes zerfaserte Fädchen daran; sie schämte sich schon, wenn er damit in die Kanzlei ging.

Gestern war sie bei dem Geliebten gewesen; sie war mit einem fertigen Plan zu ihm gekommen, aber es war nicht so ausgefallen, wie sie gewollt hatte. Sie hatte sich ihm auf den Schoß gesetzt (sie hatte gemeint, dies wäre, im Hinblick auf die Umstände, notwendig) und hatte sich zu ausgelassener Fröhlichkeit gezwungen; er war gleich aufmerksam geworden und hatte gefragt, was sie wolle. Sie hatte gelacht und gesagt, er solle ihr keine Geschenke mehr kaufen; sie wolle sich lieber selber kaufen, was sie möchte, wenn sie nur soviel besäße . . . Er hatte sie angeschaut und ihre Hände losgelassen. „Steh auf", hatte er gesagt und war aufgestanden, im Zimmer herumgegangen, dann hatte er zweihundert Kronen abgezählt und sie neben ihr Täschchen gelegt. Ach, absichtlich hatte sie das Täschchen auf dem Tische gelassen, sie hatte im vorhinein daran gedacht; warum hatte er sie gelassen, damit sie dann beim Abschied diese Papiere zusammenraffen und sie hastig, unbeholfen in das Täschchen stopfen müsse? Warum hatte er sich nicht wenigstens abgewendet, während sie es tat, warum hatte er sie dabei gespannten und aufmerksamen Blickes betrachtet? Marie verfolgte mit trockenen, großen Augen die Spitze ihrer Nadel; sie ritzte unbewußt die Seide, riß mit unbewußter Aufmerksamkeit ein gezacktes Loch hinein . . .

„So ist es, Marie", äußerte der Mann schwerfällig. „Wir haben nicht genug Geld."

„Mein Täschchen", sagte Marie gereizt.

„Was willst du?"

„Nimm dir . . . mein Täschchen!"

Er öffnete das Täschchen; er fand die zerknüllte Handvoll Banknoten, wie sie sie gestern hineingestopft hatte. „Das ist dein?" stieß er hervor.

„Unser", sagte Marie.

Der Mann blickte betroffen auf den gesenkten Nacken seiner Frau; er wußte nicht, was er sagen sollte: „Soll ich sie aufheben?" fragte er leise.

„Wie du willst."

Er trat in den Socken von einem Fuß auf den andern, suchte nach einem kränkenden oder zärtlichen Worte; schließlich ging er wortlos mit dem Gelde in das Nebenzimmer. Er blieb lange dort; als er zurückkam, fand er Marie ebenso vorgeneigt, mit der Nadel die Seide ritzend.

„Marie," sagte er weich, „möchtest du nicht mit mir spazieren gehn?"

Marie schüttelte den Kopf.

Der Mann zauderte ratlos; es war doch nur unmöglich, jetzt zu reden . . . „Wie wäre es, Marie," ließ er sich schließlich erleichtert vernehmen, „wenn ich heute vielleicht in ein Kaffeehaus ginge? Ich bin ja schon Jahre nicht dort . . ."

„Geh", flüsterte Marie.

Er kleidete sich an, ohne zu wissen, wovon er reden solle. Marie rührte sich nicht, über die bunte Seide gebeugt, anmutig, oval, stumm . . .

Er kleidete sich rasch an wie zur Flucht; noch in der Tür zögerte er, hielt inne und sagte unsicher: „Und weißt du, Marie, wenn du Lust hättest auszugehn . . . so . . kannst du. Ich würde eventuell auswärts nachtmahlen."

Marie legte das Haupt in die zerfetzte Seide. An jenem Tage war ihr das Geschenk der Tränen nicht gegeben.

Kritischer Vorklang

von Alfred Kerr

I

Der Vorklang besteht aus einem Nachklang. Wenn der neue Dramenwinter losgeht, fliegt eine Pupille zurück auf den alten. Man merkt, wie der Karren lief.

Also vielleicht, wie er laufen wird.

Zwei Gegenrichtungen werden kenntlich. Links: das gelallte Stück. Rechts: das gefingerte Stück.

Links: die verantwortungslose Nebelei, die kein Stück ist. (Einst Expressionismus genannt.)

Rechts: die feste Zimmerei, die nur „Stück" ist. Siebenhundert Aufführungen; Sudermann; Fulda; das Weib und der Hampelmann; durchgesetzt von Schauspieldirektoren, die jenseits der Kritik, ohne die Kritik, unter der Kritik ein Geschäft machen; an der Londonisierung des Theaters (aber offen und ehrlich) mitarbeiten; und in einem Jahrzehnt mehr Macht haben werden als ein dramatischer und ein kritischer Genius zusammen.

Also: links das Gelall; rechts das Gefinger. Zwischendurch ein paar Menschenklänge.

. . . Neben allem die heitere Stimme G. Bernard Shaws, mit albfegendem Lachen; kaum in dem Stücke, das gespielt worden ist, — aber in solchen, die zufällig im selben Buche stehn. Gruß, lieber Dschi, Bi, Es.

II

Ich bringe diese Worte zu Papier auf einem schlecht gewählten Nordsee-Eiland. Die Inselkrankheit herrscht. Bauchkneipen. Pilze scheinen an der Wand zu wachsen, an jedem Brett, auf den Menschen. Trübgrauer Guß. Blöde Lämmer. Keine Dorfschaft. Eine Möwe, schandenhalber angestellt. Dünenpofel . . . (Schlecht gewähltes Eiland.)

Wer die Wahl hat zwischen dem Gelall und dem Gefinger, . . . man ist imstande und zieht das Gefinger vor. Ein uraltes Sprichwort sagt erkennend: „Unrecht ist mir lieber als Stuß."

Mit solchem Dramengeschreib war man vormals ein schmierender Poetasterich; der gefürchtete Sekundaner; — heut Expressionist. Sowie das Schreibheft des kleinen Moritz ausstellungsreif und totenernst genommen wird. Prügelstrafe, durch Fasten verschärft, bleibt als Mittel.

Das ist nicht Dramatik: sondern Durchfall. Keine Menschenfurcht (lies: Affchenfurcht) hemmt mich, diesen gottverlassenen Schwindel endlich beim Namen zu nennen. Stegreifstammeln; das Widersinnige mit Wirrsalwillkür hingeheult; Skuriles mechanisch aufs Papier genäßt voll Schwäche; wertloses, aberwitziges Zeug im Handumdrehen; hundert Zeilen auf gut Glück weitergeharnt; Geplapper statt Ausdruck; Schwaden statt Ballung; Zergehendes — aus Hinfälligkeit; Verwaschenes — aus Willensschwund.

Der Zweifel, ob hier ein neues Merkmal von Symboldichtung oder ein altes Merkmal vom Nichtskönnen spricht: dieser Zweifel ist keiner mehr.

Nach dem oft schludernden Klassiker Wedekind nahen die todmatten Wede-Enkel. Manche mit verjammertem Lamentoso; manche mit tönernem Aufgetrumpf; beide muskellos; arbeitsscheu; greisig schwatzende Verfallsgrafen.

Embryonensumpf. Erzwungenes; Erkrümmtes; die gehäuften ausgerechneten Unwirklichkeiten — aus Verzweiflung (nicht Verzweiflung über die Welt; über den tiefen Begabungsmangel). An Haaren fehlt es nie, woran alles herbeigezogen wird; außer auf den Zähnen. Rings Psychoschmonzes; das Um-die-Ecke; noch lange nicht einmal Buchdramen; Pollack, wo hast du's Ohr; Qualm; jede Spur von Sinn, durch ein Mikroskop ermittelt, läßt sich der Fötus noch ankreiden. Dunst als Ziel; Unmacht als Gesetz; Dichtung als Stenogramm des besoffenen Droschkenkutschers; brägenbrüchige Faulheit als Tugend stabiliert; Widerstandsmangel, Schumm,

Pleite, Kollaps als Vorbild; Windeln als Gemälde; Wallach-Aufruhr; gute Zeit für Mießnicks mit Schubladen.

Einst Expressionismus genannt.

III

Was? Symbol? – Fest haltet's mich. Ein Symbol nur für das allgemeine Chaos in der Welt! Aber dies zu durchlichten, zu gliedern (nicht es chaotisch-bequem nachzumachen) ist der Künstler hier. Ja oder nein? Schreibt Euch das über's Bett; bettet Euch das über'n Schreibtisch.

Was taugt ein Chaos, wenn es keinen Stern ex-primiert? Nichts. Den Urschleim wiederholen kann jeder. Und gestuft sein ist nicht trocken sein. Das Wesen des menschlichen Geistes, ja, des menschlichen Traums, wurde durch Trägheit nie gefördert: sondern durch Unterzwingen; durch Herrwerden; durch Hämmern; durch Ballen; durch Kneten des Dings.

Ihr laßt Euch kneten.

IV

Was ich sagen wollte: damit ist wider eine Richtung schwerlich etwas geäußert; allenfalls wider ihre Träger.

Und es schmerzt mich, einen Sanften, Sachten, Gutartigen, wie es der Verfasser des Dramas „Die Irren", Herr Steindorff, sonst vielleicht ist, als den wildesten (nämlich: mattesten) Lalldramatiker des vergangenen Winters zu grüßen. Bloß Lähmung, Lotto, Zusammenbruch. Ein Markstein der Schwäche.

Nein, mangelnde Kraft bürgt nicht für Leistungen in der Kunst.

. . . Dann kommt ein Abstand. Kornfeld zeigt starke Seelenerkenntnis im Einzelnen. Er steht auf einer andren Stufe. Manchmal wirkt er als Hebbelschüler; manchmal wie ein Ehrensteinjünger. Doch wenn in „Himmel und Hölle" der Graf, der ein Frauenzimmer und seine Frau malträtiert, nun dieses noch würgt und sagt: „Sei du das Opfer, das ich ihr bringe!", so platzt man. Oft will der Herr Graf ein Sentenzchen wagen – auch die Seinen bleiben nicht bei der Stange; sondern fallen, wie abgebissen, vom Hundertsten ins Tausendste; kaum ist ein Kapitel unerledigt, so eilen sie stehenden Schmußes zum folgenden.

Hier ist öfter Belangvolles. Kluge Worte gleiten durch wie: „Vielleicht sind wir alle nur zu faul, um ganz gut zu sein!" Oder: „Wahrlich, ich bin nicht schlecht – ich begehe nur Schlechtigkeiten!" Das reicht zum Aphorismus; zum Drama reicht es nicht.

Haftend wird ein Begriff daneben wie ungefähr (aufs Einfache reduziert): Der verdammte Trotz hindert uns, vorhandene gute Gefühle zu bekennen.

Schön; das wirkt aber als Wort, nicht als Bild. Zwischendurch Mord oder Selbstmord, wie wenn einer sagt: „Als ich zu Wertheim ging . . ."

Ja, bei alledem spürt man einen Menschen, der von ernstem Gefühl durchwogt, vielleicht sogar von ihm besessen ist. Aber was nutzt hier Gefühl ohne dramatische Kunst? Weniger als dramatische Kunst ohne Gefühl: wenn man schon Dramen schreibt.

Das gewollte Symbol kommt halt nicht heraus. Zerfall – und eine Sprechform . . . Statt zu sagen: „Ick sterbe eher!" sagt jemand halb sternheimlich: „Oh käme, als dieses Furchtbare, eher der Tod!" . . . (statt „ick sterbe eh'r!").

V

„Der Retter"; „die Entscheidung"; „Antigone". Gehobene Schlamperei. Hasenclever probierts! Alles gespritzt, nicht gehämmert. Auch das griechische Vorwand-Stück, mit Bums auf Bums ohne Wahl. Gewissensverkündung – als Außensache voll Donnerblech. Zieht mir das Gewissen ab: und er ebnet die Heimkehr zum Geschundenen Raubritter.

Zieht mir das Gewissen aber nicht ab: so bleibt ihm zugute das Erscheinungsjahr 1917. War noch anders als heute, wo man ohne Furcht sagen darf: „Wilhelm II. ist ein –." Daß Hasenclever manches damals geäußert, ist wertvoll. Wie, nicht. Die Bekehrung zum Plakatolizismus schändet seine Firma.

Nur der Toller hält stand. Hier ist . . .

VI

Hier ist die Hoffnung. Weil eine Hand fühlbar wird, die etwas meistert. Expressionismus? Alle Richtungen sind wunderbar, wenn ein Kerl dahintersteht. Die „Wandlung" zeigt nicht nur die Wandlung in einem jungen Menschen (von der Vaterlandsliebe zur Arbeit für Alle): sondern zeugt sie wieder. Nicht Empfindungen haben: auch Empfindungen wecken – das ist der Punkt.

Hier kraucht kein wahlloses Gedünstel. Hier rinnselt kein Zufallsgesabber. Hier tropft keine Lorke. Hier jault kein Rheuma. Hier pustet keine Blähung.

Sondern hier wuchtet ein Gefühl: das Gefühl in Seelen zeugt, Seelen überzeugt – weil einer sagen kann wie er leidet.

Richtungen? Männer! Methoden? Könner! Grundsätze? Dichter, Dichter, Dichter!

Der Expressionismus soll leben. Er lebt.

VII

Jetzt flog die geistig zurückgebliebene Möwe pflichtstarr ein Mal auf und ab. An den Häusermauern ganze Flächen eingeweicht. Pilze wachsen

auf meinem Federhalter. Der Dünenpofel zeigt Pfützen. Eine halbe Flasche Cognac beim Zähneputzen auf Entgiftung des Wassers verbraucht. Pfützen zeigt der Dünenpofel.

Ha, auf meinem Schreibfinger wachsen Pfefferlinge. Das Wasser stieg, die Möwe schwoll.

VIII

„Albine und Aujust" von Max Herrmann-Neiße barg einen jeaupaulischen Zug: wenn der Dichter selbst am Schluß hineinspielt. Tapferes Entblößen. Geistreiche Landgewinnung. Oft Köstliches in dem Puff.

Und ein Gefühl für Vergänglichkeit. Für menschlich Verwehendes. Für entsausenden Schicksalsquark; für erloschene Holdheit; für Stock und Stein. Dahin und aus!

IX

Bötticher. Geschichtlich. (Er zeigt, wie es gewesen ist, – aber in schwungvollerer Sprache.) Leiseres webt zwischen Bruder und Schwester; halb Unausgesprochenes. Hier seine Plazenta. Preußentum wird mit Kunstgeschmack etwas verlyrischt. Letzter Kern: Tragik des Wirkend-Siegreichen, sich Rackernden. Sterbeglück, auf einem Pessimistbeet sprossend.

Friedrich heißt im Titel „der Große". Die Irrlehren über den Großen, in der Schule, halfen viel zum Ruin Deutschlands. Deutschland sei Friedrich; und so. Der Denkfehler entstand im Krieg der Beschwindelten: Ähnliches wie einst müsse sich wiederholen. Oh Spengler-Fatalismus! Groß ist . . . hernach das Zusammenkollern. Jena. Zusammenkollern! Was war Bismarck für ein Schenie, wenn sein Zuschnitt so einen Kaiser bald möglich machte. Zusammenkollern! Geblieben ist von Napoleon der code Napoléon. Von Bismarck die Altersversicherung. Von Caesar die Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek. Von Ludendorff ein buchhändlerischer Erfolg.

. . . Bötticher zeigt Anstand, indem er immerhin den Voltaire nicht (wie die herumführenden Diener in Sanssouci und manche Schriftsteller) verblümt als Affen malt – wobei der Glanz von dem für Alle dauernden Franzosen auf den lokal wirksamen Französling fällt.

Über die Bürger des dicken Wilhelm, des Erben, und ihr Loos wird bei Bötticher nichts prophezeit. Schade.

X

Kommt Sternheim. „Die Marquise von Arcis." Er stolpert über den Knubben seines Gefühlsmangels. Doch in „1913" kappt er den Knubben durch sozialen Unmut. Grimm richtet ihn lotrecht. Ja, Hohn in gewisser Masse darf als Ersatz für Herz gelten.

Den Ausgang des Strebers malt hier ein Gesamtwerk von vier Dramen. Als Ganzes wird es wesentlich. Ein „Ring" (ohne Musik) des gesinnungslosen wie zwecklosen Aufstiegs. Kapitalistische Klugdummheit. Vor dem Untergang frißt sie ... zwar nicht hundert edel-kerndeutsche Zeitungen; doch einen tugendhohen Blondäng. Alles in allem: ein „Ring" leider wirklich ohne Musik — doch mit etlichem Ersatz für solche.

XI

Das Kollern des Kapitals war dies. Das Kollern des Christentums besingt Gerhart Hauptmann. Sein Wilder ist Christ; seine Christen sind Wilde.

Der weiße Heiland — welcher gewiß, meine Andächtigen, auch die weißen Garden in Europa führt — kreuzigt schmarotzerfrech den gutgläubigen Sohn einer schöneren Menschlichkeit. Gibt es noch Symboldramen? Ja.

Hauptmann schuf ein tragisches Sinnbild für die Macht des Brutalen in der Welt ... Soll die Wirklichkeit heute brutaler sein? Der Hund Cortez war ein Anfänger. Ein Kleinigkeitskrämer. Selber eine Unschuld. Cortez, der weiße Führer, schlug bloß auf einen Volksstamm: nicht auf eine Menschenzukunft. Dabei hatte dieser Montezuma nur die Unschuld, nur die Güte — nicht auch das bessere Wissen, das höhere Können, den denkenden Fleiß.

... Hauptmann (der kein Stück für den Zirkus mehr schreiben wird) fand hier — noch nicht den Heimweg zu seinem starken Beginn; doch den Beginn des Heimwegs. Und ob Gerhart über die zuvielen Versfüße den Lederstrumpf zog: man ahnt seinen alten Gang wieder. Tausende begleiten ihn.

XII

Hier ist also mehr als ein Mexikanerstück. Und „Jaákobs-Traum" ist mehr als ein Judenstück. Das freilich ist es auch. Der Auserwählte jedoch, dem anerkannte Engel sein Dornenloos künden, taugt nach Beer-Hofmanns Wunsch zum Spiegel für alle Dornen aller Auserwählten. Seine Last zum Gleichnis für alle Lasten aller Besonderen, Besonnten. Sein Fluch für den Fluch aller Begnadeten: stark werden durch Leid — stark werden trotz Leid.

Hier wird sein Werk eine Menschensache ... neben dem Himmelsruf eines Stammes. Und nur wie's der Dichter sagt — mit solcher heilig-holden Herzenskraft: das geschieht, weil er ein Jud' ist; kein Vertuschbold; kein Versteckerich — der sich nicht schämt sein adliges Geblüt singen zu lassen.

Stark durch Leid. Deutschland, dem ein Engel gebot, diesem Stern die höchste Musik zu bringen — Deutschland ist auch ein Jaákob.

Doch gib ihm, Eli, Eli, du „alter Jude", wie dich Schopenhauer nennt, – gib ihm nicht zuviel Gnade heut. Gnade vor deiner Gnade! ... halten zu Gnaden!

Und höre, Eli, meinen Gesang nicht – welchen mein Jaákob träumend (in morgenländischem Tonfall) zu Gott melodeit:

Bist du allgerecht? allgütig?
Gott gerechter — Gott behüt dich!
Schurken leben froh-bekümmelt,
Liebgekost und angehimmelt,
Wenn der Gute längst infam
Unter'n Leierkasten kam.

Gottes göttliches Gemüt?
Gott behüt'! Gooootit behüüüüt'!
Willst die Kleinen bei den Klippen
Schlotternd ins Schlamassel stippen.
Glaubensglori! Glaubensschatz!
Pfaffenschwulst und Schwindelschwatz!
Unser Gott ist für die Katz!

Höre weg, Eli. Lies die „Neue Rundschau" nicht in diesem September. Ja, ich widerrufe. Habe schon widerrufen – durch herzlichen Dank für deine Welt im Licht. Eli! Lies die „Neue Rundschau" nicht in diesem September.

XIII

Ein Tribünentheater für Dreihundert. Ein Arenentheater für Dreitausend. In der Mitte neu: Jeßner; Berger; Martin. (Kommende).

Arenentheater ... Nimmt ein Konsortium einen Zirkus in Betrieb: so muß ich meine Kunstanschauung deshalb noch nicht schlachten. (Ungern.)

Man träume sich in eine zurückliegende Zeit. Bestände da bloß ein solches Zirkustheater: und ginge jemand, ein künstlerisch tastender Neuerer, von diesem treuherzigen, offenen, zersplitternden Haus zum geschlossenen Theater, zum eingehegten, die Aufmerksamkeit sammelnden Szenenraum über: welcher gewaltige, geniale Fortschritt! (Statt dessen macht man es umgekehrt.)

Diese drei Sätze zeichnen und beschließen den Fall. Daß für alles uns Angehende hier ein Ablenkungstheater, ein Schreitheater, ein Zersplitterungstheater gemacht ist, braucht nicht gesagt zu werden. Gut für Massen, auch für Denkmalhaftes. In Rollands „Danton" war dies gelungen: die veredelte Pantomime. Doch wenn ein Direktor künftig die Annäherung zwischen Hamlet und dem Lunapark ins Auge faßt, wär' es mir, darin bin ich komisch, im Grunde nicht lieb.

Nicht halb so lieb wie die Äußerungen eines von Reinhardt Angestellten und Beauftragten. Er betont, daß Hamlet schon in Reinhardts altem Theater bei „Sein oder Nichtsein" auf die Vorbühne trat. „Jetzt hörte man nicht mehr als Gast den Erwägungen des Prinzen auf der fernen (!) Bühne zu, der unglückliche Prinz trat in seiner Bedrängnis in den Kreis der Gäste, die nun an der schicksalsschweren Beratung teilnahmen." Man lacht. Und, lieber Herr, wenn die Logengäste zu (im Volkstheater) sechzig Mark Shakespeare beraten – die widersprechen einem Prinzen doch nie!

In diesem Haus werden „Publikum und Darsteller eine Gemeinschaft bilden". Alle dreitausend; mit dem Darsteller; – der im Mammuthhaus offenbar nicht mehr auf der „fernen Bühne" steht. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Nimmt ein Konsortium einen Zirkus in Betrieb: so muß Kritik ihr Urteil darum nicht schlachten. Reinhardt will nach Amerika. Darin steckt ein Sinnbild. Kennst du das Land?

... Ein Abend „Schloß Wetterstein", schwer vergeßbar, – mit Hartau, der Orska – bewies etliche Vorzüge des geschlossenen, also des zukünftigen Theaters. Noch die „Franziska" des kleinen Tribünenhauses.

Doch ist nun aus derlei Eindrücken sämtlich ein Vorklang für den neuen Winter zu folgern?

XIV

Die Pilze geben ein Abendbrot. Mit Petersilie. Der ganze Rücken voll. Eine Spitze Mehl dazu. Das eine Lamm blökt so scharf „Mäh" als ob ein Mensch das Blöken nachmacht. Morgen der Rest. Mit Petersilie.

XV

Wir haben getan, was wir konnten. Kritik hat (mit Otto Brahms Gestaltungen) zahlende Hammel auf Ernstes gepeitscht. Die Seelenfläche der contribuentes gehöht. Oder: ihr Seelenbett zerbaggert. Echtes vom Kitsch geschieden. Darauf allein kommt es an. Das war kritische Tat.

Was daneben schwenzelte, mit Direktoren überlegen um Winziges marktend, arme Mimen beleidigend, blieb Komik; Ramsch.

Heut ist links das gelallte Stück, rechts das gefingerte Stück. Diese zwei Schachfiguren liefern den Endkampf.

Siegen muß das Gefinger. Vielleicht mit Recht. Brüder Rotter, Sladek, Sensationen, Kino, London heißen die nächsten Ziele. Das kann furchtbar sein. Es wird bestimmt furchtbar sein.

Und ich staune nur (wenn man die Wahrheit sagen soll), daß ich den Anteil nicht aufbringen kann, es als etwas Furchtbares zu empfinden, – weiß der Teufel.

Zur Erkenntnis und Wertung des Bolschewismus

von Justus

Die außenpolitische Machtbefestigung Sowjetrußlands, die mehr noch als in den militärischen Erfolgen Moskaus gegen Weißgardisten, Polen, Anglo-Perser, Armenier in Englands wachsender Nachgiebigkeit und Kompromißbereitschaft gegenüber den sowjetistischen Ansprüchen ihren sinnfälligen Ausdruck findet, zwingt auch grundsätzlich Widerstrebende immer wieder, sich mit dem inneren Wesen, der historischen Rolle, der Entwicklungsbedeutung des bolschewistischen Systems auseinanderzusetzen. Natürlich beweist jener äußere Machtzuwachs für die Dauerhaftigkeit der bolschewistischen Ordnung genau so wenig, wie die Siege der französischen Revolutionsheere für die Lebensfähigkeit des Jakobinertums bewiesen haben. Aber vorläufig wirkt die unerwartete Selbstbehauptungskraft der Sowjets doch einigermaßen als Aufforderung, die Räteregierung, ihre Ideen und ihr System ernst zu nehmen. Sie macht unwillkürlich etwas skeptisch gegen die bagatellisierende Einschätzung der Bewegung und Organisation, die man sich anfangs von sowjetfeindlichen russischen Emigranten gern suggerieren ließ. Aber noch ein anderes kommt hinzu. Die Stärkung der russischen Sowjetmacht nach außen gibt den parallelen Strömungen in den anderen Ländern neue Impulse und eine verbreiterte Resonanz. Denn sie erscheint als Bekräftigung der Richtigkeit, der Durchführbarkeit, der Sieghaftigkeit der bolschewistischen Prinzipien und der sowjetistischen Praxis – oder sie wird jedenfalls (und nicht ohne Erfolg) agitatorisch so gedeutet. Dies jedoch zwingt wiederum die Gegner jener Strömungen – vor allem in der Arbeiterbewegung selbst –, mit den Sowjettheorien und der Sowjettätigkeit geistig abzurechnen, um solche Auslegung abzuwehren.

Diesem Bedürfnisse abwehrender Abrechnung ist auch die beste Schrift entsprungen, die bisher in deutscher Sprache über den Bolschewismus veröffentlicht wurde: die Schrift des österreichischen Sozialisten, Otto Bauer: „Bolschewismus oder Sozialdemokratie." (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1920.) Die meisten Leute, die über die Sowjetrepublik und das Sowjetsystem schreiben, machen es sich ja ziemlich leicht: sie stellen die Bolschewisten entweder als skrupellos-raffinierte, aber unproduktive Verbrecher oder als geniale Erlöser hin und reihen an diese Axiome, die der Leser anzunehmen hat, ihre polemischen oder apologetischen Belege und Schlußfolgerungen. Bauer verzichtet auf diese leichtfertige Methode, durch die letzten Endes nichts bewiesen werden kann. Er versucht den Prozeß der Bolschewisierung der russischen Revolution in seiner historischen Bedingtheit und Zwangsläufigkeit und in seiner spezifisch russischen Bedingtheit

und Zwangsläufigkeit zu begreifen; und er hat in der Tat die Zusammenhänge bolschewistischer Machteroberung und Machtbehauptung in helleres Licht gerückt als irgendeiner, der vor ihm diese Dinge erörterte.

Bauer geht – methodisch und logisch vollkommen richtig – von der Revolutionierung der bäuerlichen Masse des russischen Volkes aus. Er erinnert an die bekannte Tatsache, daß die bürgerliche Ära in Rußland bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein keine wirkliche Bauernemanzipation zuwege gebracht hat, weil sie das Übergewicht der feudalen Kräfte nicht brechen konnte. Der größte Teil der Bauern hatte nicht Land genug, um sich ernähren zu können; die notwendige Rückbildung des Großgrundbesitzes zugunsten des Bauernlands blieb aus, und die Industrie wuchs nicht so rasch, daß sie imstande gewesen wäre, den ungeheuren Überschuß der Landbevölkerung aufzunehmen. Der unbefriedigte Landhunger der Bauern steigert sich zeitweise zu revolutionärer Intensität. Die Stolypinsche Agrarreform sucht ein Ventil zu öffnen; sie begünstigt die Verselbständigung, Vergrößerung und Arrondierung mittelbäuerlichen Besitzes, sie begünstigt das Ausscheiden des ländlichen Proletariats aus der Mirgemeinschaft und sein Abfließen in die Städte und ins sibirische Kolonialgebiet. Zu Unrecht behauptet übrigens Bauer, daß die Aktion Stolypins das Problem nur durch Umschichtung der ländlichen Bevölkerung, nicht durch Verbreiterung der Bodenbasis lösen will. Sie kann freilich – weil sie ja nicht revolutionär, sondern konterrevolutionär ist – den Großbesitz nicht expropriieren; aber sie versucht doch durch Zerschlagung von Krondomänen und privat angekauften Gütern und – vor allem – durch die Kolonisation Sibiriens den Landhunger in einigem Umfange zu stillen. Indes ist sie schon rein technisch ein so langwieriger Prozeß, daß sie die (infolge ihrer Verspätung außerordentlich gesteigerte) Unzufriedenheit und Not des russischen Landvolks nicht in wenigen Jahren beseitigen kann. Der Landhunger ist also, als Massenerscheinung, noch da, als der Krieg ausbricht, und er ist noch da in der Periode der Niederlage, der Zermürbung, der Kriegsmüdigkeit, des Zusammenbruchs der staatlichen Autorität. Wir kennen die elementaren Formen, in denen sich, nach dem Zusammenbruche der Staatsautorität, die ihn niederhielt, der natürliche Egoismus der bisher Unterdrückten äußert. Die Regierung Kerenskis hätte, wenn sie allgemeine Auflösung verhüten wollte, sofort mit der Agrarreform beginnen müssen – diesmal mit einer *revolutionären* Agrarreform. Aber sie konnte das nicht, weil sie weiter Krieg führen mußte. Auf die Ankündigung, daß die Revision der ländlichen Besitzverhältnisse ihren Anfang nehme, wären die Bauernsoldaten von der Front weggelaufen, um bei der Landverteilung nicht zu kurz zu kommen. Da jedoch die Stimmung des Heeres einen allzu langen Aufschub nicht vertrug, mußte die Kerenski-Regierung sehen, so rasch wie irgend

möglich zur Beendigung des Krieges zu kommen. Allein die Offensive scheiterte ebenso wie der Versuch, von Deutschland einen annexionslosen Frieden zu erhalten. Da die provisorische Regierung aus dem Kriege nicht herausfand, mußte sie durch eine andere ersetzt werden, die bereit war, unter allen Bedingungen, um jeden Preis den Kampf abzubrechen und den Bauernsoldaten den Weg zur Heimkehr und zur Landaneignung zu öffnen. Es gab nur eine solche Regierung: die der Bolschewisten.

Hier liegt, nach Bauer, die entscheidende Zwangsläufigkeit, durch die der Bolschewismus zur Herrschaft kam oder sich vielmehr zunächst in der (durch einen Lokalputsch eroberten) Herrschaft behaupten konnte. Es ist nötig hinzuzufügen, daß diese Zwangsläufigkeit keine „immanente", keine historisch-unbedingte war, sondern, mindestens zu einem guten Teile, das Produkt falscher deutscher Kriegspolitik. Die deutsche Kriegführung hat den russischen Ultraradikalismus als Waffe zur Bekämpfung des Zarenreichs und der Kerenski-Republik verwendet – genau so wie die Entente die deutschen Überradikalen als Helfer in ihrem Kampfe gegen Deutschland benutzte. (Während indes die Entente mit der militärischen Niederzwingung und der gleichzeitigen Revolutionierung Deutschlands ihr Ziel vollkommen erreicht hatte, zerstörten wir uns durch die Revolutionierung Rußlands die einzige Rückendeckung, die uns in unserem Verzweiflungskriege gegen die Westmächte vielleicht noch hätte retten können.) Wie wir Lenin als Ferment der Zersetzung „im plombierten Waggon" in seine Heimat transportierten, so erzwangen wir später durch unser Festhalten an der Zerschlagung Rußlands den Sturz Kerenskis und die volle bolschewistische Auflösung des russischen Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatsapparats. Das historische Gesetz, das dem Bolschewismus in den Sattel half, war in der Tat die deutsche Generalstabspolitik.

Nachdem der Bolschewismus die Macht erobert hatte, wurde er antidemokratisch. Er mußte antidemokratisch werden, sagt Bauer – nicht so sehr um der Bourgeoisie, als um der Bauern willen. Die Bourgeoisie war in Rußland zahlenmäßig so schwach, daß man sie auch innerhalb einer demokratischen Staatsordnung hätte zerdrücken können. Aber die Bauern waren die kompakte Majorität. Gab man den Bauern politische Rechte, so rankte sich an ihnen unweigerlich über kurz oder lang wieder die Reaktion empor. Dies zu verhüten, gab es nur ein Mittel: die politische Entrechtung der Bauern, wie sie in der Sowjetverfassung durch die indirekte Wahl und die Benachteiligung der ländlichen Wahlkörper durchgeführt wurde. Der Ausdruck „politische Entrechtung", den Bauer gebraucht, ist ein wenig irreführend; eine von ihnen wirklich als solche empfundene Entrechtung hätten die Bauern natürlich nicht geduldet. Man kommt der Wirklichkeit näher, wenn man von einer gegenseitigen Aus-

schaltung spricht, von einer Teilung des Landes in zwei Herrschafts- und Interessensphären, deren jede die andere gewähren läßt, zwischen denen nur lose Beziehungen bestehen, nur eine passive, keine aktive Interessengemeinschaft herrscht. In der ländlichen Sphäre hat sich die Bauernschaft durch wilde Landaneignungen eine neue revolutionäre Bodenverteilung geschaffen und sucht sich auf ihrer Grundlage zu konsolidieren. Sie läßt die Sowjets in den Städten ihr Wesen treiben, aber sie wehrt ihre An- und Eingriffe – wenn's sein muß, mit Gewalt – ab; sie widerstrebt der Kommunisierung (die auf dem Lande in den Anfängen stecken geblieben ist), sie zahlt keine Steuern, sie liefert keine Lebensmittel gegen papierene Sowjetrubel. In der städtischen Sphäre regiert die Kommunistendiktatur, ungestört, aber auch ungestützt vom Lande. Sie verschafft sich Nahrungsmittel wie von einer gleichberechtigten Macht im „Kompensationsverkehr": gegen Salz, gegen Textilien und andere Industriegüter, von denen noch Restbestände aufzutreiben sind. Da diese Kompensationswaren immer spärlicher werden und schließlich ganz auszugehen drohen, muß das Sowjetregime für einen gewissen Nachschub sorgen: durch produktive Organisation der niedergebrochenen eigenen Industrie, durch Feldzüge in besser versorgte Nachbarländer, durch Wiederaufnahme des Wirtschaftsverkehrs mit dem Auslande.

Die passive Interessengemeinschaft, von der ich vorhin sprach, hat auf der städtisch-sowjetistischen Seite ihren Grund natürlich darin, daß eine organisierte Auflehnung der Bauern die Räteherrschaft sofort zu Fall brächte. Auf der ländlichen wurzelt sie in der Besorgnis der Bauern, daß eine Konterrevolution ihnen das annektierte Herrenland nehmen könnte. „Hinter jeder konterrevolutionären Armee, die die Sowjetrepublik bedroht, fürchtet der Bauer den Gutsherrn, der sich den Boden wieder holt."

Hier sieht Bauer die entscheidende Zwangsläufigkeit, die die Erhaltung und Befestigung des Bolschewismus sichert. „Hat die Bauernschaft den Boden aus den Händen des als herrschende Klasse konstituierten Proletariats empfangen, so ist ihr Schicksal gekettet an das der Proletarierherrschaft." Kein Zweifel: die Tatsache, daß sich in den Vorstellungen der Bauern die Aneignung des Herrenlandes, das Aufhören der Zins- und Abgabenzahlungen mit der Usurpation der Macht durch die Bolschewisten verknüpft, ist von beträchtlicher seelischer und praktischer Bedeutung. Aber schwerlich ist dieser Zusammenhang stark genug, um die Entwicklung nachhaltig zu bestimmen. Die Sowjetregierung weicht heute allen Konflikten mit dem Lande, um ihrer Selbsterhaltung willen, geflissentlich aus. Aber sie kann diesen künstlichen Frieden nicht auf die Dauer bewahren. Sie muß, wenn nicht auch noch die letzten Reste städtischen und industriellen Lebens verkümmern sollen, endlich wieder versuchen, die agrare Produktionskraft Rußlands für die Wirtschaft und für den Außenhandel des

Reiches nutzbar zu machen. Sie kann das nicht im „Kompensationsverkehr", in dem sie noch auf lange hinaus viel zu wenig zu bieten hat; sie kann es nicht ohne Druck, Auflage, Zwang. Bauer selbst schildert ganz vortrefflich die Gründe und das Wesen dieses neuen Antagonismus, der bei den ersten energischen Schritten zur Befreiung der russischen Wirtschaft aus ihrer gegenwärtigen Lähmung und Isolierung sogleich einsetzen muß. Der Gegensatz der großen bäuerlichen Massen zu der kleinen regierenden Minderheit der Kommunistischen Partei leitet unweigerlich zum Sturze des Minderheitsregimes, wenn eine Macht da ist, die ihn zur Aufrichtung und Fundierung einer neuen Herrschaft zu benutzen vermag. Und diese Macht, die sie stürzen kann und wahrscheinlich stürzen wird – die „rote" (zunächst rote) Militärmacht – müssen die Sowjets selbst schaffen, erhalten, stärken.

Wir sind plötzlich mitten in die Zwangsläufigkeiten des kommenden Niedergangs des Bolschewismus hineingeraten. Um sie ganz verstehen zu können, müssen wir uns aber erst noch der Tätigkeit zuwenden, die die Sowjets in der ihnen auf Grund der geschilderten passiven Interessengemeinschaft mit den Bauern überlassenen städtisch-industriellen Herrschaftssphäre entfalteten. Das erste dogmatisch vorgezeichnete Ziel war die möglichst vollständige Ausschaltung der bürgerlich-kapitalistischen Führerschicht aus dem Staats- und Wirtschaftsmechanismus. Die Vertreter dieser Schicht wurden teils physisch ausgerottet, teils aus ihren politisch-administrativen und ökonomischen Führerpositionen verjagt und, soweit sie sich nicht der Masse der Arbeitenden einfügen wollten oder konnten, auf ein illegitim-parasitäres, ständig vom Polizeiterror der herrschenden Sowjetgewalt bedrohtes Dasein verwiesen. Der steuerlos gewordene Staats- und Wirtschaftsapparat wurde zunächst der Selbstführung der Masse übergeben. Durch Räte, die im Grunde nichts anderes waren, als die primitiven Herrschafts- und Verwaltungsorgane einer primitiven, dezentralisierten, noch nicht durchgebildeten und innerlich verbundenen Demokratie, sollten die bisher Regierten sich in den staatlich-administrativen und wirtschaftlichen Einheiten selbst regieren. Die notwendige Folge war Anarchie, war Auseinanderbrechen des Apparats, war Stillstand und Verderb aller seiner Teile. Es stellte sich heraus, daß eine wirtschaftlich hochorganisierte, vom Zusammenwirken und Ineinandergreifen ihrer Glieder und Bestandteile abhängige Gesellschaft in rapidestem Tempo zugrundegehen muß, wenn die Leitungsarbeit nicht geleistet wird, weil die allein leitungserfahrene und leitungsfähige Schicht ausgeschaltet wird.

Aus dem rasch offenkundig werdenden Versagen der „Schöpferkraft der Massen" ergab sich jener Prozeß, der, zwangsläufig, von einer wirklichen Diktatur des Proletariats zu einer im Namen des Proletariats ausgeübten

Diktatur gegen das Proletariat führte. Zwei immer folgerichtiger herausgearbeitete Grundtendenzen begleiten diesen Prozeß und leiten ihn seinem Ziele zu: die der Preisgabe und Unterdrückung jener primitiv-demokratischen Herrschafts- und Verwaltungsformen, die überall die Regierung auf die Regierten übertragen sollte, und die der Wiedereinschaltung der Angehörigen der bürgerlichen Führerschicht – nicht dieser Schicht als Ganzes – in die Leitung des Staats- und Wirtschaftsmechanismus. An die Stelle des gescheiterten Versuchs einer dezentralisierten Selbstverwaltung des Proletariats in elementaren Formen tritt der zentralistische Absolutismus einer sonderbar aus altem und neuem Herrentum gemischten Bürokratie.

Die Phasen dieser Entwicklung sind bekannt. Sie beginnt mit dem widerstrebenden Eingeständnis, daß man „vorübergehend", solange das Proletariat den grundlegenden Aufgaben der Rechnungslegung und Kontrolle nicht ausreichend gewachsen sei, leider der Mitarbeit der „besten bürgerlichen Spezialisten" nicht entraten könne. Sie endet mit der praktischen Beseitigung der Räte, mit dem Arbeitszwang, mit der „Militarisierung" der Fabriken. Nach ihrem Abschlusse ist der neue Typus des Sowjetstaates im Prinzip fertig: politisch ein strammer, auf zentralistisch durchgebildete, wohldisziplinierte Polizei- und Militärmacht gestützter Absolutismus, wirtschaftlich ein nicht minder zentralisierter Staatskapitalismus, der von einer Anzahl Verwaltungszentralen aus Produktion, Verkehr und Verteilung zu dirigieren sucht. (Alles, wie gesagt, nur in der städtisch-industriellen Herrschaftssphäre, nicht auf dem Lande, wo der Bauer im Grunde staatlos lebt und wirtschaftet.) In der Praxis ist das Netz der zentralen Verwaltung natürlich nicht so straff gespannt. Denn der alte Spruch vom Himmel, der hoch und vom Zaren, der weit ist, hat auch unter dem neuen, proletarischen Zaren seine Geltung nicht verloren. Die Weiträumigkeit des Gebietes ist ein starker Schutz für hartnäckige lokale Selbständigkeit. Sicher gibt es draußen manche Sowjets, die sich um Moskau so wenig kümmern, wie sich früher viele Provinzialsatrapen um Petersburg kümmerten. Sicher arbeiten Wirtschaftsbetriebe, die sich fern von der Zentrale günstiger Bedingungen – personeller oder materieller – erfreuen, für sich, ohne viel auf die Direktiven der „Trustleitung" in Moskau zu achten. Auch hat der Staatskapitalismus noch immer seine Lücken; viele Unternehmungen sind nicht nationalisiert; manche – wie die Kohlengruben im Moskauer Revier – sollen wieder entnationalisiert, privaten Eigentümern zurückgegeben worden sein, weil man von deren Gewinninteresse die Produktionsleistung erhoffte, die der bürokratisch-staatskapitalistische Betrieb nicht zu sichern vermochte.

Aber im ganzen hat das Bild doch seine eindeutige Färbung erhalten: Polizeiregime, Militärregime (beide höchst unsentimental), staatskapitalistische

Verwaltungswirtschaft. Der ganze Aufbau beherrscht von einer Oligarchie leitender Funktionäre, die, nur zum kleineren Teile proletarischen Ursprungs ist, sich zum größeren aus revolutionären, bürgerlichen Ideologen zusammensetzt, aus Konjunkturjägern, die unter jedem Regime mittun, und aus nach wie vor bürgerlich und antirevolutionär gesinnten Angehörigen der alten Herrscherklasse, die sich der bolschewistischen Maske bedienen, um auf ihre Zeit zu warten. Die Leute der zuletzt genannten Kategorie werden natürlich im Heere die größte Rolle spielen; und hier haben sie auch die stärkste Aussicht, zu Totengräbern des Sowjetregimes zu werden.

In der Armee wächst die Macht heran, die die Sowjets stürzen kann und stürzen wird, sobald die Bauern sich für sie und gegen den Bolschewismus entscheiden. Es ist also die ausschlaggebende, die Frage des Seins oder Nichtseins für die Sowjetregierung, ob sie die Möglichkeit besitzt, die Bauern dauernd mit ihrer Herrschaft auszusöhnen. Diese Möglichkeit ist natürlich an sich denkbar. Aber sie ist gebunden an durchschlagende und verhältnismäßig rasche wirtschaftliche Produktivitätserfolge des Sowjetsystems. Denn wenn die Sowjets die russische Industriewirtschaft nicht produktiv machen können, so müssen die Städte als tote Last vom Lande mitgeschleppt werden. Die Arbeits- und Ausfuhrüberschüsse des Landes müssen die Städte mitversorgen, die dafür ihrerseits keine Gegenleistung zu bieten haben. Oder aber die Städte gehen ganz zugrunde, die Industriewirtschaft löst sich völlig und endgültig auf. Dann aber kann es in Rußland selbstverständlich nur eine Bauernregierung geben. Diese Bauernregierung kann militaristisch und bürokratisch sein – aber niemals kommunistisch oder staatskapitalistisch. Staatskapitalismus auf rein agrarer Grundlage wäre ein vollkommener Nonsens.

Die Bolschewisten wissen, daß von der Lösung der Produktivitätsfrage alles für sie abhängt. Nicht so sehr um der Städte willen, die schon fast drei Jahre das Elend zunehmender Güterlosigkeit ertragen. Sondern um des Landes willen, das der Stadt nichts schenkt, eine unproduktive Stadtwirtschaft auf die Dauer nicht dulden und die Gegenrevolution zum Siege führen wird, wenn diese Wirtschaft fortfährt, leistungslos zu zehren.

Die Anarchie der ersten Phase der Proletariatsdiktatur hat zunächst die durch den Krieg ohnedies gründlich geschwächte und verwirrte Produktivität der russischen Industrie- (und Verkehrs-)wirtschaft vollends zerstört. Um dieser Zerstörung Herr zu werden, hat dann die Sowjetmacht die Diktatur gegen das Proletariat aufgerichtet, die Methoden eines streng zentralistischen Staatskapitalismus durchgeführt. Daß die Ergebnisse ihrer Bemühungen um die Wiederherstellung der Produktivität bisher kläglich bescheiden sind, wird auch von bolschewistischen Offiziösen ohne weiteres zugegeben. Der Bolschewismus erklärt, nicht er, nicht seine trotz allem richtigen, not-

wendigen und erlösenden Maximen trügen die Schuld an diesem Mißerfolge. Da seien die Wirkungen der ungeheuren Stoff- und Kraftverluste, die der Krieg der Wirtschaft und den wirtschaftenden Menschen Rußlands gebracht habe. Da sei die Blockade, die die Erholung durch neue Stoff- und Kraftzufuhr von außen gewaltsam verhindere. Da sei schließlich die kulturelle und ethische Unreife des russischen Proletariats, das aus sich heraus keine Schöpferkraft, keine Verwaltungsfähigkeit, keine Selbstdisziplin entwickle, dessen Leistung erst von einer winzigen Führerminderheit organisiert, reglementiert, mit diktatorischer Härte erzwungen werden müsse.

Die Bolschewisten haben recht, wenn sie auf diese Störungs- und Hemmungsfaktoren hinweisen. Aber sie haben unrecht, wenn sie sie als Entlastung für die Fehlschläge ihres Systems in Anspruch nehmen. Denn jene Faktoren gehörten zu den konkreten und übersehbaren Voraussetzungen ihrer Politik. Es handelte sich nicht um ein wissenschaftliches Experiment unter künstlich günstigen Retortenbedingungen Es handelte sich um die Durchführung der praktisch-politischen Aufgabe der Wiederaufrichtung in und aus einer mit all ihren besonderen materiellen und seelischen Schwierigkeiten unabänderlich gegebenen historischen Situation. Für die Lösung dieser Aufgabe ist dem Bolschewismus eine geschichtliche Frist gestellt, die unter günstigen äußeren Umständen (zu ihnen zählt beispielsweise die Möglichkeit, nationalistische Kriege zu führen) ein wenig gedehnt, aber keinesfalls unbegrenzt verlängert werden kann. Verstreicht die Frist, ohne daß die Aufgabe bewältigt wurde, so wird sich der Bolschewismus umsonst darauf berufen, daß seine Methoden unter besseren Bedingungen, ohne Kriegszusammenbruch, ohne Blockade, ohne geistige und moralische Rückständigkeit des Muschik-Proletariers zum Ziel geführt hätten.

Die Freunde des Bolschewismus, die seine Unfähigkeit, die gegenwärtige Produktion und Verteilung auch nur innerhalb der Grenzen der dringendsten Notdurft sicherzustellen, ausdrücklich oder stillschweigend anerkennen müssen, legen das größte Gewicht auf die technisch-organisatorischen Zukunftspläne, die in den Büros der Verwaltungszentralen oder „Trustleitungen" der sowjetistischen Wirtschaftsregierung ausgearbeitet werden. Sogar ein bürgerlicher deutscher Minister hat kürzlich (freilich nicht mit ökonomischen, sondern mit außenpolitisch-taktischen Absichten) die Elektrizitätswirtschaftsprojekte der Sowjets gerühmt. Etliche Andeutungen über diese Projekte finden sich in der eben erschienenen Schrift Dr. Alfons Goldschmidts „Moskau 1920". (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.) Goldschmidt ist ein völlig kritikloser Anhänger des Bolschewismus: seine an Tatsachen arme, mit Gefühlssuperlativen überhäufte Darstellung ist ein unfreiwilliges, aber gerade darum recht beweiskräftiges Zeugnis für die bisherige Sterilität der wirtschaftlichen Sowjetpraxis. Jene Elektrizitätspläne scheinen vorderhand

nur in einer Karte der Elektrisierung Rußlands ihren Niederschlag gefunden zu haben, die Krzyczanowsky, ein in Deutschland geschulter Techniker, ausgearbeitet hat. Inhalt und Ziel des Projekts ist vermutlich eine planmäßig organisierte Elektrizitätsfernversorgung des ganzen russischen Wirtschaftsgebiets mit parallelen, ebenso planmäßig durchgeführten Standortsveränderungen und Neubildungen der russischen Produktionswirtschaft.

Wenn man — theoretisch — über die Menschen und die sachlichen Produktionsmittel eines ganzen großen Landes frei verfügt, sie bewegen und zusammenfassen kann, wie man will, so liegt natürlich — wieder theoretisch — die einzige Grenze für die Zweckmäßigkeit und Produktivität der Wirtschaftsorganisation in der Leistungsfähigkeit der Technik. Ich will mir die hämischen Urteile mancher Antibolschewisten über die Entwürfe der Sowjetspezialisten keineswegs zu eigen machen. Diese Entwürfe haben zweifellos (wenn sie von Fachleuten herrühren, die ihr Gebiet beherrschen) beträchtlichen Erkenntniswert; sie zeigen, wie bei dem heutigen technischen Können eine zweckvoll organisierte, zentralistische, staatssozialistische oder staatskapitalistische Verwaltungswirtschaft aussehen müßte, — wenn sie möglich wäre.

Bisher ist freilich nicht die Spur eines Beweises erbracht, daß sie möglich ist. Bisher ist es nur Theorie, daß man, von wenigen zentralen Stellen aus, frei über die Menschen und die Produktionsmittel eines Landes verfügen, frei die Bewegung der Wirtschaft in allen seinen Ecken und Winkeln bestimmen kann. Bisher kann niemand den Zweifler widerlegen, der meint, daß die von den Zentralen ins Land hinausgeschickten Ströme wirtschaftlichen Willens sich gegenseitig schwächen und durchkreuzen würden, daß es allenthalben Störungen und Kurzschlüsse gäbe, und daß das praktische Ergebnis sehr, sehr weit von den Plänen der „Leiter" der Wirtschaft entfernt wäre.

Das soll beileibe kein Bekenntnis zu manchesterlichem Kapitalismus sein. Wir alle spüren, daß die Periode des freien ungezügelten Kapitalismus, des Kapitalismus, der sich Selbstzweck dünkt und dem Ganzen keine Rechenschaft zu schulden glaubt, zu Ende geht. Wir wissen, daß die kastenmäßige Teilung der Wirtschaftenden in Produktionsregenten und lebendige Produktionsmittel aufhören muß, daß wir Wege finden müssen zu einer sich selbst verwaltenden wirtschaftlichen Demokratie. Unsere Gemeinwirtschaftler, die englischen Gildensozialisten mühen sich um das Bahnen solcher Wege. Aber sie wissen auch, daß man die Elemente einer kompliziert organisierten Wirtschaft nicht gewalttätig durcheinanderwürfeln darf. Sie wissen, daß das Führertum allmählich ergänzt und verändert, aber nicht von heute auf morgen durch eine legendäre Schöpferkraft der Masse ersetzt werden kann. Sie wissen, daß man die Leitungsinitiative und Leitungs-

befugnis nicht plötzlich von tausend Stellen der Peripherie in einen künstlich geschaffenen Mittelpunkt verlegen kann, ohne den ganzen Mechanismus in Unordnung, viele oder die meisten seiner Räder zum Stillstand zu bringen.

Der Bolschewismus hat die Organisation des Schaffens, die er vorfand, nicht mit neuem Leben erfüllt, sondern zerrissen und zerstört. Und er hat dann den Wiederaufbau des niedergebrochenen Staats und der ruinierten Wirtschaft auf eine neue, künstliche, stützenlos schwebende und unerhört schmale Kraftgrundlage gestellt. Daran muß er scheitern, – auch wenn die Besten, die ihm dienen, heißen Glaubens und heiligen Ernstes voll sind.

Leidenschaft und Landleben

von Linke Poot

In einer Bauernwirtschaft. Von den Wänden des Zimmers hageln die Sprüche: „In Ost und West, Daheim ist best." „Germania sei unser Schild, wenns deutsches Recht zu schirmen gilt" (ein Schild, welches schirmt). „Er wird dich mit seinen Fittichen decken." „Fest allezeit in Freud und Leid." Ein Ausgedingezimmer, hier stirbt man, hier sind schon vier, fünf Generationen gestorben; unter diesen Zeichen, diesen Geleitworten von der Wand. Sterben ist eine häusliche Angelegenheit, sie verlassen hier nicht, mit keinem Gedanken den eingeschlossenen Kreis, in dem sie vorher getrabt sind. Sehr gut. Der Tod ist kein dramatischer Effekt, wir sind unter ruhigen Landleuten.

Muffig roch es aus den Dielen. Das Haus stand dicht am Wasser, oben war es frisch gedacht, aber unten besorgte das Wasser seine langsamen Geschäfte an dem Holz. Ein großer Glasschrank in der Ecke war vier Etagen hoch gefüllt mit Tassen und Tellern zu Geburtstagen und zu Ostern; die Familienmitglieder schenken sich das Porzellanzeug; kein Mensch weiß, was er damit anfangen soll, aber es gehört sich so. Dazwischen stand auch ein kleines handgefertigtes Kruzifix; es war aus Wachs, sämtliche drei Gekreuzigten lachten erheblich, offenbar weil sie gar nicht richtig hingen, sie waren sämtlich im Begriff, sich zu entfernen.

Auf dem kleinen Gut war alles, wie ich sukzessive bemerkte, von der Echtheit und Schiefheit des Natürlichen. Keine Dachlinie war grade; Stroh lag auf den Scheunen, das Moos gehörte dazu. Viel lag herum, war kaputt, aber es lag organisch herum, war organisch kaputt. Das heißt es zeigte seine Zerbrechlichkeit, wie eben ein Halm oder eine Maus sie hat;

aber noch tot dient der Halm oder die Maus zu irgend etwas oder irgend jemandem. Im Kuhstall hingen faustdicke Spinnweben. Das machte mich betroffen, denn die Milch trinkt man doch – und zwar für zwei Mark fünfzig Pfennig der Liter, weil nämlich die Verteuerung sich auch ohne Zwischenhändler vollzieht, was ein gewisser Fortschritt ist –, man hat Vorstellung von Bakterien, Rindertuberkulose, Laboratoriumssauberkeit. Da wurde ich belehrt, daß die Spinnweben für die Fliegen da sind, und mein Herz war erfreut. Denn die Fliegen sind bekannte Keimträger. Übrigens ist solche Kuh ein bemerkenswertes Ereignis. Da standen zwei nebeneinander, ein Kalb an der Seite. Und diese drei Tiere bewegen sich ihr ganzes Leben nicht aus dem Stall heraus; sie gehen nicht auf die Weide; höchstens wenn sie geschlachtet werden, zeigt man ihnen die Reize der Landschaft, den Himmel und die sonstige Geographie; dies muß in der Tat ein großer Augenblick für die Kuh sein; ein dramatischer Effekt, vor Toresschluß, sozusagen tragisch. Da jedoch die Kuh vom Rindvieh abstammt, wird sie für Perversitäten wie Tragik nicht viel übrig haben und wie alles hier enden, wie sie begonnen hat. Sie frißt den halben Tag, die andere Hälfte entleert sie sich; routinierte Kühe tuen beides gleichzeitig. Die Bauersleute räumen die Misthaufen unter ihnen weg, die Milch wird ihnen abgezapft, Futter vorgeladen, man brüllt, kaut, schlägt mit dem Schwanz und so vergeht dieselbe Zeit, die von der städtischen Welt, ihren Politikern, Journalisten und Gebildeten mit der Uhr in der Hand minutenweise durchrast wird; mit demselben Erfolg und Ergebnis. Bis auf die Milch, die wir nicht geben.

Übrigens haben die Bauern über uns nicht zu lachen. Wenigstens hier im Spreewald welkt und vergeht das Volk verblüffend. Sie sterben in höherem Alter als Städter, aber verbrauchen sich in zwei, drei Jahrzehnten. Sie wissen es selbst, und hier ist die Quelle ihres auffallenden Strebens, sich rasch zu bereichern. Denn arm sein heißt noch stärker fronden und noch rascher invalide werden. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, als ob das Gerede von der eigenen Scholle, dem Verwachsensein damit, auf Wahrheit beruht. Die Bauern haben an dem, was sie besitzen und vor sich gebracht haben, dieselbe Freude wie jeder an seinem Besitz. Keine besondere Färbung dieses Gefühls. Nichts von städtischer Sentimentalität zum „Werden", zur „Natur". Vielmehr diese fast erschreckende, fast unreine Verquickung aller Gesichtspunkte mit Geld.

Die strenge Notwendigkeit zwingt sie dazu. Jede Generation sieht die Richtigkeit dieser Tradition frisch ein. Eklatant die Ausstrahlung auf die Eheverhältnisse. Die Bauern haben keine Zeit zu Flirt und Liebelei. Der Geist kann bei der schweren Arbeit nicht flink werden, die Muskeln sind abends nur ausnahmsweise nicht ruhebedürftig. Man liebt sich von vorn-

herein unter bestimmter Berechnung für die Zukunft. Hier läßt sich alles voraussehen, wenn man Überraschungen aus dem Spiel läßt: dann und dann gehen die Eltern ins Ausgedinge, dann und dann wird auf dem Besitztum eine neue Kraft gebraucht. Das Welken der älteren Generation fällt gerade so, daß die jüngere zwischen zwanzig und dreißig heiraten kann. Eigentliche reine Liebesehen ohne diesen klaren Hintergrund scheint es nicht zu geben; sie würden sich an ihren Trägern, sofern sie nicht bodenlose Landarbeiter sind, furchtbar rächen.

Bei den Frauen und Mädchen tritt das Erotische stark zurück: sie arbeiten und sind harte Sachen, Mann wie Frau; sie rackern. Sonntags trägt man das berühmte Kostüm, die Haube und den bunten weiten Rock; die Männer tragen schwarze Anzüge, gebügelt und gebürstet. Die Sitte ist im Aussterben, die Tracht ist zur Sonntagstracht verwelkt. Auch die Sprache ist bloßes Rudiment, nicht viel mehr als das Platt anderer Gegenden; in Gefühlsweise, Sitten, Vorstellungen haben sie nichts Eigenes, Wendisches mehr. Aber es wird noch lange bestehen, denn hier wird alles überliefert und übernommen; mit dem Minimum an Kraft wird gearbeitet, man hat keinen Grund, anders zu arbeiten. Sie sind nationalistische Deutsche, reden von einem neuen Franzosenkrieg, nennen sich aber Wenden und die andern Deutsche.

Ein Fall von der Wichtigkeit des Geldgesichtspunktes. Einem Mann ist beim Militär das Schultergelenk durch Hufschlag zertrümmert worden. Er erhielt sogleich eine Rente; es ist der rechte Arm. Er ist im Augenblick als Heiratsobjekt besonders begehrt, denn um soviel weniger hofft die Frau sich abrackern zu müssen. Die Leute sind jetzt in den Vierzigern; die Frau, verbraucht, klagt, wie schwer sie es gehabt hat, die Rente war zu klein, sie hat sich verrechnet. Das klingt roh. Sieht man die Frau an, denkt man anders.

Sie haben eine gewisse Neigung, alles organisch anzusehen. Sie füttern die Menschen, die zu ihnen kommen, haben bei Krankheiten gute Vorstellungen. Das Gefühl des Wachsens und Welkens, der organischen Zustände ist ihnen ganz und immer gegenwärtig. Es ist mir unklar, was sie mit der abstrakten Gottesvorstellung anfangen, die der Pfarrer ihnen beizubringen versucht. Gott ist ihnen teils etwas, über das man nicht nachzudenken braucht, und das es irgendwo gibt unter der Verwaltung der Kirche, teils ein Richter, über dessen Sprüche sie sich den Kopf zerbrechen. Als ein organisches Wesen, ganz anders als der Fabrikarbeiter, sehen sie etwa einen Wagen an, ein neues Gerät, das sie kaufen; sie durchdenken voraus die Zustände, die es erleben wird, sie warten der Geräte, putzen sie, reparieren sie, behandeln sie. Sie beobachten. Haben kein eigentliches Mitleid, sind spöttisch und zurückhaltend, finden rasch komische Seiten an den Menschen.

Was ein Huhn, eine Ente für eine Eleganz hat. Das schlägt mit dem Hals, pickt und hackt, als wäre es ein Arm mit Finger und Kralle. Eine geniale Einrichtung solch Enten- und Gänsehals mit Kopf; eine Kombination von Greif- und Freßwerkzeug. Der Hals bewegt sich im Takt mit den Füßen wie die Arme beim Menschen; die Bewegung ist automatisiert, also das Essen und Picken erleichtert. Übrigens bemerke ich, daß Vögel zweibeinig gehen. Der aufrechte Gang des Menschen ist keine solche Singularität.

Die Schafe, Ziegen, Hunde und Vögel blöken, schreien, singen. Sie geben Laute von sich. Sie verständigen sich. Dem muß zugrunde liegen, daß sie einen Zusammenhang unter sich kennen. Ein Gesellschaftstrieb ist da. Die Zeichen, die sie von sich geben, sind nur für sie bestimmt, wenigstens zunächst. Eins zeigt dem andern an, daß es da ist und in gewissem Grade, auch wie ihm zumute ist. Das ständige Gackern und Rufen der Vögel ist das Zeichen ihrer Geselligkeit.

Sonderbare Dinge. Eine Gans wird im Korb eine Meile von ihrer bisherigen Heimat in einen andern Stall getragen. Nach zwei Tagen läuft sie oder fliegt allein zurück. Zwei junge Gänse schwimmen, im Korb hergetragen, nach einigen Tagen denselben Weg zurück; sie kommen zwar nicht ganz an, aber die Richtung stimmt; sie waren den ganzen Tag geschwommen und offenbar nur aus Ermüdung vor ihrem Gehöft gelandet.

Ein Bild von Delacroix: die Freiheit führt das Volk. Zwischen vorwärts stürmenden Bürgern, Bajonetten, Säbeln, Revolvern, über Leichen und Sterbenden die nacktbrüstige Gestalt eines Weibes, eine Fahne am kurzen Schaft schwingend, links ein Bajonett. Das Hemd ist ihr von der Schulter gefallen.

Ich staune: ein Weib. Es ist zwar eine Allegorie der Freiheit, welches ist la liberté, aber es bleibt doch zum Verwundern, daß man dies erträgt, in der männlichen Revolution das Weib nicht als Mitkämpferin, sondern Exponentin. Was würden Chinesen, Indier, Haussas dazu sagen. Und wir sollen ein Männerstaat sein. Man muß einmal das Sonderbare verstehen, daß von den Griechen bis zu uns tausendmal Weiber und nichts als Weiber für die verschiedensten Dinge als Symbole genommen werden. Man kann es öde finden; es steckt eine blödsinnige Männerei, nach dem Weibe, dahinter. Im Weiberstaat würde es nicht la liberté sein, sondern le liberté.

Der tolle abgeschmackte Satz, ich kann nicht anders sagen, mit dem der „Faust" endet: Das Ewigweibliche zieht uns hinan. Ich rede nicht davon, was eine Frau darüber denkt. Sie wird kaum zur Revanche erklären: das Ewigmännliche zieht uns hinan; so dumm ist sie nicht. Es

bleibt eine fatale Sache, daß ein monumentales Kunstwerk so aus einer bestimmten Sexualsphäre heraus redet und blaublümchenhaft endet. Der Goethesche Satz ist auch trotz Freudscher Bekräftigungen falsch, verkehrt und unhaltbar. Wer noch zweifelt, orientiere sich an den Darlegungen von Karl Schurz, dem Ethnologen, aus dessen Büchern zahllose schöpfen und blühern, so daß es zum weinigern ist.

Ein anderes Bild. Ich sah es zufällig, als ich mir bei Tietz Ansichtspostkarten kaufte: Dante betrachtet, die Hand zum Herzen führend, an einem Brückengeländer die vorübergehende Beatrice. Ich überlegte mir angesichts diesen konkreten Falls: was geht in solchem außerordentlichen Menschen vor und treibt ihn, daß er nach seinem Herzen fassen muß. Was erregt ihn gerade bei dieser und an dieser Frau. Neben ihr geht eine andere sehr leckere Person, die zu ihm begehrlich herüberschaut. Aber die meint er nicht. Was bestimmt hier die Wahl eines Menschen, eines exquisiten Tieres, eines vergeistigten Menschen.

Die Frau überaus gewählt, streng, dabei zart, abweisend. Lauter Gesellschaftsprädikate. Er sieht mit Augen diese Prädikate, sieht sie als Fleisch, Farbe, Linie, Bewegung. Diese Dinge sind nötig, um seine Erotik anzupacken. Es ist eine raffinierte Verquickung des Sexuellen mit dem Gesellschaftlichen. Man sieht auf dem Bilde einen Abschnitt aus dem wichtigen Kapitel von der Erotisierung des Sozialen.

Was fesselt bei Delacroix. Von den Kämpfern abgesehen. Der Kopf der Liberté, so rein, bürgerlich ernst, und dazu — das herabgefallene Hemd, die frischen Halbkugeln der Brüste. Da ist dies Doppelte: die gestreichelte, gereizte und anbeißende Bestie und das Gesellschaftliche. Ich dachte erst, das Delikate, Geistige diene der Erotik als Versteck, da sie sich sonst nicht gut blicken lassen kann, aber das Geistige, das Gesellschaftliche ist ein Raffinement. So wird die Begierde „gebändigt". Sie tritt in die Gesellschaftssphäre ein, verläßt die Roheit. Sie raffiniert sich, so wird sie menschlich.

Da diese Wüstlingsdinge also feststehen, kann ich mich über einen bestimmten Punkt offener aussprechen. Eben ist wieder einmal eine Sachverständigenkörperschaft aufgetreten und hat sich äußern müssen über das Delikt einer Bühne, die ein Stück, natürlich von Wedekind, unsittlich aufgeführt habe. Es soll nämlich die Darstellerin der Hauptrolle dekolletiert bis auf die Zehenspitzen gegangen sein. Die Sachverständigen hatten zu urteilen, ob es sich um Kunst oder Schweinerei handelt. Sie erklärten, es sei Kunst gewesen, das Weib war kein eigentliches dekolletiertes Weib, sondern ein Kunstweib. Worauf sie verschwanden und Rauch hinter sich ließen. Das groteske Dilemma, vor das die weisen Herrn Sachverständigen sich stellen ließen. Seit wann schließen sich Kunst und Erotik aus. Ich

habe mich immer, wenn ich Balzac las oder Boccaccio, mit hohem Genuß der Zoten erfreut. Es sind in der Tat Zoten besonderer Art, nämlich vorzüglich servierte, geistreich präparierte, sozial raffinierte, mit einem Wort Kunstwerke. Es ist ein wahrer Segen und keine Übeltat, daß das Obszöne einen Platz findet, wenigstens so einen gesellschaftlichen Unterschlupf.

Man weiß oft nicht, wozu Kunst gut ist. Jetzt weiß man es.

In der Landsberger Allee wußten sie gar nichts. Der Bildungsausschuß hatte zu einem Referat „Freie Liebe im Lichte der Vernunft" eingeladen. Es waren Kommunisten, wie sich bald herausstellte. Ordentliche Leute, sehr ordentliche Leute, wie sich auch sehr bald herausstellte. Es sollen sich nur Leute heiraten, die zusammengehören, die sollen es aber können. Es darf nicht mehr nach Bildung, Klasse, Geld gehen. Es darf nicht mehr gekuppelt werden. Kinder darf man abtreiben, darum hat sich keiner zu kümmern; außerdem sind die vielen Kinder nur Beute der Militaristen.

Sie waren so anständig, daß ich fast eingeschlafen wäre. In der Diskussion schrien sie nacheinander ihre Standpunkte heraus: kommunistische Partei, Arbeiterpartei, Syndikalisten, Anarchisten. Die Anständigkeit blieb unverwüstlich. Sie tobten gegen die Bürger. Aber was sie von freier Liebe wetterten, steht seit Jahrzehnten in jedem bürgerlichen Liederbuch, und die Haustöchter singen es nach den Melodien von Schumann. Schlafsüchtig erhob ich mich. Nicht einmal mein Bier hatte ich beinahe gezahlt.

Zur Wiedergeburt Deutschlands. Der Geheime Regierungsrat Kauer in einem Lehrerbund: nur die Einheit der Gesinnung kann uns retten. Die Einmütigkeit kann nur erreicht werden auf Grund der durch das Ausland und den Friedensvertrag geschaffenen Lage.

Nach dieser vielversprechenden Äußerung entleerte sich eine Dame folgendermaßen: wir wollen Männer und Frauen zueinander stehen. Besondere Frauenparteien brauchen wir nicht. Wir gehören zueinander, in allen Fragen, zu allen Zeiten. Die einzige Frage scheidet das Volk: bist du deutsch (deutschnational) oder undeutsch (Deutsche Volkspartei, demokratische Partei, Zentrum, Sozialdemokratische Partei, Unabhängige Sozialdemokratie, Kommunisten).

Mit Recht ist darauf die „Lysistrata" unseres verehrten Aristophanes-Greiner aufgeführt worden. Und wir wünschen allen Beteiligten, Männlein und Weiblein, einen solennen Schmeerbauch.

Von der Leidenschaft.

Lob des Unternehmers. Unter dieser Rubrik werde ich in der Lage sein,

dem Leser dieser Zeitschrift fortlaufend schnurrige und schaurige Geschichten vorzusetzen.

Der sehr diplomatische deutsche Minister Simons, der den Bolschewismus eine aufbauende Tätigkeit nannte, die wie das Feuer nur Asche hinterläßt, und der Reichswehr bescheinigte, daß sie korrekt vor der französischen Botschaft ihre Pflicht erfüllte, indem sie in beleidigender Absicht mit der Mütze antrat, hat auch das Unternehmertum auf allgemeinen Wunsch in den Bereich seines originellen Denkens gezogen. Es ergab sich darauf folgendes Resultat: Der Unternehmer, Herr Stinnes, ist absolut nicht zu verachten. Denn es gibt nicht viel Leute, die sich so wenig gönnen wie Herr Stinnes.

Es geht aus dem Parlamentsbericht nicht hervor, ob der Minister dabei scharf seine Gegner fixierte, die sich mehr gönnen. Demnach ist die Sache eines Mannes, der sich nichts gönnt, notwendig gut.

Ich muß von der Leidenschaft reden. Hat ein Spieler etwas vom Spiel. Er betreibt es um der Sache willen. Der zählbare meßbare Vorteil ist belanglos. Es gibt Dinge, die man betreibt, ohne einen Genuß davon zu haben: dies sind die Dinge der Leidenschaft. Genau so steht es um die Bereicherung. Das Kapital duldet gar nicht, daß man es genießt. Es unterliegt den Gesetzen der Anhäufung und erneuten Anlage. Je entschlossener einer Besitzer ist, um so stärker wird er „Unternehmer"; je fanatischer er von der Dämonie des Kapitals besessen ist, um so weniger ist er Genießer, das heißt Konsument. Er wird schließlich für sich geizig sein müssen. Ist darum das Unternehmertum ein gutes Ding. Die Konsumfähigkeit atrophiert beim Unternehmer, er entartet zum Funktionär seines Kapitals, er wird absurd und komisch, sobald er aus der Rolle fällt und selbst mit dem Geld etwas anfangen soll; in der Regel konsumieren es Söhne und Töchter; die Leidenschaft hat sich bei den Vätern ausgebraust.

Der Unternehmer frönt einer Leidenschaft. Der Kapitalismus hat die Leidenschaft als wichtigste Triebkraft der Wirtschaft inthronisiert. Ein gefährlicher Schritt.

Sicher ist, solch Wirtschaftssystem ist gut verankert. Aber Musik kann in einem Haus nicht sein, wo jeder seine Stimme gellend und gellender erhebt.

Man kann die Träger solcher Leidenschaft loben, man darf nicht vergessen, ihnen als Opfer eines Dämons Beileid zu spenden.

Und noch mehr den Opfern dieser Opfer.

Von der Furchtbarkeit des Systems im Zarenrußland zwei Bücher: „Satiren" von Michael Saltykow, „Flammen", ein Roman von Brzozowski. Das erste aus dem Russischen, das zweite dem Polnischen. Saltykow ein Mann, der seine historische Mission erfüllt hat: seinen Zeit-

genossen höhnend und reizend ihre Ideale und ihre Existenz im Kontrast zu demonstrieren. Was ist Sternheimchen gegen ihn. Der Pole rollt den blutrünstigen Film des Nihilistenkriegs gegen die Zaren ab. Es ist kaum ein Roman im zahmen westlichen Sinne. Eine Wut, die sich nicht um Literatur kümmert. Die königliche Reihe der Kämpfertypen zieht vorbei; Hymnen, Klagen, Verzweiflung, dialektische Verbohrtheit, und immer wieder Dynamit, Flucht, Gefängnis, Tod, neue Menschen, Dynamit, Flucht. Zwei Bände. Fast lethargisch schläft es ein. Eine Leistung diese kaum geminderte Hochspannung über zwei Bände.

Mit anderem Blick betrachtet man danach die Reihe der Steegemannschen „Silbergäule". Expressionistische oder dadaistische Färbung. Der Verlag teilt selbst mit: „Sekunde durchs Hirn" von Melchior Vischer, der prachtvollste Schundroman aller Zeiten, strotzt von Gemeinheit und Unzucht, Sie müssen es lesen. (Ist übrigens ein oft etwas kurzatmiges Romanchen, frisch, macht sich die Frische des Explosionsstils zu eigen, strotzt nur gelegentlich.) „Die Wolkenpumpe" hat uns schon lange gefehlt, spendet Rat und Hilfe in Unglücksfällen; Herr Arp aus Zürich ist der noble Hersteller. (Dadaistische oft traumhaft dunkle und auch schöne Wortreihen, Bilderreihen; aber dies Lob ist vielleicht beleidigend für meine Dadaisten.) Am meisten fesselt in der nie langweiligen Serie Herr Hülsenbeck mit „En avant dada". Dies Heftchen müssen Religionsstifter, ihre Exegeten und Apostel, Varietédonnas und Journalisten mit gleicher Notwendigkeit lesen. Es schildert authentisch, wie der Dadaismus eine Religion wurde (ist er eine? wessen? nichts für ungut). Der deutsche dadaistische Zentralrat wohnt Charlottenburg, Kantstraße 118. Er tritt ein für die öffentliche Speisung aller geistigen Menschen auf dem Potsdamer Platz (bitte obligatorisch); er fordert die sofortige Regelung aller Sexualbeziehungen durch Errichtung einer dadaistischen Geschlechtszentrale.

Es geht uns nicht sehr schlecht in Deutschland. Nicht nur gemessen an Brzozowski.

„Der Tod ist eine durchaus dadaistische Angelegenheit, indem er nicht das Geringste besagt." Diesen Satz merke ich mir. Die Russen sagen beinahe dasselbe. Es klingt aber anders.

Ich weise auf Heft 4 des Jahrgangs 1920/21 des „Neuen Merkur" hin. Ferdinand Lion hat für alle vom Untergang des Abendlandes Paralysierten die bisher schärfste und sicherste Analyse und Kritik ihres Leidens gegeben.

Die Insel der friedsamen Hütten

von Armin T. Wegner

I

Heimkehrend zu der Insel der friedsamen Hütten, bebt erschrocken mein Knie,
Und klingend stößt der Fuß an des Bodens gewölbte Glocke.
Wann im Traum lockte Mondlächeln schon den Furchtsamen die Hänge hinab?
Nie sank mein Schiff an des Hafens alternde Liebe – und dennoch nenn ich es Heimkehr!
Der Felder Schatten – Versteck und die stumme Giebel – Beratung,
Der Fischer Salzgesicht, die namenlose Erbschaft der Wälder.
Vielleicht, daß die Mutter hier ging und der Mutter Schwestern,
Daß ihre Augen so sanft blühten, weil des Meeres grauer Teppich zu ihnen aufschlug.
Dahingeworfen am Seil des Zweifels: Ewiger Wandel durch vieler Geschlechter Schoß;
Kind war ich und Greis, Lamm und Fisch, Blume und Windgeruch.
Vieler Völker Kleid entsank mir wie Blätterfall; und noch an wildester Küste,
Verschlagen in heißer Städte faulendes Schattenverließ,
Wenn Nacht mich mit glühendem Blicke stach aus feindlichem Augengefunkel –
Hißte einziehend Willkommen vom Turm mir die Fahne des Wiedersehens.
Der Wanderer bin ich, der niemals zur Fremde zog,
Der Fremdling bin ich, der ewig zur Heimat findet.

2

Es weht ein grüner Glanz von der See wie das erste Leuchten der Buchen,
Und der Wellen Gelächter kitzelt die Haut mir mit spitzer Schmeichelzunge;
Ist nicht ihr Blitzen lieblich wie flügelschlagende Schwalben im Sommer?

Wenn aber das Dunkel aufsteigt und seine Gassen hinab in das Land baut,
(Sie laufen krumm und wahllos über die Erde; doch ragend sind ihre Dächer, mit sternigen Spitzen)
Wenn das Meer den Mund aufschlägt – wer verstand je seine Frage?
Wer durchdrang seines Atems Eis? Der Lippen Plätschergeschwätz? Des Schweigens Donner?
Den ewig gärenden Urschleim, da das Leben sich losringt, geschleudert in des Lichtes Abgrund zu tödlicher Feindschaft?
Wenn die Tiefe brüllt wie der Schrei des verwundeten Stiers, der blutend in der Arena umherläuft,

Das tausendköpfige Rauschen der zürnenden Volksversammlung; wenn des Hasses Gischt zu den Sternen aufschlägt — —
Dann, dann o Meer, beginnen die größeren Meere in uns zu rauschen:
Der Selbstsucht Meere und die Meere der Unzufriedenheit, der ewig durstenden Wünsche tollende Brandung,
Der Sehnsucht Plätschern, des Vergessens Abgrund und der Einsamkeit endlose Wasserstille,
Da der Lüste roter Korallenbaum aus lautloser Tiefe sich hebt und des Hochmuts geblähtes Segel scheitert.
Sie haben ihre Stürme getragen wie du.
Sie haben ihre Toten wie du.
Schmerz und Begierde haben ihren Strand zerbissen.
Versunkene Schätze, die der Tang verschluckt, der Kindheit modernde Kajüte,
Der Torheit Sandbank und des Zweifels Klippe, die der Lügen seichtes Gewässer umspült.
Mutlos treibt unsrer Hoffnungen Wrack, des Glaubens entwimpelte Barken,
Wenn vor des Menschseins ewig heulender Klage sich des Herzens tauber Strudel verschließt — —
O ein Baumeister der Seele zu sein! Maste und Segel zu richten für tausend zerschlagene Schiffe!
Der Erkenntnis Blitzen zu trotzen: über den Meeren des Wahns und den Meeren der Traurigkeit,
Über der Liebe wunschlosen Tiefen und den Grotten der Lust.

3

Die Wellen trommeln um meine Insel. Sie heben ihre bärtigen Häupter.
Sie breiten die Arme aus und werfen sich mit der Brust gegen den Strand.
Ihre weißen Finger zerwühlen den Sand der Dünen.

Des Nachts im Schlaf, ich höre ihre Füße den Weg hinauf,
Wütend donnern sie mit der Faust an die Bretter;
Durch Scheiben tränt ihr Gesicht; Diele bebt, Tür birst, das Haus erzittert von schwarzem Schwalle.
Ihre triefenden Kiemen reißen mein Bett aus dem Zimmer.

Um Mitternacht, ein flatterndes Leinentuch, ich wehe den Strand hinunter.
Eine Heerde gewaltiger Schwimmer drängen sie an das Ufer, rasend peitscht ihre Geißel das schäumende Fleisch.
Die Stirnen verzweifelter Mütter enttauchen dem Strudel, der Hammerfäuste narbiges Golgatha, die mageren Stengel verkrüppelter Kinder (es sind Blinde darunter), des Wahnsinns fliegendes Haar.
Das sind der Armut schimmlige Pilze auf den Aasbeeten des Reichtums,

Das sind die hungernden Ströme des Untergangs, die die Länder verpesten;
Der Fabriken tollende Rotten, mit qualmenden Haßaugen, der Rachsucht Heere, ausgebrochen aus den Höhlen der Fäulnis und des Schweißes siedenden Küchen;
Das ist der vergiftete Trank der Mutterbrust, der Schwindsucht Speichel und der Wollust zerfressenes Fleisch.

O ihr Fürchterlichen, bei denen meine Liebe in Ketten lag, ein gefangener Verbrecher,
Was verfolgt ihr mich um der Seele schmalen Tribut, Schärgen des Wahns und kummerzerschlagener Städte?

Regen küßte mein Haupt. Sonne salbte mein Haar. Des Windes Fächer wehte dem Liebenden Schlaf.
Süß tropfte mir des Vergessens Honig aus den gefüllten Waben der Nacht.

Ich springe auf, reiße das Hemd herab, nackt wölbt sich die Brust dem eisigen Ansturm.
Trillernd umhöhnt mich der tausendzüngigen Kehlen geiles Gelächter.
Ich presse die Arme um ihre Hüfte, ringe mit ihnen; halte hier das Haar einer Greisin, die glatte Brust eines Mädchens (kichernd entwindet sie sich);
Das spitze Gelenk eines Krüppels zersticht mir die Weiche, eines Mannes knorrige Scham.
Drohend umstarrt mich der Hände abgeschlagener Wald. Steine speien sie aus und zerkauten Seetang. Blut bricht ihr Mund.
Mit zermalmten Gelenken spült mich die Brandung hinaus.

Am Morgen vielleicht finden die Fischer am Meer den gestrandeten Schwimmer.
Sie tragen mich hinauf in die Hütte. Leblos.
Meine Seele zerknittert in ihren Händen.

4

O wie vergaß ich euch, des Zwielichts Geschwister:
Wie versankt ihr im Grundlosen mir, Brüder des Leids!
Blauer Glanz lockt aus den Höhn und flügelschlagende Wolken.

Seele, Seele, wo treibt im Nebel dein Schiff?
Nach tausend Zielen flammt deiner Liebe Segel.
Wind und Welle haben die Spur verweht.

Weiß peitscht mich der Straße Band in der Ungewißheit dampfende Leere.
Der Wanderer bin ich, der ewig zur Fremde zieht,
Der Fremdling bin ich, der niemals zur Heimat findet.

Anmerkungen

Aufruf

Von Richard Dehmel zur Verwalterin seines geistigen Nachlasses bestimmt, bitte ich hierdurch alle Diejenigen, die sich im Besitz von schriftlichen Äußerungen Dehmels (Briefen, Postkarten, Niederschriften aller Art) befinden, mir ihr Material zur Abschriftnahme einzusenden. Ich bereite eine Ausgabe Dehmelscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor. Soweit sich diese Briefe im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht zur Veröffentlichung eignen, sollen sie zur Vervollständigung des Dehmel-Archivs in Blankenese dienen. Ich bitte, in jedem Falle die Urschriften selbst — nicht etwa Abschriften — an mich einzusenden; unversehrte Rückgabe (als Wertsendung) wird ausdrücklich zugesichert. Dieser Aufruf wendet sich besonders auch an Schulkameraden und Kommilitonen Dehmels, da über die Jugendzeit des Dichters sehr wenig schriftliches Material vorhanden ist. Auch für die Aufzeichnung und Einsendung von Erinnerungen an den jungen Dehmel wäre ich sehr dankbar.

Ida Dehmel,
Blankenese bei Hamburg, Westerstr. 5.

Diesem Aufruf schließt sich der Unterzeichnete als Verleger Dehmels an.

S. Fischer, Verlag,
Berlin.

Allerlei

Seit Hasenclevers „Sohn" und Leonhard Franks „Der Mensch ist gut" hat kein Buch die deutsche Jugend so erregt und bewegt wie der „Demian" von Emil Sinclair (erschienen bei S. Fischer). Ich meine mit deutscher Jugend nicht jene studentische und gymnasiale Jugend, die, verkümmert und verkommen, der Tradition des wahren deutschen Burschentums entrissen, hirn- und ideelos, schnell genug bei der Hand ist, wenn es gilt, Andersdenkende einzukerkern und niederzuknallen, die eine der schlimmsten Untaten des ganzen deutschen Bürgerkrieges: den Mord an den fünfzehn Arbeitern in Thal in Thüringen auf dem Gewissen hat: die zwar Handgranaten, aber nicht eine Waffe des Geistes zu schwingen vermag. Ich meine mit deutscher Jugend die freie deutsche Jugend, die das Erbe der Gotik und Romantik, das Erbe von Weimar, das Erbe von 1848 in starken und guten Händen hält. Die drei Bücher, die ich oben nannte, bezeichnen prägnant den Weg, den die deutsche Jugend seit zehn Jahren gegangen ist — und die Richtung, die sie nehmen wird. Der „Demian" ist als prinzipielle Tat viel wichtiger denn als künstlerische. Ich kenne Dutzende von jungen Menschen, die den „Demian" hymnisch begrüßt haben. Wie kommt es, daß ein stilles Buch wie der „Demian" so laut gewirkt hat? Handeln ohne Handlung: so wirkt der Weise. Im „Sohn" rebellierte die Jugend gegen die äußere und äußerliche Tradition des Alten und des Alters, das immer „Recht" hat. Es wurde überwunden: nicht zuletzt durch den Krieg. „Der Mensch ist gut:" hieß dann der Schrei des verzweifelten jungen Menschen, der die Menschheit so schlecht gegeneinander wüten sah. Der Mensch ist doch gut. Sei gut. Sei nur du, so bist du doch gut. Wir sind doch alle Brüder.

Menschheit. Kameraden. — Also: These, moralische Forderung, Aufruf. Die Sehnsucht nach einer neuen Menschheit blühte aus den Ruinen auf. Der neue Mensch, Anbruch, Aufbruch, Erhebung, Verkündigung usw. waren die neuen Buchtitel: die neuen Symbole. Die Revolution kam: und wandelte die Menschen im Innern nicht. Weder den einzelnen noch die Masse. Die große Enttäuschung brach an: das Erlebnis aller Revolutionen. Man lese das bei Schiller nach. Die ehrlichsten unter den jungen Menschen begannen, nicht nach außen, sondern endlich einmal nach innen zu sehn. Sie schlugen sich an ihre Brust und sagten: Was haben wir für ein Recht, an andere Menschen Forderungen zu stellen? Der Mensch ist gut. Schön: aber sein wir doch erst mal gut. Und dann: was heißt denn das: gut? Scheint die Sonne nicht über Gerechte und Ungerechte? Und ist Gott nicht ein Gott des Guten und des Bösen? Oder: ein Gott jenseits von Gut und Böse? Nietzsche kehrte verwandelt, der Insignien der Macht beraubt, wieder. Hermann Hesse nannte seinen schönen Aufruf an die deutsche Jugend, den er erst pseudonym herausgab: Zarathustras Wiederkehr. Der junge Mensch will wieder demütig werden vor der Gewalt der Tat-Sachen und Ideen. Er geht in sich. Im „Demian". Im „Sohn", im guten Menschen ging er aus sich heraus. Der „Demian" ist ein Anzeichen von der Wandlung der deutschen Jugend zur Innerlichkeit. Er ist mehr: ein platonisches Sichwiederbesinnen auf das beste deutsche Erbe: den Geist der Romantik. Die blaue Blume blüht wieder. Dunkelblauer blüht sie wie einst, und ihr Duft ist herber geworden. Klingsor ist wieder erstanden.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Kristallgewand.
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.
Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Hermann Hesses letztes, vielleicht schönstes Buch heißt „Klingsor". Es nimmt die Gedanken und den Stil des „Demian" auf. Der Mensch ist nicht entweder — oder, sondern: sowohl — als auch. Nämlich: sowohl Klein als Wagner. Sein Gott heißt Abraxas. Die Technik des „Demian" und des Klingsor arbeitet, stellenweise fast wissenschaftlich exakt: im Traum des Klein-Wagner z. B. — mit den jüngsten psychologischen Erkenntnissen, wie sie etwa C. G. Jung in seiner „Psychologie der unbewußten Prozesse" (Verlag Rascher, Zürich) vermittelt hat. Daß die beiden Bücher aber nicht, wie Franks Ursache, in Dichtung notdürftig umgesetzte Freudsche Psychoanalyse geworden sind: sondern reinste und klarste Dichtung: das beweist alles für die hohe Meisterschaft ihrer Urheber. Ich bewundere Hermann Hesse, daß er, ein Mann in den Vierzigern, es aus eigenster Kraft über sich gebracht hat, noch einmal von vorn anzufangen, noch einmal ein neuer, ein junger Mensch zu werden. Er ist der einzige von den Dichtern seiner Generation, der das zustande gebracht hat. Er hat mit einem entschiedenen Ruck sein altes Gewand von sich abgeworfen. Er hat den Mut, neu zu beginnen, eingedenk des alten Taowortes, daß der Weg, nicht das Ziel den Sinn des Lebens mache. Ein Wort, das die ganze Zielphilosophie über den Haufen wirft. Klein sagt zur Tänzerin: „Wenn Sie tanzen, Teresina, und auch sonst in manchen Augenblicken, sind sie wie ein Baum, oder ein Berg oder Tier, oder ein Stern, ganz für sich, ganz allein, Sie wollen nichts anders sein, als was Sie sind, einerlei ob gut oder böse." — Dies spricht mich so an, als hätte ich es selbst gesagt. Und ich habe es auch oft gesagt: fast mit den gleichen Worten. Und also ist es auch meine Sache, die ich hier führe. — Auch die Zerspaltenheit, die doppelte oder gar dreifache Gestalt und Gestaltung des eigenen Ich ge-

winnt bei Hesse wie einst bei Goethe und später bei den Romantikern erneut Bedeutung und tiefsten Sinn. Selbst Gott ist gut und böse. Klein zugleich Wagner. Wie Klabund einmal Henschke und Villon war — und ist. Es gibt noch viele Deutsche, die nicht wissen, wer eigentlich Eulenspiegel sei. Wie sie nicht wissen, daß die deutsche Seele in Faust und Simplex und Eulenspiegel gespalten: und dennoch eins ist. Ein Wort hier über das typisch Deutsche und das typisch Jüdische in der heutigen deutschsprachlichen Dichtung. Womit das eine gegen das andere nicht ausgespielt, sondern nur klar gestellt werden soll. Der Gott des natürlichen Wesens, der da ist in jedem Geschöpf, die wir seine Manifestation darstellen wie der Baum oder der Stern oder der Regenwurm: der Gott der Unschuld, des reinen Schmerzes und der reinen Freude: das ist der deutsche Gott. Aber der jüdische Gott: das ist der Gott der Propheten des Alten Testaments und ihrer heutigen Nachfahren: Ehrenstein, Wolfenstein, Rubiner, Hasenclever; Frank: der Gott der moralischen Forderung, der Strafe und der Belohnung — aber auch der Rache. Hasenclever und Frank wollen die Menschen ändern. Hesse und Sinclair — große Beispiele dieser Richtung: Shakespeare und Goethe: — nehmen den Menschen, wie er ist. Er wächst unter ihren Händen wie eine Blume, wie ein Stück Natur: er kommt aus dem Samenkorn, aus der Erde hervor, sprießt, blüht, welkt und stirbt ab, um dieses Spiel der Zeiten und Jahreszeiten, das einzige Spiel Gottes, immer neu zu beginnen. Die Quintessenz dieses Lebens liegt im Sein schlechthin, die Quintessenz jenes Lebens im Wollen. Der moralische Gott wirbt um Proselyten: er will nicht nur sich: er will vor allem auch die andern. Er ist herrschsüchtig. Der natürliche Gott will nur sich selbst: er spielt nur ein Beispiel. Er überzeugt. Der andere überredet. Idee und Handlung können beim moralischen Gott niemals eins werden. Er tritt mit Forderungen an die reale Welt heran, die sie nie erfüllen kann. Er steht außerhalb ihrer. Der andre: mittendrin. Zum Beispiel: Leonhard Frank schrieb ein Buch: „Der Mensch ist gut", in dem er gegen die Waffe an sich, gegen den Brudermord an sich aufrief. Heute hat er gegen den Krieg der roten Soldaten nichts einzuwenden. Waffe aber bleibt Waffe: in den Händen des roten oder weißen Soldaten, und Krieg bleibt Krieg. Frank setzt sich mit seinen eigenen Prinzipien, ja seinem Grundprinzip in Widerspruch. Rubiner schrieb ein Drama: „Die Gewaltlosen" — war er gegen die Diktatur des Proletariats? Den großen Worten sind große Taten nur bei denen gefolgt, die niemals die Ethik gepachtet zu haben meinten. Wir wollen wieder natürlich werden. Nicht im Sinne Rousseaus, indem wir schöne Bücher darüber schreiben, um selber so unnatürlich wie möglich zu sein. Wir wollen alles von uns selbst, nichts vom andern fordern: als was er nicht freiwillig zu geben imstande und willens ist. Eine ökonomische Diktatur: schön, aber eine Diktatur über unsre Seelen: niemals. Die deutsche Jugend hat sich von Hasenclever und Frank fortentwickelt. Ihr Weg geht über den „Demian" und den „Klingsor".

Klabund

Vernichtung des Leibes ist kein Verlust

Großmutter Palmer sitzt um acht Uhr schon auf ihrer Bank, dem Haus des Konsuls gegenüber, und stellt die Augen auf das Fenster ihrer Enkelinnen ein.

Marion visiert vorsichtig über das Gesims, sieht Großmama und geht mit Agnes zu den Eltern. Die Kinder schwatzen, Orangenmarmelade wandert von Hand zu Hand. Wenn Mutter sich im Schaukelstuhle wiegt und manchmal lächelt über ihren Kakadu, beginnt der Tag.

Briefträger, Lieferanten gehen aus und

ein. Der Springbrunnen in den Anlagen wirft sich hoch, ein wenig höher noch und läßt die breiten Schultermassen ins flache Becken plantschen. Des Konsuls Mädchen zieht die Stores vor und gießt die Blumen auf der Brüstung des Balkons. Mittags kommen Arbeiter und Schulbuben vorbei. Ein Lüftchen bricht ein welkes Blatt, verfolgt es bis zur Erde und wendet dann sich ab.

Wie man von Zeit zu Zeit die Uhr aufzieht, zerzupft Großmutter Palmer Biß um Biß ein Brötchen. Die Sonne sinkt. Der Geist der Straße wirbelt auf im Staub; Wehmut schwebt leis dem Mond voraus. Die Pförtnerin im Stift erwartet Großmutter Palmers müden Schritt und zieht mit einem Ruck das Haustor auf.

Das weiße Gaslicht über ihrem Tisch hält wach und bleibt zersetzend hell dabei, den Bogen zu beleuchten, auf den mit klarem Wort die alte Frau die Klagen schreibt wie ausgefeilte Sätze des Gesetzes.

Fanfarentöne des Glaubens feuern an, ferne Trommelwirbel der Trostlosigkeit schlagen Reveille voll Trotz; Blöcke von Vorwürfen treiben ab und schmelzen langsam wieder im frühlingslauen Beginn des Tages. Doch allen Tagen bleibt sie Brache ohne Wert, und nicht einmal der sanftgeneigte Mond spinnt der Versöhnung flockenfrohen Flötenton in ihren Traum. Der Besen schlimmer Ahnung hat selbst die behüteten Verstecke vom Aberglauben leergekehrt, und ausgeredet hat es ihr der scharfe Zorn, daß Sterben einen Schritt weitergehn bedeute.

Der Konsul glaubt, es sei um Böses anzutun, daß sie, am Fenster sitzend, vom Überneigen sich verleiten läßt und rückwärts stürzt, mit offenem Blick aufs Pflaster. Er sieht den Wind nicht, der sie warm umfaßt, und leise fortweht durch die lange Straße. Er ahnt nicht, daß in ihrem Augengrund sein Haus lebt, wie im Bernstein eine Fliege. Er merkt nicht, daß ein mühelos Verstehen Großmutters Hände nahm, und daß sie nun so viel an Wärme in sich trägt, wie der Olivengarten, in dem ein Jesus über ihr Verlassensein geweint.

Und für die andern, die das alle auch nicht wissen, lötet man die Alte in einen Zinksarg ein und übergibt sie ihrer heimatlichen Erde und läßt durch priesterliche Bitten der Nähe Gottes sie empfehlen.

Franz Schneller

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Metaphysik und Geschichte

von Alfred Baeumler

Brief an Thomas Mann

Aus einer unbequemen Höhle gegenüber dem Monte Grappa vom Kriegshandwerk ins Dasein zurückgekehrt, fand ich Ihr kulturphilosophisches Kriegswerk auf dem Tische (Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin. S. Fischer. 1918). Ich las und war beglückt von Übereinstimmung, Jasagen, Widerspruch, Problematik. Es geschieht aus Dankbarkeit, wenn ich das, was ich für und wider Sie zu sagen habe, mit direkter Anrede an Sie richte. (Der Widerspruch wird dabei mehr in der Auswahl Ihrer Gedanken, die ich im Gegensatz zu der Stimmung Ihres Buches vornehme, als in einer unfruchtbaren Polemik liegen.) Nur eine halbe Generation jünger als Sie glaube ich, daß ein gewisser Gegensatz zwischen uns Ausdruck des Verhältnisses zweier Generationen ist. Vielleicht noch mehr. Wenn zufällig die Wende zweier Jahrhunderte zwischen unsere Generationen fiele – könnte es dann nicht sein, daß hier auch ein wenig von dem Widerspruch des zwanzigsten Jahrhunderts gegen das neunzehnte, dessen Sohn Sie sich nennen, laut würde...?

Ich glaube zeigen zu können, daß Sie bei der äußerst zeitgemäßen Grundantithese Ihres Werkes etwas vergessen haben, oder vielmehr, daß dieses Vergessene *zwischen* den Zeilen steht. Es ist die *historische* Weltanschauung (die nicht mit dem „Historismus" zu verwechseln ist). Jene letzte Schicht Ihres Gedankenwerkes, die Ihre Geschichtsphilosophie enthält, ist Ihrem Tagesbewußtsein zwar wahrscheinlich fremd. Was an Ihrem Werke in Erregung versetzt, ist aber gerade der Zusammenklang Ihrer einsamen Gedanken mit den Problemen einer Begründung der *Geschichte*, die das Interesse unserer Tage ist. Der Verfasser einer Familienchronik und eines historischen Essay wird sich wohl nicht wundern, auch einmal als Geschichtsphilosoph in Anspruch genommen zu werden.

I

In „Jenseits von Gut und Böse" (Abschnitt: Wir Gelehrten) macht Nietzsche einmal Schopenhauer für die „Gesamtverstimmung gegen alle

Philosophie" verantwortlich, die er in seinem Jahrhundert, das auch das Ihre ist, vorfand. Das neunzehnte Jahrhundert (das nach Goethes und Hegels Tode beginnt) war hervorragend unphilosophisch. Die Philosophie schloß in ihm die Augen. Das Denken der Epoche wird durch Physiker, Chemiker und Zoologen, später durch die Psychologen repräsentiert. Der Abfall von der philosophischen Tradition, die von Leibniz bis Hegel reicht, findet durch Schopenhauer monumentalen Ausdruck. Er ist der Philosoph des unphilosophischen Jahrhunderts. Kennzeichen seiner tiefen Fremdheit gegen alles deutsche Denken ist, daß er nur als Metaphysiker auftritt. Sein Gegner aus dem achtzehnten Jahrhundert, Hegel, war Metaphysiker aus Not: die Fülle der Probleme, die dem Erben Leibnizens und Kants vorlagen, ließ keine andere als vorläufige (das ist jede in tieferem Sinne metaphysische) Erledigung zu. Schopenhauer ist Metaphysiker aus Armut. (Das zu beweisen erfordert freilich eine eigene Abhandlung. Ich spreche hier von Gedankensystemen, nicht von Persönlichkeiten.) Er verachtete Logik und Geschichte. Damit brachte er die Philosophie in Verruf. Noch mehr! Seine „unintelligente Wut auf Hegel", fährt Nietzsche an der zitierten Stelle fort, habe es dahin gebracht, „die ganze letzte Generation von Deutschen aus dem Zusammenhang mit der deutschen Kultur herauszubrechen, welche Kultur, alles wohl erwogen, eine Höhe und divinatorische Feinheit des historischen Sinns gewesen ist . . ." Nietzsche beweist hier seinen eigenen historischen Sinn. Nicht eine Generation allein hat Schopenhauer der deutschen Kultur entfremdet . . . . Rückkehr von Schopenhauer erschiene mir ein bedeutsames Ereignis, weil es Besinnung auf uns selbst, auf die große Tradition seit Leibniz bedeuten könnte. Als Anzeichen dieser Rückkehr begrüße ich die „Betrachtungen eines Unpolitischen". Sie, Herr Thomas Mann, kommen von Schopenhauer; Ihre Liebe (wir wissen es seit Buddenbrooks) gehört ihm. Aber Sie gehen – es geht mit Ihnen – zu Hegel. Die Deutschen besinnen sich von den Exzessen der Metaphysik, die verbunden waren mit dem Machtrausch der abgelaufenen Epoche, auf die Realität der Geschichte und die Kraft logisch-geschichtlichen Denkens. Das scheint mir der zeitgeschichtliche Sinn Ihrer „Betrachtungen".

Zugleich mit Ihrem Buche hat uns Spenglers „Untergang des Abendlandes" erregt. Auch er kommt als Kulturkritiker von Nietzsche (dessen Tragik es war, das neunzehnte Jahrhundert zu durchschauen, ohne es überwinden zu können). Von Schopenhauer sagt er nichts. Gerade er aber ist es, der uns noch tiefer zu Schopenhauer zurückführen will. Er, der über den „harmlosen" Nietzsche spottet, geht noch hinter Nietzsche zurück. Schopenhauers Metaphysik hat sich durch ihn die geschichtliche Betrachtung dienstbar gemacht. Niemals sind wir weiter von Leibniz und

Hegel entfernt gewesen. Aber ich sehe in Ihren Betrachtungen, nicht in Spenglers Untergang das repräsentative Buch des geistigen Augenblickes. Sie sind beide neunzehntes Jahrhundert. Aber Sie wittern das kommende. Morgenluft umschauerte Sie manchmal, als Sie schrieben. Spengler ist ein Ende. Er formuliert sich selber erschöpfend: „historisch-psychologischer Skeptizismus". Das hält Spengler für das Ende des westeuropäischen Denkens. Nein, so endet abendländisches Denken nicht. So flach kann der Nachfahre Schopenhauers, niemals der Schüler Kants und Hegels sprechen. Historisch psychologischer Skeptizismus bezeichnet nur den Untergang des neunzehnten Jahrhunderts. Das zwanzigste Jahrhundert wird die Kraft haben, den abendländischen Gedanken aufzunehmen, wo er abriß: bei Hegel.

So sehe ich in Spenglers Buch die Abendröte des neunzehnten, in Ihrem das Morgenrot des zwanzigsten Jahrhunderts.

Wenden wir uns nun zu den Belegen.

2

Ihr wichtigstes Bemühen ist darauf gerichtet, das Konkrete, Einzelne, organisch Gewachsene gegen den Ansturm des Mechanisch-gesetzmäßigen, Prinzipiell-radikalen zu schützen, die Kultur gegen die Zivilisation, das Volk gegen den Staat, die Persönlichkeit gegen das bloße „soziale Individuum" zu verteidigen. In Ihrer Sprache: den Konservativismus des romantisch-deutsch-bürgerlichen Künstlers gegen den Radikalismus des westlichen „Liberalen" auszuspielen. Sie kommen vor atemloser Disputierlust und -sucht nur selten zu ruhigem, philosophischem Atemholen. Dann aber ziehen Sie tief und rein den Odem herauf. Dann sind wir bei dem besten Schüler Nietzsches — also gedanklich noch über Nietzsche hinaus.

Das geschichtlich Gewordene gegen das künstlich Gemachte, Kunst gegen „Literatur" hinter diesen Antithesen verbirgt sich der Fundamentalgegensatz, der in der modernen Philosophie zu dem methodologischen Problem „Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft" geführt hat. Man nehme den Begriffen, die Sie um den des „Zivilisationsliteraten" gruppiert haben (ein Wort, das eine ähnliche Einbürgerung verdiente wie Nietzsches „Bildungsphilister") das polemische Gift und den Wertakzent, man übersetze sie in die ruhige Sprache der Wissenschaft, und man findet die Kategorien der Naturwissenschaft: die Generalisation, das Prinzip, die Konstruktion des reinen Falls. In dem Begriff des Konservativismus aber stecken die historischen Kategorien: Persönlichkeit und Einheit, Werden und Ganzheit. Es steckt noch mehr darin. Ein spezifisch historischer Begriff, der Grundbegriff aller Geschichtsphilosophie. Um das zu erweisen, gehe ich auf Ihre Definition des Konservativismus zurück. Er ist, sagen

Sie, die „erotische Ironie des Geistes". Dieses hochromantische Wort bildet den Mittelpunkt Ihrer Arbeit. Es sind zwei Haltungen gegenüber dem Leben möglich: die ironische und die radikale. Wer da sagt: fiat justitia (oder Wahrheit oder Freiheit), der ist Radikalist. „Ist denn die Wahrheit ein Argument – wenn es das Leben gilt? Diese Frage ist die Formel der Ironie." – So pragmatistisch das klingt, so wenig pragmatistisch ist dies gemeint. Das lehrt der Satz, daß der Konservativismus nur dann ironisch sei, „wenn er nicht die Stimme des Lebens bedeutet, welches sich selber will, sondern die Stimme des Geistes, welcher nicht sich will, sondern das Leben." Der echte Pragmatismus kennt nur das Leben (der Geist ist ein Anhängsel), er ist monistisch. Sie dagegen statuieren zwei Welten, Geist und Leben, deren Verhältnis eine „ewige Spannung ohne Lösung" ist. Den Geist verlangt nicht einseitig nach dem Leben, auch das Leben verlangt nach dem Geiste. „Sehnsucht geht zwischen Geist und Leben hin und wieder." Das ist nicht Pragmatismus. Das ist eher Kritizismus. Denn Geist und Leben, was sind sie anderes als eine Ausprägung des Grundgegensatzes des Kritizismus: Form und Materie? Jene „ewige Spannung ohne Lösung" aber, gleicht sie nicht der ewigen Aufgabe, die uns durch die Idee der Wissenschaft gesetzt wird, Probleme in Lösungen, Lösungen in Probleme zu verwandeln?

Ihren Begriff der „erotischen Ironie" möchte ich etwa so deuten. Das Gegensatzverhältnis von „Geist" und „Leben", das die ewige Aufgabe, das nie Versöhnbare und Bruchstückhafte unseres Daseins bedingt, läßt dem, der sich nicht verhärten und verengen will, der nicht abstehen kann beide zu lieben, nur eine Haltung übrig: die ironische Liebe, die mutige Resignation, die die Kraft zum Ertragen der „ewigen Spannung ohne Lösung" mit sich bringen. Ironie, das ist der Trost des Unglücklich-Liebenden, des nicht zufällig Verschmähten, sondern des notwendig (der Sache nach gleichsam) unglücklich Liebenden. Dieser Liebende ist der geistige Mensch, der sich doch mit dem Wirklichen, Geschichtlichen, der Politik irgendwie abfinden muß, und der trotz aller Sehnsucht nach dem Wirklichen seine Heimat niemals vergessen kann. Das Entscheidende dabei ist (und das macht den Gegensatz zu der radikalen Haltung aus), daß dieser erotische Ironiker die Geduld besitzt, das, was nicht Geist werden will, in seiner Sphäre zu belassen und zu lieben, wo er nicht mit dem wertenden Gewissen bejahen kann.

Geduld und Liebe – diese Künstler- und Historikertugenden besitzt der Widerpart des Ironikers in hohem Maße nicht. Melancholisch-lächelndes Überwinden der ewigen Spannung in unablässiger mühsamer Arbeit ist nicht sein Geschmack. Die ewige Spannung soll nicht nur verschwinden, sie muß. Jener hat Andacht vor dem Kleinen, der Tatsache, der Mannig-

faltigkeit des Wirklichen; der Radikalist kennt nur eins: den Geist. Nichts von ironischem Hin und Her! Was nicht Geist ist, muß Geist werden. Es gibt nicht zwei Welten, sondern nur eine, die geistige. Der Radikalist ist geistiger Monist, während der Ironiker, es ist nichts anderes möglich, Dualist sein muß.

Der Ironiker aber ist eine Form des Dialektikers. Sie sprechen es nicht direkt aus, aber es liegt in Ihrer Schilderung des Künstlers, das heißt des erotischen Ironikers par excellence: wenn Sie niemanden sprechen lassen können, sagen Sie, entbehren Sie des Halts (den der Radikale in seiner Geist-Idolatrie nie verliert). Es käme Ihnen immer vor, fährt Turgenjew an Ihrer Stelle fort, als ob man jedesmal mit gleichem Recht das Entgegengesetzte behaupten könnte . . . Diese Dialektik, die dem künstlerischen Rundherumsehen entspringt, die methodische Voraussetzung der Ironie, ist der tiefste Ausdruck des Strebens zum Historisch-Konkreten. Denn nur dialektisch läßt sich das Konkrete erfassen. Der einseitige Dogmatiker, das heißt der Radikalist ist notwendig undialektisch. Die Ironie ist das Stimmungskorrelat der Dialektik. Ihr Bekenntnis zur Ironie ist notwendig auch ein Bekenntnis zur Dialektik. – Wo liegt jetzt Schopenhauer?

3

Anerkennung des Geistes und des Lebens – das ist die Kunst. Das ist aber auch – die Geschichte (in Ihrer Sprache: „konservative Politik"). Sie stellen eine „Situationsähnlichkeit" für Politik und Kunst fest: beide nehmen eine Mittel- und Mittlerstellung ein zwischen Leben und Geist. Das Verbindende ist die Ironie. Indem der Geist konservativ und ironisch wird, das heißt sich in das Leben verliebt, freiwillig im Engen haftet, bürgerlich-handwerklich wird, schafft er das Kunstwerk und zugleich – den Staat. Der Radikalist, der das Leben verachtet, bleibt „nihilistisch und selbstsüchtig", das heißt verbindet sich nicht mit dem Wirklichen, sondern will es modeln, nach Prinzipien der Freiheit und Gleichheit mechanisch konstruieren. Mit dieser (in Ihrer Sprache „demokratischen") Konstruktion des Staates ist der Glaube an den Fortschritt, an die große Befreiung des Menschengeschlechts innig verbunden. Wer soviel von Institutionen hofft wie der Demokrat, der glaubt an die politische Verwirklichung der Gerechtigkeit und des Glücks. Aber: „An Institutionen ist wenig, an den Gesinnungen alles gelegen." Der Radikalist hofft, wünscht, glaubt, er hat den „ruchlosen" Optimismus in betreff des Menschen und seiner Zukunft. Der Ironiker zweifelt, kritisiert (nicht etwa Institutionen, sondern sich) und ist ein wenig pessimistisch, was den Menschen anlangt. Dieser Gegensatz ist entscheidend für die Auffassung der Geschichte.

Wer über „des Menschen Schwäche, Ratlosigkeit und Erbärmlichkeit“ gern hinwegsieht, der sieht auch gern über den realen Verlauf der Geschichte hinweg, der sieht Geradlinigkeit und Fortschritt, wo in Wahrheit viel Rückschritt und Widervernunft ist. Der läßt die Geschichte sich nach seinen Wünschen gestalten. Wer sich aber durch „des Menschen Hoheit und Würde“ nicht blenden läßt und trotzdem am Geiste festhält (täte er das nicht, so wäre er kein Ironiker mehr, kein Zwei-Welten-Mensch), der ist zur Geschichte vorherbestimmt. Er wird die Treue gegen das Leben wahren, Rückschritt, Schwäche und Erbärmlichkeit nicht übersehen, aber er wird trotzdem nicht in naturalistischer Ratlosigkeit stecken bleiben, sondern einen Sinn in dem Ganzen entdecken. Ohne Rücksicht auf die „Schwäche“, auf Hunger, Krankheit und Zufall, gibt es keine Geschichte, sondern nur Tendenz, Manifest, „Fortschritt“ – Geist. Aber auch ohne Geist gibt es keine Geschichte, sondern nur ein sinnloses Chaos. Die Übertreibung nach der einen Seite führt zum Materialismus, die nach der andern zum Moralismus. „Es ist albern, in diesen rein fatalen, wahrhaftig jenseits von Gut und Böse sich abspielenden Prozeß den Begriff pazifistischer Humanität hineinzutragen . . .“ sagen Sie und meinen damit den Weltkrieg. Sie könnten auch die Geschichte meinen.

Der moralisierende „Geist“ ist abgelehnt; die Notwendigkeit des wahren Geistes muß nicht erst betont werden. „Zieht man von der französischen Revolution „die Philosophie“ ab, so bleibt die Hungerrevolte.“ Ohne Philosophie – das heißt in der Sprache modernen Denkens: ohne Anerkennung bestimmter Kulturwerte. Die „großen Geschichtsphänomene“, wissen Sie, haben alle ein „doppeltes Gesicht“; das heißt sie sind nur möglich, sie existieren nur, durch die Vereinigung von Geist und Leben, Wertanerkennung und Empirie, teleologischen Gesichtspunkt und unbefangene Beobachtung. Sie sind von Schopenhauer entfernt genug, an „große Umwälzungen und Weltbegebenheiten“ zu glauben. Aber: „Etwas anderes ist freilich die Dankbarkeit für das Erlebnis großer Umwälzungen und Weltbegebenheiten – und etwas anderes der Glaube an ein erreichbares endliches Glücksziel aller politischen Geschichte.“ Sie bringen es nicht über sich, das Leiden aus der Welt (auch ohne Krieg) wegzuinterpretieren. „Nehmt das Leiden teleologisch, erwägt, daß nur Not Kultur schafft . .!“ Es ist aufgenommen in Ihren Begriff von Leben und Geschichte, und es verleiht diesem Begriff eine irrationale Tiefe, in die der üppige Optimismus des Radikalisten nie herabreicht. Denn mit dem Leiden ist das Negative, die Dialektik, in den Begriff des Lebens aufgenommen. Das Aufhaltende, Anti-Geistige wird nicht als bloße Entgegensetzung, die es zu zerschmettern gilt, verstanden, sondern als positiv, notwendig. Erst dadurch gelangen wir zum Historisch-Konkreten.

Aus der Grundstimmung dieser Dialektik steigen Sie zu der Höhe des schönsten Gedankens Ihres Buches auf, der eine ganze Geschichtsphilosophie im Keime enthält. Es sei möglich, sagen Sie, „daß der Haß und die Feindschaft unter den Völkern Europas zuletzt eine Täuschung, ein Irrtum ist — daß die einander zerfleischenden Parteien im Grunde gar keine Parteien sind, sondern gemeinsam, unter Gottes Willen, in brüderlicher Qual, an der Erneuerung der Welt und der Seele arbeiten". Darin steckt mehr, als der pazifistische Gedanke der „Versöhnung". Hier ist die Negation, das Schreckliche, scheinbar Unsinnige als notwendig begriffen und — gerechtfertigt. Diese Rechtfertigung geschieht freilich nicht dadurch, daß aus dem Chaos ein bestimmter politischer Zustand, die Weltdemokratie oder der Völkerbund, hervorgeht, sondern in dem innerlichen Sinne, daß es auf die „Arbeit" unter dem Willen Gottes, nicht auf die Erreichung eines Zieles auf Erden ankommt, auf das subjektive Bewußtsein, nicht auf das Werk, wie Sie an anderer Stelle sagen. Im Innern, wo der Einzelne allein ist mit seinem Gott, verwirklicht sich das, was für die Politik die Quadratur des Zirkels ist: Gerechtigkeit. Es ist eines großen Künstlers würdig, das Wort, das Sie hier gefunden haben: „Ich glaube nicht, daß „das Menschliche" auf Erden unter irgendwelchen und noch so strengen Umständen je zu kurz kommen könnte." Das ist der unpolitischeste Satz dieses nicht immer unpolitischen Buches. Der Gedanke der Dialektik feiert hier seinen höchsten Triumph. Denn was bedeutet dieses schöne Wort anderes, als daß auf Erden alles Menschlichkeit erzeugen muß, solange es noch Menschen gibt, daß auch das unmenschlichste Leiden, so will es das dialektische Grundgesetz der Geschichte, den immanenten Ausgleich in sich trägt. Die Episode des Einarmigen und des Blinden, der ein mehr politischer als philosophischer Kritiker des Buches Ungeheuerlichkeit vorwarf, ist ein Symbol für diese Geschichtsauffassung. Die Korrektur des unausrottbaren Leidens der Menschheit vollzieht sich nicht im Politischen, sondern überall und immerfort im Innern des Menschen. — Diese, nur äußerlich angesehen „pessimistische" Auffassung ist auch die einzige wahrhaft philosophische Auffassung der Geschichte. Was sagte doch Kant, den man so oft zu einem „Politiker" hat machen wollen, von der welthistorischen Bedeutung der französischen Revolution? „Nicht in wichtigen von Menschen verrichteten Taten oder Untaten, wodurch, wie durch Zauberei, alte glänzende Staatsgebäude verschwinden, und andere wie aus den Tiefen der Erde hervorkommen, sondern ganz allein in der „Denkungsart der Zuschauer" bei diesem Spiele liegt die Bedeutung des Ereignisses." („Der Streit der Fakultäten.")

4

Der Augenblick, mit Geschichte gesättigt, verlangt nach geschichtlicher

Betrachtung großen Stils. Dieses Verlangen hat Spenglers Buch einen ungewöhnlichen Erfolg bereitet. Als historische Vollendung der Kritik der Dekadenz Nietzsches sind die „Grundlagen des zwanzigsten Jahrhunderts" (welchen Untertitel ich Spenglers Buch in mehr als einer Hinsicht geben möchte) zunächst Ausdruck einer Zeitstimmung, der zu widersprechen Torheit wäre. Stimmungen widerlegt man nicht. Der Verfall, den Nietzsche, man möchte sagen vorher roch, ist vielleicht da. „Untergang des Abendlandes" ist nur eine emphatische Umschreibung für den europäischen Nihilismus, von dem der letzte Nietzsche sprach. (Schon der Nietzsche der zweiten „Unzeitgemäßen" kennt übrigens die „gleichsam abendliche Stimmung", in der wir leben.) „Mein Werk soll enthalten ein Gesamturteil über unser Jahrhundert, über die ganze Modernität, über die erreichte Zivilisation." Das ist schon ganz der Ton Spenglers. Und mehr noch dieser Satz: „Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus . . . Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen." (Vorrede zum „Willen zur Macht".) Die Besinnung ist nun da. Nicht gegen ihr Ergebnis (wenigstens nicht direkt) – nur gegen ihre Methode, ihre Logik richtet sich meine Kritik. Sie ist nämlich beschämend schwach, diese Logik, und das muß schließlich mißtrauisch machen gegen eine Gesichtsphilosophie, die den Anspruch erhebt, die letzte westeuropäische Philosophie („historisch-psychologischer Relativismus") zu sein. Die letzte westeuropäische Philosophie muß doch wohl auch die letzte westeuropäische Logik enthalten. Was Spengler aber an ihrer Stelle gibt, ist – östliche Metaphysik.

Ich schweige von dem, was er von der Logik des Schicksals und der Zeit (des Werdens) im Gegensatz zu der Kausalitätslogik des Raumes sagt. Der bloße Gedanke einer anderen Logik als der der Natur ist nicht neu. Oder: über das Neue darin schweigt Spengler. Was er von „erstarrtem Schicksal" und dergleichen redet, ist Metaphysik, nicht Logik. „Ein Werden kann nur erlebt, mit tiefem wortlosen Verstehen gefühlt werden." Die Logik des Wortlosen ist selber wortlos. Wortlos muß also auch die Kritik sein. – Den Anschluß an das Goethische Weltbild (das Spengler sehr richtig ein „historisches" nennt) würde ich sehr hoch bewerten, wenn der geringste Versuch gemacht wäre, dieses Weltbild mit logischen Gedanken in Zusammenhang zu bringen. Gemeinsame Negationen (Gegensatz zur mathematisch-mechanischen Welt Newtons) genügen nicht. Den positiven Begriff der Goethischen „lebendigen Natur" hat Spengler nicht ge-

funden. Eine Idiosynkrasie gegen die Teleologie (den „Unsinn allen Unsinns"), die von ihm anscheinend für eins mit dem Darwinismus gehalten wird, muß von vornherein alle Näherungsversuche an eine Logik der „lebendigen Natur" und der Geschichte zum Scheitern verurteilen.

Wenn man die Methode, die Spengler wirklich anwendet, benennen will, so muß man nicht die „vergleichende", sondern die „symbolistische" sagen. Eine Logik des Vergleichens (der Analogie) ist möglich, so gut wie eine Logik der Induktion. Die symbolistische „Methode" dagegen steht außerhalb jeder logischen Möglichkeit. Was Spengler von Logik sagt, ist daher Kulisse; er meint stets Metaphysik. „Hier redet nicht der analysierende Verstand, sondern das unmittelbare Weltgefühl, das Anschauen." Es sind die alten Zauberworte der Romantik. Alogisches Erkennen kann keine „Logik" haben. Schopenhauer, der Romantiker wider Willen, war geschmackvoll genug, nicht von Logik zu reden. Bei ihm steht dafür, mit dem höchsten Wertakzent versehen, dessen seine Sprache mächtig war, das Wort, das allein schon Spenglers Romantik verrät — Anschauung. Noch deutlicher ist der methodische Hauptbegriff des Symbols. Eine neue Art von Metaphysik wird durch Spengler verkündet, „für die alles, es sei was es wolle, den Charakter eines Symbols besitzt". Nicht von einer Fortsetzung des Vergleichens (was ja ohne metaphysische Voraussetzungen möglich wäre), sondern von der metaphysischen Anschauung, daß alles Symbol sei, kommt er zu seiner Methode, Mathematik, Politik und Kunst als Objektivationen derselben „Kultur" aufzufassen. Er beginnt mit einer inhaltlichen (metaphysischen) Voraussetzung; diese inhaltliche Prämisse aber, und nur sie — hier ist der Angelpunkt des Falles Spengler — ist schuld an dem Ergebnis des Buches, sofern es mehr sein will als ein individueller Stimmungsreflex. Wenn das pessimistische Ergebnis nur dieses sein wollte, hätte ich nichts dagegen zu sagen. Es ist erfreulich, wenn ein Zeitgefühl so klar zum Ausdruck kommt. Spengler will aber, daß wir wissen. Er behauptet, daß unsere Kultur ein bloßes Symbol ist, und darum mit der abendländischen „Seele" vergehen müsse. Gegen diese Behauptung lehne ich mich auf, dessen Denken abendländisch — und nicht von Schopenhauer, das ist von östlichen Quellen gespeister Metaphysik, verdunkelt ist. Sie haben an einer bemerkenswerten Stelle der „Betrachtungen" die Grenze zwischen Tolstoi und dem Schüler Goethes und Nietzsches gezogen. Dieselbe Grenze läuft zwischen dem Schüler Schopenhauers und dem Kants. Spengler hat den Untergang des Abendlandes bewiesen — aber mit morgenländischem Denken. Das heißt aber eine logische Handlung durch Alogik vollziehen. Denn östliches Denken, das ist ja — Verzicht aufs Denken.

„Historisches Phänomen" wird alles — das ist das Endergebnis der Spenglerschen „Philosophie". Wir haben einen Phänomenalismus vor uns, den wir zum Unterschied von dem bisher beliebten den geschichtlichen nennen können. Dieser Phänomenalismus nun (das auf den Namen Schopenhauers gehende Mißverständnis Kants) ist Ergebnis und — Voraussetzung der Spenglerschen Konsequenzen zugleich. Man kann eben ohne philosophische Schulung schwer Geschichtsphilosophie treiben. Tut man es dennoch, so wird man der Philosophie zufallen, die die populärste ist. Als solche figuriert in Deutschland immer noch die Schopenhauersche Metaphysik. Ihr ist Spengler, in grotesker Unkenntnis des eigenen Standpunkts, rettungslos verfallen.

Die Welt ist an sich Wille, lehrt der Pessimist; was mich umgibt: Vorstellung. Alle Erscheinungen sind ein „Kleid" (wie die Romantiker sagten) des einzigen Willens. Jeder Fels, Baum, Hund symbolisiert in immer neuen Formen, den einen Drang zu leben. — Übersetzen wir diese von Schopenhauer nur auf die Natur angewandte Gesamtanschauung der Welt ins Historische, und wir haben die „Philosophie" Spenglers. An die Stelle des *einen* Willens tritt unter historischem Aspekt eine Vielheit von „Kultur"-Willen. Für jeden einzelnen gilt, was Schopenhauer vom Weltwillen sagt: die jeweils entsprechende geschichtliche Kultur (Ägypten, Antike, Abendland usw.) ist die „Welt als Vorstellung" zu der Welt an sich des Willens, oder, nach Spengler, der „Seele". Wie das Sein des Willens die Voraussetzung der Welt als Vorstellung, so ist das Sein einer bestimmten „Seele" Voraussetzung der jeweiligen geschichtlichen Welt. Philosophisch-nüchtern ausgedrückt: die von uns auf dem Wege des Vergleichens erschlossene historische Individualität (Antike, Abendland) wird zur Realität hypostasiert. Kindlich gläubiger Dogmatismus lebt sich aus. „Das Dasein der antiken Seele ist die Bedingung für die Entstehung der Physik Demokrits und das der faustischen für die Mechanik Newtons." Und dieser mythologische Denker prophezeit der abendländischen Wissenschaft das Ende! Spengler hat sehr wohl gesehen, daß nur der, der selber in dieser Wissenschaft steht, ihr Ende *wissen* kann. „Die europäische Wissenschaft geht der *Selbstvernichtung* durch Verfeinerung des Intellekts entgegen." Daß sie sich selber aufgegeben hätte, ist mir nicht bekannt. *Spenglers* Voraussage hat aber kein Gewicht. Wer heute erst entdeckt, daß Atom- und Kraftbegriff nicht „Erfahrungen" und „Resultate" sind, der hat über die moderne Wissenschaft noch zu lernen — er mag sonst noch soviel von ihr „wissen".

Aller Dogmatismus geht von der Annahme eines starren Seins aus,

und aller aufgeklärter Dogmatismus endet in Skeptik, weil er einsieht, daß er dieses Sein niemals logisch erfassen, sondern immer nur *erleben* kann. Ich will die Frage, wie denn Spengler zu seinem genauen Nacherleben der antiken Seele mit seiner abendländischen gekommen sei, gar nicht aufwerfen. Ich will auch nicht den Satz von der „Verfeinerung des Intellekts" ausspielen – dazu gehörte offenbar vor allem logische Verfeinerung, Spenglers primitive Logik wäre also entweder nicht abendländisch, oder ein Beweis dafür, daß unsere Wissenschaft vom Endstadium noch recht weit entfernt ist – ich will nur die Konsequenz zeigen, zu der die Grundvoraussetzung Spenglers führen muß. Wer das Ding an sich schon kennt (durch Anschauung, Erleben, oder wie man sagen mag), für den ist das eigentliche Organ der Erkenntnis, die wissenschaftliche Vernunft, natürlich eine „Erscheinung" wie jede andere. Schopenhauer galt die Welt der Erscheinung als Gehirnphänomen, dieses Gehirn selber war aber auch nur ein Phänomen. Für Spengler ist die Wissenschaft, seiner anderen Einstellung entsprechend, zwar kein physiologisches, aber doch ein bloßes historisches Phänomen. Wie könnte sie etwas anderes sein für jemand, der sich außerhalb ihrer stellt? Ich vermag den sublimen Reiz wohl nachzukosten, der darin liegt, die Analysis des Unendlichen, Sozialismus und Imperialismus, die Kunst der Perspektive und die Bachsche Musik in eins zu sehen. Aber ich vermag schlechterdings nicht das Opfer des Intellekts zu bringen, die Wissenschaft als ästhetisch-historisches Phänomen *von der Wissenschaft selber aus* zu betrachten. Das widerspricht dem *Begriff* der Wissenschaft, das ist ein logischer Salto mortale. Die wissenschaftliche Vernunft kann für den, der seinen Standpunkt innerhalb ihrer nimmt, niemals bloße Erscheinung werden und vor allem keine ästhetische. Ästhetisches Symbol kann die Wissenschaft selbstverständlich nur vom ästhetischen, nicht vom erkennenden Standpunkt aus sein. Dann aber darf man für seine Aufstellungen auch nur ästhetische, nicht logische Geltung beanspruchen. Spengler will jedoch überzeugen; er will Gedanken und Ergebnisse, nicht Ahnungen und Bilder geben. Was heißt das anderes als: er will Sätze mit dem Geltungscharakter der Wissenschaft aufstellen, die nicht auf wissenschaftlichem Wege gefunden sind? Er betrachtet die Wissenschaft ästhetisch, aus der Ferne, als Symbol von irgend etwas (eine mögliche und sehr nützliche Betrachtung) – aber dann geht er hin und trägt das Geschaute vor, als hätte er es *innerhalb* dieser Wissenschaft arbeitend gefunden, er schreibt eine *Philosophie* der Geschichte. Was ist damit für unsere Erkenntnis (nicht für unser Zeitgefühl, dem solche Behauptungen vielleicht schmeicheln) gewonnen? – Wie heißt das Wort, mit dem Schopenhauers Hauptwerk schließt?

Spenglers Buch ist eine Dichtung, ein Thema in Moll mit endlosen Variationen; Geschichte soll man dichten, heißt es darin einmal. Aber dann soll man auch mit der Geltung eines Romans zufrieden sein. Sie selbst haben in „Buddenbrooks" an der Schwelle des Jahrhunderts stehend dieselbe Verfallstimmung symbolisiert, die Spengler (höchst unhistorisch sich selber gegenüber) in wissenschaftlicher Form als etwas Neues zu verkünden glaubt. Soviel Geltung wie Ihrem Roman, nicht mehr, nicht weniger, räume ich auch Spenglers Prophezeiung ein. Das ist nicht wenig. Es will etwas heißen, daß zwei große Romane der Dekadenz in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geschrieben werden. Aber schließlich spricht das doch nur für die Stimmung einer bestimmten Generation. Die realen historischen Mächte, die den Geist der Gegenwart ausmachen (die Gegenwart geht stets mit der Zukunft schwanger, sagt Leibniz), brauchen dadurch nicht erschöpfend bezeichnet zu sein. Im geistigen Ursprungszentrum Ihres wie Spenglers Werkes liegt neben den Verfallssymptomen auch der Wille zu einer neuen Wertung, zur Überwindung der Dekadenz. Die Formel, mit der Nietzsche seine „Gegenbewegung" zum Ausdruck brachte (der „Wille zur Macht"), sagt uns nichts mehr. Aber die Tendenz der Gegenbewegung ist vielleicht nicht erstorben. Ich habe in Ihrem Werk ihren Puls zu spüren geglaubt. Es ist eine Überraschung, zu sehen, daß der Dichter, in der Stimmung eins mit dem „Philosophen", dennoch reinerer intellektueller Spiegel der Zeit ist als dieser. Denn bei Spengler verschlingt die Metaphysik die Geschichte. Bei Ihnen leuchtet das Geschichtliche siegreich zwischen Gedanken hervor, die etwas ganz anderes zu meinen scheinen. Jener will historisch denken, aber er liefert nur eine historisch reich illustrierte Metaphysik. Der wahre Künstler spricht nur sich aus – und doch nicht nur die Gegenwart und seine Stimmung, sondern auch das, was noch ungeboren im Augenblick schlummert. Spenglers Buch ist also doch nicht gleich wahr wie „Buddenbrooks" (oder etwa Pfitzners „Palestrina", in dem ich dieselbe Stellung zur Geschichte finde wie in Ihren „Betrachtungen"). Diese Werke sind wahrer, weil sie ästhetisch reiner sind. Denn die Wahrheit eines ästhetischen Gedankens liegt in seiner Form.

An seinem Stimmungstiefpunkt angelangt, bezweifelt Palestrina die „Ewigkeit" der Kunst. Das ist Spenglers Stimmung. Kulturen wachsen und sterben. Wozu? „Die „Menschheit" ist ein leeres Wort." (Spengler.) Es gibt keine umfassende Einheit, kein Ganzes, in das diese Kulturen irgendwie münden, in dem sie „aufgehoben" sein könnten. (Es steht im Widerspruch mit seinem ganzen Buch, wenn Spengler einmal den Gedanken einer „Geschichte des höheren Menschentums als einer organischen

Einheit von regelmäßiger Struktur" streift). Eine gestaltlose „Seele" ist der Urgrund, aus dem die historischen Phänomene steigen, in gestaltloses Nichts schwindet die Kultur, deren Zeit vorüber ist. Das Übrigbleiben von Denkmälern und Resten, die doch nur mißverstanden werden, ist kein Ersatz für den auf ewig verlorenen Begriff der einigen Kulturmenschheit. Diese Menschheit aber wird von dem Metaphysiker verleugnet, weil er jede Form verleugnen muß. Das „an sich", das er zu besitzen wähnt, ist notwendig formlos. Formung ist ihm Tod, in der Erkenntnis erstarrt das „Leben". Die Menschheit aber ist eine Form – so gut Form wie jeder andere methodologische Begriff. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn der Metaphysiker, der die Form der „Menschheit" zerstört hat, auch die ästhetische Form leugnet. Die Plastik, die Malerei, die Musik – das sind abendländische Einbildungen. Was hat ein ägyptisches Relief mit denen des Parthenon zu schaffen? Wie jede antike Statue „Symbol" der „euklidischen", so ist jede Madonna Veit Stoßens Symbol der „faustischen" Seele. Eine Gemeinschaft der Form darüber hinaus ist Wahn. Das würde ja auf eine „Einheit" jenseits der Kulturen, also auf die Menschheit, weisen. Diese Einheit aber (Kant nannte sie die „synthetische Einheit der Apperzeption" und den höchsten Punkt, an den man die Philosophie heften muß) ist recht eigentlich das, wogegen Spengler sein ganzes Buch hindurch kämpft. – Es kann nicht schwer sein, einen Künstler von der logischen Widersinnigkeit dieser Geschichtsphilosophie zu überzeugen.

Es ist neueste Lehre, in der gestaltlosen Seele, nicht im geformten Ding (ich schweige von den Fällen, wo die Seele noch durch ein Programm ersetzt wird) das Wesen der Kunst zu suchen. Man nennt dieses Unvermögen zur Form eine neue Religion und spricht vom „Metaphysischen" (nicht mit Unrecht), wenn man schlechterdings nicht mehr weiß, ob man überhaupt etwas zu sagen hat. Ausdruck ist alles, er sei, wie er wolle. Alles ist Symbol für die gutwillige Seele, die sich von Überschriften führen läßt. Nun – wie hier im Expressionismus die objektive Form ihre Bedeutung verliert, wie die Grenzen der Künste ineinanderschwanken, das Einzelne des Eigenlebens entleert, bestohlen, beraubt wird, so nimmt Spenglers „morphologische" Methode den Kulturerscheinungen Wissenschaft und Kunst das eigene Leben. Sie werden zu symbolischen Schatten, sie weisen auf eine im Dunkeln verborgene Kulturseele, wie das expressionistische Kunstwerk auf eine angeblich vorhandene religiöse Seele des Künstlers. Der Formbegriff der konkreten historischen Kulturmenschheit fehlt dieser Geschichtsauffassung aus demselben Grunde, aus dem ihr der Begriff der künstlerischen Form mangelt. Was mehr sein will als seelisches Manifest und als mehr aufgefaßt sein will denn Symbol eines meta-

physischen Willens, das Kunstwerk, das um seiner selbst willen geliebt wird, kennt weder ägyptische, noch antike, noch abendländische Normen. Es kennt nur die Normen der Vollendung, die es zu dem machen, was es ist: Abbild der einen Menschheit. Die einzige Tatsache, daß wir Homer noch immer verstehen, ein wenig anders vielleicht als die Griechen, aber doch noch immer verstehen und lieben, wirft Spenglers Kulturmetaphysik über den Haufen.

Der Künstler, der rein zu gestalten weiß, erhebt sich zur Anschauung der Geschichte. Der Expressionist zerstört die Geschichte wie die Form um der „Seele" willen – als ob uns Seele je anders interessieren könnte denn als geformtes Seelisches. Das übrige ist Sache des Lebens, nicht der Kunst oder Wissenschaft.

7

Eine Logik der Geschichte, Hegel umgeschrieben ins Kritische, ist die große Aufgabe der Fachphilosophie unserer Tage (deren Lösung vor allem Heinrich Rickert intensiv vorgearbeitet hat). Erkenntnistheorie, nicht Konstruktion, kritische und zugleich aufbauende Gesinnung ist gefordert. Steht nicht das, was der historische Augenblick gerade jetzt in Deutschland verlangt, in einem merkwürdigen Zusammenhang mit dem, was die Aufgabe einer Logik der Geschichte umschreibt? Schärfe des Blicks, kritische, kühle Betrachtung der Tatsachen tut uns nicht weniger not als Höhe der Gesinnung, Pathos und Kraft des Gefühls, uns über den gähnenden Abgrund hinwegzureißen. Wo ist der Gegenstand, der das vereinigt, was sonst durch Welten getrennt ist: Kritik und Enthusiasmus? Eine *kritische* Geschichtsphilosophie vermöchte vielleicht der Gesinnung Ausdruck zu geben, die eine Zeit verlangt, die unverschwommenen Blick für harte Nähe mit dem Enthusiasmus für das unsichtbare Ganze zu verbinden weiß. In Ihrem Werke leuchtet (wie in Pfitzners „Palestrina") das Licht einer Zeit, die nicht „Sympathie mit dem Tode", auch nicht Liebe zum Leben (la joie de vivre) haben wird, sondern die große Notwendigkeit und Würde der *Geschichte* begreift. Diese Zeit wird nicht einer metaphysisch-mystischen, sondern einer heroisch-historischen Weltanschauung bedürfen. Ich bin überzeugt, daß Ihr „posthumer Freund", Emil Hammacher, irrte, als er die neue Mystik als einzigen Ausweg zu erkennen glaubte. Das Zeitalter der Masse ist da. Aber die Mystik bietet keine Rettung. Jenseitige Trostgründe können uns aus der Not dieses Jahrhunderts nicht befreien. Zu befreien vermag nur eins: die historisch-verstehende Gesinnung und der heroische Entschluß, sein Schicksal, das im Zusammenhange nicht bedeutungslos ist, auf sich zu nehmen, und „gemeinsam, unter Gottes Willen, in brüderlicher Qual, an der Erneuerung der Welt und der Seele zu arbeiten". Arbeit, nicht Betrachtung ist unser Los.

Die andere philosophische Grundeinstellung gibt mir den Mut, nun auch der Stelle Ihres Buches zu widersprechen, wo Sie das Ende der nationalen Idee prophezeien. Die nationale Idee ist in diesem Kriege nicht verbrannt. Sie ist (hoffen wir) in dem ungeheuren Brande geläutert worden. Die Zukunft wird weder metaphysisch, noch international sein, sie wird national und historisch sein. Geschichtliche Gesinnung kennt und achtet das Individuelle; wie sollte sie die Nationen, als höchste Individuen, nicht achten. Sie führt zu Bildung; Bildung aber befreit erst den ganzen Reichtum der Individualität. Gewiß ist klassische Bildung menschliche Bildung; aber nicht mystisch-allmenschliche und internationale, sondern national-menschliche. Der Weg führt weder zurück in den Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts, noch in ein mystisches Nichts, sondern zu einer neuen Form des Daseins: der national-menschlichen. Ist es so gewiß, daß die Revolution der nationalen Idee ein Ende gemacht hat? Vielleicht hat sie uns im Gegenteil erst wirklich national gemacht, indem sie den deutschen Arbeiter zum Staat führte. Sollte nicht der, der den Staat mitregiert, Hingabe und Liebe lernen für das, dem er seine Arbeit widmet? Urteilen wir nicht zu früh, nicht zu romantisch-subjektiv, nicht zu unhistorisch. Wir haben vielleicht nicht ein Ende, sondern einen Anfang erlebt.

Aber man spricht heute lieber vom Ende als vom Anfang. Der Geschichtsphilosoph von tout le monde verkündet ihn; es gibt Zeichen genug, die ihm recht zu geben scheinen. Wer, wie Sie, mit reizsamen Organen für Zeittendenzen begabt ist, kann sich der allgemeinen Stimmung nicht entziehen. Der temperamentvolle Musiker Pfitzner sagt Auflösung und Verwesung aus den Symptomen der musikalischen Kritik. Finis musicae. Verfall. Ende. Aber doch nicht Ende der Geschichte. Nimmt man bei solchen Bewertungen der Gegenwart den Maßstab nicht zu sehr aus der subjektiven Stimmung und nimmt man diese Stimmung nicht — zu wichtig? Gilt vielleicht auch für uns, was für „Palestrina" gilt: die Stimmung ist pessimistisch — der Gesamtsinn ist es nicht? Noch nie ist eine Zeit des Verfalls nicht auch zugleich eine Zeit neuer Keime gewesen. Was heißt also „Ende"? Aufgehende und untergehende Zeiten greifen ineinander; beide gehören der Geschichte an, beide sind notwendig, um den vollen Begriff der historischen Kulturmenschheit an ihrem Teile zu entwickeln. Für die Betrachtung, die nicht das einzelne vergängliche Individuum, sondern das Individuum der Menschheit zum Maßstab nimmt, sind schließlich Aufgang und Untergang, Orient und Okzident, von gleichem Werte.

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident."

Schopenhauerscher Metaphysik zum Trotz hat selbst Spengler die Welt

als Geschichte gesehen. Es ist etwas Großes in dem Blick, den er auf das historische Geschehen richtet. Auch auf dem Gesamtaspekt seines Buches ruht trotz allem ein Schimmer dessen, was Pflicht unseres Denkens ist: von der Aufgabe einer Erkenntnis des Sinns der Geschichte.

8

Erkenntnis der Geschichte – in dieser Formel liegt bereit, was als Mittel gegen den „abendländischen" Pessimismus wird genommen werden müssen. Der Metaphysiker kann wohl zu einer symbolischen, halb dichterischen Deutung, aber nie zur Erkenntnis gelangen. Wir wollen nicht „metaphysisch" getröstet leben. Der historische Optimismus Hegels liegt weit hinter uns. Aber ebenso weit hinter uns liegt der ästhetische Pessimismus Schopenhauers, der in Nietzsches „Geburt der Tragödie" die erste, in Spenglers „Untergang des Abendlandes" die (hoffentlich) letzte Orgie gefeiert hat. Vor uns aber liegt die heroische Weltanschauung der Geschichte, die Kant entdeckt hat: nach welcher der Mensch den „Trost", dessen er bedarf, weder im Nirwana, noch in einem ästhetischen Skeptizismus tragischer Färbung, sondern in dem zu suchen hat, was er in Freiheit tut.

Vielleicht ist das Ergebnis dieses Tuns in den nächsten Jahrhunderten wirklich nur eine Zivilisation, keine Kultur. Vielleicht haben wir wirklich, wie Spengler sagt, mit den „harten und kalten Tatsachen eines späten Lebens zu rechnen". Daß Kulturen sterben können, steht außer Zweifel. Aber stirbt mit ihnen die Kunst, die Wissenschaft, an der wir arbeiten? Nur ein Expressionist kann es von jener, nur ein Metaphysiker von dieser behaupten. Die Menschheit ist kein leeres Wort, weil die Kunst und die Wissenschaft etwas anderes sind, als Spengler weiß. Er würde sie auch als „historische Phänome" gar nicht kennen, wenn die Wissenschaft nicht „Menschheits"-, nicht bloße „Kultur"-Angelegenheit wäre. An dem aus den Tatsachen der Wissenschaft, der Kunst und den sittlichen Gemeinschaftsbildungen eruierten kritischen Begriff der Kulturmenschheit scheitert die romantische Begriffsdichtung vom Tod des Abendlandes. Wenn es ein Erkennen gibt, dann gibt es auch eine Menschheit. Spenglers Relativismus ist erschlichen; er ist kein Resultat historischer Erkenntnis – denn auf die hat Spengler von Anfang verzichtet –, sondern vorausgesetztes Dogma. Es gibt alternde Kulturen, aber keine alternde Menschheit, sagt er selbst einmal. Für ihn heißt das: weil es keine Menschheit gibt. Das Wort aber hat tieferen Sinn. Eine alternde Menschheit ist unmöglich, weil in jeder Kultur etwas ist, was nie vergeht und niemals altert, ein Gehalt von Gültigkeiten, die die „Menschheit" bilden. Diese Gültigkeiten machen die Einheit der Geschichte möglich und damit die Erkenntnis der Geschichte. Das sinnlose Bild der in ihren Kreisen sich zu Tode drehenden

„Kulturen" verschwindet. An seine Stelle tritt die alte, aber gereinigte Vorstellung der einen, in sinnvoller Bewegung begriffenen (nicht „fortschreitenden") Menschheit. Es ist eine mannigfach gebrochene Bewegung — aber es ist jedenfalls Bewegung in einem Ganzen, nicht sinnloses Drehen im Kreise. „Geistdurchleuchtetes, buntes Geschehen" und „Leben im Licht des Gedankens" haben Sie den zweiten Akt von „Palestrina" genannt. Ich weiß kein besseres Wort für das, was ich mit dieser Art von Fortschritt meine. Um die geschichtliche Welt als „Leben im Licht des Gedankens" betrachten zu können, bedarf es aber nicht einer Metaphysik (das gibt höchstens ein „Leben im Dämmer des Symbols"), sondern einer Logik des geschichtlichen Seins.

Deutsche historische Gesinnung, abendländisches logisches Denken aber, soll uns davor bewahren, rätselratend darüber, ob wir einer aufsteigenden oder absterbenden Zeit angehören, in Metaphysik, das heißt im Nirwana des Subjektiven zu versinken. Zu welcher Zeit wir gehören wollen, liegt nicht in unserer Hand. Bei uns steht nur die Gesinnung, mit der wir uns unserer Zeit einfügen. Mag eine jahrtausendalte Kultur verblassen, mag eine neue beginnen — wir wissen es nicht. Aber eines bleibt in unserer Hand: der Wille zum großen Zusammenhang. Ein Trost ist bereit, der, der in dem Blick auf das ungeheure Ganze liegt, an dem wir selber mitwirken. Was sind diesem gewaltigen sinnvollen Zusammenhang gegenüber Begriffe wie „auf" und „ab", Fortschritt und Rückschritt, Optimismus und Pessimismus. Sie verblassen wie Lichter im Tagesschein. Im Schein der Geschichte, nicht im blauen Dämmer mystischer Träume laßt uns unseren Garten bauen, „in brüderlicher Qual fortarbeiten im Dienste Gottes" — der höchsten regulativen Idee des historischen Bewußtseins.

Er ist da

Erzählung von Arthur Holitscher

Ich habe es mir lange überlegt, ehe ich mich hinsetzte, um niederzuschreiben, was hier folgt und auszusprechen beziehungsweise mitzuteilen, was mir in diesem Augenblicke besonders wichtig erscheint. Ich bitte auch darum, an der Einfachheit der Darstellung keinen Anstoß zu nehmen, denn ich bin ja in der Kunst des Schreibens und der Darstellung von Ereignissen nicht sehr bewandert. Ich habe etwas erlebt, was durch eine kunstreiche Darstellung an Anschaulichkeit vielleicht, aber an Glaubwürdigkeit sicherlich nicht gewinnen kann. Es ist also nichts weniger

als eine literarische Leistung, die man hier erwarten soll, vielmehr ein wahrheitsgetreuer Bericht.

Ich muß einiges vorausschicken, ehe ich mit der Erzählung beginne. Im Frühherbst des ersten Kriegsjahres lag ich mit meinem Regiment in den damals besonders heftigen Kämpfen um den Engpaß von Tschorna in einem kleinen Dorfe am Abhang des Poloninerberges, eines Ausläufers der Ost-Beskiden im nordungarischen Komitat Bereg. Wir hatten sehr schwere Verluste zu beklagen, stießen unzählige Male vor und wurden unzählige Male zurückgedrängt, ich erlebte Furchtbares. Eine Stunde lang könnte ich hier Einzelheiten aus diesen Höllenkämpfen berichten, wenn ich seit meiner Verwundung und seit jenen in der Einsamkeit des kleinen Gutshauses am Rand des Wienerwaldes verbrachten Wochen mein Gehirn nicht mit aller Energie dazu erzogen hätte, zu vergessen. Es ist ein Widerspruch und klingt gewiß merkwürdig, wenn ich berichte, daß ich mich trotzdem jetzt, fünf Jahre nach jenen furchtbaren Herbsttagen, im Frieden nunmehr, wieder in jene Gegend zurückbegeben habe, als einfacher Tourist zwar, aber doch immerhin an die Stätte meiner gewaltsam aus dem Gedächtnis gemerzten Erinnerungen. Die Ursache meiner Rückkehr war nicht so sehr das Verlangen, die Stätten intensivster Lebensgefahr in voller Sicherheit wiederzusehen, ich wollte dort einige Gräber von Kameraden, die an meiner Seite gefallen waren, besuchen und wenn nötig, instand setzen. Besonders das Grab von Albrecht Ehrler, der in meinen Armen gestorben war, Gott allein weiß es, unter welch entsetzlichen Qualen.

Ich kam Anfang September in der kleinen Ortschaft an und fand sie zum Teil wieder aufgebaut, allerdings mit den primitivsten Mitteln. Das Haus, in dem ich mit dem Stab einquartiert gewesen war, das Haus des Kaufmanns und Schankwirts Leib Oscher Bleier, stand mit seinem neuen Dach aus Holzschindeln noch am schmucksten von allen da. Die Familie des Bleier empfing mich mit offenen Armen, mit Handküssen und Segenswünschen; das hat ja seine guten Gründe, worüber ich mich nicht weiter auslassen will. Ich erfuhr, daß auch die Russen mit der fünfköpfigen Familie im großen ganzen nicht unwirsch verfahren waren, bis auf eine Episode, die sich näherer Erörterung entzieht. Aber ich glaube, daran war Feigele selber schuld. Ich sah sie ja mit unseren eigenen Leuten oft in der Dunkelheit auf der Landstraße und im Wald scharmutzieren, und auch mir hatte sie ihre hübschen schlanken Knie unter die Nase gehalten, allerdings, wie man sich denken kann, ohne Erfolg. Das erste Kind Feigeles war, wie ich erfuhr, im Sommer des zweiten Kriegsjahres geboren und kurz nach der Geburt gestorben. Jetzt, als ich mein altes Zimmer betrat, lag sie in einem großen, mit einer rotgewürfelten Kattunduchend bedeckten Bett und erwartete ihre Niederkunft. Sie war noch

immer das schöne rassige Judenmädchen, voll Feuer in den großen, von ungewöhnlich dichten Wimpern umgebenen braunen Augen: Menschenaugen, wie ich sie an keiner anderen Frau gesehen habe, ja, ich kann gar nicht sagen: Menschenaugen, vielmehr waren es Augen eines Tieres, eines wilden, unzähmbaren, unheimlichen Tieres. Der Vater des Kindes, das erwartet wurde, war unbekannt. Sie hatte zum Schmerz ihrer strenggläubigen und durch den Krieg in ihren Sitten keineswegs verwilderten Angehörigen mit allen möglichen Männern Umgang gepflogen, die jetzt, da der Paß im Gebirge wieder für den Verkehr nach dem ehemals galizischen, jetzt ukrainischen Huzulenland frei geworden war, zu Fuß und zu Wagen an der Schankwirtschaft des alten Bleier vorüberzogen und oft Nachtquartier bei ihm nahmen. Feigele war Kellnerin des Anwesens und wies den Leuten das Gastzimmer an. Was wollen Sie, hatte mir der alte Schankwirt gesagt, wir sind arm, man muß leben, kann ich mir einen Knecht halten? und sie ist so ein Geschöpf! Ich fand das Grab von Albrecht und die Gräber der anderen Kameraden. Aber nicht davon will ich sprechen, sondern von dem Tage, der dem Abend meiner Ankunft folgte und was sich dann weiter begab.

Mitten in der Nacht, ich war gerade eingeschlafen, hörte ich einen Schrei aus der Richtung, wo Feige im Kindsbett lag. Bald darauf rumorte es im ganzen Haus. Man hatte mir am Abend gesagt, daß das Kind erst in drei bis vier Tagen erwartet würde — es war darum die Hebamme auch noch gar nicht ins Dorf beschieden. Das Geschrei wurde immer toller, schließlich war es ein einziges markerschütterndes Geheul, das, so merkwürdig es klingt und so unglaublich es ist, daß es ein Mensch aushalten kann, fast ohne Pause und ohne schwächer zu werden bis zum Morgengrauen ertönte! Da ich keine Kerze im Zimmer fand, öffnete ich die Tür zur Schankstube und sah unter dem rötlichen Schein einer Hängelampe den Wirt, seine Frau, seinen dreißigjährigen Sohn und seine zehnjährige Tochter wie besessen herumlaufen. Ich stellte mich den Leuten zur Verfügung, wollte in den mir gut bekannten Nachbarort gehn, die Hebamme holen oder auch für irgendwelche andere Hilfeleistung, die man von mir verlangt hätte. Die Leute aber waren derartig benommen oder betäubt von dem so jäh hereingebrochenen Ereignis, daß sie meine Fragen gar nicht hörten. Sie rannten hin und her, wie mir schien, ganz kopflos, durch die Stuben, in den Hof, und ließen die arme Wöchnerin in ihren Qualen ganz allein in ihrem Zimmer. Der Alte hatte seinen Gebetmantel aus dem Schrank geholt, und die Mutter strich ein über das andermal über die kleine schräg aufgenagelte Glasrolle am Türpfosten — all dies vollkommen sinn- und zwecklos, während Meische, der Sohn, ein geistig zurückgebliebener Mensch mit hängender geifriger Unterlippe und krampfartig

gekrümmten Fingern in die Ecken lief und die Kleinste weinend und im Hemdchen zitternd den anderen zwischen den Beinen herumstolperte. Dazu dieses tierische Gebrüll — entsetzlich, namenlos.

Als es hell wurde, war das Kind geboren und Feige in einer enormen Blutlache tot. Ich hatte mich für eine Stunde aus dem Hause fortbegeben, weil ich das Gebrüll nicht mit anhören konnte. Auf einem Baumstumpf, dem zusammengeschossenen Strunk einer Buche am Waldesrand, zehn Schritte weit von Albrechts Grab war ich eingeschlafen. Als ich ins Haus zurückkehrte, war es voll von der Judenschaft des Ortes. Sie standen da und erfüllten sonderbare Riten, wie mir schien. Vor die Haustür hatte man Wasser geschüttet, ich mußte durch die Pfütze ins Haus. Man erzählte mir alles, was geschehen war, ich sah auch noch das blutgetränkte Bett. Zu Feige, die man in das Zimmer der Eltern gebracht hatte, ging ich nicht hinein; ich hatte in zu viele gebrochene Menschenaugen geblickt; was sollten mir die langen herrlichen Wimpern des armen erloschenen Augenpaares.

In der Schankstube standen Frauen um einen kleinen Korb, in dem das Kind lag. Manche von den Frauen erkannten mich wieder, und ich mußte meine Hände in die Taschen stecken, damit man sie nicht küsse. Sie machten mir bereitwillig Platz, und es schien mir, daß alle ganz erschrockene Gesichter hatten, als sie zurückwichen, um mir den Anblick des Kindes freizugeben. Das Kind lag bereits gewaschen in einem weißen Laken, man sah bloß den Kopf des Neugeborenen. Ich erstaunte. War das ein eben geborenes Kind? Ich hatte den kleinen Otto meiner Schwester und auch die Marie von Ottilie einige Stunden nach ihrer Geburt gesehn und wußte daher ungefähr, wie solch eine armselige Kreatur aussah und sich benahm. Ich sage: ich erstaunte. Aber ich muß eigentlich sagen: ich erschrak. Ja, die Frauen um den Korb müssen wohl mein Erschrecken ebenso deutlich bemerkt haben, wie ich das ihre von den Gesichtern las. Das Kind hatte ein ganz helles Gesicht, nicht das krebsrote verschrumpelte der Neugeborenen. Der Kopf war behaart, und an den Schläfen waren die Haare besonders lang und gelockt. Sie waren von tiefschwarzer Farbe, so daß das Gesicht noch blasser schien. Es war auch ziemlich groß, dieses Gesicht, nach meiner Schätzung, und das Merkwürdigste war daran, daß das Kind seine Augen, Augen von einer ganz außergewöhnlichen, einer, ich möchte sagen, überirdischen Färbung von leuchtendem Blau ohne Zwinkern offen hielt. Sie wendeten sich bei meinem Hinzutreten von dem Augenpaare einer der Frauen, die sie aus nächster Nähe angestarrt hatte, mir zu und verweilten ernst und aufmerksam, ja wie beobachtend in den meinen. Ich mußte unwillkürlich eine Bewegung nach meiner Schläfe machen, wobei meine Finger eine spiralförmige Geste beschrieben. Ich wollte

damit meine Verblüffung bezeigen darüber, daß das Kind ja mit den Stirnlocken der Frommen zur Welt gekommen sei. Die Augen des Kindes folgten dieser Bewegung meiner Hand und wendeten sich darauf zu meinen Augen zurück, in einem so intensiven Schauen, daß es mir war, als könne ich diesen Blick nicht ertragen. Es gab keinen Laut von sich, dieses Wesen. Es war ohne Schrei geboren. Es hatte seit der Sekunde seiner Geburt noch keinen Laut von sich gegeben. Eine der Frauen berichtete mit weinerlicher, erstickter Stimme, daß sie bei der Geburt eines taubstummen Kindes zugegen gewesen sei, und daß dieses Kind mit einem gepreßten Röcheln aus dem Mutterleibe zum Licht der Welt erstanden sei. Das Kind der Feige aber hatte, wie erwähnt, keinen Laut hören lassen. Es lag da, und unter der Leinwand bewegten sich die kleinen Hände in langsamen ruckartigen Stößen, die fast Schwimmbewegungen glichen. Ich muß es gestehn, der Anblick des Kindes erregte mich über die Maßen. Ich floh geradezu aus dem Haus, setzte mich draußen auf die Bank und aß ein Stück meiner mitgebrachten Schokolade; ich hatte seit dem Abend nichts genossen. Dann machte ich einen sechsstündigen Marsch auf der Bergstraße nach dem Tschornapaß und kehrte erst bei Dunkelwerden ins Haus zurück, wo sich unterdessen das ganze Dorf, Christen und Juden, Männer, Frauen und Kinder versammelt hatten. Während der Stunden meiner Abwesenheit war etwas Ungeheuerliches, das Unglaubhafte, das Wunder geschehen, von dem ich eingangs andeutungsweise gesprochen habe, und das ich in wenigen Worten und womöglich ohne die Erschütterung, die sich meiner durch das Erlebnis bemächtigte, wiedergeben will.

Ich habe jetzt einigemal die erste Zeile durchstrichen, mit der ich diesen neuen Abschnitt meiner Erzählung einleiten wollte und finde auch jetzt noch nicht das Wort, um zu beginnen.

Aber doch, ich habe es gefunden. Dieses Wort ist: „Bereschit." Es ist ein hebräisches Wort, das Anfangswort des ersten Buches Mose, das heißt: das Wort, womit die Bibel beginnt. Einer von den anwesenden Juden erklärte es mir und schrieb es mir auf einen Zettel, hebräisch und mit lateinischen Buchstaben. Der Sinn des Wortes ist, wie man das in der Heiligen Schrift nachlesen kann: „Am Anfang." Und dieses Wort war es, das das Kind aussprach, als es zum erstenmal die Lippen öffnete, um den Laut aus seinem Körper zu entlassen, der bei anderen Neugeborenen ein Schrei, ein Wimmern oder Röcheln zu sein pflegt.

Das Wort: „Bereschit" war es, das das Kind aussprach, und zwar mit einer Stimme, wie ein Kind etwas herspricht oder ein zahnloser Greis, in einem Ton aber, der verriet, daß das Kind wisse, daß der Mensch fühle, daß der Greis erfahren habe; es nenne etwas Ungemeines, ein hochheiliges Wort.

Jetzt standen sie alle, Männer und Frauen, Juden und Christen, um das Wunderwesen da, in einer rührend unaussprechlichen Scheu und Erwartung, alle ganz bleich und verstört. Sie standen da und horchten. Strengten sich an und horchten, daß das Wunder sich wiederhole. Hier und da war ein Laut im Raum vernehmlich, ein Seufzer, ein leises wehleidiges Geraun, im Raum aber schwelte mit den Ausdünstungen der vielen unsauberen Leute noch der Blutdunst von der Schmerzensnacht der Toten. Die Mutter Feigeles weinte in sich hinein. Einer der Juden wiegte leise den Kopf hin und her und murmelte: „gebenscht, gebenscht." Und ein alter ungarischer Bauer, der mich von damals kannte und wiedererkannt hatte, flüsterte mir die Worte ins Ohr: „Beszélt a csecsemö! Beszélt!" Das heißt: „Der Säugling hat gesprochen, gesprochen!"

Plötzlich schloß das Kind seine Augen und schien einzuschlafen. Unter den Frauen entstand erregtes Geflüster. Deborah, die Frau des Schlächters der Gemeinde, bot sich an, das Kind zu stillen. Sie hatte vor zwei Monaten einem Kind das Leben gegeben, einem kümmerlichen, müden Wesen, das wie eine Feder so leicht wog und nicht an Gewicht zunehmen wollte. Trotzdem machte sie sich erbötig, das Kind der Feige zu nähren. Sie nestelte ihre Jacke auf, um ihre Brust zu zeigen. Aber eine andere, eine dralle slowakische Bäuerin kam ihr zuvor. Sie zeigte ihre runde weiße Brust und übergoß die Mutter Feiges mit einem Schwall aufgeregter Worte. Und eine andere drängte sich vor, um die Slowakin zu überbieten. Dann noch eine andere. Christinnen, Jüdinnen, Ehefrauen und Mädchen, die unehelich geboren hatten – jede wollte dem wunderbaren Wesen Gottes Kraft und Lebensnahrung aus seinem Leibe schenken. Die Mutter Feigeles drängte sie alle mit ausgestreckten Armen von der Wiege zurück. Sie hielt ihre Augen unverwandt auf das schlummernde Kind gerichtet. So standen wir schier eine Stunde lang reglos und warteten auf das Erwachen des Kindes. Seine Lider, die sich über die Augäpfel gesenkt hatten, waren so zart, daß man das himmlische Blau der Pupille durchschimmern zu sehn wähnte. Es hatte seine Händchen aus der Leinwandhülle befreit, die beiden kleinen Handflächen lagen zu beiden Seiten des Köpfchens wie zwei überirdisch feine Muscheln leicht gekrümmt und aufgetan. Hier und da erscholl ein geflüstertes Wort, ungarisch, slowakisch und im Jargon. Ich verstand die meisten dieser Worte, denn ich hatte ja mit den armen Leuten dahier schwere Monate und Monate beisammen gehaust. Am Ende ging der alte Saul Löwenstein, der Älteste und Vorstand der Gemeinde, mit einigen Juden, darunter dem Vater Feigeles, zur Toten. Ich folgte ihnen, blieb aber stehn, denn ich erinnerte mich, daß der Ritus die Anwesenheit eines Christen in der Totenkammer, während die Gebete gesprochen wurden, wahrscheinlich verbot. Aber wir blieben alle an der Schwelle der Kammer

stehn. Ich hatte den Eindruck, eine Scheu halte die Männer zurück, vor die Tote zu treten. Sie hatten sie, solange sie lebte, solange sie ihre wüsten Irrwege entlang taumelte, verachtet, gehaßt, wahrscheinlich verflucht. Und jetzt wollten sie ihr Gefühl nicht Lügen strafen. Der fürchterliche Gott, der in diesen dumpfen und bitteren Seelen herrschte, gebot ihnen Einhalt vor der Schwelle der Toten, die von Dämonen bewacht, gottentbunden im Bette der Eltern lag, darin sie empfangen, geboren und gesäugt worden war.

„Herr Oberleutnant", sagte der alte Löwenstein zu mir. „Sie sind doch ein weitgereister Mann, aber Gott der Gewaltige hat auf der ganzen Welt nichts geschaffen, was so groß und wunderbar ist, wie der Säugling da drin im Laken! Haben Sie gehört? Er weiß! Er hat geredet! Gott über die Welt. Ein Kind, was aus dem Mutterleib kriecht und den Mund auftut und redet. Was für ein Glück über die Gemeinde!" Und rasch, sich fast überstürzend, setzte er fort: „Wir Juden haben eine alte Legende, was so ist wie eine Sage: Das Kind im Mutterleib kennt die ganze Bibel auswendig von A bis Z. Aber im Moment, wo es kommt zur Welt, schlägt ihn der Todesengel auf den Mund, und es muß sein ganzes Leben lang lernen die Worte von den Heiligen Büchern mit Mühe und Eifer, weil es hat vergessen alles in dem Moment. Aber dieses Kind . . ."

Ein Gesicht drängte sich zwischen die zusammengedrängten bärtigen Köpfe. Es war das geifrige, entzündete, übernächtige Gesicht Meisches, des Sohnes. Tränen strömten über dieses elende Gesicht, helle dicke Tränen hingen an den Flaumhaaren der Backen und des Kinns. Er zitterte am ganzen Körper und wiederholte ein über das andremal: „Der Todesengel! Der Todesengel!" so als hätte er den Engel leibhaftig an dem Kinde vorüberschreiten sehn, ohne sein sagenhaftes Amt an diesem Menschenwesen zu erfüllen. Einige Augenblicke später ertönte das Gemurmel der betenden Männer aus der Kammer, in der die Tote lag.

Ich ging zum Kinde zurück, das, nur noch von wenigen Frauen behütet, engelgleich durchsichtig und licht im Korbe ruhte. Durch die offene Tür wie durch die beiden Fenster konnte man die Leute sehen, wie sie über die Landstraße und den Waldpfad zum nächsten Dorf hin liefen, eilig und voller Hast, um die Kunde vom Wunder in die Welt hinauszutragen.

Am Abend war das Kind noch nicht erwacht. Draußen vor dem Haus standen Fuhrwerke; Reitpferde waren an die Stallkrippen gebunden; Hunderte von Menschen standen um das Haus im blauen Schein des Vollmondes. Drin in der Schankstube lag das Kind in der Wiege, die der reiche Lazar Margullis, der Gutsbesitzer aus der Kreisstadt, dem Wunderwesen mitgebracht hatte. Leib Oscher bahnte dem reichen Manne einen Weg durch die gedrängte Menge. Er führte ihn mit geschmeicheltem, untertänigem

Gesicht zur Mutter Feiges heran, die ihre beiden Arme schützend um den Korb geschlossen hielt. Leib steckte tief in Schulden, und nun war er gerettet. Margullis – der reiche Margullis hatte ihm freundlich auf die Schulter geklopft und hatte „Reb" zu ihm gesagt! Eine Ehre, eine Ehre! Alles war gut: der reiche Margullis wird alle Lasten vom armen Oscher nehmen! Ich als Ehrengast wurde mit dem reichen Mann bekannt gemacht. Der reiche Mann verbeugte sich tief und schüttelte hocherfreut meine Hand, als ich sie ihm hinstreckte. Von da ab wandte er sich fast nur mehr an mich, wenn er etwas zu sagen hatte, während ich für mein Teil darauf bedacht war, meine Worte an alle Anwesenden ausnahmslos zu richten. Denn was war ich, was war der Reiche, was waren wir alle hier Anwesenden angesichts dieses Kindes, das hier in der Wiege lag! Die Wiege war aus vergoldeten Eisenstäben und hatte eine goldene Schnecke zum Baldachin, von der seidene Vorhänge herunterwallten. Der ehrwürdige Löwenstein hatte das Kind aus dem Korb in diese neue, prunkvolle Behausung hinüber gelegt, und das Kind lag nun, mit strahlenden blauen Augen, die die goldene Schnecke aufmerksam betrachteten, wach in dem feinen zarten Kissen. Kerzen brannten in dem weiten Raum, einige Christenfrauen sogar hatten Kerzen, die sie bei einer nächsten Gelegenheit in ihrer Kirche vom Pfarrer weihen lassen wollten, mitgebracht und angezündet, um das wunderbare Kind im Hause des Juden zu ehren.

Mit einemmal schwiegen alle still. Feiges Mutter hatte die Hand erhoben zum Zeichen, daß das Kind die Lippen öffne. Es vergingen einige Minuten, aber von den Lippen des Kindes kam kein Laut. Da nahm die Frau das Kind aus der Wiege, hüllte es sorgsam in das feinlinnene Kissen, das Margullis mitgebracht hatte, und legte es an die Brust Rosaliens, der jungen Ehefrau des Pächters Feiwel vom Gutshof auf dem Wege zur Kreisstadt. Rosalie war eine hübsche Frau von zwanzig Jahren. Unter ihrem künstlichen Scheitel kamen an den Schläfen ihre krausen roten Haare zum Vorschein. Ihr Gesicht war, wie sie so dasaß und auf das Kind an ihrer Brust niederblickte, von Purpurfarbe überflutet. Wir alle standen da und sahen dem Akt zu wie einer heiligen Handlung. Aber nach einigen Augenblicken schaute Rosalie mit flehenden und hilfesuchenden Augen im Kreise herum. „Er trinkt nicht! Er trinkt nicht!" murmelten die Leute. Die Mutter Bleier streckte die Hand aus und holte Deborah heran, die sich an die Stelle der mit den Tränen kämpfenden Pächtersfrau setzte. Aber das Kind verschmähte auch diese Brust. Dann kam Perl Moskowitz an die Reihe mit ebensowenig Erfolg. Dann Zsuzsa Sátori – auch diese mußte unverrichteter Dinge den Platz räumen. Alsbald gab man es auf, dem Kinde die Nahrung zuzuführen, nach der andere Menschenkinder hungern und dürsten.

Es war tiefe Nacht, als die Menge sich zerstreute. Einige Wagen blieben im Hof und Pferde im Stall stehen. Dem Margullis hatte man ein Bett in meiner Stube hergerichtet. Am nächsten Morgen sah ich ihn beim Erwachen die Gebetriemen um Arme und Stirne legen. Wir wuschen uns im Hof unter der Pumpe und waren, als wir in die Schankstube traten, bereits wieder von einer Schar Neuangekommener umringt. Man hatte den Sarg für die arme Feige gebracht, aus deren Zimmer Gebete ertönten. In der Stube, wo das Kind lag, sprach niemand von der Toten.

Am vierten Tag nach seiner Geburt, am Tage, an dem seine Mutter begraben worden war, hatte das Kind noch keine Nahrung zu sich genommen. Sein Gesicht, seine Händchen, sein kleiner, fester Leib zeigte aber keine Spur von entweichender Lebenskraft. Seine Augen strahlten hell. Es schlief zuweilen oder schien doch zu schlafen. Es schlief lange Zeit, oft viele Stunden hintereinander, bei Tag und zur Nachtzeit. Es hatte seit jenem ersten Wort noch keines gesprochen, noch keinen Laut von sich gegeben.

Am frühen Nachmittag fuhren wir in vier Wagen übers Gebirg und durch den Engpaß nach O. im ehemaligen Galizien, dem huzulischen Ländchen, zum berühmten wundertätigen Rabbi, der dort residierte, und dessen Ruf die Welt der Juden mit heiligem Klang erfüllte.

Die Straße, über die wir fuhren, war die Straße der Heere, die ich nur zu gut kannte, die wir alle nur zu gut kannten. Man sah noch deutlich die Spuren des Krieges. Bis hinauf zu den Höhen der Polonina, die schon beschneit waren, stand der Wald zerfetzt und vernichtet. Unterholz und Unkraut wucherten quer über die vernachlässigte Straße, die die Räder der hinüberziehenden Fuhrwerke zerrissen und zerfurcht hatten. An dem Ort, wo ich verwundet worden war, stand noch immer der Meilenstein, und ich las die Zahl neunundzwanzig auf seiner Fläche, die Zahl meiner Lebensjahre in jenem Herbst. Auch die Felswand, auf die die Granaten gefallen waren, erkannte ich wieder. Die hellen Flecke des weggesprengten Gesteins waren wieder dunkel geworden, noch dunkler die alten moosbedeckten Flächen, auf die ich damals mit blutüberströmten Augen geblickt hatte, ehe mich die barmherzige Ohnmacht umfing. Wanderer kamen uns entgegen, die struppigen, zerfetzten Bewohner jener Gegend, in Opanken und mit Bündeln auf den Rücken. Ein Gefährt, in dem vier Juden saßen, einer auf dem Bock, der müde Klepper in holperndem Trab. Diese Leute hielten, als sie unseres Wagens gewahr wurden, stiegen ab und begehrten das Kind zu schauen. Sie kamen von fernher, aber alle Ortschaften auf dem Wege, die ganze Ukraine schien schon voll von der wunderbaren Kunde zu sein. Auch andere Gefährte hielten, als wir ihnen

ausweichen wollten. In einem saßen huzulische Bauern und Bäuerinnen und ein Soldat mit seltsamer Uniform aus russischen Infanteriestücken und einem zerfetzten ungarischen Honveddolman. Wir mußten auch halten und Rede und Antwort stehen. Die Bauern und Bäuerinnen bekreuzten sich, der Soldat salutierte vor Verlegenheit und aus Ehrerbietung. Als wir weiterfuhren und ich hinter mich blickte, sah ich die Bauern und die Bäuerinnen auf der Straße knien und sich einmal über das andere bekreuzend unserem Wagen Gebete nachsenden. Es kam hier mancherlei Volk die Straße entlang gefahren und gewandert. Neben mir der alte Leib Ascher blickte jeden der Vorüberziehenden mit brennenden Augen an; er hoffte wohl einen Gast wiederzuerkennen, diesen oder jenen, der bei ihm im letzten Jahre übernachtet hatte oder auch nur vorübergekommen war. Aber es war ja einerlei, wer des Kindes leiblicher Vater gewesen sein mochte. So wie es nicht wesentlich war, daß Feige, die arme leichtsinnige und mannstolle Feige, es in ihrem Schoß austragen mußte.

Spät am Abend trafen wir in O. ein. Man hatte im Ort, der zu vier Fünfteln von Juden bewohnt war, schon die Kunde von unserem Nahen empfangen. Wir wurden erwartet. Der ganze Ort schien auf den Beinen. Es war eine dunkle Nacht, starker Wind wehte, es fielen kalte Regentropfen. Schon weit vor der Gemarkung mußten unsere Wagen im Schritt fahren, so eng und erregt stauten sich die Zudringlichen um unsere Räder.

Das Haus des berühmten Gelehrten und Gottesmannes war ein langgestrecktes, unregelmäßig gebautes, ebenerdiges Gebäude aus Ziegeln und mit einem spitzen Dach, das einzige Haus mit einem Blitzableiter, das ich in dieser Gegend gesehen habe. Die grünen Fensterläden waren zugeschlossen. Das Tor öffnete sich halb, wie zögernd. Wir fuhren durch den Torweg zum weiten Hof an der Rückseite des Hauses, dort stand ein Ziehbrunnen inmitten einer kleinen Rasenfläche.

Im Hause empfing uns der Rabbi. Er war von einer Schar zumeist jüngerer Juden in Seidenkaftans umgeben. Auch Knaben waren unter dem Hausvolk des Rabbis, wahrscheinlich ebenfalls auserwählte und bevorzugte Schüler. Die Frauen im Hause nahmen sich der Mutter Feiges und ihrer kleinen Tochter an, wie auch der Schwägerin, die mit ihrem Mann zur Beerdigung Feiges und auf die Kunde von dem wunderbaren Kinde hin ins Haus der Bleier gekommen war.

An einem langen, mit Damasttuch bedeckten Tische nahmen wir im Scheine großer silberner Leuchter Platz. Der Rabbi hatte, wie er mir sofort sagte, oft Besuch von hohen Militärs und Männern der Behörden empfangen und sein Haus ihnen willig und dienstfertig geöffnet. Er erzählte mir sofort, in einer Form, die seltsam den schlauen Weltmann und

den die Ehrfurcht keinen Augenblick lang zum Verstummen bringenden Wundertäter verband, Erinnerungen aus dem Kriege, und auch während des ganzen Abendessens fiel kein Wort, das auf den wunderbaren und erhabenen Gast hingewiesen hätte, in dessen Begleitung wir in das Haus getreten waren. Wir tranken vorzügliche Weine, und von der Not, die ringsum in den Dörfern und in der Stadt O. herrschte, war an dieser Tafel wenig zu spüren. Geschenke der Gläubigen aus weitestem Umkreis der Ukraine sorgten wahrscheinlich dafür, daß im Hause des Rabbis die Fülle nicht aufhöre.

Es war schon spät nach Mitternacht, als der Rabbi die Tafel aufhob, die Anwesenden mit meiner alleinigen Ausnahme das Gebet sprachen und ich entlassen wurde. Margullis, der Vater Feiges, der Schwager und der ehrwürdige Saul Löwenstein blieben beim Rabbi und seiner Gefolgschaft zurück. Ich wurde von einem Diener, einem christlichen Bauernburschen, durch den langen, finstern Korridor ans Ende des Hauses geführt, wo ein kleines sauberes Zimmer mit einem Feldbett auf mich wartete. Ich saß noch eine Stunde wach, wollte mich eben auskleiden und zu Bette begeben, als es an die Tür pochte und der Vater Feiges in Begleitung eines der Jünger des Rabbis erschien und mich aufforderte, sogleich zum Rabbi zu kommen.

Wir traten in den Bibliotheksraum des Hauses ein. Es war eine niedere, düstere Stube mit gewaltigen Regalen bis an die Decke hinauf. Auf dem Boden, den kostbare Teppiche bedeckten, lagen Bücher und Folianten zu Haufen geschichtet, wie mir schien, viele von ihnen schmutzig und zerfetzt vom langen Gebrauch. Eine Türe, von der der schwarzsamtene Vorhang zurückgeschlagen war, führte in eine enge Kammer, in der der Rabbi sein mußte, denn in dem Bibliothekszimmer fand ich die ganze Schar der Jünger und Gäste dicht zusammengepreßt, und alle hatten den Blick auf jene Kammer gerichtet. Als wir eintraten, wendeten sich die Blicke uns zu, gleich aber steckten die Köpfe der Leute wieder beisammen, und alle blickten geduckt nach dem schwarzen Samtvorhang. Der Bibliotheksraum war von einer einzigen Petroleumlampe, die auf einem der Regale stand, unvollkommen beleuchtet, dagegen war die Kammer des Rabbis ganz hell. Nachdem eine Weile in der tiefen Stille vergangen war, die nur das leise Schnaufen des Vaters von Feige störte, erschien plötzlich der Rabbi in der Tür und winkte uns, Feiges Vater und mir, näherzukommen. Die Köpfe der Jünger wendeten sich nach uns um. Der Kaufmann Margullis und der ehrwürdige Löwenstein, die dem Vorhang zunächst standen, traten mit uns beiden einen Schritt vor.

Der Rabbi sah uns an und sprach nach einer Pause leise:

„Wir stehen vor einem Wunder. Ich freue mich, daß ihr den Herrn Oberleutnant mitgebracht habt. Denn das, was sich da tut und begibt, ist nicht eine Sache von uns Juden allein. Das ist eine Sache, die die ganze Welt angeht, und von der die ganze Welt bald sprechen wird. Es ist gut, daß ein Christ dabei ist, denn sonst würden die Widersacher doch wieder schreien: Schwindel! Die Juden haben einen Schwindel gemacht! Die Welt ist doch voll von Widersachern von unserem Volk. Es ist gut, daß Sie hier sind, Herr Oberleutnant. Wir stehen vor einem Wunder des Herrn, gepriesen sei sein Name."

Er trat in den kleinen Raum zurück, ergriff die Wiege und stellte sie in die Türöffnung. Das Kind lag jetzt mit strahlenden blauen Augen unter dem Baldachin und sah zur vergoldeten Schnecke, von der die Vorhänge herniederwallten, in die Höhe. Mir schien es, als murmle der Rabbi eine Beschwörungsformel, irgendwelche heiligen Worte, und es war mir auch, als bewegten sich die Lippen des Löwenstein in derselben Weise, die gleichen Laute formend. Die Jünger drängten sich um die Wiege, um das Kind zu schauen; Gesicht an Gesicht beugte sich die Schar der Schüler über die Wiege. Über den Köpfen der jungen Männer ragten die Bärte der Alten. Der Rabbi streckte die Hände aus und hob mit zarter Sorgfalt und feierlicher Gebärde das Kissen in die Höhe, in dem das Kind lag. Wir wichen alle zurück, so feierlich war die Handlung, die sich hier vollzog. Einige unter den Jüngern schüttelten sich, als könnten sie die Spannung des Augenblickes nicht ertragen, und flohen in die entfernteste Ecke der Bibliothek. Einer ging wankend davon, setzte sich auf einen Bücherhaufen und vergrub das Gesicht in den Händen. Ein anderer kämpfte mit einem Hustenanfall, wurde blau und stürzte eilig aus dem Zimmer.

Was nun folgte, war ein Vorgang von solcher Wucht und Größe, daß ich wohl mein Leben lang Zeit haben werde, ihm nachzusinnen. Auch weiß ich dieses: keiner von uns allen, dessen Leben nicht einen entscheidenden Eindruck von dem, was hier geschah, empfangen hätte.

Ich erwartete, hebräische Worte aus dem Munde des berühmten Kabbalisten zu hören und war erstaunt, als er im Jargon des Volkes dieser Gegend zu dem Kinde zu sprechen begann. Der Rabbi sprach laut die Worte: „Bist du gekümmen zu mir mit einer Botschaft, und was hast du zu sagen?" Wir alle warteten erstarrt auf das Wunder, das sich vollziehen sollte, ja, was sich soeben vollzogen hatte, war ja schon ein Wunder! Der Weise sprach mit dem Neugeborenen wie mit einem Erwachsenen, wie mit Seinesgleichen, wie mit einem Wesen, von dem er, der Weise, der Wissende, Ungekanntes, Niegeahntes erfahren könnte! Die Augen des Kindes lebten, aber seine kleinen Lippen blieben geschlossen.

Nach einigen Minuten wiederholte der Rabbi die Worte: „Bist du

gekümmen zu mir mit einer Botschaft, und was hast du zu sagen?" Es vergingen Sekunden. Eine Minute. Da öffnete das Kind seinen Mund und sprach mit der Stimme eines Kindes, das aber schon Laute zu Worten und Worte zu Begriffen zu formen gelernt hat:

„Er ist da."

Der Rabbi hielt das Kind im starken Arm. Sein Arm zuckte nicht. Seine Augen tauchten in die Bläue der Augen dieses Wesens. Das Kind blickte in die Augen des Rabbis. Sie begegneten sich so, wußten voneinander, verstanden sich und berührten einander.

Da fragte der Rabbi aufs neue:

„Meinst du Meschiach?"

Nach wenigen Augenblicken öffnete das Kind seine Lippen, und fast unhörbar diesmal, wie ein Hauch, kamen die Worte wieder:

„Er ist da."

Dann schlossen sich die Augen des Kindes, und die Lider fielen zurück in die Höhlen der Augen. Das Kind schlug einigemal, wie ein ungebärdiger Säugling, mit den Händchen ins Leere, dann färbte sich das überirdisch weiße Antlitz allmählich röter. Die Haare an den Schläfen wehten, wie unter einem unsichtbaren Wind, wurden feucht und legten sich glatt um die Wangen, die sich zusammenzogen, und deren Haut verschrumpfte, wie brüchig, wie rissig, hochrot wie die Haut eines neugeborenen Kindes wurde. Der Kopf schien kleiner zu werden, das Haar dünner. Das Kissen wurde um den Körper des Kindes zu weit. Der Rabbi merkte es, er mußte seine Hände zusammenschieben, damit ihm das Kissen nicht entgleite. Wir alle blickten atemlos auf den Vorgang dieser Verwandlung. Es dauerte nur wenige Sekunden nach den letzten Worten des Kindes, da sah dieses aus, wie ein Neugeborenes, wie das Kind Ottiliens, wie der kleine Otto, mein Neffe, in der Stunde seiner Geburt. Alles Überirdische, Göttliche, war von diesem Wesen, das da krebsrot und zwinkernd im Kissen lag und zuckte, geschwunden. Aber die Veränderung stockte nicht, sondern setzte sich weiter fort. Aus dem kleinen krebsroten Menschenwesen wurde ein winziger verschrumpelter Knäuel, noch menschenähnlich, aber bereits tierhaft anzusehn. In den folgenden Sekunden war um das Sichtbare dieses Körpers ein Nebel, wie von einem stark strahlenden, aber verhüllten Lichtquell. Dieser helle Nebel zeigt eine kreisende Bewegung. Unter ihm schmolz Gestalt, Farbe und Ton des Wesens. Nach der Frist einer Zeit, die irdischer Maßstab wohl mit Sekunden bemessen mochte, deren wirkliche Dauer vor der Ewigkeit aber niemand von uns, ja kein auf Erden Lebender bestimmen konnte, war ein leeres Linnenbündel alles, was dem Rabbi zwischen seinen zitternden Händen übrig blieb. Er mußte gestützt werden. Seine Jünger drängten sich um ihn, und leise geführt und getragen ging er

inmitten der kleinen Schar in die Kammer hinein. Der Samtvorhang wurde vor die Tür geschoben. Der ehrwürdige Löwenstein war es, der das Kissen vom Boden aufhob und in die Wiege zurücklegte.

Was noch zu sagen übrig bleibt, kann ich in kurzen Worten berichten. Die ganze Nacht hindurch war Bewegung um das Haus des Rabbis. Als wir am nächsten Morgen fortfuhren, im ersten Wagen der Kaufmann Margullis mit der vergoldeten Wiege, die Eltern Feiges und ich, da war es im gestreckten Galopp, daß die Pferde mit unserem Gefährt laufen mußten. Die anderen Wagen hinter uns rollten im gleichen schnellen Lauf die Straße zurück, die wir gekommen waren. Vor dem Felsen, dem aus dem Straßenkot auftauchenden Meilenstein fühlte ich die Wunde an meinem Hinterhaupt wieder jäh aufzucken. Aber dieser Schmerz dauerte nicht lange. Er war wohl auch nur durch die hastige und rüttelnde Fahrt verursacht. Am Abend besuchte ich noch den Hügel, unter dem Albrecht schlief. Ich sprach ein Gebet meiner Religion, ein Gebet aus der Kinderzeit, die ich ja mit dem armen Freund gemeinsam verlebt hatte. Während ich betete, kam es mir zum Bewußtsein, daß die schlichten Worte von einer Inbrunst getragen waren, die ich nie in meinem Herzen vermutet hätte! Je länger ich betete, um so inniger fühlte ich Freude, Erwartung, eine himmlische Sicherheit und Gnade in mir erstarken. Ich wußte: etwas Göttliches lebte auf Erden, und die Worte des Kindesgebetes flossen wie ein heller Schein auf den Pfad voraus, den ich in meinem Leben fortan zu gehen haben werde. Noch in derselben Nacht nahm ich Abschied von Feiges Eltern und den Dorfbewohnern und fuhr, so rasch und so gerade, wie es die Verkehrsverhältnisse in unseren armen geschlagenen Ländern zuließen, nach dem Wienerwald zurück.

Zur Soziologie der Leiden

von Leopold von Wiese

Mancher von uns wird jetzt bisweilen nach Jahren einem alten Freunde begegnen, den er zum letzten Male in den scheinbar schon so weit zurückliegenden Tagen vor dem Kriege gesehen und gesprochen hat. Wir finden ihn verändert. Von irgendwoher ist das Leid an ihn herangetreten; es geschah früher oder später. Spuren hinterließ es im Antlitze. Vielleicht redet er nicht viel von seinen bitteren Erfahrungen, andere aber finden in passender Stunde wieder das alte Vertrauen und

die alte Mitteilsamkeit. In befreiender Wechselrede fließen die persönlichen Erlebnisse ausgeklungener Stunden an unserem Erinnern vorüber. Von körperlichen Leiden: Krankheiten und Entbehrungen berichten die einen; von Enttäuschungen, Haß, Neid, Unfrieden die anderen. Es sind stets ganz persönliche Schicksale; völlig von den Interessen des Ich aus betrachtet und dargestellt, scheinbar ohne Perspektiven ins Allgemeine, Soziale.

Wer gewohnt ist zu denken, vergleicht, und wer ins fünfte Jahrzehnt des Lebens getreten ist, viele Menschen gekannt und in wechselnden Umständen gelebt hat, kann viele Einzelschicksale vergleichen. Es scheint dem Nachdenklichen, als ob sie zumeist einen gleichen Rhythmus aufwiesen: verwandt den Wellen am Meeresstrande. Aber mehr noch: Ursachen und Wirkungen verknüpfen sich hier wie dort in gleicher Weise. Die Ursachen ferner sind oft übereinstimmend, die Wirkungen nicht minder. Häufig erkennt man die gleiche gemeinsame Ursache gesonderter individueller Schicksale vieler. Überdenkt man eine große Anzahl von Einzelschicksalen insgesamt, so verschwimmen allmählich die Besonderheiten. Eine graue Masse von Gesamtleid überlagert den Horizont unseres inneren Blickes. Was uns vorher als ein undurchdringliches Dickicht von seltsam und zufällig verschlungenen Einzelerlebnissen und Einzelübeln erschien, bekommt eine Einheitlichkeit und einförmige Übereinstimmung, die wir fast als eine erste Erleichterung vom Drucke quälender Beobachtungen und als einen ersten Ausblick in die Ferne der Erlösung empfinden.

Den, der sich berufsmäßig und täglich mit den Wissenschaften von der Gesellschaft beschäftigt, wird die Erkenntnis, daß auch die persönlichen Leiden, die körperlichen wie die seelischen, in hohem Grade aus dem Gemeinschaftsleben der Menschen stammen und deshalb häufig gleiche Ursachen und Wirkungen haben, nicht überraschen. Im Gegenteil, manchen Soziologen möchte man warnen, über der Gemeinsamkeit die persönlichen Nuancen und Unterschiede nicht zu übersehen. Aber die Übung, menschliche Angelegenheiten als Erscheinungen an dem einheitlichen und zusammenhängenden Gebilde der Gesellschaft zu sehen, ist noch nicht allzu sehr verbreitet. Manchem ist es eine ungewohnte Zumutung, das scheinbar so Persönlich-Individuelle: das Leiden, als eine soziale Erscheinung aufzufassen.

Um dem nachzukommen muß freilich zuvor noch manches zur Klärung gesagt werden: vor allem, was ist hierbei mit Leiden gemeint? Eine Wissenschaft gibt es ja, die bereits das Wesen und die Behandlung von Leiden zum Gegenstande hat: die Medizin. In ihr beschäftigt sich speziell mit der Lehre von den Krankheiten, also bestimmten Leiden, die Pathologie. Aber es handelt sich bei ihr nur um einen verhältnismäßig kleinen Teil aller Leiden, um die Krankheiten der Organe des menschlichen Körpers. (Vergleiche Müller-Lyer, Soziologie der Leiden, München 1914.) Am

individuellen menschlichen Leibe werden Krankheiten festgestellt, zu erklären und zu heilen gesucht. Gegenwärtig entsteht innerhalb der Heilswissenschaft eine neue Disziplin: die soziale Medizin, die die Wechselbeziehungen zwischen Krankheiten und gesellschaftlichen Zuständen untersucht. (Ich sage Wechselbeziehungen; denn es handelt sich dabei – wie auch Alfred Grotjahn meint – [Vergleiche Alfred Grotjahn, Soziale Pathologie, Berlin 1912.] nicht nur um die Bedingtheit mancher krankhaften Zustände des Leibes durch soziale Verhältnisse, sondern auch um die Wirkungen, die bestimmte Krankheiten auf Bau und Leben der Gesellschaft ausüben.)

Aber eine Soziologie der Leiden hat es nicht bloß mit Krankheiten des menschlichen Körpers zu tun, sondern mit jeder Art Menschenleid überhaupt. Nun ist sicherlich innerhalb menschlicher Erlebnisse ein Gebiet Leiden gegenüber anderen Gefühlen nicht deutlich und dauernd abzugrenzen; auch nicht einmal gegenüber seinem begrifflichen Gegensatz, den Freuden. Verwandeln sich doch die Freuden, die man übertreibt, unversehens in Schmerzen. Und was den einen völlig kalt und gleichgültig läßt, bringt den anderen fast zur Verzweiflung. Leiden sind etwas Subjektives, beständig nach Inhalt und Form, Gradstärke und Dauer Wechselndes; insofern scheinen sie jeder Messung und damit wissenschaftlichen Behandlung wie jeder soziologischen Betrachtung recht fernzuliegen.

Dieser subjektiven, nicht umgrenzbaren Erscheinung gegenüber sucht man nach ihrer objektiven Ergänzung. Der Mediziner nennt sie Krankheit; der Soziologe wird sie (nach Müller-Lyers Vorgang) vielleicht in dem allgemeineren Worte Übel finden. In welchem Maße Übel als Leiden empfunden werden, sich diese objektiven Zustände also subjektiv spiegeln, bleibt dabei eine offene Frage.

Dann wäre also zu sagen, was man unter Übeln zu verstehen hat. Denn daß wir alle sie im Einzelfalle als Erlebnisse nur allzu deutlich von anderen Tatsachen des Daseins wahrnehmungsmäßig unterscheiden können, genügt einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise nicht. – Müller-Lyer, von dessen Versuche, eine erste Soziologie der Leiden zu geben, gleich noch etwas gesagt werden soll, nennt Übel „alles, was das Leben stört". Aber mit Recht hat einer seiner Kritiker (Oskar Blum in „Soziologsche Pathologie"; Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 42. Band, 1. Heft) eingewendet: „Übel ist alles, was das Leben stört: das ist offenbar eine teleologische Definition. Leben ist hier als oberster Zweckbegriff aufgefaßt, dem „alles" als Mittel untergeordnet werden soll. Aber mit welchem Recht? Das bleibt dahingestellt. Nimmt man aber das teleologische Gewand der obigen Definition fort, so bleibt eine Tautologie übrig: das Übel stört das Leben; was das Leben stört, ist vom Übel usw. Aber was stört das Leben? Wir kommen somit immer zu dem, was zu erklären ist, zurück und können

den magischen Kreis nicht durchbrechen, solange wir auf jener beschreibenden Definition des Übels bestehen."

Müller-Lyer sucht die Begriffe Übel und Leiden im Gattungsbegriffe Konflikt zu vereinen; Oskar Blum beschränkte diesen Begriff und sagt: „Konflikt ist in der Tat die einzige einwandfreie Bezeichnung für den Ursprung der Leiden. Allerdings nicht Konflikt schlechthin, sondern ungelöste Konflikte oder, um es in der schärferen Sprache der Philosophie auszudrücken, unaufgehobener Widerspruch."

Ohne dialektischen, so leicht in die Gefahr einer scholastischen Spielerei ausartenden Definitionsversuchen einen allzu großen Wert beizumessen, scheint mir, daß man die subjektive und die objektive Seite einer Erscheinung überhaupt nicht in einem übergeordneten Gattungsbegriffe vereinen kann; dieser wird immer wieder entweder subjektiv oder objektiv erfaßbar sein. Ich gehe vielmehr aus von der inneren subjektiven, veränderlichen Tatsache der Leiden. Sie sind die Gefühle, die vom Menschen als Störungen seines Lebensprozesses empfunden werden. Ob sie sich von einem außersubjektiven Standpunkte wirklich als Störungen erweisen, bleibt außer Betracht. Alles, was solche Unlustgefühle hervorruft, kann man als Übel bezeichnen. Bei dem engeren Kausalzusammenhange, der hier besteht, wird der subjektive Begriff Leid auch oft in einer mehr objektiven Betrachtungsweise gleich Übel gesetzt. Jedenfalls bekommt nach dieser Auffassung nicht der Begriff Leiden seinen Inhalt aus dem scheinbar objektiv umgrenzbaren Begriffe Übel; sondern er ist selbst der logische Ausgangspunkt und scheint somit zu bewirken, daß man auch die Übel ebensowenig objektiv bestimmen, aufzählen und in eine quantitative Ordnung bringen kann wie die Leiden. Obgleich also weder Leiden noch Übel einen unveränderlichen Begriffsinhalt haben, sehe ich doch die Möglichkeit einer verallgemeinernden, wissenschaftlichen Betrachtung ihrer darin, daß alle Gefühle und alle Ursachen von Gefühlen trotz der individuellen Besonderheiten der Einzelmenschen sehr viel Typisches aufweisen. Die Ähnlichkeit der Menschen und menschlichen Zustände bewirkt, daß sich die scheinbare subjektive Unbestimmbarkeit und Undefinierbarkeit von Leid und Übel bei näherer Prüfung in Regelmäßigkeiten verwandelt, die es ermöglichen, daß wir sogar zu einer Systematik der Übel gelangen, die freilich nur eine beschränkte Exaktheit besitzen kann.

Aber wir brauchen uns bei dem hier besonders verwickelt liegenden Versuche einer Begriffsbestimmung nicht lange aufzuhalten; denn die Verknüpfung von objektiver Verursachung und subjektiver Wirkung ist ja der eigentliche Gegenstand einer Soziologie der Leiden. Die Frage nach dem Wesen, Umfange und Ursprunge der Leiden kann nicht schon in einer grundlegenden Definition gegeben werden. Dann wären ja alle folgenden Untersuchungen überflüssig, die doch nur einen Beitrag zur Frage nach der

Natur des Leidens liefern sollen. Eine am Anfange stehende Definition kann nur vorläufig und hypothetisch sein, dazu bestimmt, am Ende des Gedankenganges durch eine besser fundamentierte Erklärung ersetzt zu werden.

Unser Problem ist: wo liegt der Ursprung der menschlichen Leiden? Wie lassen sie sich beseitigen oder vermindern? Wer eine Soziologie der Leiden für möglich hält und versucht, geht von der Ansicht aus, daß ein großer Teil – bei weitem der größte – aus den Beziehungen der Menschen untereinander entsteht. Woher können sie sonst stammen?: Aus der außermenschlichen Natur und aus rein biologischen, allen Organismen gemeinsamen Existenzvoraussetzungen? Sicherlich, hieraus erwachsen Leiden. Doch wir wissen alle, daß manche Kulturfortschritte grade in der Verengung des Kreises dieser Übel bestehen, daß also gesellschaftliche Vorkehrungen hierbei von großem Einflusse sind. Negativ betrachtet: viele Leiden, die den Menschen von der außermenschlichen Natur bereitet werden, ließen und lassen sich vermindern und abschwächen durch Vervollkommnungen des sozialen Zusammenhangs unter den Menschen.

Ein zweiter Quell der Leiden liegt in jedem einzelnen von uns selbst, ist (wirklich oder scheinbar) rein individuell. Jeder von uns trägt an sich selbst, an seinen Leidenschaften, Temperamente, Fähigkeiten und Unfähigkeiten, körperlichen und seelischen Dispositionen, an seinem Ich. Sicherlich ist es mehr als eine praktische ethische Weisheit, die Erklärung für das persönliche Leid in uns selbst zu suchen, nicht bei anderen oder in der sachlichen Umwelt.

Indessen: die Autonomie des Ich und, mit ihr zusammenhängend, seine Selbstverantwortung schrumpft immer mehr zusammen, je mehr man sich in die Gesetze unseres sozialen Daseins vertieft. Für den Soziologen löst sich ein großer Teil menschlicher individueller Eigenschaften in Beziehungen zu anderen Menschen auf. Umwelt und ererbte Anlagen treten als bauende Kräfte hervor. Es bleibt dabei allerdings ein Kern der Persönlichkeit, der bei der soziologischen Analyse nicht in Beziehungen zersetzt werden kann; aber dieser letzte, nur metaphysisch erklärbare Urkristall des individuellen Menschenwesens ist umhüllt von zahllosen Schalen des sozialen Ich, die von der Gesellschaft gebildet worden sind. Und die meisten Leiden, die flüchtigen, im Augenblick manchmal brennend schmerzhaften, im Angesichte des Ewigen dahinschmelzenden Leiden des Menschen erweisen sich als Erkrankungen der sozialen Schalen des Ich.

Eben sagte ich, daß ein Teil Wahrheit – und zwar in einem für jeden Einzelfall sehr verschiedenen Grade – darin liegen kann, daß man erklärt, das persönliche Leid habe seine Ursache im leidenden Menschen allein. Aber das entgegengesetzte Verfahren ist nicht minder fruchtbar und aufschlußreich: die Beziehungen zwischen den individuellen Übeln und der sozialen Um-

gebung oder Abstammung des Menschen aufzusuchen. Es gibt Leiden, die aus einem großen Menschenkreise vielleicht nur einer oder ganz wenige spüren, während sie die Menge der Gefährten nicht versteht, vielleicht sogar für „eingebildet" hält; diese Leiden entstammen einer besonderen Art, auf Eindrücke zu reagieren. Sie scheinen also höchst persönlich und dem Kreise unserer sozialen Übel fernzustehen. Aber sie sind gerade durch den Abstand von der menschlichen Umgebung, aus diesem Anders-Sein, aus (vielleicht nur halbbewußten) Vergleichen entstanden, rühren also aus Beziehungen her und sind infolgedessen ebenso gesellschaftlich verursacht, wie sie (anders betrachtet) höchst persönlich erscheinen. Seiner Familie, seinen Kameraden, seinen Volksgenossen, seinem Zeitalter innerlich fern sein und an dieser Einsamkeit leiden: das sind Zustände, die durchaus in den Kreis unserer Beobachtungen hinein gehören. Wir können sie erstrecken auf Leiden, wie es diejenigen sind, die die Romantiker Weltschmerz nannten, also auch auf Melancholien kranker Gemüter.

Solche seelischen Übel lassen sich gewiß nicht lediglich aus gesellschaftlichen Zuständen oder Einrichtungen allein herleiten; aber sie entstammen einem Mißverständnisse zwischen einer persönlichen, abnormen Artung und sozialen Verhältnissen. Das persönliche und das soziale Ich stehen in Disharmonie.

Auf den ersten Blick mag es zweckmäßig erscheinen, die Leiden der Menschen einzuteilen in Leiden, die von der außermenschlichen Natur verursacht sind, zweitens in Leiden, die aus gesellschaftlichen Einrichtungen stammen, und schließlich in Leiden, die aus der individuellen Artung entstanden sind. Es weisen aber alle Arten von Leiden natürliche, gesellschaftliche und persönliche Elemente (in wechselnder Mischung) auf. Nehmen wir ein Übel, das rein der außermenschlichen Natur zuzuschreiben ist: ein Erdbeben etwa. Die Leiden, die ihm entspringen, sind stark vom Grade der sozialen Hilfsleistungen und von der Intensität der wirtschaftlichen Folgen abhängig. Und das persönliche Element dabei? Der Ausbruch des Vesuv war für den Geist eines Plinius sicherlich ein anderes Erlebnis wie für irgendeinen Philister in Pompeji.

Anders beantworten die Frage nach dem Grade der Verursachung von Leiden durch gesellschaftliche Zusammenhänge Müller-Lyer und Oskar Blum. Auch in diese Untersuchungen spielt der Gegensatz der sozialen Weltanschauungen hinein. Sozialisten wie diese beiden Autoren werden geneigt sein, dem Gesellschaftlichen das Übergewicht gegenüber dem Persönlichen beizulegen. Ich selbst suche (auch in der Theorie der Leiden) die Verstricktheit des Ich mit dem Sozialen aufzusuchen, glaube aber, daß die persönlichen Kräfte die Übel der menschlichen Umwelt in sehr verschiedener Art und Stärke aufnehmen und umwandeln. Müller-Lyer

erklärt: „Die Erkenntnis, daß nahezu alle Leiden des Individuums, soweit sie nicht auf Naturkatastrophen beruhen, Ausflüsse sozialer Krankheiten sind, gehört zu den bedeutendsten Entdeckungen der Soziologie." (l. c. S. 7.) Und Blum fügt hinzu: „Es ist also das Leiden, welches man mit gutem Fuge als das Grundproblem der Soziologie bezeichnen könnte." (l. c. S. 240.)

In Müller-Lyers Schrift, die originell Geschautes mit so seltsam trivialsten Gemeinplätzen und Oberflächlichkeiten vereint, ist der Begriff der Soziologie der Leiden immer so aufgefaßt, daß in ihr lediglich der soziale Ursprung für die individuellen Leiden aufzusuchen ist. Blum aber geht weiter und erklärt: „Das Leiden des Individuums ist die Form des gesellschaftlichen Übels."

Das ist gewiß ein viel tieferer, aber auch in seinem Gehalte an Mystik viel anfechtbarer Gedanke. Gibt es „gesellschaftliche Übel", die in der Form des persönlichen Leides spürbar werden, und ist alles Menschenleid nichts als die Empfindung der Zelle am großen, einheitlichen und lebendigen Körper der Gesellschaft? Kann die Gesellschaft insgesamt erkranken? Ist das individuelle Leid nur ein Teilschmerz im allgemeinen Übel?

Es gibt gemeinsame Schicksale und Zustände von Völkern, Rassen, Familien, die man in Analogie zu den Krankheiten setzen kann. Das deutsche Volk etwa leidet heute insgesamt, und das allgemeine Übel äußert sich in einer furchtbaren Fülle individueller Nöte. Sicherlich sind viele – aber nicht alle – Leiden deutscher Menschen in der Gegenwart Formen des allgemeinen Übels von Krieg und Niederlage.

Aber wie weit kann man in dieser Auffassung des Menschenleides als eines Allgemeinzustandes gehen, der nur nicht in allen Zellen des Gesellschaftsleibes gleichmäßig, sondern lediglich in den besonders dazu disponierten Einzelmenschen spürbar wird? Mir will scheinen, als ob die unbefangene Beobachtung des Lebens lehrt, daß sie nur bis zu einem gewissen Grade Geltung beanspruchen kann.

Zunächst muß man, scheint mir, überhaupt die Ansicht ablehnen, daß in den Leiden das Grundproblem aller Gesellschaftslehre liegt. Etwas Verführerisches hat diese Auffassung sicherlich. Dem hoffenden gequälten Menschenherzen scheint sich hinter den Hallen soziologischer Wissenschaft das ersehnte Tor der Erlösung vom Übel aufzutun. Zwar verheißt diese Deutung noch nicht die Heilung selbst, sondern nur die Diagnose. Aber eine rechte Erklärung verschafft den ersten Zugang zur Besserung. Ein solches Versprechen könnte die Soziologie nicht halten. Wer ferner das Leid in den Mittelpunkt einer Wissenschaft stellt, die sich die Untersuchung der Formen menschlicher Beziehungen zur Aufgabe macht, ist einer Tendenz verfallen und gerät immer mehr in die Netze einer subjektiven und

pessimistisch gefärbten Auffassung seines Gegenstandes. Mit nicht geringerem Rechte könnte ein zufriedenes, sanguinisches Gemüt die Freuden als das Grundproblem der Soziologie ansehen.

Das soll aber nur eine Einschränkung, nicht eine Ablehnung der Berücksichtigung des Leidproblems sein. Nur darf man über der Pathologie nicht die Lehre vom normalen und gesunden gesellschaftlichen Leben vernachlässigen.

Die Idee, eine Pathologie der Gesellschaft zu geben, ist nicht neu. Paul von Lilienfeld hat sich schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgiebig darin versucht. Zumeist aber ist es bei ihm und anderen „Organizisten" bei fragwürdigen Analogien zwischen Erscheinungen am Menschenleibe und im Volks- und Staatsleben geblieben. Neuerdings ist es besonders beliebt, über die Krebserkrankungen der Gesellschaft dicke Bücher zu schreiben. Müller-Lyers Verdienst bleibt es, daß er auf solche gefährliche Spielereien gänzlich verzichtet, und daß ihm Leiden nur Tatsachen im Leben von Tieren und Menschen sind. Je mehr man freilich dem Einzelmenschen wahre selbständige Existenz zugunsten der Gesellschaft abspricht, desto mehr kommt man dazu, zu behaupten: nicht du und ich, sondern nur die Gesellschaft leidet.

Mir will scheinen: Leiden kann nur der einzelne Mensch (oder das einzelne Tier, vielleicht auch die einzelne Pflanze). Aber freilich leidet jeder von uns mehr oder weniger aus sozialen Ursachen. Aus den gleichen sozialen Quellen fließen manche Leiden, von denen alle Personen des entsprechenden Gesellschaftskreises (graduell verschieden) erfaßt werden. An sozialen Beziehungen und Einrichtungen leiden ganze Völker, Rassen, Erdteilbewohner, ja die ganze gleichzeitig lebende Menschheit. Je größer die Zahl der an denselben sozialen Übeln Leidenden ist, desto mehr nähert sich der Ausspruch der Wahrheit, daß das individuelle Leid eine Form gesellschaftlicher Übel ist. Einen darüber hinausreichenden, tieferen, geheimnisvolleren Sinn würde ich aber dem Satze nicht beizulegen vermögen.

Müller-Lyer versucht, innerhalb der (sozial verursachten) Leiden eine Klassifikation vorzunehmen. Die Terminologie, deren er sich dabei bedient, ist für mein Sprachgefühl so gequält und ungeschickt, daß ich sie hier nicht wiedergeben möchte. Aber sachlich ist sein Versuch lehrreich. In beträchtlicher Vereinfachung und Verallgemeinerung handelt es sich dabei um die Sonderung von 1) Krankheiten (biologischen Leiden, die der Mensch als Lebewesen erfährt), 2) Leiden des Menschen als Sexual- und Familienwesen, die also aus dem Verhältnis der beiden Geschlechter und der Generationen entstehen, 3) die eigentlich sozialen Konflikte aus Streit zwischen einzelnen Personen, Gegensätzen des Menschen zu Staat und Gesellschaft, Klassengegensätzen, Hordenzwängen, Kämpfen zwischen Völkern und Rassen.

Aus seiner Übersicht seien einige Unterarten von Leiden genannt, die, wie mir scheinen will, die besondere Beachtung des Soziologen verdienen: Die Leiden „der problematischen Naturen, der Menschen mit abnormen Trieben und Drängen, bei denen abnorme Gutmütigkeit, Jähzorn, Neid, Bosheit, Neigung zum Lügen besonders stark, ja bis zur Kanaillerie und zum Satanismus usw. entwickelt sein können." Ferner macht Müller-Lyer brauchbare Unterscheidungen in den Leiden, die aus einem Mißverständnisse zwischen Umwelt und Anlage entspringen. Er erwähnt zum Beispiel die Vorgänge, „durch die ein Mensch mehr oder weniger plötzlich in ein ihm bis dahin fremdes Milieu versetzt wird, an das er sich nicht anzupassen vermag. Dahin gehört zum Beispiel der Konflikt des Emporkömmlings und umgekehrt des Herabkömmlings, ferner der Konflikt des Auswanderers, der dauernd am Heimweh krankt und, endlich nach Hause gekommen, sich auch da nicht mehr wohl fühlen kann."

Ich selbst würde bei einer Einteilung vorwiegend sozial verursachter Leiden besonders einen Gegensatz in den Vordergrund stellen: zwischen den Leiden, die uns aus den natürlichen Trieben und Leidenschaften andrer Menschen erwachsen, und denen, die grade aus den Überwindungsversuchen der triebhaften Natur, also aus Ideen, Idealen, Abstraktionen und besonders Organisationen entstehen. Den furchtbaren Widerspruch des sogenannten Kulturlebens darzutun, daß die Gesellschaft den Übeln der ungezügelten Bestialität der Menschen ein Ende machen will durch die vielleicht nicht minder großen Leiden der viel gepriesenen Vergeistigung und Sozialisierung, scheint mir wichtig.

Aber bei aller nachspürenden Prüfung des Kausalzusammenhanges zwischen Leid und Gesellschaftsleben sollte man nie außer acht lassen, daß Leiden subjektive Spiegelungen sind. Wieviel Leiden rühren aus Mißverständnissen, aus Mangel an Einsicht oder Überblick her! Es gibt Leiden, die mit Aufklärung eines dem Leidenden bisher verhüllten Zusammenhanges, mit wirklichem Troste schwinden. Freilich ragen gleich wieder in diese persönlichen Falsch- und Wahrnehmungen Beziehungen zu anderen Menschen hinein. Sobald wir vor der Frage nach den Mitteln der Leidüberwindungen stehen, breitet sich vor uns mit besonderen Ansprüchen das weite soziale Feld.

Das wäre neben den (bisher skizzierten) Ursachen der Leiden unser zweiter Problemkreis: ihre Überwindung. Hier tritt sogleich die große praktische Bedeutung der scheinbar mehr theoretisch belangreichen Herleitung der Übel entweder aus der Natur oder aus der Gesellschaft oder aus der Person hervor. Denn auf dem Felde, aus dem die Übel erwachsen, wird man auch ihre Überwindung suchen müssen. Wer das Leid der Menschen vorwiegend persönlich auffaßt, führt den Beladenen zu den Heilstätten von

Religion oder Philosophie. Die Naturübel hingegen sucht die Technik zu überwinden. Wer aber soziale Verhältnisse hauptsächlich für Not und Leid verantwortlich macht, dem ist Organisation ein Zaubermittel.

Unsere Teilnahme richtet sich vor allem auf diesen Gegensatz: Leidüberwindung durch innere persönliche Kräfte oder Leidüberwindung durch Tat, soziales Handeln und Organisation. Dort keimt der Erlösungsgedanke, hier sucht optimistische Aktivität ein irdisches Paradies zu bereiten. Jene subjektive Richtung verzichtet auf die Beseitigung der Übel und sucht nur Willen und Denken des einzelnen Menschen zu einem Zustande zu erhöhen, wo das Leid nichts mehr über die Seele vermag; diese Auffassung hingegen müht sich unablässig an äußeren Besserungen des Gesellschaftsmechanismus. Innere Erlösungen scheinen sich darzubieten in duldender Stille des Gemüts oder in den Hoffnungen auf Künftiges, Himmlisches oder schließlich in den verschiedenen Formen weiser Entsagung, die die Philosophen von alters her zu empfehlen nicht müde wurden. In ekstatischen Steigerungen kann das restlose Auskosten des Leidenskelches zu einer bitteren Wonne werden, die im Schmerze eine besonders gehobene Steigerung des Lebensgefühls wahrzunehmen wähnt. Im subjektiven Erlösungsglauben vereinen sich streng rationalistische Erkenntnislehren (wie die der Stoa) und Zauberformeln der Mystik. Gemeinsam ist ihnen allen, daß die Menschendinge dieses Lebens im ganzen für hoffnungslos, zum mindesten für nur beschränkt verbesserungsfähig angesehen werden, und daß der Wert dessen, was wir im Alltag praktisches Leben nennen, nur in der Bewährungsmöglichkeit oder im Gleichnisse erblickt wird. Fast alle ethische Weisheit Asiens kennt nur die persönlichen Wege der Erlösung und mißt sozialen Verbesserungen lediglich eine mittelbare oder untergeordnete Bedeutung bei. Die Upanischaden, Buddha, Christus lehren uns, daß man über das Leid innerlich emporwachsen möge.

Anders jener europäische, optimistische Materialismus, der die sozialen Zustände sehr ernst nimmt und in der sozialen Entwickelung Phasen allmählicher Leidüberwindung durch Organisation sieht. Müller-Lyer behauptet: „Die Übel sind soziale Krankheiten, und sie können nur auf sozialem Wege erfolgreich bekämpft werden. Das gewaltige Mittel, das uns dazu zu Gebote steht, ist die Organisation. Da, wo der einzelne nichts vermag, dem Übel hilflos gegenübersteht und es zähneknirschend erdulden muß, da wird er mächtig und stark, wenn er sich mit seinesgleichen verbindet" (l. c. S. 201). Dabei verliert sich dieser Autor in der Anpreisung aller möglichen Gesinnungsgenossenschaften, die angeblich starken Trost im Leide gewähren. Selbst Blum muß einwenden: „Sein durchaus zutreffender Hinweis auf die erlösende Wirkung der Organisation endet in der Praxis mit nichts anderem als mit der Anpreisung der

Vereinsmeierei.“ Aber Blum als Kommunist, der im Dienste seines Dogmas die Übel des Daseins aus dem Klassenkampfe herleitet, versteigt sich zu noch größerer Einseitigkeit, wenn er in dieser Sache sein letztes Wort in folgendem Satz gibt: „Nur eine Art der Organisation kann ernstlich in Betracht gezogen werden, wenn es sich um die Befreiung der Menschheit von den Feinden, die ihr Dasein verunstalten, handelt: die Organisation der Produktion als die Basis aller übrigen Umgestaltungsversuche.“ Welch eine unüberbrückbare Kluft zwischen Buddhas Lehre vom letzten Wissen, das ewige Erlösung bringt, und diesem trüben Glauben an die Bedeutung der wirtschaftlichen Organisation!

Ich könnte nicht oft genug aussprechen, daß mir die Überschätzung der Organisation als der eigentliche Aberglaube unseres Zeitalters erscheint. Aber es geschähe nicht, um sogleich in den Quietismus Asiens zu flüchten. Wir sind auf dieser Erde, um zu handeln. Schlechte durch bessere Organisationen zu ersetzen, wollen wir nicht müde werden. Die Bekämpfung der Epidemien etwa werden wir nicht von der Entsagungslehre erwarten, sondern allerdings nur von Organisation und Forschung.

Aber insgesamt scheint mir gerade die Erkenntnis der sozialen Verursachung so vieler Leiden zu lehren, daß sich schwindende alte Übel in neue wandeln, und daß es eine Verminderung der Gesamtsumme des Leidens durch Organisation nicht gibt; es gibt Wandlungen, neue Konflikte, Verschiebungen, neue Aufgaben und neue Schmerzen. Nehmen die Leiden ab, die menschliche Leidenschaften bereiten, so mehren sich die Leiden, die aus der Verwirklichung der Ideen fließen. Es mag zunehmender Sozialisierung gelingen, grobe materielle Nöte zu mindern; es geschieht in demselben Maße, in dem die großen Freuden seltner werden. Kleinere Freuden und geringere Schmerzen lösen hohe Lust und scharfes Wehe ab. Das Durchschnittliche mit seiner ewigen Langenweile und seiner Kümmerlichkeit setzt sich auf die hohen Königsstühle, wo das gigantische Schicksal des Ungewöhnlichen thronte.

Aber schließlich noch eines: eine Frage, die wenigstens noch aufgeworfen werden muß: Ist denn überhaupt Leidüberwindung anzustreben? Und in welchem Grade kann dies ein Ziel sein?

Das mag, soweit es sich um den Einzelmenschen handelt, eine ethische Frage sein. Uns brennt die Möglichkeit eines furchtbaren Konfliktes auf der Seele: könnte nicht das persönliche Leid auch eine notwendige Äußerungsform voranschreitender gesellschaftlicher Entwickelung sein? Könnte es nicht so sein, daß du leidest, damit die Menschheit wachse?

Hier stehen wir an der Grenze zur Spekulation, deren unsicheren Boden wir nicht mehr betreten wollen. Dem vorurteilslosen Denken scheint sich mir das zu erschließen: Über die Ziele der Menschheit, denen sich etwa

der einzelne zu opfern hat, wissen wir nichts. Dem selbstquälerischen, auf ganz unklarer Basis ruhenden Opferfanatismus sollte man mit Mißtrauen und skeptischem Gleichmute begegnen. Das Rad der Zeit, das zum Ewigen rollt, zermalmt Mensch auf Mensch; der Weltgeschichte sind wir nur Flüchtigstes. Unser Leid und unsere Freude ist, so geschaut, nichts Belangreiches. Aber es ist krankhaft zu wähnen, daß das Wachstum der Welt nur aus persönlichen Übeln gediehe. Im Sozialen ist es wie im Persönlichen: es gibt Leiden, die schwächen und töten, es gibt Leiden, die lebendig machen. Man kann nicht als einzigen großen Programmpunkt für das Handeln des einzelnen wie der Gesellschaft die Forderung aufstellen: Leidbeseitigung. Aber noch viel weniger kann man an den Leiden der Kreatur als an einer belanglosen Sache vorübergehen.

Jünglingsabende

von E. A. Rheinhardt

O süße Bedrängnis der jungen Abende! Heimat umfing den Irrenden so sehr im hyazinthenen Brodem des Parks, wenn er unten beim Wasser sich kindhaft in die Wiese hockte und mit seinem traurigen Herzen spielte, wie in den überangsteten Gassen, in denen er tief unten ging, klein unter der laternenlähmenden Wolke von Seufzern, Gier und geiler Verzweiflung – und dennoch tapfer in seinem Wissen um sein Aufgenommensein und den vielen Zuspruch. Zwischen Schule und Gott liefen die unzählbaren Straßen angelischer Fernen in den Kirschbaummorgen oder am Flusse hin bis in die lange Dämmerung und ein schamhaftes Bad, belauscht von allen Auferstandenen des Traumes. Junge Mädchen gingen junimüd aus dem Geheimnis in die erschreckende Magie der erlaubten erleuchteten Stube zum Nachtmahl zwischen den Eltern und saßen furchtbar deutlich unter dem Lampenschirme. O Flucht in die Strophen feierlicher Gedichte, hingesprochen in der Nacht der großen Ebene aus dem Heidekraute des Bahndammes unter den schönen drohenden Sternen! Seltene Züge verwirrten die Rhythmen, schrien ihren wilden Flug über tausend schicksalflutende Erden in die groß-verstummte Seele, und dem Vorbeigedonnerten brauste der Donner des noch ungeschehenen Lebens kindheitsmächtig nach und überholte ihn dort, wo gejagtes Dinggeschick in das Menschliche ausbrach. Dann ging ein anderes Gedicht weiter und fing an: Paris, Marseille, Florenz, Neapel, Madrid, Algier, Kairo, Kapstadt... Tiefste Nacht hatte die kleine Stadt aus der großen

Ebene Erde hinweggenommen und unter dem ungeheuren Himmel holte Blutwirklichkeit aus jedem ersungenen Namen erste erschütternde Erfahrung bis in ihre nie erloteten Tiefen. Was war es denn? Was war es? O samtiger Nachtfalterleib, der einen Augenblick auf meiner Hand geruht, bis ihn das wildaufklopfende Herz vertrieb! O Musik, nur mit schamhaften Tränen erfaßt und nachts dann weitergespielt, ganz leise, wenn alle schliefen, mit ungeschickten Fingern tastend und in alle Wunder aufgerissen, wenn ein Akkord aufgefunden und wiedererkannt war in ekstatischer Anamnesis, als ob er aus den seligsten Urjahren herklänge! Zärtlichste Melancholie redete mit dem schwärmerischen bekränzten Jünglingstode auf langen Gängen über die Lichtungen der Auwälder vor den kupfernen und goldenen Kuppeln der Buchen, trieb durch den Rauch der Felder in die nachmittägigen Dörfer und las aus den flammenden Bauerngärten Astern, Dahlien, Georginen, Zinien und Margeriten für das Grab dieses Jünglings, der irgendwo im innersten Walde ruhen würde im innigen Traum von allem Seienden. War es das, daß alles, alles mit im Geheimnis und in der scheuen Liebe war? Daß ohne Namen, ohne Entscheidung im augenblickerwählten Einen immer alles liebend, dieses Herz allem zuschlug, das war? Daß Sein schon Versprechen war, aber nicht wie nachmals etwas wissentlich Gesuchtes verheißend, sondern nur wieder Sein versprechend, tieferes Sein? O süße Bedrängnis der jungen Nächte, der vielen Vigilien vor dem noch immer erwarteten Feiertag! O Adventbangnis!

Scheu tritt der wachgebliebene Jüngling aus dem lang verschlossen gewesenen Zimmer, geht durch die kalten Gänge, durch die frierend Wissen hinwispert, bis an das eine offene Fenster und neigt sich hinaus in den Sturm. Zwischen aufgerissenen Wolken stürzt sein Blick in die Tiefe der Sternnacht. Drinnen im Bette aus dumpfem armen Schlaf weint einer.

Die Psychoanalyse als Erkenntnisquelle für die Geisteswissenschaften

von Karl Abraham

Die Psychoanalyse, deren Begründung und Ausbau wir in erster Linie dem Wiener Arzt und Psychologen S. Freud verdanken, hat sich im Laufe der Zeit von einer medizinischen Behandlungsmethode zu einer psychologischen Wissenschaft ausgewachsen. Und nicht nur über das Seelenleben des Einzelnen, sondern auch über dasjenige der menschlichen Organisationen, wie Familie, Staat, Volk, hat sie neue und

überraschende Aufschlüsse gebracht. Indem ihre Gesichtspunkte sich aber auch als fruchtbar für die verschiedensten anderen Gebiete der Geistes⸗wissenschaften erwiesen, lenkt die Psychoanalyse allmählich das Interesse immer weiterer Kreise auf sich. Man hört neuerdings manchmal die Psychoanalyse – als ärztliches Verfahren wie als psychologische Forschungs⸗richtung – eine „Mode" nennen, der eine entsprechend kurze Lebensdauer vorausgesagt wird. Nur wer ihre Geschichte nicht kennt, kann so sprechen. Denn seit den grundlegenden Entdeckungen, auf welchen sich die Psycho⸗analyse aufgebaut hat, sind vierzig Jahre vergangen. Und in diesem Zeit⸗raum hat eine wachsende Anzahl von Mitarbeitern Baustein um Baustein zusammengefügt, bis ein großes, organisch gewachsenes Werk dastand. Noch ist der Bau keineswegs abgeschlossen; noch sind die Werkleute eifrig damit beschäftigt, ihn zu erweitern und Fehler seiner Struktur zu beseitigen. So stellt sich die Psychoanalyse als eine stetig werdende und wachsende Wissenschaft dar, deren Möglichkeiten sich noch gar nicht begrenzen lassen, der die Zukunft zu gehören scheint. Und somit ist sie alles andre eher als das flüchtige Produkt einer vorübergehenden Zeitströmung.

Dieser eigentümliche Entwicklungsgang einer Wissenschaft, dieses Über⸗greifen ihrer neu gewonnenen Erkenntnisse auf immer weitere Gebiete des Geisteslebens darf wohl den Anspruch auf unser Interesse erheben. So wenden wir uns den Anfängen der neuen Lehre zu. Verfolgen wir ihr Fortschreiten bis zur Gegenwart, so dürfen wir hoffen, über Bedeutung und Tragweite des psychoanalytischen Denkens Aufschluß zu erhalten.

Im Jahre 1880 gelang es einem Wiener Arzt, Doktor Josef Breuer, bei einem schwer hysterischen Mädchen in der Hypnose die dem Gedächtnis scheinbar entschwundenen Veranlassungen für das erste Auftreten ihrer nervösen Krankheitserscheinungen wieder zu erwecken. Im Laufe der hypnotischen Sitzungen ließ er seine Patientin die ihrem Bewußtsein völlig entfremdeten Szenen, die zum Ausbruch ihrer verschiedenen Störungen geführt hatten, neu durchleben. Hatte sie sich dann jene Reminiszenzen unter lebhaften Affektäußerungen von der Seele gesprochen, so erweckte er sie aus der Hypnose. Jedesmal fand er sie entlastet, wie von einem inneren Druck befreit. Durch konsequente Fortführung dieser Behandlung brachte er die Schwerkranke allmählich der Heilung näher. Breuer teilte diese Erfahrung später seinem jüngeren Mitarbeiter, Doktor Freud, mit, der anfänglich mit ihm gemeinsam, bald aber allein und selbständig den ein⸗geschlagenen Forschungsweg weiter verfolgte und nicht nur die eigentliche psychoanalytische Behandlungsmethode schuf, sondern der Psychologie über⸗haupt neue Bahnen wies.

Breuers Entdeckung hatte die Aufmerksamkeit auf eine merkwürdige, für die weitere Forschung grundlegende Tatsache gelenkt. Eine Erinnerung

konnte dem Bewußtsein des Menschen entschwunden sein, aber durch ein krankhaftes Symptom, eine fremdartige Vorstellung usw. im Bewußtsein vertreten sein, ohne daß das Individuum diesen Zusammenhang ahnte. Gelang es, den ins Unbewußte „verdrängten" Vorstellungen zur Rückkehr ins Bewußtsein zu verhelfen, so wurde die Ersatzbildung entbehrlich und schwand. Es waren nun nach den ersten Befunden solche seelischen Inhalte dem Bewußtsein entrückt, die des ihnen anhaftenden peinlichen Affektes wegen mit dem Selbstgefühl des Individuums unvereinbar waren. Freud nahm nun einen psychischen Prozeß der „Abwehr" an, mit dessen Hilfe sich der Mensch jener unerwünschten Vorstellungen und Affekte entledigen konnte; er bezeichnet den Vorgang als „Verdrängung". Zugleich erkannte er aber, daß dieselben seelischen Kräfte, welche die Verdrängung bewirkt hatten, sich als Widerstand dem Wiederbewußtwerden des verdrängten Materials entgegenstellten. Nachdem sich die Hypnose als unzuverlässig erwiesen hatte, indem sie den Widerstand häufig nicht zu überwinden vermochte, fand Freud einen andern Weg zur Erforschung des Unbewußten: die Methode des „freien Assoziierens".

Das Prinzip dieses Vorgehens ist unschwer verständlich. Jeder von uns hat oftmals erlebt, daß ihm zum Beispiel ein Name entfallen war. Und je mehr er sich bemühte, durch angespanntes Nachdenken dem Flüchtling auf die Spur zu kommen, um so weniger gelang es ihm; oder falsche Namen kamen ihm in den Sinn, als wollten sie ihn äffen. Nur der eine, richtige, entzog sich hartnäckig der Erinnerung. Aber ein paar Stunden später, wenn die Aufmerksamkeit sich andern Zielen zugewandt hatte, stellte sich das vorher vergeblich gesuchte Wort ganz von selbst ein. Man spricht dann von einem „Einfall". Es ist nun klar, daß der „vergessen" gewesene Name nicht wirklich entschwunden, sondern nur zeitweise „verdrängt" war, daß ein psychischer Widerstand seine Rückkehr ins Bewußtsein verhinderte, und daß dieser Widerstand um so mehr zunahm, je mehr die Aufmerksamkeit angespannt wurde. Bei abgelenkter Aufmerksamkeit hingegen vermochte das Verdrängte den Weg ins Bewußtsein zurückzufinden. Freud ließ nun seine Patienten unter Entspannung der Aufmerksamkeit ihre „Einfälle" bringen, das heißt also, unter Ausschluß jeder bewußten Zielvorstellung „frei" assoziieren und erzielte mit dieser Methode tiefere und weit vollständigere Einblicke in das Unbewußte. Das neue, von der Hypnose emanzipierte Verfahren erhielt den Namen „Psychoanalyse".

Ein Einwand liegt nahe. Der „Einfall" – so könnte man denken – wäre etwas Zufälliges oder Willkürliches, und statt der einen auftauchenden Vorstellung hätte ebensowohl eine andre erscheinen können. Auch der Patient, welcher sich der Psychoanalyse unterzieht, bringt solche Einwände vor. Seine freien Assoziationen erscheinen ihm selbst zunächst oft sinnlos,

außerhalb jedes psychologischen Zusammenhanges stehend. Aber wir halten ihn dazu an, die Kritik an seinen Einfällen zurückzustellen. Folgt er unsrer Anweisung, und liefert er weiter eine Kette von Einfällen, deren Sinn oder innerer Zusammenhang völlig dunkel bleibt, so folgt irgendwann eine Assoziation, welche unmittelbar auf das „Verdrängte" führt. Und nun erhalten die vorherigen, scheinbar sinnlosen Glieder der Kette einen verständlichen Inhalt und unterrichten uns über seelische Vorgänge, die unserm Verständnis vorher entzogen waren. So überzeugen wir uns von der strengen Bedingtheit jedes noch so geringfügigen psychischen Vorganges.

Die Psychoanalyse erbringt somit den Beweis für die Herrschaft der Kausalität im Bereich des Psychischen, das nach früherer Anschauung ein Tummelplatz des Zufalls und der Willkür war. Sie weist in jedem seelischen Vorgang das Wirken entgegengesetzter Triebkräfte nach, deren jede nach der Vorherrschaft im Bewußtsein strebt.

Die allmählich zunehmende Erfahrung führte zur Ausbildung einer Deutungskunst, die den verborgenen Sinn der nervösen Erscheinungen und andrer psychischer Produkte zu enträtseln gestattete. Zwei Ergebnisse von besonderer Bedeutung traten mit Hilfe dieser Technik zutage. Das verdrängte Material war mit einer Triebkraft begabt, deren Vorhandensein zu einer Änderung der ursprünglichen Auffassung nötigte. Nicht Erinnerungen schlechthin waren es, die wegen ihres Affektwertes hatten verdrängt werden müssen, sondern innere Antriebe mit deutlichem Wunschcharakter, die freilich mit affektstarken Reminiszenzen in Zusammenhang standen. Die verdrängten Wünsche aber entstammten dem Gebiet der sexuellen Triebe.

Die Psychoanalyse hat sich genötigt gesehen, den Begriff der Sexualität — der sie anfänglich keinerlei besondere Beachtung geschenkt hatte — bedeutend zu erweitern. Denn sie erkannte in vielen seelischen Vorgängen die Wirksamkeit unbewußt sexueller Antriebe. Besondere Beachtung widmete die neue Forschung den Vorstadien der reifen Sexualität im Kindesalter, von welchen sie viele krankhafte Erscheinungen im Seelenleben der Nervösen herzuleiten vermochte. Sie vernachlässigt neben den sexuellen Trieben aber keineswegs die „Ichtriebe" (zum Beispiel Nahrungstrieb, Selbsterhaltungstrieb), legt vielmehr dem Zusammenwirken der Ichtriebe uns Sexualtriebe im gesunden und kranken Seelenleben die größte Bedeutung bei.

Der Mensch kommt mit einem bunten, noch ungeordneten Gemisch verschiedenartiger, einander widerstreitender Triebregungen zur Welt. Die frühesten Regungen seiner Sexualität bezeichnen wir als „autoerotisch", weil sie noch kein fremdes Objekt erfordern; vielmehr handelt es sich um die lustbringende Reizung gewisser Körperstellen, die wir als „erogene Zonen" bezeichnen. Noch steht keineswegs die Genitalzone im Mittelpunkt der werdenden Sexualität. Im frühesten Alter sehen wir die autoerotische

Lustgewinnung am stärksten an den Mund als erogene Zone gebunden. Im Nahrungssaugen erlangt das Kind Sättigung und Lust. Diese letztere verschafft es sich durch das Lutschen oder „Wonnesaugen", dem manche Kinder lange Zeit hingegeben bleiben. Keine andre Behauptung der Psychoanalyse hat solchen Widerspruch hervorgerufen wie die Bewertung des Lutschens als Sexualbetätigung. Und doch sind wir durch die Tatsachen zu solcher Auffassung genötigt. Denn von diesen Äußerungen des kindlichen Trieblebens führen fließende Übergänge zu unzweifelhaften Äußerungen der Sexualität hinüber, insbesondere zur kindlichen Onanie. Die Pathologie lehrt uns Fälle abnormer Entwicklung kennen, in welchen die Saugelust sich eine Vorherrschaft im Sexualleben bewahrt und die Entwicklung der andern „Partialtriebe" hemmt. Die sonstigen Beweise für die Zulässigkeit, ja Notwendigkeit der hier vertretenen Auffassung können hier nicht im einzelnen gewürdigt werden. Es mag aber betont werden, daß diese und andre Aufstellungen der Psychoanalyse, welche zunächst Befremden erregen, keineswegs einer vorgefaßten Meinung entspringen, sondern ausschließlich der vorurteilslosen Beobachtung und der gesicherten Erfahrung.

Dem autoerotischen Stadium folgt ein zweites, in welchem die „Libido" bereits auf ein Objekt gerichtet ist. Dieses Objekt aber ist das Kind selbst, das in dieser Phase seiner Triebentwicklung nur sein eignes Interesse kennt, nur sich selbst liebt, dementsprechend seine Macht in naiver Weise überschätzt; es verlangt nach Liebesbeweisen aller Art, die es als selbstverständlich entgegennimmt. Es ist das Entwicklungsstadium des „Narzismus". Das Wort ist der griechischen Sage von dem Jüngling entnommen, der sich in sein eignes Spiegelbild verliebte. Die Selbstliebe des Kindes in dieser Zeit ist mit einem noch völlig rücksichtslosen Egoismus auf dem Gebiet der Ichtriebe gepaart. Das „Haben haben!" des Kindes ist der deutlichste Ausdruck dieses Zustandes.

Allmählich aber wendet die Libido sich anderen Objekten zu. Bezeichnend ist das Nebeneinander entgegengesetzter Antriebe, so daß sich der gleichen Person freundliche und feindliche Regungen, Liebe und Haß zuwenden können. Andre, später dem Sexualtrieb eingeordnete Triebe zeigen sich gleichzeitig in aktiver und passiver Tendenz. Erwähnt seien die Schaulust und Entblößungslust, die Lust an Angriff und Überwältigung sowie ihr passives Gegenspiel. In dieser Zeit — es handelt sich etwa um das fünfte Lebensjahr — ist die sexuelle Neugierde des Kindes lebhaft. Wie dann in dieser selben Epoche die Liebesbedürfnisse des Kindes sich seiner nächsten Umgebung gegenüber äußern, wie darin die gegenseitige Anziehung der Geschlechter hervortritt, das soll hier zunächst nur angedeutet werden, da uns dieser Vorgang noch weiterhin beschäftigen wird.

Dem kleinen Kinde fehlen noch alle Hemmungen des Trieblebens, die

wir im späteren Alter als selbstverständlich ansehen. Die allmähliche Anpassung des psychisch heranreifenden Kindes an seine engere und weitere Umgebung beruht auf dem Prozeß der Verdrängung, dem ein erheblicher Teil der primitiven Triebregungen zum Opfer fällt. Eben diese Anteile der kindlichen Sexualität bilden dann den Grundstock des Unbewußten. Und dieses letztere wird mehr und mehr zu einem Sammelplatz aller der psychischen Inhalte, welche dem Bewußtsein ob ihrer Unlustbetonung unerträglich sind. Das verdrängte Triebmaterial wird zum großen Teil einer Verarbeitung unterworfen, durch welchen es auf sozial zulässige oder erwünschte Ziele gelenkt wird und damit wieder bewußtseinsfähig wird. Ein Teil jener Triebenergien dient beispielsweise dem Aufbau der großen Dämme der Sexualität, die wir als Scham, Ekel, Mitleid usw. kennen. (Prozeß der „Sublimierung".)

Ihre definitive Gestaltung erfährt die Sexualität im Alter der Reifung. Die Fortpflanzungsfunktion tritt in ihre Rechte, und damit wird die Genitalzone zum Mittelpunkt des sexuellen Trieblebens. Unter ihrer Vorherrschaft sammeln sich die Partialtriebe zu einem Ganzen. Bei normalem Verlauf der Entwicklung kommt erst jetzt eine einheitliche Richtung der sexuellen Antriebe zustande. Das andre Geschlecht wird zum ausschließlichen Sexualobjekt, der Geschlechtsakt zum Sexualziel. Störungen des Entwicklungsganges aber ziehen jene Abweichungen von der Norm nach sich, welche wir als Perversionen bezeichnen.

Das „Unbewußte" im Sinne der vorstehenden Ausführungen ist also diejenige Hälfte unsres psychischen Lebens, welche der bewußten Einsicht des Menschen verschlossen ist. Keineswegs handelt es sich um diejenigen Vorstellungen, die wegen der beschränkten Fassungskraft unsres Bewußtseins beiseite geschoben, unserm Erinnerungsvermögen doch zugänglich bleiben. Wir unterscheiden dieses psychische Gebiet als das Vorbewußte vom Bewußten wie auch vom Unbewußten. Den „Widerstand" aber, welcher die Rückkehr verdrängter Vorstellungen aus dem Unbewußten zu hindern bestimmt ist, denken wir uns als Schranke zwischen diesem und dem Vorbewußten. Freud hat für ihn die treffende Bezeichnung der „Zensur" eingeführt. Die Namengebung ist leicht verständlich. In einem Staatswesen mit strenger Preßzensur wird jedes der Regierung nicht genehme literarische Produkt unterdrückt. Wer seine oppositionelle Meinung dennoch äußern will, muß sie in irgendeiner Form maskieren, sie hinter Andeutungen verbergen oder irgendwelche sonstigen Entstellungen an ihr vornehmen. (Als Rousseau das französische Königtum vor der großen Revolution kritisieren wollte, schrieb er die „Lettres persanes". Dem Scheine nach stellte er die Verhältnisse in Persien dar, indessen er die des eignen Landes im Auge hatte. Solcher indirekter Darstellungsweise bedient sich

unser Unbewußtes ständig, wenn es darauf ankommt, den Produkten seiner Phantasie den Eintritt ins Bewußtsein zu ermöglichen.)

Von unbewußten Phantasien dürfen wir mit vollem Rechte sprechen. Denn unser Unbewußtes ist von unerfüllten Wünschen geschwellt und — wie wir hinzufügen dürfen — großenteils von unerfüllbaren. Diejenige Seite des menschlichen Denkens aber, welche unser innerstes Sehnen als erfüllt oder doch erfüllbar darstellt, nennen wir die Phantasie. Hier können wir uns von neuem überzeugen, wie eng der Zusammenhang zwischen dem Unbewußten und dem primitiv-kindlichen Triebleben ist. Das Denken des Kindes wird in seinen frühen Lebensjahren ganz von seinen Lusttrieben geleitet. So wie seine Tätigkeit Spiel, so ist sein Denken Phantasie. Erst allmählich paßt das Denken sich der Wirklichkeit an, ohne daß doch die phantastische Richtung jemals im Leben völlig erlischt. In späterer Epoche dürfen wir zwei Formen des bewußten Denkens unterscheiden, die phantastische und die realistische. Im Unbewußten aber, das eben ein primitiv-kindliches Stadium unserer psychischen Entwicklung repräsentiert, gibt es nur das der Realität abgewandte Denken im Sinne der verdrängten Wünsche.

Ein Rückblick auf den geschilderten Entwicklungsgang der Psychoanalyse läßt uns erkennen, welche Tragweite die ursprüngliche Breuersche Entdeckung gewonnen hatte. Aus einem Behelf, der sich dem Arzt zum Verständnis und zur Behandlung eines nervösen Krankheitszustandes dargeboten hatte, war eine reiche Quelle psychologischer und biologischer Erkenntnis geworden. Die Psychoanalyse erschloß das menschliche Unbewußte der Erforschung und schuf eine neue Anschauung von den im Menschen wirkenden Triebkräften, insbesondere der Sexualität. Sie erkannte, daß die krankhaften seelischen Vorgänge bei den Nervösen nichts andres waren als quantitative Steigerungen solcher Prozesse, die auch beim Gesunden zu erweisen waren. Und so nahm die Psychoanalyse die Bedeutung einer das gesamte normale und krankhafte Seelenleben umfassenden wissenschaftlichen Psychologie für sich in Anspruch.

Unter den neu gewonnenen Gesichtspunkten vermochte die Psychoanalyse ein seelisches Phänomen verständlich zu machen, das seit den frühesten Zeiten das Interesse der Menschen auf sich gezogen hatte, nämlich den Traum. Jetzt handelte es sich also nicht mehr um die Aufklärung krankhafter Erscheinungen von rein medizinischem Interesse, sondern um ein Erzeugnis des normalen Seelenlebens, freilich um ein gleichfalls schwer verständliches. Die psychoanalytische Traumdeutung aber wurde zur wichtigsten Quelle unsrer Kenntnis des Unbewußten. Das ist leicht verständlich. Denn während wir schlafen, ist unsre Bewußtseinsfunktion in hohem Maße herabgesetzt. Eine im Schlafzustand hervorgebrachte psychische Leistung muß

uns also wie nichts andres über unbewußt seelische Vorgänge Aufschluß geben können.

Schon frühere Traumforscher hatten angenommen, daß der Traum seelische Regungen in bildlicher Form zur Darstellung bringe; aber sie waren keineswegs den mannigfachen Rätseln der Traumpsychologie gerecht geworden, hatten das Unbewußte und die Gesetzmäßigkeiten des unbewußten seelischen Geschehens nicht erkannt und waren den traumschaffenden Wunschregungen ebensowenig auf die Spur gekommen wie der Funktion des Traumes im menschlichen Seelenleben.

Freud unterschied zwischen der äußeren Erscheinung — dem „manifesten" Inhalt — eines Traumes und dem verdrängten Material an Wünschen und sonstigen Vorstellungen, welche in jener Form ihre indirekte Darstellung gefunden hatten. Er stellte sie als den verborgenen, „latenten" Trauminhalt dem manifesten gegenüber. Der „manifeste Inhalt" eines Traumes, wie wir ihn nach dem Erwachen in Erinnerung haben, erscheint unserm Bewußtsein in der Regel befremdend und unverständlich, ja verworren; er bedarf daher der Deutung. Das Deutungsverfahren ist nun durchaus das gleiche, wie Freud es zur Aufklärung nervöser Symptome angewandt hatte. Man verfolgt von jedem Einzelbestandteil des manifesten Trauminhalts aus die Assoziationsfäden, indem man unter Ausschaltung bewußter Zielvorstellungen oder kritischer Einwände Einfälle produzieren läßt. Unbewußte Zielvorstellungen führen so zu den latenten Traumgedanken. Die Deutung geht den umgekehrten Weg wie jener psychische Prozeß, der aus den latenten Traumgedanken durch Entstellung den manifesten Inhalt hergestellt hatte, und den wir als die „Traumarbeit" bezeichnen.

Die Träume der Kinder bieten naturgemäß die einfachsten Verhältnisse. Sie stellen einen im Wachen nicht erledigten Wunsch — etwa nach Süßigkeiten, die dem Kinde nicht gewährt wurden — als erfüllt dar. Im Kindesalter kann jeder Wunsch zum Traumerreger werden. Die Egozentrizität des Traumes tritt hier unverhüllt zutage. In den Träumen Erwachsener ist ein verdrängter Wunsch der Traumerreger oder doch ein solcher, der aus dem Unbewußten Verstärkung bezieht. Fast immer ist die Wunscherfüllung durch die Traumentstellung unkenntlich gemacht. Wir treffen hier wiederum auf jenen Widerstand, den wir bereits unter dem Namen der Zensur kennen gelernt hatten.

Der Traum vereinigt Material aus sehr verschiedenen Quellen zu einer Einheit. Da sind zunächst aktuelle Wünsche, denen das wirkliche Leben des Träumers die Erfüllung versagt. Sie erweisen sich aber, wie schon erwähnt, als Wiederholungen, man möchte sagen: als Neuauflagen kindlicher Wunschregungen. Besonders überzeugend tritt dieser Sachverhalt uns in gewissen Träumen entgegen, die mit geringer Variabilität allen

Menschen gemeinsam sind. Dahin gehören zum Beispiel die „Nacktheitsträume". Wohl jeder hat einmal geträumt, er befinde sich in unzulänglichster Bekleidung in Gesellschaft, im Restaurant, auf der Straße usw. Gewiß entspricht eine solche Situation nicht seinen bewußten Wünschen. Darauf läßt uns schon der peinliche Affekt der Angst schließen, von welchem solche Träume begleitet zu sein pflegen. Aber in seiner Vergangenheit gab es eine Zeit, da die Nacktheit noch nicht Schande war, sondern lautere Lust bereitete; es ist die frühe Kindheit! Wer Kinder aufmerksam beobachtet, dem kann es nicht entgehen, wie kleine Kinder sich ausgelassen vor Glück gebärden, sobald sie einmal des Kleiderzwanges ledig sind. Besonders bereitet es ihnen die höchste Lust, sich den von ihnen am meisten geliebten Personen nackt zu zeigen. Der paradiesische Zustand der Nacktheit ohne Scham ist eine der beglückenden Freiheiten des Kindes, nach welchen sich der Mensch im späteren Alter unbewußt zurücksehnt.

Die häufigen Träume vom Tode naher Angehöriger bieten ähnliche Verhältnisse. Nicht selten träumen wir vom Tode einer geliebten Person, an deren Leben wir bewußt mit allen Fasern hängen. Wir erleben das Ereignis im Traum unter allen Anzeichen der Angst, des Schreckens, des Schmerzes. So liegt es freilich nahe, in derartigen Träumen den Ausdruck einer Befürchtung zu sehen, keineswegs aber den eines verdrängten Wunsches. Es ist allzu menschlich, daß die psychoanalytische Lehre, die auch diesen Träumen Wunschcharakter zuschreibt, den heftigsten Widerspruch fand. Prüfen wir sachlich! Wenn jene Todesträume wirklich nur der liebevollen Besorgnis entsprächen, wie sollten wir dann verstehen, daß der Träumer aus ihnen so oft mit einem peinigenden Schuldgefühl erwacht? Eben dieses Schuldgefühl kann uns als Wegweiser dienen. Es gab in unserm Leben eine Zeit, da wir jeden Menschen, der uns im Wege war, uns etwas zuleide tat usw., kurzerhand in der Phantasie sterben ließen. Wieder handelt es sich um die frühe Kindheit. Ein Kind von zwei bis fünf Jahren, das bisher das einzige seiner Eltern war und durch die Ankunft des zweiten einen Rivalen erhielt, reagiert auf diesen mit unverhohlener Feindseligkeit. Ein vierjähriges Mädchen sieht, wie der wenige Tage alte Bruder gebadet wird. „Laß ihn doch ertrinken", sagt sie zur Pflegerin. Ein dreijähriger Knirps fühlt sich vom Vater ungerecht behandelt, gerät in Wut und stößt die Worte hervor: „Papa soll Kopf ab haben!" Diese primitive Reaktionsweise des Menschen lebt in seinem Unbewußten fort, indessen sein Bewußtsein, die kulturelle Oberschicht seiner Psyche, sie völlig verleugnet. Die Verdrängung geht oft so weit, daß wir meinen, mit gutem Recht behaupten zu dürfen, solche Regungen seien niemals in uns gewesen. Die Erwachsenen bemühen sich sogar, immer wieder die „Harmlosigkeit" des Kindes zu betonen. Betrachten wir aber das Triebleben des Kindes

so objektiv, wie die Psychoanalyse es von uns verlangt, so werden wir ebensowenig das Kind als „harmlos" preisen wie wir es als „böse" verurteilen werden. Wir werden vielmehr hervorheben, daß das Kind in seiner frühesten Lebensperiode ein triebhaft reagierendes Wesen ist, an dessen Wünsche und Handlungen wir einen moralischen Maßstab noch nicht anlegen dürfen. Und auf diese noch amoralische Epoche der Kindheit gehen die Todesträume, welche uns beschäftigten, zurück.

Es muß nun auffallen, daß Männer vorzugsweise vom Tode des Vaters, Frauen von demjenigen der Mutter träumen. Wieder gibt uns jenes frühe psychische Entwicklungsstadium die Erklärung des eigentümlichen Sachverhalts. In der ersten Hälfte des fünften Lebensjahres wendet sich der kleine Knabe mit auffallender Zärtlichkeit der Mutter zu, während er dem Vater mit deutlich eifersüchtiger Feindschaft gegenübersteht. Er erklärt, die Mutter heiraten zu wollen, wünscht den Vater fort, fragt, wann der denn sterbe. Der Mutter spendet er weit mehr Liebesbeweise, wünscht mit ihr allein zu sein, setzt sich in kindlich-drolliger Weise vor ihr als Mann in Szene, stellt sich ihr unbekleidet mit deutlicher Absicht zur Schau. Wir werden uns keinem Zweifel darüber hingeben dürfen, daß wir hier die Äußerungen kindlicher Geschlechtlichkeit vor uns haben. Ein Mädchen im entsprechenden Alter wirbt mit Zärtlichkeiten um den Vater, bestürmt aber zur selben Zeit die Mutter mit Fragen: Wann stirbst du? Lebst du in zehn Jahren noch? Lebst du noch, wenn ich groß bin? Als die Mutter die Kleine fragt, was sie denn ohne Mutter machen wolle, ertönt prompt die Antwort: dann heirate ich den Papa! Eines Tages äußert sie: „Papa, ich könnte dich doch mal nackt sehen!" „Ich könnte" ist zweifellos ein gemildertes „ich möchte". Dieses letztere aber verstehen wir, wenn wir erfahren, daß die Kleine einige Zeit vorher einen Bruder bekommen und die körperlichen Unterschiede mit lebhaftem Interesse festgestellt hatte.

Die kindlich-erotische Einstellung des Knaben zur Mutter und seine eifersüchtig-friedliche Einstellung zum Vater finden wir in enger Verbindung in der griechischen Ödipussage, deren Held den Vater tötet, als dieser ihm in den Weg tritt, und hernach die Mutter zur Frau nimmt. Dieses auch in andern Sagen verbreitete Motiv entstammt demjenigen seelischen Konflikt, der in der Kindheit jedes Menschen von ernster, weittragender Bedeutung ist. Gelingt es dem Kinde, sowohl die primitive Erotik in eine der Mutter entgegengebrachte unsexuelle Zärtlichkeit umzuwandeln, als auch die Feindseligkeit gegenüber dem Vater einzudämmen, so gibt die Bewältigung dieser Aufgabe die beste Gewähr für das Gelingen fernerer Anpassungsleistungen, deren das Leben so viele von uns verlangt. Scheitert aber das Kind an der Bewältigung der Ödipus-

einstellung, so ist es schweren Störungen in der weiteren Entfaltung seines Gefühlslebens und damit nervöser Erkrankung ausgesetzt.

In den Träumen der Erwachsenen suchen die verdrängten Tendenzen dieser Art vielfach nach Ausdruck. So erfuhr ich folgenden Traum eines erwachsenen Mannes: „Ich sitze links neben meiner Mutter in einem zweirädrigen Wagen von der Art eines Dogcart. Rechts neben dem Wagen steht mein Vater, schweigend, mit ernstem Gesicht. Er wendet sich dann ab und entfernt sich in einer unsrer Fahrtrichtung entgegengesetzten Richtung. Bald entschwindet er unsern Augen. Schon vorher schlage ich der Mutter vor, daß wir auf- und abfahren wollen, so als ob man auf jemanden wartet. Sie gibt dem Zügel des Pferdes, den sie hält, einen kleinen Ruck, so daß das Pferd anzieht. In diesem Augenblick nehme ich ihr die Zügel aus der Hand, treibe das Pferd an und fahre rasch mit ihr davon."

In den realen Verhältnissen findet dieser Traum insofern keine Stütze, als der Träumer und seine Eltern niemals ein Fuhrwerk besessen haben. Auch hat nie eine irgendwie ähnliche Szene in Wirklichkeit stattgefunden. Auch ist nicht zu ersehen, was den Träumer veranlassen sollte, sich gerade eine solche Szene auszumalen. Aber erinnern wir uns, daß der manifeste Trauminhalt ja nicht die wahre Tendenz des Traumes erkennen läßt, und lassen wir uns von den Einfällen des Träumers leiten! Die führten im vorliegenden Beispiel bald auf Beseitigungsphantasien gegenüber dem Vater, welche, ursprünglich der Kindheit entstammend, durch aktuelle Konflikte des Träumers mit seinem Vater wieder belebt worden waren. Der Vater ist still und geht fort — darin erkennen wir die andeutende, anspielende Ausdrucksweise des Traumes, der die Phantasie vom Tode des Vaters nicht offen zum Ausdruck bringen darf. Daß der Sohn unmittelbar nach dem „Verschwinden" des Vaters seinen Platz neben der Mutter einnimmt, daß er die Zügel ergreift, die ein Sinnbild der Herrschaft sind, wird uns nun verständlich. Vielleicht wird uns späterhin ein noch tieferer Einblick in den latenten Sinn dieses Traumes gewährt. Seinen Wunschcharakter und seine Zugehörigkeit zum Gedankenkreis der Ödipuseinstellung wird uns schon jetzt erkennbar.

Im Vergleich mit diesen Traumquellen — das heißt den aktuellen und kindlichen Wunschregungen — treten andre Traumanlässe stark in den Hintergrund. In der volkstümlichen Auffassung der Träume, der sich auch manche psychologischen Forscher anschließen, erfreuen sich die körperlichen Reizquellen (Füllung des Magens, der Blase usw.) einer großen Wertschätzung als Traumerreger. Zweifellos gehen solche körperlichen Empfindungen als frisches Material in den Traum ein, sind aber für sich allein als Traumerreger unzulänglich. Der gleiche „Leibreiz" ruft auch

bei verschiedenen Personen oder bei der gleichen Person zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenartige Träume hervor. Schon daraus dürfen wir entnehmen, daß jenen Körpererregungen wohl eine auslösende Bedeutung für den Traum zukommt, daß ihr eigentlicher, latenter Inhalt aber aus anderen Quellen stammt.

Der Vorgang, welchen wir bereits als „Traumarbeit" kennen lernten, dient zur Umgehung der „Zensur". Diese letztere hält die unbewußten Regungen vom Eindringen ins Bewußtsein zurück, solange wir wach sind. Während des Schlafes läßt sie sie nur bedingungsweise zu. Die Zensur verlangt in vielen Fällen eine Unterdrückung oder Umkehrung der den Traumgedanken zugehörigen Affekte und namentlich eine weitgehende Entstellung der Traumgedanken. Die Traumarbeit geht nun sehr verschiedene Wege, die hier nicht alle erörtert werden sollen. Sie verschmilzt beispielsweise mehrere einander irgendwie ähnliche Vorstellungen zu einer einzigen, welche dadurch mehrdeutig wird. Sie muß ferner das Traummaterial in eine Form bringen, daß es – wie in einer dramatischen Szene – darstellbar wird. So muß Abstraktes durch konkrete Bilder ersetzt werden. Die Traumarbeit macht ferner ausgiebigen Gebrauch von der symbolischen Darstellungsweise.

Da wir bereits mit dem unlöslichen Zusammenhang unsres Unbewußten mit der Sexualität bekannt geworden sind, so kann es uns kaum mehr in Erstaunen setzen, daß die zahlreichen Symbole des Traumes vorwiegend der sexuellen Anspielung dienen. Organe und Funktionen des Geschlechtstriebes werden durch die mannigfachsten Symbole andeutend bezeichnet. Viele der in Betracht kommenden Symbole kennen wir übrigens auch aus dem wachen Leben; sie sind, der witzigen Anspielung, dem Folklore, den Darstellungen der bildenden Kunst gleichermaßen eigen. Machen wir uns diese Erfahrungen zunutze, so werden wir auch in die Bedeutung des besprochenen Traumes noch tiefer eindringen können. Alle gemeinsamen Bewegungen – Gehen, Fahren usw. – des Träumenden mit einer Person des andern Geschlechts spielen auf den Sexualverkehr an. Erst jetzt vermögen wir in diesem Traum die restlose Erfüllung der Ödipuswünsche zu erkennen.

Als Beispiel einfacher Symbolik diene noch folgender kurze Traum: Ein junges Mädchen lernt im Sanatorium einen jungen Arzt kennen und spricht sich sehr entzückt über ihn aus. In der Nacht träumt sie, jener Arzt komme an ihr Bett und stoße ihr einen Dolch in den Leib. Der begleitende Angstaffekt läßt uns darauf schließen, daß der Traum eine Wunschregung enthalte, die dem Bewußtsein nicht angenehm ist. Das Unbewußte der Träumerin begehrt vom Manne die Befriedigung ihres Triebes. Wenn nun in den Träumen der Frauen der Überfall zu den

häufigsten Vorkommnissen zählt, so kann der Zweck einer solchen Darstellung – auch in dem vorliegenden Traum – nicht zweifelhaft sein. Die Träumerin erscheint als das schuldlose Opfer des männlichen Angriffs. Kein Vorwurfsaffekt haftet an ihrem Traum. Und doch enthält er eine Wunscherfüllung, die allerdings durch Angst entstellt ist.

Es ist nur ein kleiner Teil der mit dem Traum verknüpften Probleme, die wir mehr gestreift als erschöpfend behandelt haben. Andre wichtige Fragen der Traumpsychologie sind von der Psychoanalyse ebenfalls in befriedigender Weise gelöst worden; sie brauchen uns aber hier nicht zu beschäftigen. Wir beabsichtigten ja nicht, dem Traumproblem in allen wesentlichen Hinsichten gerecht zu werden, sondern wollten am Beispiel der Traumdeutung verstehen lernen, wie die Psychoanalyse zu den Phänomenen des normalen Seelenlebens Stellung nimmt. Wir werden nun die Beziehung gewisser psychologischer Phänomene des wachen Lebens zum Unbewußten sehr viel leichter verstehen können.

Die Wirkungen der Verdrängung machen sich beim Gesunden keineswegs bloß im Traum bemerkbar, sondern auch während des Wachens. Schon eingangs wurde erwähnt, daß gewisse Erinnerungen (zum Beispiel an Namen) uns zeitweise nicht zur Verfügung stehen. In jedem solchen Falle gelingt nun der Psychoanalyse der Nachweis, daß es sich um ein tendenziöses Vergessen handelt. Es hat die Funktion, unlustbetonte und daher „bewußtseinsunfähige" Vorstellungen von unserm Bewußtsein fernzuhalten. Entfällt uns ein Personenname, eine Adresse, eine Telephonnummer oder dergleichen, die uns sonst bekannt sind, so liegt stets ein Motiv zur Verdrängung vor. Wir werden hier an die Erinnerungsstörung der Nervösen gemahnt, die sich nach Breuers Entdeckung auf den Anlaß der Symptombildung bezog. Auch das Vergessen der Träume nach dem Erwachen folgt den nämlichen Gesetzen. Oft können wir unmittelbar wahrnehmen, wie im Augenblick des Erwachens die Erinnerung an einen Traum uns gleichsam unter den Händen zerfließt.

Dem tendenziösen Vergessen reihen sich andre Erscheinungen an, die wir unter dem Namen „Fehlleistungen" zusammenfassen. Wenn wir uns versprechen, verlesen, verschreiben, wenn wir Gegenstände verlegen, uns vergreifen und ebenso, wenn wir Irrtümer begehen, so handelt es sich nur scheinbar um Zufälligkeiten. In Wirklichkeit folgen auch diese geringfügigen Vorgänge strengen Gesetzen. In die Ausführung eines bewußten Vorsatzes mengen sich unbewußte Motive entgegengesetzter Art. Die Fehlleistung macht den Eindruck der Ungeschicklichkeit. Analysieren wir aber Beispiele dieser Art, so müssen wir über die Geschicklichkeit und Folgerichtigkeit staunen, mit der sich die unbewußten Tendenzen Ausdruck verschaffen.

Eine Frau lebt in unglücklicher Ehe; die Rücksicht auf ihre Kinder, ihre Eltern usw. hindert sie, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Das unterdrückte Begehren verrät sich aber darin, daß sie Briefe mit ihrem Mädchennamen unterzeichnet, mithin den durch die Heirat erworbenen Namen verleugnet.

Eine andre junge Frau erhält einen Brief ihrer Schwiegereltern, die sich über ihr allzuseltenes Schreiben beklagen. Ihre Antwort enthält folgendes Verschreiben: „Ihr müßt entschuldigen, daß ich in der nächsten Zeit so selten schreibe.“ Es sollte heißen: in der *letzten* Zeit. Die Abneigung gegen das Schreiben an die ihr nicht sympathischen Leute setzt sich durch. Die Schreiberin verkündet, sie werde auch in Zukunft selten schreiben!

Hier einige Beispiele von „Versprechen“: Ein Professor sagt in seiner Antrittsvorlesung: „Ich bin nicht *geneigt*, die Verdienste meines geschätzten Vorgängers zu schildern.“ „Geeignet“ hatte er sagen wollen. — Im deutschen Reichstag trug es sich während der Novemberdebatten des Jahres 1908 zu, daß ein Abgeordneter der Rechten anläßlich gewisser Äußerungen des Kaisers feierlich erklärte: „Wir müssen dem Kaiser *rückgratlos* unsre Meinung sagen!“ Stürmische Heiterkeit unterbrach den Redner, der sein Versprechen in „*rückhaltlos*“ verbesserte. Doch zu spät; denn die geheime Absicht, vor dem Monarchen zurückzuweichen, hatte sich bereits verräterischen Ausdruck verschafft.

Irrtümer in der Wahl der Straßenbahnlinie, Umsteigen in falscher Richtung (so daß man zum Ausgangspunkt zurückkehrt!), das Verlieren und das Zerbrechen von Gegenständen, Selbstbeschädigungen und mancherlei Unfälle und noch viele andre kleinere und größere Vorkommnisse des täglichen Lebens ordnen sich unsern Gesichtspunkten unter, sobald wir einmal die psychoanalytische Grundregel beachten, das heißt von dem Vorkommnis ausgehend frei assoziieren und uns dabei durch auftauchende Widerstände nicht irre machen lassen.

Das gleiche gilt für sogenannte „Zufallshandlungen“, die man im täglichen Leben unter dem Deckmantel ihrer scheinbaren Belanglosigkeit vielfach begeht. Ein Ehemann zieht in der ärztlichen Sprechstunde, während er seine Klagen vorbringt, den Ring von der rechten Hand und läßt ihn fallen, so daß er durchs Zimmer rollt. Es ergibt sich bald, daß sein nervöser Zustand mit Intimitäten seiner Ehe zusammenhängt, daß er aber den Entschluß zur Scheidung nicht zu fassen vermag.

Beispiele solcher Art ließen sich in unbegrenzter Menge beibringen. Wir begnügen uns mit den wenigen mitgeteilten. Wohl aber lohnt es noch zu erwähnen, daß Fälle, wie der letzterwähnte (Fallenlassen des Eheringes), im Publikum vielfach im Sinne von Vorbedeutungen aufgefaßt werden.

Die Psychoanalyse gibt ihnen durch Heranziehung der unbewußt-psychischen Funktionen eine besser fundierte Erklärung, wie sie überhaupt viele Erscheinungen des Aberglaubens auf unbewußte Quellen zurückführt.

Für den Uneingeweihten hat es etwas Befremdendes, daß Freud sich nach erfolgreicher Aufklärung der Fehlleistungen und der Traumprobleme gerade der Psychologie des Witzes zuwandte. Hier kann nicht die gesamte psychoanalytische Theorie des Witzes wiedergegeben werden. Nur wenige Hinweise mögen die gemeinsamen Beziehungen des Witzes und des Traumes zum Unbewußten beleuchten. Denn diese waren es, welche die Aufmerksamkeit des psychoanalytischen Forschers anzogen.

Weichen wir im Witze von den strengen Gesetzen der Logik ab, so stellen wir dadurch eine in der frühen Kindheit genossene Freiheit wieder her. Der Verdrängungsprozeß, der etwa mit dem vierten Lebensjahre einsetzt, wird durch den Witz momentan aufgehoben. Die Ersparnis des zur Verdrängung erforderlichen psychischen Aufwandes wirkt lusterzeugend; auch hierdurch werden wir auf kurze Zeit in den Zustand der kindlichen Freiheit zurückversetzt, der Konvention enthoben.

Die Psychogenese des Witzes führt auf das Spielen des Kindes mit Worten zurück, also auf jenes Stadium seiner geistigen Entwicklung, in welchem es von der Realität noch keine Notiz nimmt. Das ältere Kind hat das Bedürfnis, zeitweise die Vernunft auszuschalten. Seine Freude am Unsinn schafft den Scherz, der die zweite Vorstufe des Witzes darstellt. Eine dritte Stufe verleiht der harmlose Witz unter Ausschaltung der Kritik einem bestimmten wertvollen Gedanken Ausdruck. Der tendenziöse Witz endlich, der unter anderen aggressiven oder sexuellen Regungen Ausdruck gibt, kommt großen, mit der Verdrängung kämpfenden Tendenzen zu Hilfe.

Mit dem Traum hat der Witz wichtige technische Mittel der Darstellung gemein, so zum Beispiel die Verdichtung verschiedener psychischer Elemente zu einer Einheit und die Darstellung durch das Gegenteil. Ferner entstammt das Material des Witzes wie dasjenige des Traums dem Unbewußten. Der Witz ist ein Einfall, kein Produkt bewußter psychischer Arbeitsleistung. Auch dem Witz steht die uns als Zensur bekannt gewordene hemmende Macht entgegen. Zum Unterschied vom Traum ist aber der Witz ein sozialer Vorgang. Die den Witz produzierende Person bedarf einer andern, für den Witz empfänglichen, der sie ihn mitteilt. Bei dieser werden Verdrängungen plötzlich aufgehoben, und das Verdrängte gelangt durch Lachen zur Abfuhr. Und während der Traum der Unlustverhütung dient, strebt der Witz nach positiver Lustgewinnung.

Schauen wir nun einen Augenblick auf den Weg der Psychoanalyse zurück! Sie hat nicht nur in krankhaften Seelenzuständen, sondern auch

in wichtigen Erscheinungen des normalen Seelenlebens den Kampf verdrängender Kräfte und verdrängter Triebregungen nachgewiesen. Neben dem reichen Material, das durch angeborene Anlage und persönliche Schicksale eines Menschen individuell gefärbt ist, macht die Psychoanalyse im Unbewußten das Typische, Allgemeinmenschliche kenntlich. Psychologische Feststellungen von solcher Art müßten notwendigerweise auch für andere psychologische Gebiete bedeutungsvoll werden. Der folgende Überblick soll nur in großen Zügen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, erkennen lassen, welch verschiedenartige Disziplinen ein wissenschaftliches oder praktisches Interesse an den Ergebnissen der Psychoanalyse haben.

Die erwachsenen Menschen haben für das Triebleben des Kindes in der Regel kein Verständnis, weil sie sich durch die eigne Triebverdrängung dem kindlichen Verhalten zu weit entfremdet haben. Die Psychoanalyse hat uns über das Wunsch- und Vorstellungsleben des Kindes, besonders aber über seine Sexualität, grundlegende Aufschlüsse gegeben. Noch sind in weiten Kreisen irrige Anschauungen, namentlich hinsichtlich des kindlichen Sexuallebens, verbreitet. Es liegt auf der Hand, welch großen Nutzen die Pädagogik aus den Ergebnissen unsrer Wissenschaft ziehen kann. Namentlich vermag diese dem Pädagogen zu zeigen, wie mancherlei Äußerungen des kindlichen Trieblebens durch unterdrückende Maßnahmen höchstens scheinbar beseitigt werden. Ihre gewaltsame Verdrängung ebnet den Boden für nervöse Erkrankungen des Kindes! Eine im Sinne der Psychoanalyse verfahrende Erziehung wird solche Fehler vermeiden; sie wird in zweckmäßiger Form die krankhaften Hemmungen, welche einer Sublimierung des Trieblebens entgegenstehen, zu beseitigen suchen, namentlich auch den sexuellen Phantasien des Kindes ein wachsames Auge zuwenden. Eine so geartete Erziehung könnte in Zukunft von höchster Bedeutung werden, indem sie nervösen Erkrankungen vorbeugt.

Nicht alle Individuen finden im Heranwachsen ohne weiteres den Weg vom wunscherfüllenden Träumen der Kindheit zum Denken im Sinne der Realität. Zwischen dem Gesunden, der diesen Weg mit Erfolg zurückgelegt hat, und dem Neurotiker, der auf ihm mehr oder weniger gescheitert ist, steht ein dritter Typus in der Mitte. Es ist der Künstler, in dessen Schaffen die Wunscherfüllung noch von ähnlicher Bedeutung ist wie in den Träumen der übrigen Menschen. Ohne daß sie sämtliche Probleme des Künstlers und der Kunst zu lösen vermöchte, beleuchtet die Psychoanalyse doch in ganz neuartiger Weise die unbewußten Antriebe, welche das Schaffen des Künstlers leiten, und die Wirkung des Kunstwerks auf den Genießenden. Das Werk bringt dem Künstler eine der „kathartischen" Wirkung ähnliche Selbstbefreiung, an welcher er dann andre teilnehmen läßt, in deren Seelenleben die gleichen verdrängten Wünsche

wirksam sind. Von besonderem Interesse sind gewisse Resultate der Psychoanalyse, welche den Zusammenhang zwischen den Kindheitseindrücken und Lebensschicksalen des Künstlers und seinem Schaffen betreffen. Doch kann alles dieses hier nur angedeutet werden. Wer diesen Fragen nähertreten will, lese die kunstpsychologischen Schriften, deren eine Anzahl von Freud und seinen Schülern erschienen ist; sie betreffen sowohl Dichter wie bildende Künstler samt ihren Werken.

Die Psychoanalyse hat sich aber nicht auf die Erforschung der individuellen Phantasietätigkeit des Menschen im kindlichen und erwachsenen Alter, im gesunden und kranken Zustande beschränkt, sondern hat auch erfolgreiche Vorstöße in das Gebiet der Massenphantasie unternommen. Bei Besprechung der „typischen" Träume erkannten wir auffällige Parallelen zum Inhalt gewisser Mythen. Diese Analogie zwischen Traum und Mythus ist nun sehr weitgehend und erstreckt sich sowohl auf den Inhalt wie auf die Form. Auch der Mythus hat neben den manifesten einen latenten Inhalt, der sich hinter vielerlei Symbolen und in eigentümlichen Verdichtungen versteckt. Eine große Reihe von Mythenstoffen findet sich auch in den Träumen. Das Inzestmotiv, das Nacktheitsmotiv und viele andre sind beiden Gebilden gemeinsam. Wir dürfen den Mythus geradezu als einen Massentraum auffassen; wie der Traum des Individuums uns aber in die vergessene Kindheitsepoche zurückführt, so entstammt der Inhalt des Mythus der vorhistorischen Zeit des Volkes. Die psychoanalytische Erforschung der Mythen und Märchen hat zu außerordentlich reichen Aufschlüssen über das unbewußte Schaffen der Volksseele geführt. Besonders verdient Beachtung, was die Psychoanalyse über die Motive der Mythenbildung lehrt. Das Bedürfnis nach der Erklärung rätselhafter Naturerscheinungen und andres mehr, was sonst in dieser Hinsicht angeführt wird, kann nicht den eigentlichen Anstoß zu jenen völkerpsychologischen Prozeß geben. Wirksam sind in ihm vielmehr die nämlichen triebhaften Strebungen, die uns im Traum entgegengetreten sind.

Hatten diese Forschungen überraschende Analogien zwischen der Kindheit des einzelnen und der Vorzeit der Völker ergeben, so wurden die neu gewonnenen Gesichtspunkte alsbald von hoher Bedeutung für das Verständnis vieler andrer Erzeugnisse des Gesamtgeistes, wie Religion, Moral, Recht, Philosophie, Sitten, Gebräuche usw. Alle diese Institutionen gründen sich auf das Bedürfnis nach einer Umwandlung solcher Triebregungen, welchen die reale Befriedigung versagt werden muß. Sie sind also den Sublimierungsprodukten des Individuums gleichwertig.

Auch hier ist der Vergleich primitiv-menschlicher Vorstellungen mit denjenigen des Kindes überaus fruchtbar. Die Psychoanalyse zeigt uns, wie im Kinde ursprünglich die Vorstellung von der unbedingten Macht seiner

eignen Wünsche lebt; viele animistische und magische Vorstellungen der Naturvölker ähneln dieser Auffassung des Kindes sehr. Die primitivsten uns bekannten sozialen Systeme beruhen ganz auf der Inzestscheu der Primitiven. Die Bedeutung des Inzestwunsches als eines der frühesten Kindheitskonflikte ist uns durch die Psychoanalyse bekannt geworden. Besondere Beachtung verdienen aber gewisse Parallelen zwischen den primitivsten Formen der Religion und dem kindlichen Seelenleben, deren Entdeckung zu den größten Verdiensten Freuds zu rechnen ist.

Bei einer großen Anzahl primitiver Völker finden wir ein religiös-soziales System, das in der Ethnologie unter dem Namen des Totemismus bekannt ist. Der „Totem" ist meist eine Tierart, seltener eine Pflanze oder ein lebloser Gegenstand. Beschränken wir uns hier auf die häufigste Form! Jedes Tier der betreffenden Art genießt bei dem Stamm, dessen Totem es ist, eine besondere Behandlung. Man darf sich seiner nicht bemächtigen, es nicht töten oder jagen. Nur bei besonderen feierlichen Gelegenheiten wird der Totem von der Gesamtheit der Stammesangehörigen getötet und verspeist, was mit eigentümlichen Zeremonien verbunden ist (Totem-Hochzeit). Zum Totem stehen sämtliche Stammesgenossen in einem besonderen Verhältnis. Sie betrachten sich als Abkömmlinge des Totem, schonen ihn im allgemeinen, erwarten aber auch, daß er ihnen dafür freundlich gesinnt sei und nichts gegen sie unternehme.

Mit diesem System, in dem wir eine primitive Vorstufe der eigentlichen Religionen erblicken, verbinden sich nun weitere Institutionen, die dem Verständnis des Kulturmenschen ebenso fernliegen. Ein Mann, der zum Totem „Känguruh" gehört, darf keine Frau nehmen, die ebenfalls „Känguruh" ist. Mit anderen Worten: Es ist ihm nicht nur verboten, eine Blutsverwandte zu ehelichen, sondern als sollte das Inzestverbot durch weitgehende Maßnahmen gesichert werden, wird es auf alle Stammesangehörigen ausgedehnt. (Gebot der „Exogamie".) Die Institutionen primitiver Völker erwecken durchaus den Eindruck, als gäbe es für sie kein wichtigeres Ziel als die Inzestverhütung.

Den Ethnologen sind alle die geschilderten Erscheinungen rätselhaft geblieben. Nicht nur den Sinn des Totemismus und der mit ihm verknüpften Zeremonien, sondern auch die Bedeutung der Exogamie vermochten sie nicht zu entziffern. Die Gesichtspunkte, unter welchen sie den schwierigen Fragen näher zu kommen versuchten, widersprachen einander. Eine Erklärung der miteinander eng verbundenen Probleme des Totemismus und der Inzestscheu (Exogamie) war aber nur unter einheitlichen Gesichtspunkten möglich.

Die Psychoanalyse trat diesen Fragen mit einem anderswo gewonnenen Rüstzeug gegenüber. Sie hatte bereits erkannt, daß im Leben jedes Kindes

die Lösung des Inzestproblems eine psychische Leistung von erheblichem Belang darstellte. Ferner kannte sie eine übertriebene Inzestscheu aus der Psychologie derjenigen Menschen, mit denen sie sich am intensivsten beschäftigt hatte; es sind die Nervösen. Freud fand nun im Kindesalter weitere Übereinstimmungen mit dem Seelenleben der primitiven Völker. Vielleicht alle Kinder, sicher aber sehr viele unter ihnen, stehen in ihren frühen Lebensjahren zu einer Tierart in einer eigentümlichen Gefühlsbeziehung. Diese letztere ist auffällig durch ihre Doppelwertigkeit („Ambivalenz"). Das Kind steht der betreffenden Tierart einerseits mit liebevollem, ja zärtlichem Interesse gegenüber, andrerseits erregt das nämliche Tier seinen Haß und seine Angst. Am häufigsten erscheinen in dieser Rolle bei Kindern in unsern Verhältnissen die größeren Haustiere, in der Stadt also hauptsächlich Pferde und Hunde, seltener Katzen, Hühner oder andre Tiere. Nicht selten fühlt sich ein drei- bis fünfjähriges Kind in seiner Phantasie ganz als das von ihm bevorzugte Tier. Nervös veranlagte Kinder zeigen solch phantastisches Gehaben in verstärktem Maße. Ein kleiner Knabe zum Beispiel war nicht vom Hühnerhof zu trennen, interessierte sich für nichts andres als für Hühner, wollte nur Lieder und Gedichte hören, in welchen von Hahn und Hühnern die Rede war, ahmte Haltung und Bewegungen seiner Lieblinge nach, gab sogar eine Zeitlang das Sprechen zugunsten des Krähens und Gackerns auf. In diesem Falle stand die Liebe zum Hühnervolk im Vordergrunde. In andern Fällen ist die Angst weitaus überwiegend. Auch normale Kinder sind Angstträumen unterworfen, in welchen stets dieselbe Tierart, am häufigsten der Hund, sie angreift. Es ist nun sehr bemerkenswert, daß ein Knabe, der im Traum von einem Hund angegriffen wird, sich sehr oft in Begleitung der Mutter befindet. Nicht selten spricht das Kind im Traum zu dem Hund, bittet ihn um Verzeihung, gelobt Besserung usw. Schon diese Einzelheiten legen uns die Vermutung nahe, das Angst- oder Lieblingstier trat in Elternbedeutung auf. Die mannigfachen Tatsachen, welche diese Auffassung sichern, können hier nicht aufgeführt werden. Es genügt zu sagen, daß ein solches Tier im Seelenleben des Kindes die nämliche Rolle spielt wie der Totem im Seelenleben der Primitiven!

Wir vermögen in der Psychologie des Kindes von diesem Individualtotemismus aus die weitere Entwicklung seines Verhältnisses zu den Eltern, besonders aber auch die Entstehung seiner religiösen Gefühle und Vorstellungen abzuleiten. Der ambivalenten Einstellung des Knaben zum Totem (Vatertier) folgt die Überwindung der feindseligen durch die liebevollen Regungen. Die frühkindliche Tendenz zur Beseitigung des Vaters wird durch eine entgegengesetzte abgelöst. Seine Macht wird erhöht, ja geradezu als Allmacht bewundert. Prägt die Erziehung dem Kinde dann

die ersten religiösen Begriffe ein, so benutzen diese die schon vorgebildeten Bahnen. Das Kind – und der Mensch überhaupt – kann sich einen Gott nicht anders als im Bilde des Vaters denken; alle Religionen machen von diesem Vergleich Gebrauch.

Hier wurde nur ein kleiner Ausschnitt aus den reichen uns überraschenden Ergebnissen psychoanalytischer Forschung auf dem Gebiet der Religionspsychologie gegeben. Erwähnt sei, daß es der nämlichen Forschung gelungen ist, andre bis dahin rätselhafte Erscheinungen, wie zum Beispiel das „Tabu" der Naturvölker, zu erklären. Die Psychologie des Kindes und des Neurotikers bietet durchaus analoge Befunde; nachdem unsre Wissenschaft zum Verständnis dieser vorgedrungen war, vermochte sie auch den Schleier zu lüften, welcher auf den entsprechenden völkerpsychologischen Erscheinungen lag.

Wir haben im Fluge ein weites Neuland moderner Forschung durchstreift. Die Fülle des Neuen, das sich uns darbot, ließ uns nur an einzelnen Punkten Halt machen und mit den Ergebnissen der Psychoanalyse eingehender bekannt werden. Doch auch ein solcher Überblick in großen Zügen läßt uns erkennen, welche Umwälzung die psychoanalytische Lehre auf allen Gebieten des Seelenlebens hervorruft. Sie hat zuerst die strenge Gesetzmäßigkeit, die Herrschaft der Kausalität im Bereich des Psychischen begründet. Sie überträgt das Gesetz von der Erhaltung der Energie auch auf das Seelische und lehrt uns primitive menschliche Regungen in tausend Wandlungen wiedererkennen. Die moderne Naturwissenschaft hat uns gezeigt, wie die organische Entwicklung des Einzelwesens diejenige der Art in gedrängter Form wiederholt. Dieses von Haeckel sogenannte biogenetische Grundgesetz läßt die Psychoanalyse uns auch auf das seelische Gebiet übertragen. Man vergleiche die Lehre Freuds vom Unbewußten als dem „Eigentlich-Psychischen", von der Verdrängung, von den Beziehungen unsres Seelenlebens zur kindlichen Sexualität, oder seine Traumlehre mit den Leistungen andrer psychologischer Schulen. Der Unterschied ist in die Augen fallend. Endlich wurde uns eine Psychologie zuteil, die sich von unfruchtbaren Spekulationen ebenso fernhält wie von lebensfremden Laboratoriumsversuchen. Die Freudsche Lehre ist, wie nur irgendeine induktive Naturwissenschaft, aus der Beobachtung des lebenden Menschen entstanden. Frei von jeder vorgesetzten Meinnng ist sie unbefangen an diejenigen Phänomen des Seelenlebens herangetreten, die vorher den „dunkeln Weltteil" der Psychologie darstellten. Und frei von falscher Scheu und Prüderie hat sie auch diejenigen Seiten unsres Wesens durchforscht, welche eine zünftige Wissenschaft als allzumenschliche zu meiden wußte.

Der Verfasser hegt die Befürchtung, daß mancher Leser von all dem Neuartigen, das er in diesem Aufsatz vor sich ausgebreitet sieht, sich eher

verwirrt als erleuchtet fühlen wird. Denn die Psychoanalyse verlangt von jedem, der bisher den traditionellen psychologischen Anschauungen huldigte, ein „Umdenken" in weitestem Ausmaß. Und ist auch sein Intellekt einer solchen Leistung des Umdenkens geneigt, so sträubt sich doch an vielen Stellen sein Gefühl gegen die neuen Anschauungen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der menschliche Stolz durch die Freudsche Lehre einen jener großen Stöße erhält, wie die Wissenschaft der Neuzeit sie ihm mehr als einmal versetzt hat. Die kopernikanische Weltanschauung zwang dem Menschen die Erkenntnis auf, daß seine Erde nicht der Mittelpunkt der Welt, sondern ein um die Sonne kreisendes Teilchen des Weltganzen sei. Noch blieb dem Menschen seine Sonderstellung in der Natur. Da kam Darwin und mutete ihm zu, sich als ein Glied der Tierreihe zu betrachten, das alle Zeichen seiner phyletischen Vergangenheit an sich trage. Dem Kulturmenschen blieb jedoch noch seine Sonderstellung gegenüber den primitiven Völkern, die er „Naturmenschen" nannte. Da war es Freud, der ihn auch aus dieser Position vertrieb; lehrte er doch, daß der Mensch in seiner Kindheit amoralisch sei, daß er in ihr mancherlei Entwicklungsstadien durchlaufe, die dem Leben der Primitivsten unter den „Wilden" vollkommen ähneln. Solche Lehren haben zu allen Zeiten nicht bloß sachliche Kritik, sondern affektive, leidenschaftliche Opposition hervorgerufen. Der Kampf gegen Darwin ist noch in frischer Erinnerung; der Kampf um Freud ähnelt ihm in überraschender Weise. — Fast wäre man versucht zu sagen: „mit Recht", weil Freud auf psychologischem Gebiet der Verfechter des Entwicklungsgedankens ist wie Darwin auf organischem.

Doch allmählich mehren sich die Stimmen, die der Psychoanalyse ohne Affekt gegenübertreten. Unsere Zeit ist eine Periode der großen Umwälzungen. Auf sozialem Gebiet stehen wir vor grundstürzenden Veränderungen. Die Technik befindet sich in rascher Entwicklung. In der Kunst wird die alte Auffassung von einer völlig entgegengesetzten abgelöst. Auf dem Gebiet der Naturbetrachtung wird uns durch Einsteins Lehre eine besonders große Leistung des Umdenkens zugemutet. Von eben diesem Zeitalter erwarten wir, daß es auch den Errungenschaften der Psychoanalyse die Anerkennung nicht versagen wird, mag es auch zunächst noch manchen Widerstand der Schulwissenschaft zu überwinden geben.

Revolution und Recht

von Emil Postelberg

I

In jedem einzelnen Kulturwerte spiegelt sich die Geschichte des Geistes wieder, nicht zum wenigsten in der Entwicklung des Rechtes.

Die moderne rechtsphilosophische Theorie hat sich als „reine Rechtswissenschaft" fast zum resignierenden Positivismus der Naturwissenschaften durchgearbeitet. Sie kennt ausschließlich Rechtssätze und deren Funktionen. Aus Rechtssatz und Tatbestand würde nach ihr „das Recht" jeweils erst zur Entstehung gelangen. Jede metaphysische oder metarechtliche Grundlage ist verlassen, kein Hinüberäugeln nach einem Jenseits der Gerechtigkeit, aus dem mystische Rechtsquellen fließen. Was als „Recht" sich gebärdet, verdanke – so sagt diese Theorie – seine Autorität erst einer jedesmaligen Anerkennung, einer Anerkennung, die im privatrechtlichen Stritt das Urteil, die dem Urteil das staatliche Gesetz, die dem Staate selbst das völkerrechtliche Anerkennungsverfahren gewähre. Danach würde ein „vorprozessuales Recht", ein Recht der Partei auf günstiges Urteil, ein immanentes Recht überhaupt nicht existieren. Der vom Leben gebotene Tatbestand erscheint dieser Lehre gleichsam als Problem, als „Anreiz des rechtlichen Verfahren", die Sprache des Lebens bedeutet ihr ein Stammeln', das erst zur „Klarheit denkender Sprache" erlöst werden muß. Gleichsam formuliertes Leben wäre demnach das Recht.

Ob das Recht nun auf den Staatswillen als seine einzige Quelle zurückzuführen sei, ob es auch ein Recht gebe, das nicht im Gesetze aufgehe – diese Fragen haben die Philosophie, wie die Staats- und Völkerrechtslehre seit jeher beschäftigt.

Das Recht, das einmal gewordene Recht ist die im Gesetze zum Ausdruck gelangende Zwangsform menschlichen Zusammenlebens. Diese ungeheure Summe von Vorschriften, Bindungen, Geboten, Verboten, Abgrenzungen, die den gewaltigen Mechanismus des modernen Staates in Paragraphe gefaßt darstellt, diese kompliziert-sinnreiche Maschine mit ihren Rädern und Rädchen, dieser förmliche Berg von Formularien, deren Rubriken die lebendige Vielfältigkeit sich einzupassen hat, dies ist in seiner Gesamtheit das Juristenrecht, ein Destillat, ein auf Formen gebrachtes, in Begriffe gepreßtes menschliches Sein. Alles existente Recht gebärdet sich dabei als herrschende, selbständige, legitime Macht, wie denn überhaupt alles, was lange in Geltung steht, die Täuschung dauernden Bestandes, des in sich Ruhenden, immer Dagewesenen hervorruft und das Werden, das Gewordene vergessen läßt. Wie ein Narkotikum wirkt Bestehendes

auf den Geist, bis eben einer der seltenen Originaldenker oder das Rütteln geschichtlichen Geschehens diesen „Schlaf der Welt" – um das Hebbelwort zu gebrauchen – aufstört, den Weg durch die Dornenhecke der Vorurteile und Gewohnheiten bahnt und das schlummernde Dornröschen, „die Idee", erweckt. Es ist im Grunde merkwürdig, mit welcher Beharrlichkeit die Menschheit an dem Hergebrachten hängt, welche Hochachtung das Volk, der „ungeformte, anonyme Gigant", der Tradition entgegenbringt. Wäre es sonst denkbar, daß das vielberufene „Rechtsgefühl" durch Jahrhunderte die Sklaverei, die Leibeigenschaft, den Robot klaglos entgegennahm. Die zornige Aufwallung eines gesetzestafelzerbrechenden Moses überfällt die Menschheit nur in Zeiten historischer Paroxysmen. Das beschriebene Papier, das vergilbte Pergament, die Urkunde als solche ist ihr auch schon das Recht, das Legitime steckt ihr in den Gliedern. Ist nicht Faustsage und Dichtung, ist nicht die Gestalt des abenteuernden Alchimisten des sechzehnten Jahrhunderts, der unter besonderen Solennitäten geschlossene Pakt, der selbst den Herrn der Unterwelt bindet, ein Symbol des Respektes vor dem niedergeschriebenen Worte, tritt da nicht sichtbar die Scheu des Ungebildeten, gar des Analphabeten vor der geheimnisvollen Macht alles Schriftlichen, vor dessen besonderer bindender Kraft zutage? Eine naive Verwechslung zwischen Beweisinstrument und Recht.

Der Gedanke, daß es ein „Recht an sich" gäbe, ein erhabenes, starres Recht, das auf unverwüstlichen, wissenschaftlich herausgemeißelten und lückenlos gefügten Begriffsäulen throne, dieser Gedanke beherrschte das Römervolk, dieser Gedanke wurde im fünfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert in Deutschland rezipiert und erhielt sich, bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Gegenströmung eintrat, eine Strömung, die hier wie anderweitig übrigens weit weniger von den Politikern als von den Denkern ausging.

Der Gedanke hat ja stets die Einsamkeit zur Geburtsstätte, er wird empfangen in der Studierstube, welch langen Weg hat er zu schreiten, bis er zur kulturellen, zur revolutionären Bewegung wird! Hugo Grotius' Name taucht bereits 1625 mit dem „Recht des Krieges und des Friedens" auf, mit seinem „unveräußerlichen, unzerstörbaren Naturrecht", diesem Urwort individualistischer Auffassung menschlichen Zusammenlebens. Eine Idee ist geboren. Sie kann kaum bestehen vor der verstandesmäßig-wissenschaftlichen Zergliederung, sie kleidet sich in ein vages Wort, kaum faßbarer und konkreter als etwa die „Lebenskraft" der alten Medizin, aber es steckt ein Gemütswert in ihr, ein freiheitliches, revolutionäres Element. „Natürliches Recht", „Vernunftgebot", „vernünftige Natur des Menschen", die Fiktion gleichsam eines Normalmenschen, die Vernunft als eine

Art göttlicher, rechtserzeugender Kraft — all dies sind, naturwissenschaftlich-positiv gedacht, metarechtliche Jenseitskonstruktionen. Ob „Vernunft" oder „Gottheit" — der feste Erdboden wird verlassen. Und doch, welche Fruchtbarkeit der Idee! Thomas Hobbes, Spinoza, Pufendorf, John Locke, Shaftsbury, der Erfinder des „gesunden Menschenverstandes", schreiten auf diesem Wege. Die Aufklärungszeit setzt ein mit ihren Diderot, Condillac, Helvetius, auch sie operieren mit ihrer natur- und vernunftgemäßen Gestaltung des menschlichen Daseins. Welches Vertrauen auf die Denkkraft, auf das Menschenhirn, welch befreiender und doch flacher Rationalismus! Montesquieu läßt 1748 seinen „Geist der Gesetze" erscheinen als schon positiver, staatsrechtlicher Denker, schafft die grundlegende Theorie der Trennung der Staatsgewalt in gesetzgebende und ausführende als Nährvater der europäischen Verfassungen, der leidenschaftliche Rousseau folgt 1762 mit seinem Contrat social. Robespierre, Danton werden seine Vollstrecker.

Wie merkwürdig begrenzt ist im Grunde der Requisitenvorrat, mit welchem das große menschliche Geschichtstheater sein Auslangen findet! Das siebzehnte Jahrhundert der englischen Revolution hatte sich sein geistiges Rüstzeug bereits aus dem sechzehnten geholt, aus den Schriften der sogenannten Monarchomachen, aus Jean Bodins „de la republique", aus dem Hugenottischen Traktat, aus dem berühmten Dialoge Buchanans „de jure regis", „Souveränität des Volkes", „Wille der Bürger als Quell der Staatsgewalt" — diese Gedanken sind bereits da, und Cromwells Zeitalter ist bereits durchzogen von der Lehre einer „Vereinbarung" zwischen Volk und Fürst, von der Idee, daß der „vertragsuntreue" Fürst abgesetzt, ja getötet werden könne. Das Recht, den Herrscher zur Rechenschaft zu ziehen, zu strafen — „the peoples right" — gehört zu den Grundsätzen des politischen Handbuches der Puritaner. Schon 1648 ist die Rede von dem „Geburtsrecht" jedes Engländers, von dem „Recht des Widerstandes". Auf solcher Grundlage verhandelten jene Offiziere und Soldaten, welche als Organe der englischen Revolution dem Parlament entgegentraten, Verfassungsentwürfe ausarbeiteten. Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts schöpft mit vollen Händen aus diesen heißen Quellen revolutionären Denkens.

All diese Versuche, Machtkämpfe — hier die Kämpfe des Bürgertums gegen absolute Herrschgewalt — unter einem geistigen Banner auszufechten, zeigen, daß es die Menschheit ohne „Idee" gleichsam nicht aushält, mag der Marxismus solche auch als ideologische Verkleidung, als bloße Kostümierung und Maske nur wirtschaftlich interessierter Nacktheit auffassen. Ja, wäre die Idee selbst nur Gewand, so bedarf eines solchen der geschichtliche Mensch, dieses Gewand ist ein unentbehrlicher Teil seiner selbst. Zeigt nicht seine ganze Entwicklung von Anbeginn, daß der Menschengeist von der sogenannten Realität der Dinge möglichst lange nichts wissen

will, daß er in Legende und Sage sich zu Hause fühlt, daß er vor der Mühsal und schrittweisen Plage der Wissenschaft zurückscheut, ja, daß er durch Jahrhunderte selbst die Kindereien der Scholastik dieser vorzog? Altertum und Mittelalter kannten so wenig wirtschaftliche Theorie und wirtschaftspolitische Systeme, als sie nach Wesen und Ursprung des Rechts fragten. Vom metaphysischen Standpunkt aus hat sich die klassische deutsche Philosophie mit dem Rechtsproblem befaßt. Sie stellte die Frage nach dem inneren Wesen von Recht und Unrecht, nach der Entstehung des Eigentums, nach dem Grunde der Gültigkeit von Verträgen. Es ist interessant, wie etwa Kant das Eigentum noch auf die Besitzergreifung, die römisch-rechtliche occupatio, wie Schopenhauer es bereits auf die Arbeit gründet, weil durch die Kraft des „Willens" der Kreis der Persönlichkeit auf das Erworbene ausgedehnt werde. Er, Schopenhauer, steckt übrigens offensichtlich noch ganz im Banne des Naturrechtes, das er auf das geistreichste mit seinem System verknüpft. Unrecht ist ihm der Einbruch einer Willenssphäre in eine andere, ein Einbruch, der nicht abstrakt, sondern mit dem „Rechtsgefühl" empfunden wird. Ihm ist „Gewissensbiß" das Bewußtsein verübten Unrechtes, Vertragsbruch die „Lüge an sich".

Die Moral verschwistert sich derart mit dem Recht, wie dieser Denker denn auch die Gültigkeit der Verträge aus sittlicher Grundlage, nicht etwa daraus ableitet, daß die Gesellschaft der Vertragsbindung bedarf. Recht und Unrecht besitzen überhaupt für die idealistische Philosophie moralische Bedeutung. Sie gelten für den Menschen als solchen, nicht bloß für den Staatsbürger. Wenn etwa Hobbes die sittliche Seite menschlicher Handlungen überhaupt in Abrede stellt, wenn ihm Recht und Unrecht willkürliche, konventionelle Begriffe sind, wenn er lehrt, daß es außerhalb des Gesetzes Recht und Unrecht gar nicht geben könne, so liegt in diesem Gegensatz der Angelpunkt. Jenen deutschen Denkern erscheint das Recht geradezu als ein Kapitel der Moral, es ähnelt zugleich dem Goetheschen Recht, das „mit uns geboren", dem Schillerschen, das von den „ewigen Sternen" herabgeholt wird, es ist im Kern und Grunde eben immer noch das Rousseausche Naturrecht, es ist jene Vorstellung, jene Empfindung, jener Gemütswert, der dem lang und mächtig nachhallenden Menschenrechtsakkorde der französischen Revolution entspringt, jener aus der Tiefe dringende Klang, den jede Revolution von neuem weckt, der vor der wissenschaftlichen Analyse nicht bestehen kann, und welcher dennoch ungeheure werbende Kraft besitzt, ein Revolutionslied, eine Marseillaise des Rechtes.

Wie so ganz anders wirkt das Zeichen solcher Auffassung auf uns ein, welche das Recht aus mystischen, aber lebendigen Urtiefen heraus wachsen läßt als das Ding an sich – Recht der Römer, und in welchem Gegensatze steht solche Auffassung wiederum etwa mit jener der historisch-

romanischen Rechtsschule der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit ihren Hauptvertretern Savigny und Puchta. Unvermerkt-schmerzlos scheint diesen die Bildung des Rechtes sich zu vollziehen als eine „im stillen wirkende Kraft", ähnlich der Sprache. Neue Rechtssätze glaubt sie müheIos ins Dasein treten zu sehen wie „Regeln der Grammatik", eine sanft organische Entwicklung von innen heraus. Als eine Art Darwin der Rechtsphilosophie bekämpfte bekanntlich Ihering solch gemütlichen, von der Ruhe der Zeiten getäuschten Standpunkt. Er begriff das Recht nicht als bloßen Gedanken, sondern als lebendig-dynamische Kraft, ihm erschien das Attribut des Schwertes nicht als bloßes Symbol. Sein Wesen ist ihm Werden und Streit. Streit und Widerstand bedrohter Interessen gegen neu auftretende Macht. Kampf ist ihm das Leben des Rechtes, Kampf der Völker, Staatsgewalten, Stände, Individuen. Ein Stückchen unbewußten Marxismus steckt vielleicht auch in seiner Lehre, wenn auch der eigentliche Gedanke der materialistischen Geschichtsauffassung, daß das Recht nur etwas Sekundäres, nur Folgeerscheinung oder Kehrseite wirtschaftlicher Umwälzungen, nur Oberbau sei, ihm ferne liegt.

Die modernste rechtsphilosophische Theorie hat den Gedanken des Völkerrechtes in einem Umfange aufgenommen, welcher das Wesen des Rechtes im Kerne trifft. Sie knüpft an die Vergangenheit insofern an, als auch sie das Recht nicht auf den Staatswillen, als einzige Quelle zurückführt, daß auch sie ein Recht kennt, das „nicht im Gesetze aufgeht", aber der rechtsspendende Ursprung wird nicht mehr in der vagen Vorstellung des alten Naturrechtes gefunden. Der neuen Lehre (Lamasch, Nelson und andere) erscheint das isolierte Recht des auf sich allein gestellten Staates als Willkür, als „Magd der Politik"; in dem völkerrechtlich kontrollierten und anerkannten Recht wird das Fundament eines neuen „ewigen Rechts" gesucht.

2

Als im Jahre 1647 der mit der Verhaftung Karls des Ersten betraute Fähnrich Joyce mit seiner Patrouille vor das Schloß ritt, richtete der König an ihn die Frage: „Mister Joyce, wo ist Ihre Vollmacht?" — „Hier", antwortete der Fähnrich und wendet sich im Sattel. „Wo?" fragte abermals der König. „Hier, hinter mir", meint Joyce und weist auf seine Reiter. „Wohl," lächelt Karl, „das ist eine Vollmacht so klar und gut geschrieben, wie ich nur je eine in meinem Leben gesehen habe."

In solchen al fresco-Gemälden erteilt die Geschichte Anschauungsunterricht. Die alte Lehrmeisterin malt in großen wirksamen Strichen aphoristisch-aufblitzende Weisheit. Die Gewalt weist auf die eigene Brust: „Hier ist meine Beglaubigung, hier ist mein Recht." Naturrecht, Vernunftrecht scheinen zu versinken, das Recht des Stärkeren, des Bezwingers,

des Eroberers tritt auf den Plan, der Gedanke, daß jede Rechtsidee aus der Macht, aus dem Bewußtsein der Kraft fließe. Wenn die Wage auch das hergebrachte Sinnbild der Gerechtigkeit, entscheidet denn nicht auch bei dieser das größere Gewicht? Kann denn das Recht anderes sein als jeweilig diktierte Ordnung, als Macht, die sich selbst organisiert, sich ihr eigenes Statut gibt? Erscheinen nicht gerade in einer Zeit ungeheuren und unbekannten Werdens, in der aus dem Chaos Staaten entstehen und vergehen, Sowjetrepubliken emporwachsen und stürzen, alle naturphilosophischen, idealistischen, rechtsdogmatischen Versuche, den Begriff des Rechtes aus höheren Sphären zu holen oder in solche zu heben als wahrhaft kindliche Ausflüsse des suchenden Menschengeistes, der die Nüchternheit der Dinge nicht verträgt, der abermals die Legende, die Verkleidung sucht, wie er es von jeher tat? Und doch ist Macht nicht Recht und kann es nicht sein. Wo Macht allein herrscht, etwa im Kriege — hier abgesehen von den notdürftigen Beschränkungen, die auch dieser sich aufzuerlegen trachtet — gibt es handgreiflicherweise kein Recht. Das sogenannte Kriegsrecht ist gleichbedeutend mit Räuberrecht. Wohl aber erwachsen aus der Machtentfaltung Rechte, wohl ist Macht, wenn auch nicht das Recht selbst, Quell und Beschützerin des Rechtes. Wohl entsteht Recht aus Kämpfen der Staaten untereinander wie aus den innerstaatlichen Kämpfen, aus blutigen oder unblutigen Bürgerkriegen, aus Revolutionen. Der Kampf zwischen Autorität und Freiheit, der Kampf um die Schranken der Macht, welche Herrscher über die Gemeinschaft ausüben, ist historisch nachweisbarer Rechtsquell wie der Kampf gegen beherrschte Minderheiten innerhalb eines Volkes, gegen Minderheiten, die Mehrheiten zu werden bestimmt sind. Darum sind Politik und Recht so eng verknüpft, weil Konservatismus der Hemmschuh ist, den am Hergebrachten interessierte, an ihrer Machtposition hängende Klassen und Schichten der Entwicklung neuen Rechtes anlegen. Aber mit dem nackten politisch-wirtschaftlichen Interessenstandpunkt mischt sich auch hier eine Art moralischen Instinkts, eine Art Gewissenshindernis, die selbst die vorwärtsdrängende Menschheit abhalten, sich bedingungslos und abrupt jenem Neuen zu ergeben.

Das Wesen jeder Revolution besteht allerdings — um das jetzt viel verwendete Wort zu gebrauchen — in einer Diskontinuität, in der Unterbrechung der Kontinuität der Rechtsordnung, in der Durchsetzung neuen Rechts mit Mitteln der Gewalt, zum mindesten mit politischen Machtmitteln. Jeder einzelne Revolutionär und damit die Masse sucht die bisherige Rechtssphäre auf Kosten gültiger, traditioneller Kompetenzen zu erweitern. Dieser vorstürmenden aus Materiellem und Ideellem gemischten Kraft steht eine in gleicher Art gemengte Schwerkraft des Geltenden, ein Schwergewicht des Gewohnten gegenüber. Dieses Gültige verteidigt seine

Ansprüche, empfindet deren Beseitigung als Unrecht und Ungerechtigkeit. Beschlagnahme, Konfiskation von Gütern und Rechten oder deren Beschränkung sind ihm Verletzung der Freiheit, Mißachtung des Wohlerworbenen. Öffentliches und privates, soziales und individuelles Recht beziehen Kampfposition, liegen sich in den Haaren. Läßt sich da der Punkt bestimmen, der Grenzstrich ziehen, an dem Unrecht zu Recht wird?

Kein Zweifel jedoch, daß dort, wo altes und neues Recht zusammenstoßen, eine innere Hemmung selbst den revolutionären Geist erfüllt, daß dieser davor zurückscheut, „sein" Recht im Wege nackter Gewalt durchzusetzen, und kein Zweifel, daß diese Tatsache zugleich ein starkes Indiz dafür sein muß, daß dem Rechte ein unbezwinglich ideelles Moment innewohne.

War doch – um auf historische Beispiele zurückzugreifen – etwa noch der geniale Mirabeau, allerdings ein Geburtsaristokrat, durch und durch von dem Gedanken befangen, Fürsten- und Volksrecht zu vereinen. Aber weit deutlicher lehrt solches noch die englische Revolution. Ihr Vorspiel ist ein Zivilprozeß. John Hampden, der König Karl dem Ersten das ohne Bewilligung des Parlamentes eingeforderte Schiffsgeld verweigert, führt in den Regeln Rechtens seinen durch und durch revolutionären Stritt und gibt damit dem aufhorchenden, aufgerüttelten Lande den Auftakt der großen geschichtlichen Umwälzung. Er wird zur Zahlung verurteilt und also im rechtsformalen Sinn ins Unrecht gesetzt. Aber diese, so gewaltiges Aufsehen erregende, in den legalen Rechtskampf verkleidete Demonstration wird zur erlösenden, politischen Tat. Hampden zum unsterblichen Vorkämpfer. Hinter der Urteilsschrift, mit welcher Hampdens Klage abgewiesen wird, erhebt sich Cromwells überlebensgroße Gestalt, erhebt sich das Schafott, unter dessen Messer der Stuart sein Haupt verlieren soll. Hampdens Prozeß wird zum Königsprozesse führen. Aber Englands siebzehntes Jahrhundert zeigt noch klarer den Zug und Trieb, den revolutionären Zeitcharakter möglichst lange zu verschleiern. Sind Revolutionen naturgemäß verneinend, will die in ihnen zum geschichtlichen Wort gelangende schöpferische Kraft das Alte zerstören, so zeigt gerade die politische Umwälzung jenes Landes, das so gut wie keine Kodifizierung kennt, das Bedürfnis, die Kontinuität des Gewesenen eben nicht mit einem Schlage zu durchbrechen. Sie will ihre neue Welt nicht aus dem Nichts schaffen, sie sucht das Präjudiz, es ist ihr Bedürfnis, in einem beharrenden Sinn, der dieses Volk selbst inmitten großen Werdens nicht verläßt, das neue Recht auf alte Pergamente zu stützen. Die Zukunft sucht die Verknüpfung mit der Vergangenheit. So nötigt das Parlament König Karl, der petition of right zuzustimmen, in welcher in harmlos klingender Art festgestellt wird, daß die Praxis der Regierung über die ihr durch das Gesetz gezogenen Grenzen hinausgegangen sei, daß die Einhebung unbewilligter Abgaben

und Steuern und jeder sonstige absolut gefärbte Willkürakt in Zukunft aufzuhören habe. Keine Bill, nur eine Petition, und selbst diese wird gegründet auf Statuten, die — aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stammen. „Man stellt sich" — sagt Michael in seiner Geschichte Cromwells — „auf den Standpunkt, als wollte man nicht neues Recht schaffen, sondern nur das alte, wo es verletzt war, in Erinnerung bringen." Und dennoch lag in solchem Vorgehen der für das siebzehnte Jahrhundert durch und durch revolutionäre Gedanke, daß die Souveränität dem Parlamente, nicht dem Herrscher zustehe.

Freilich, auch die englische Revolution spielte sich in den rauhen und blutigen Formen des Bürgerkrieges ab, auch hier standen bewaffnete, in Soldaten verwandelte Bürger einander gegenüber, auch hier fehlte es nicht — man denke nur an die Kämpfe und Städteverwüstungen in Irland — an Greueln. Aber wenn auch Geschichte, so wenig wie Eisenbahnen, mit Sittensprüchlein allein gemacht wird, wenn es ohne Gewalt keine historische Entwicklung zu geben scheint, wenn Schuld und Kampf Begleiterscheinung des Lebens, ja fast das Leben selbst zu sein scheint, wenn ohne Ansturm gegen irgendwelche Legitimität noch kein Staatengebiet entstand, wenn jedes Recht noch errungen und erzwungen wurde, so bedeutet auch dies nicht die Identität von Macht und Recht, sondern nur so viel, daß Recht in aller Regel auf ein Stadium der Gewalt, gleichsam auf Flegeljahre des Unrechts zurückzublicken hat. Jener relativ milde Verlauf der englischen, doch stark geistig-ideell gefärbten Revolution, deren Inhalt schließlich der protestantische Gedanke war, zeigt aber eben in seinem Respekt vor der Tradition, vor dem Gewesenen und Alten — dem König wäre wohl die Hinrichtung ohne sein starrsinniges Festhalten an der Macht erspart geblieben — deutlich genug eine Art schlechten Gewissens gegenüber dem Neuen, wie sie denn überhaupt weit bedachter und nüchterner war als die große französische Revolution. Keine pompösen Lafayettischen Entwürfe von Menschenrechten, keine feierlichen Proklamationen, keine romanische Vorliebe für abstrakt Ideales, keine, dem Lobe „republikanischer Tugend" gewidmeten, unendlichen Robespierreschen Reden. Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese englische Revolution, mag sie sich auch der Hauptsache nach auf religiöser Grundlage bewegen, sich mit dem großen Thema der Zeit, der Gewissensfreiheit beschäftigt haben, also eine Revolution des „Lebens im tiefsten Innern" gewesen sein, mag sie ihre politische Spitze zugleich gegen das absolute Königtum gerichtet haben, dennoch auch dort eingriff, wo die Menschen am empfindlichsten sind, daß sie nämlich gewaltige soziale Verschiebungen brachte, so die Konfiskation der Güter der „Kavaliere", die Dotierung der puritanischen Offiziere, die Verarmung der katholischen Bevölkerung, wie umgekehrt am Kontinent in dem teil-

weise sich gleichzeitig abspielenden Dreißigjährigen Kriege der Besitz der protestantischen „Ketzer" den katholisch-kaiserlichen Heerführern zufiel. Und welche umstürzenden Lehren hat diese gleiche Revolution schon hundertundfünfzig Jahre vor dem Bastillesturm verkündet? Nicht mehr und nicht weniger als jenes Recht der absoluten Volkssouveränität, das revolutionäre Motiv an sich. Schon Cromwell sagte wörtlich: „Die Grundlage und die höchste Gewalt ruht beim Volke, und ihm ist sie zu eigen von allem Ursprung an. Vom Volk wird sie auf seine Vertreter übertragen." Ein Fehdehandschuh, hingeworfen jedem Gottesgnadentum, selbst jeder Klassenherrschaft, ein neuer, völlig revolutionierender staatsrechtlicher Gedanke, ein Gedanke, der kaum einer größeren Modernisierung fähig ist. Schon im Jahre 1649 wird von „Diktatur des Volkes", wird davon gesprochen, daß das Gesetz über dem König, das Volk über dem Gesetz stehe. Es mag für uns von besonderem Interesse sein, daß bereits Cromwell sich seiner „Eisenseiten", seiner „Gottesstreiter" als einer politisierten soldatischen Körperschaft bediente, daß schon von diesen Ironsides Soldatenräte gewählt wurden, die sich offiziell „Armeerat" nannten. Wurde Oliver Cromwell doch mit Hilfe dieser, das öffentliche Leben durchsetzenden, durch und durch revolutionären Organisation, mit Hilfe der politisierten puritanischen Armee zum Lordprotektor der commonwealth, wobei er freilich klug genug war, den angebotenen Königstitel abzulehnen.

Auch die englische Revolution selbst zeigt aber jenes Doppelantlitz des Engländers, das diesem oft genug schon den so oberflächlichen Vorwurf des „Heuchlers" eintrug. Auf der einen Seite den religiösen Zug, die als Muckertum erscheinende antiweltliche Gesinnung, den psalmensingenden und predigenden Soldaten, politische Äußerungen in Bibelsprache, Kriegsbulletins, die Gott allein das Verdienst des Sieges zusprechen, auf der anderen Seite jenen untrüglich-praktischen Instinkt für das Nützliche und Notwendige. Eine Verquickung von Machtpolitik und Idee, eine Verbindung, die schließlich alles Werden, die jede neue Rechtsentwicklung in wechselnden Erscheinungsformen kennzeichnet.

3

Die große französische Revolution zeigt freilich wenig von jenem Zurückscheuen vor der Gewalt, jenen Hemmungen, welche die englische, wenigstens zu Beginn kennzeichnet.

Wer aber nun die Not des ausgesogenen französischen Bauern des achtzehnten Jahrhunderts, den ahnungslosen Übermut des Hofes, die schamlosen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit der Zeit bedenkt, wer in Krapotkins Darstellung las, wie es zu den persönlichen Robotpflichten des Bauern gehörte, daß er nächtlicherweile die Teiche schlage, damit die Herr-

schaft nicht durch das Quaken der Frösche im Schlafe gestört werde, der wird über alle Greuel, Schrecken, Entgleisungen und Narrheiten der französischen Revolution, die ursprünglich aus Mißernten und Brotmangel, aus dem Proteste gegen das Getreidemonopol hervorgegangen war, die aber, aus einer Revolution der Not zu einer solchen des Geistes wurde, die an jenem 14. Juli 1789 in die Bastillemauern und das Feudalsystem die Bresche schlug, in seinem Innern zur Tagesordnung übergehen und trotz Revolutionstribunal, trotz Fouquier-Tinville, trotz Schreckensherrschaft, Marats „ami du peuple", trotz Septembermorden, Gefängnismetzeleien, Lyoner Noyaden und Guillotinemanie, kurz trotz allem Terror sich sagen müssen: hier war die Idee am Worte. Zerstörungen von Schlössern, Vernichtung der Urkundensammlungen, Verbrennung der Verbriefungen von Fronden und Realrechten, muten sie nicht an wie symbolische Handlungen? Der Gewalt, der rohen Gewalt muß sich aber die Idee verschwistern, damit sie rechtserzeugend wirken könne. Es gibt ein Recht der Idee und dort, aber auch nur dort, wo der Bund zwischen Idee und Macht, zwischen Geist und Durchsetzungsgewalt geschlossen wird, kann neues Recht entstehen. Es mag eine unio mystica sein, und ob die rechte Ehe geschlossen worden sei, entzieht sich zumeist dem Urteile der Mitwelt.

Idee ist mehr als bloßer Gedanke, ist Gedanke, plus Eroberungskraft, ist Gedanke, der auf ein, auf ihn gestimmtes Allgemeinbewußtsein stößt, ist auch mehr, als bloße öffentliche Meinung, ist solcher Gedanke, der zum Willen sich gestaltet. Idee ist Massenhypnose, Hypnotisierung der Kollektivseele, die auf eine blinkende Zukunftshoffnung, auf winkende andre Lebensgestaltung als auf ihren Hypnotiseur starrt. Idee ist gleichsam die Brücke zwischen Geist und Tat. Idee ist in gewissem Sinne zugleich vereinfachter Gedanke. Ein solcher, der logische und technische Hindernisse nicht sieht und nicht sehen will, der blind wird, der in das einfarbige Gewand des Schlagwortes sich kleidet, des Schlagwortes, das alle Köpfe in Besitz nimmt, ja besessen macht. Idee ist ihrer Natur nach fanatisch, will ausrotten, was ihr entgegen steht, ist unduldsam, dogmatisch und dünkt sich als allein seligmachende Kirche wie jede andere. Sie verschlingt in der Tat gleich Saturn die eigenen Kinder. Robespierre tötet Danton, und Camille Desmoulins und Vadier tötet Robespierre. Sie ist ungerecht bis zum Wahnwitz. „Im Namen des Volkes" wird ihre Justiz ebenso zu einer in Rechtsformen funktionierenden Einrichtung der Unschädlichmachung des politischen Feindes, wie irgendeine legitime Justiz gegenüber dem berühmten „Hochverrat". Sie mag in diesem Wahnwitz zum Chaos führen, bis die harte Stimme elementarer Kraft, bis das unübertönbare Kommandowort des soldatischen Genies dies Chaos bändigt und dem verzerrten Gedanken wieder zu seinem Rechte verhilft. Und dennoch erkennen wir selbst

in solchen Fieberphantasien des erkrankten Menschheitsleibes die Idee und anerkennen als Nachwelt deren Recht. Gerade als Nachwelt vermögen wir zu unterscheiden. Bauernkriege und Wiedertäufertum mit ihren kirchlich radikalen, zum Teile selbst sozialistischen Forderungen erscheinen uns als Konvulsionen, die Karlstadt, Münzer und Pfeiffer weder als Genies noch als Ideenträger. Daß, was 1789 als Hungerrevolte begann, historische Großtat, ein Schritt auf der Hauptstraße der Weltgeschichte war, das wissen wir. Wenn aber die Gewalt die Idee auf ihrer Seite hat, die von dem Allgemeinbewußtsein getragene, den Zukunftboden düngende Idee, dann hat sie das Recht. Selbst die Bringer der Ideen können freilich deren Tragweite nicht voraus und nicht übersehen. Als Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg nagelte, ahnte er sicher nicht den von ihm entfesselten Sturm. Oder konnte Rousseau, der Schwärmer und Dichter, seinen Schüler Robespierre ahnen?

Der stets sich erneuernde Prozeß ist der, daß dem Rechte die Gerechtigkeit entgegentritt. Recht hier verstanden als geltendes Gesetz, Gerechtigkeit als der, dieses überholende rechtliche Zukunftsgedanke. Sobald ein solcher auftaucht, erwacht die Kritik. Kritik ist Vergleich. Das Urteil des Richters wird kritisiert durch Vergleich mit der geltenden Norm, die Norm durch Vergleich mit einem Etwas. Verglichen wird Bestehendes mit einer höheren Kategorie, eben mit jenem, außerhalb des Gesetzes stehenden Recht, welches das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert „Naturrecht" nannte. Ein Wort, ein kostümierendes, verkleidendes Wort. In der Tat war es für das achtzehnte und die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die bürgerliche Freiheit, für das zwanzigste der Gedanke der sozialen Gerechtigkeit.

Jede unterdrückte Klasse nennt „Naturrecht" die von ihr gewünschte Erweiterung ihrer Macht und Rechtssphäre. Dies, nur dies ist wohl das Recht, „das mit uns geboren".

Die „Gerechtigkeit" aber, die jeweils dem Recht entgegentritt, ist immer zunächst Politik. Alle Rechtsideen waren zunächst politische Ideen. Recht ist der Schmetterling, der der Puppenhülle der Politik sich entwindet. Jener archimedische Punkt, der „außerhalb des Gesetzes" liegt, jener Punkt, an dem die jeweilige Kritik ansetzt, ist nicht, wie die klassischen Philosophen meinten, im Reiche der Metaphysik, noch der Moral, sondern der Kulturbewegung zu suchen.'

Es ist im Grunde ein sonderbarer Weg, den die Rechtsentwicklung schreitet, Rechte, rechtliche Verhältnisse werden allein kraft ihres langen Bestandes „historische", gehaben sich so, als ob sie von jeher dagewesen wären, als ob anderes neben ihnen nicht Platz hätte, werden heilig gesprochen, werden kanonisiert aus keinem andren Grunde, als dem ihres

Alters und berufen sich dann auf überirdische Rechtstitel: von Gottes Gnaden regieren Könige, heilig wird die gekrönte Majestät, heilig das Eigentum, heilig die Ehe erklärt. In den Zeiten der Stille, in denen eine bestimmte Rechtsordnung unangefochten herrscht, vergessen die Völker, daß es sich um einen vorübergehenden Zustand des Gleichgewichtes, um ein Balancieren gebundener Kräfte handelt, das eben jene Täuschung des Dauerbestandes hervorruft. Umsturz erscheint unfaßbar.

Durchtränkt die neue Idee bereits die Geister, fand sie aber im positiven Gesetz noch keinen Ausdruck, dann hilft sich der Richterspruch durch Deutung des geltenden Rechts. Solche Interpretation, die zu ganz anderen Ergebnissen als den vom Gesetzgeber gewollten führen mag, ist aber nichts anderes, als das „psychische Verhalten des einzelnen gegenüber dem Rechtssatz" (Sanders), als die Einstellung des Individuum, dank welcher aus Rechtssätzen das Urteil gewonnen wird. Noch ist jene neue Rechtsauffassung, welche Ausfluß der neuen Idee, Politik. Aber diese Politik schleicht sich bereits auf dem Schmuggelweg der Deutung in das herrschende Rechtssystem ein, erweitert es, verändert sein Antlitz. Schrittweise und unscheinbar. Auch der Richter wird naturgemäß Medium des Zeitgeistes. Die von diesem Geiste berührte Judikatur gerät unvermerkt in ein revolutionäres Vorstadium. Noch ist geltendes Recht recht, wenn etwa der Schutz des Schwachen als politische Idee in die Justiz eindringt. Die Billigkeit kommt unter solchen Einflüssen zu Wort, und Billigkeit ist, streng genommen, nicht Recht, sondern, wie schon Schopenhauer bemerkt, Gegner und Feind des Rechtes. Billigkeit sucht den Ausgleich, nicht den Rechtsspruch, Billigkeit will Schwäche begünstigen. Es ließen sich genug der Beispiele dafür anführen, daß contra, ja selbst praeter legem angewendete „Billigkeit" direkt rechtszerstörend wirke. Billigkeit ist günstigsten Falles eine Notbrücke, welche von der Gegenwart zur Zukunft geschlagen wird, bevor feste, neue Fundamente gebaut sind.

Revolutionärer Geist zeigt sich im Gebiete des Rechtes – einfach ausgedrückt – in der Rücksichtnahme auf Interessen, die bisher vernachlässigt wurden, wie denn soziales Empfinden im Grunde nichts anderes als Rücksichtnehmen bedeutet. Er zeigt sich darin, daß die Grenzen des öffentlichen und privaten Rechtes sich vermengen, daß das Privatrecht in die Ecke geschoben wird. Er zeigt sich als Sieg des Lebens über Ordnung. Das Autoritäre wird geschwächt, Politik zerstört staatliche Organisationen, neue Bildungen entstehen, ziehen Befehlsgewalt an sich – in der Gegenwart die Arbeiterräte wie in Frankreich von 1792 die Kommunen. Revolutionärer Geist zeigt sich, wenn der Römersatz des fiat justitia pereat mundus sich bis in ein pereat justitia, fiat mundus verkehrt. Das Recht muß es sich gefallen lassen, von den Anforderungen des Tages zu Boden gedrückt zu

werden, muß es sich bieten lassen, daß Politik ihm das Knie auf die Brust setze. Ist diese, die Politik aber einmal völliger Sieger, dann ist sie auch bereit, ihren Ursprung, das blutige kämpfende Leben zu vergessen, zu verleugnen, ist auch sie bereit, sich auf legitime Abstammung zu berufen. Auch das Recht, welches Kind der Revolution, will kein Findelkind sein, auch dieses kann in seiner Art des Gottesgnadentums, kann „ewiger Gerechtigkeit" nicht entbehren. Auch dieses Neue kristallisiert sich wieder allmählich zur positiven Rechtsordnung. Blühende Flora wird zum Gesteinsabdruck, versteinerte Politik zu geltendem Recht. Jene Idee, die einst glutreich in den Adern des Werdenden kreiste, ist vertrocknet, was erhalten blieb, ist das Knochengerüst des Systems.

4

Kleist hat in seiner wunderbaren Novelle den „reinen" Rechtskämpfer dargestellt. Kohlhaas führt bekanntlich einen an sich recht uninteressanten Eigentums- und Schadenprozeß. Punktum: „Vindicatio" zweier ihm widerrechtlich genommener Rappen. Durch einen Akt schnöder Kabinettjustiz um sein klares Recht betrogen, wird Kohlhaas zum Verbrecher aus verletztem Rechtsgefühl. Ein menschlich reiches Thema: Kohlhaas reagiert auf die Rechtsverletzung damit, daß er sich außerhalb des staatlichen Verbandes stellt, Gesetzesanwendung durch Ungesetzlichkeit erzwingen will, zur Selbsthilfe greift. Jenes Junkers möchte er habhaft werden, der ihm seine Pferde raubte, möchte ihn zur Rückstellung zwingen und müßten ganze Städte dabei verbrannt und vernichtet werden. Der einzelne, dem gegenüber das Recht versagt, übt hier Faustrecht, kündigt Krieg der Ordnung an, weil diese sich schlechten Willens zeigte. Verweigertes Recht — sagt die Dichtung — ist Unrecht, ist gleichsam negative Gewalt und erzeugt Gewalt. Kohlhaas ist ein Mann, der sich nichts gefallen läßt. So wird er vor der abweisenden Behörde zum Querulanten, vor dem Gesetze zum Räuber, vor dem Forum der Gerechtigkeit — einem gedachten Forum — zum — Privatrevolutionär. Nur zu einem solchen, denn er achtet ja die Autorität, beugt sich in Ehrfurcht vor dem Kurfürsten, denkt nicht im Traum daran, daß Vorrechte an und für sich ein Unrecht im politischen Sinn bedeuten könnten. Kohlhaas ist ein Bürger, dessen Schicksal aus seinem Privattritt mit dem von feudaler Justiz geschützten Adeligen hervorwächst, dem der prinzipielle Gehalt dieses Kampfes aber selbst unbewußt bleibt. So ist in der Tat die Idee, der Kohlhaas fortan sein Leben widmet, für die er stirbt, versöhnt, und gelassen stirbt, weil ihm seine beiden Rappen im letzten Moment ja doch wohlgenährt zugeführt wurden, in der Tat die Rechtsidee. Ihm erweitert sich sein subjektives Recht zum Prinzip, er wird deshalb zum sittlich hochstehenden und achtenswerten

Räuber und Rebellen. Kriminell ist und bleibt sein Handeln freilich, weil es ein gewalttätiges war, weil diese Gewalttätigkeit das staatliche System in Frage stellt, jenes System, das er – um die Erreichung eines Rechtszieles dreht es sich ja – gerade verwirklichen will, weil Kohlhaas darauf ausgeht, die Rechtsordnung durch Unrechtsmittel herzustellen. So endet er unter dem Beil als Märtyrer, Verbrecher und Sieger in einer Person.

Würden wir aber einen Augenblick annehmen, daß das Gesetz des sechzehnten Jahrhunderts jenem Junker die Befugnis zugesprochen hätte, sich die beiden Rappen ohne weiteres anzueignen, dies fremde Eigentum als verfallen zu erklären, weil Kohlhaas etwa den Wegzoll nicht entrichtet habe, was dann? Dann wäre der Mann schlechthin ins Unrecht gesetzt, schlechthin ein Missetäter, dann hätte sein Prozeß äußerstenfalls demonstrative Bedeutung, hätte die Unsinnigkeit jenes Gesetzes gezeigt und vielleicht die öffentliche Meinung erregt. Kohlhaas' Fall illustriert so in genialer Weise den gewaltigen Unterschied zwischen dem Rechtskampf innerhalb der Grenzen der lex lata und dem – politischen – Kampf um die lex ferenda. Der Prozeß des Roßhändlers, der zum Symbol aller Rechtskämpfer wurde, erweist sich nicht sowohl als „Kampf ums Recht" denn als Kampf gegen gesetzwidrig verweigertes Judizium. So sehr wir mit dem Helden sympathisieren als einem, der seinen Mann stellt, lehrt der Fall zugleich die Unfruchtbarkeit der reinen Rechtsidee. Der Rechtsuchende und der Rechtsüchtige ähneln einander so sehr, daß sie zuweilen kaum unterscheidbar sind. Der Iheringsche Gedanke von dem „Kampf ums Recht" bewegt sich auf einer Nadelspitze, schon deshalb, weil er den so seltenen Fall des unzweideutigen Rechts auf einer Seite der Parteien zur Voraussetzung hat. In Iherings Forderung, in seiner Verherrlichung des Pennystreiters steckt noch ein gut Stück jenes altrömischen Weltuntergangsgedankens, jenes pereat mundus, des Glaubens an die Gottheit eines ewigen, triumphierenden Rechtes, das über aller irdischen Kompliziertheit thront. Das Recht aber ist, wie wir wissen, ebensowenig ein solches Abstraktum, wie es irgendeine absolute Wahrheit gibt, ist kein in unbefleckter Empfängnis gezeugtes Kind der Vernunft. Es ist, seiner Abstammung nach, ein Sprößling der Politik, ein Politikum, ist nicht die Macht selbst, aber immerhin ein Kind der Macht, die von der Idee durchtränkt wurde. Bestimmte Macht und bestimmter Geist mischen sich im Recht. Keine antike Androgyne ist das Recht, die in vollendet ruhender Doppelgeschlechtlichkeit alles in sich vereinigt, Themis für sich allein ist zur Sterilität verurteilt. Das Proudhonsche „Recht der Kraft" ist freilich nichts als Roheit und Gewalt, aber auch Gerechtigkeit als solche, als Prinzip ist nichts als ein philosophisch-vager Begriff. Der tiefe Satz „summum jus, summa injuria" enthält nicht ein Plaidoyer für ausgleichende Billigkeit innerhalb der Rechtsanwendung,

denn Recht läßt, streng besehen, Billigkeit nicht zu, der Satz ist vielmehr ein Memento, daß das Recht selbst die Aufgabe habe, politische und wirtschaftliche, miteinander streitende Interessen in höherer Synthese zu vereinigen. Die Kräfte und Mächte, die in revolutionären Zeiten miteinander ringen, arbeiten zugleich an dieser Aufgabe. Die alten Tragsäulen des Tempels des individualistischen Rechtes sind bereits gestürzt: das einst immune Gebiet des Privatrechts verengt sich von Tag zu Tag, Vertragsfreiheit und Eigentumsrecht sind bereits den größten Beschränkungen unterworfen, bestehen fast nur mehr im Prinzip, aber nicht mehr in praktischer Realität, die Gemeinschaft, die Allgemeinheit blickt gleichsam jeder Prozeßpartei über die Schultern und in die Akten, sie ist Mitinteressent geworden. Das Gesetzesnetz wird stets feinmaschiger, so daß nicht mehr bloß die gewichtigen, kriminellen Fische darin hängen bleiben, dies Netz will auch – wenigstens nach dem Willen des Gesetzgebers – das bloß Unsittliche nicht mehr durchschlüpfen lassen. Was einst nur Sache der privaten Moral, höchstens der gesellschaftlichen Achtung war, wird derart zur Sache des Staates. In all dem zeigt sich die friedliche Durchdringung des Rechtes mit dem sozialen Gedanken, die zweifellos eine Folge, ein Produkt des Aufstieges der Arbeiterklasse, eine Durchdringung, die gleichfalls dem Bunde der Macht und der Idee entspringt. Eine Revolutionierung des Rechtes, die vielleicht von weittragenderer Bedeutung als selbst jene der großen französischen Revolution.

Wenn Revolutionen neue Zustände, Wegrichtungen, Ziele neuen Inhalt bringen, so mündet solche Umwandlung schließlich in dem Auftauchen neuer Menschen. Diejenige politische Gestalt wird aber sicherlich stets die bedeutendste sein, die den Gehalt einer Zeit am reinsten zum Ausdruck bringt. Der Gehalt einer Zeit ist aber doch nur die sie beherrschende Idee, die Idee, welche jedem einzelnen Zeitgenossen, mag er sich dessen bewußt sein oder nicht, die Orientierung verleiht. Insofern stimmt die historische Ideenlehre. So wenig die Idee für sich allein, aber geschichtsbildend – was hätten die „unbeweisbaren Mächte" der Aufklärungszeit zum Beispiel für sich allein vermocht? –, so wenig dürfen wir uns auf der anderen Seite durch Revolutionen, durch Zeiten, in denen eine umwälzende Macht am Worte ist, zur blinden Anbetung der Gewalt, zu dem Satze „der Stärkere ist im Recht" verleiten lassen.

Es gibt wohl kein absolutes „Recht an sich", aber es gibt Prinzipien, die Hand in Hand mit den großen geschichtlichen Veränderungen zutage treten, die dem Rechte den Einschlag, die Richtlinien, die Gesichtspunkte geben. Zur Herrschaft gelangte Macht läßt Ideen sich verkörpern. Das Recht ist, so besehen, eine Durchführungsverordnung politischer Programme.

Geschichte gleicht vielleicht einem großen Stammbuch der Menschheit.

An besonderen Tagen schreibt jedes Volk — mag der Autor nun dieses selbst sein oder mag die „Volksstimme" nur ihre Genies zitieren — seine Erinnerungsworte in dieses Buch. Rechtssätze sind solch scharf formulierte, zu „Recht" kristallisierte Merksprüche der historischen Entwicklung.

Über neue erzählende Prosa

von Max Krell

I

Wir beobachten, seit sieben Jahren oder etwas länger, die besondere Mühe: ein Grundgefühl sichtbar und aufschwingend zu machen. Kräfte, die bisher stillschweigend mitgingen, sollen zu vertiefender Wirkung und bewußt in das Gefüge der Arbeit eingebaut werden. Keinesfalls ist schon unübertreffliche Klärung erreicht, ihre Möglichkeit sogar bleibt bedingt. Man sagt sich hin; Gestammel verteilt die Atome herrlicher Empfindungskörper. Die Ziele liegen sehr weit draußen. Es gibt kein Ziel, das weiter läge; denn die Kosmologie des Expressionismus umschließt sie alle. Sie lauten gerade auf letzte, höchste Klarheit, auf die sich vereinigenden Linien aus Realität und Vision, auf Zerstörung des Einseitigen und Gebundenen. Immer aber erschwerten Triebe, die ins Bewußte vorstießen, die eigene Auswirkung. Man geht überwach, mit äußerster Geistigkeit, an ihre prinzipielle Erfassung — die sich bisher, in bestimmtem Grade, selbsttätig vollzog, und die später um so automatischer funktionieren wird, je elementarer sie heute durch unser Herz greift. Die Wucht nun des allgemeinen Mit-Wissens schichtet Hemmungen; Gestautes wirft Schatten. Alle sogenannten Bewegungen leiden, werden sie intensiv bestrahlt. Sie zögern, weil der naive Anfang Bewunderung findet; den intuitiv Geborenen zu beweisen, wird oft unmöglich. Man kann nur das öffentliche Gewissen schärfen, weil Entwicklung betroffen wird. Instinktiv muß sich das Niveau an die neue Auffassung nähern, bis ihre Flüsse es hemmungslos bespülen können.

Einem nicht ungerechtfertigten Überraschungserfolg junger Dichter scholl die Fanfare. Jetzt verbreitet sich Enttäuschung. Die Versprechungen scheinen zum Teil unerfüllt zu bleiben. Aber man vergißt, daß Revolutionen Scheitelpunkte der Entwicklungen sind. Was dann kommt, gilt der Ausglättung, der Fruchtbarmachung gewonnener Einsichten und Antriebe. Man überblicke den Umkreis. Die neue Anschauung ist allgemeiner geworden. Sie braucht nicht mehr nur kühne Vorwärtsträger. Eine ganze Front ist da. Das Auge hat sich gewöhnt. Fast verkennt es, daß die Ersten,

Führenden, an Format wuchsen. Sie enttäuschten nicht. Kaum einer fiel zurück in Belanglosigkeit. Die Kraft dieser Ausdauer soll betont werden. Auch zeigt sich, daß diese Dichter den Atem zu größerem Wort haben. Die Novelle war hier Vorgelände, so sehr sie in Gebundenheit, ausschnitthafter Gezäumtheit der eigentliche zeitliche Ausdruck zu sein schien. Unzweifelhaft stellt sich der Drang zum großen Roman ein. Expressionistische Optik hat das Blickfeld verbreitert, vertieft. Der Radius kann weiter geschlagen werden. Das Chaos entschlackt sich. Das Erlebnis wächst. Unentwegt zwar wird es beunruhigt von neuen Versuchen. Aber in der Gärung der Stoffe schon ordnet der chemische Vorsatz. Selbstbesinnung gliedert sich in den Trubel. Man löst sich von der gefährlichen Programmmatik und läßt den Kräften eine großzügige Freiheit. Das Ich frißt sich heraus, wird wieder gesehen vor der Masse. Gemessenes Quantum Psychologie dringt neuerdings in jede Pore. Das alles heißt, daß der Expressionismus eingeschaltet ist, daß er dynamisch wurde für die allgemeine Fluktuation. Er blieb nicht Fremdkörper und trat ein in seine aufbauende Bestimmung.

Darin ist weder Stillstand noch Verbürgerlichung angedeutet. Vielmehr üben sich die Kräfte, das neue Instrument zu führen. Kasimir Edschmid verließ den vollbesetzten Tisch seines Erfolges, bereit, mit Neuem die Gewohnheit abzuschütteln. Die heroische Bühne seiner asiatischen Helden entlichterte sich. Der Hineinsprung in die Tat bekommt Ursachen, sittliche Maße. Begann er mit Janitscharenmusik, so hat er jetzt beethovensche Symphonik angeschlagen. Übersetzen wir: mit seinem ersten Roman „Die achatnen Kugeln" (bei Paul Cassirer, Berlin) hat er sich in das Netz zwischen Dostojewski und Balzac geschwungen: Gruppierungen von großem Maßstab, Zusammenschweißung der Weltteile, Menschheitsarten, Lüste, großen Sünden, viel Liebe und ein zähbewegender Wille. Vehementes Beispiel saust aus den Gestirnen: für den gesamten Ablauf eines dichterischen Sich-Heraussprengens. Ein Stoff ist da, der werkstattliche Stoff, die Zelle, das Weib als Trieb. Schaukelspiel schleudert durch alle Erschütterungen und Erhebungen, Sensationen und Demute zartester Art. Das Ende liegt in den Zielen der Zeit: mit dem Erkennbaren — das das letzhin Gleichgültige ist — fertig zu werden, Raum zu gewinnen für die Fahrt in exterritoriale Gemeinschaft. Solche Spange umfaßt religiöse Kerne, zweifellos; auch sprengt sie durch ihren Druck das religiöse Problem dieser zeitlichen Bewegung aus dunkler Abgeschlossenheit. Es zeigt sich, daß man das Dogma zugunsten eines pantheistischen Willens zerstören will. Carl Einstein hat — in „Bebuquin" — gezeigt, wie man es nicht macht: er hat die Realitäten in bedingungslose Abstraktion eingeeist. Sie starben ab, es blieb eine herzlose Idee. Edschmid fußt ganz auf dem

Realen. Er sieht es malerisch, bildmäßig, aber scheinend aus innerem Licht und ist unablässig begierig auf seine Urzusammenhänge. Am Ende bleibt ein Aufbau, eine Summe und ein Grenzenloses umfassender Blick. Hingegen die Kaisergeschichte „Der Malik" von der Lasker-Schüler (bei Paul Cassirer, Berlin) atomisiert alles, was Welt um sie ist; wirft geliebte Menschen in die Reiche der Milchstraße, schmückt mit Kometen die Gelasse großstädtischer Dunkelheit. Diese Frau geht über brückenlose Klüfte, es ist wie ein saftdurchschossenes Märchen, das man heiter in die Wirklichkeit hinübernimmt. Ihr Buch bleibt durchaus unsubstanziell, hat keine philosophischen Inhalte, betätigt keine Theorie. Es rauscht den Schwung eines Wortballs, es glitzert den Blitz einer unbeschreiblichen Farbe; es ist eine Minute lang Schicksal und Torheit. Ihr vermißt überall die ordnende Hand — wenn ihr wild danach seid. Aber immer gehen die kostbarsten Töne mit, die aus äußerster Vergangenheit kommen und alle Zukunft überspannen. Absichten sind verlacht. Aber greift man einen Satz heraus, so verströmt er mit der Süße eines vollkommenen lyrischen Gedichtes alle Wunder der Urwelt.

Hingegen zurückstoßend auf durchaus zeitliche, reale Kräfte und Erscheinungen, genährt aus den leisesten Quellen der Erinnerung, persönlichsten Erlebnisses, inneren wie äußeren, verdichtet sich Franz Werfels Erzählung „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" (Kurt Wolff, München) aus einer Unzahl durchlittener Minuten zum Abriß lebendigen Leidens, das aus hingeschriebener Phantasie niemals so und nie so atemschwer dämmern könnte. Die traurige Musik einer Knabenzeit wird gespielt, es kommen ein paar Kapitel mit Jahrmarkts-, Haus-, Hoffnungsbildern, die unbeschreiblich schön sind; darüber wird dann die Regeldetri eines Standesbewußtseins ausgerechnet. Es gibt kaum wärmende Sonnenstrahlen, immerfort aber Blitze, die schon von den Gewittern des kommenden Lebens vorausgeschickt sind. Schließlich wird die große Vorpostenwolke greifbar in der Generation des Vaters, des Befehlshabers über Jugend und Entwicklung. Haß, Zorn des Geknebelten fahren hoch, das uralte dämonische Thema der Väter und Söhne. Hinter diesem einen Vater und diesem einen Sohn stehen kolumnentief alle Väter, alle Söhne, schlachtbereit, erworbene oder zu erwerbende Positionen zu schützen. Die Vaterfigur aus Werfels Hand steigt höher hinauf in die Symbolik der Staatsautorität, die mystisch über den Kindern droht, thront, Schimmer von Göttlichem um den Scheitel, Eiskühler des Teuflischen im Munde. Flüchtig denkt man an allerlei neue Bücher desselben Gedankenganges, von Leonhard Frank, auch von Hasenclever, zuletzt an Fontanas „Erweckung": dort, im Legendären, fast Historischen, siegt das Alter seinen nahezu natürlichen Sieg der Selbstbesinnung. Werfel führt den wundervolleren

Kampf der Jugend zu Ende, die den Hammer schon erhob, Tyrannis, mißbrauchte Autorität, Staat, Patriarchat zu zertrümmern. Der Hammer schwingt nicht aus. Das Herz schlägt jenen besseren Schlag, der dunkel durch die zerkrausten Triebe dieser Evolution pulst: ich bin nicht gekommen zu rächen, zu zürnen, zu strafen. Er vergißt die Jämmerlichkeit des bedrohten Alters, steht auf, mit dem Gesicht zum Morgenrot, das fern die Städte der Arbeit bescheint. (Es hätte anders sein können; und in einer musikalischen Paraphrase ist der Vatermord doch wieder angedeutet, emporgebrochen aus den dumpfen Hintergründen eines nur triebhaft, nie disziplinisch wirkenden Herzens.) Man nenne es nicht Romantik, daß am Ende eine Flucht nach Amerika steht; man setze Wille, Tat, Frieden, Liebe, Kraft an Stelle dieses Namens; und das ganze, von reicher Musikalität geführte Buch schließt sich nun rätsellos, rein dem suchenden Gedanken auf.

Hierin spielen Fragen, die die Stunde neu aufgerüttelt, mit den Messern der Erregung in unsere herzlichsten Gedanken geschnitten hat. Etwa die über das Töten, über die infernalischen Opfergebote des Staates, über die Zerdrückung des Persönlichen. Und es ist Gelegenheit, auf den Roman „Die Tür ins Unmögliche" von Oskar Baum (bei Kurt Wolff, Leipzig) zu weisen, der Ähnliches mit werbender Intensität ausbreitet. Er strebt den Furor im öffentlichen Gewissen aufzustacheln, den Kommunismus der Seelen zu liebe-zeugendem Fanatismus zu wecken. Aber er verfällt dann in Konstruktion. Die Überzeugungskraft erlischt. Es wird eine Skala von Hirngefuhlen, die wieder nur zu fühlen, nicht wissentlich zu bestätigen sind. Am Ende bleibt die große, edle Unerschrockenheit eines der menschlichen Güte hingebreiteten Mannes. Diese Dinge sind zu schwer für ein solches Buch – oder auch zu leicht. Sie gehören auf die Rostra, garniert mit Tiraden, Schlagworten, von Stentorstimme hinausgeschleudert, immer wieder, unerschütterlich in Volksversammlungen ausgeschüttet, damit das taube Hirn von ihnen aufbricht. Das Instrument gerade dieses Romans ist zu diffizil und feinnervig, und sein Kanal, die Meinung, an die Plätze der notwendigen Bewässerung zu tragen, nicht unbedingt und zuverlässig genug.

2

Der Drucker Richardson, unlustig, fremden Mist in seinen Setzkästen großzuziehen, zwang den Metteuren seine Liebesbriefe auf und der Literaturgeschichte den allerheiligsten Familienroman. Das Geschäft rentierte sich, weil die Dosis spießbürgerlicher Indiskretion stark genug war. Seitdem sind tausend „Pamelas" geschrieben worden, aber man hat gelernt, das Fatale abzuhaspeln. Niemand erschrickt mehr über die häuslichen Offenbarungen. Dem Publikum nur bleibt der Spaß, indiskret im Haus-

halt der Dichter herumzuschnüffeln. Es fordert immer ein Stück unterstrichener Bekenntnisse, ahnungslos vor dem heimlichsten Blut, das über alle Zeilenfurchen troff. Wie es sich mit dem literarischen Takt zu verhalten hat, schrieb Thomas Mann in „Bilse und ich" auf – oder vielmehr, daß es sich darum handelt, nicht über die Grenze des Allzubewußten hinauszugreifen. Aber der Leser wird sich gestehen müssen, daß er unentwegt den Menschen hinter der Kulisse sucht; und die Neugier hat ihre natürlichen, künstlerisch berechtigten Gründe.

Das unbedingte Von-sich-sprechen-müssen ist Reaktion und Ergänzung der jungen, dem Allgemeinen und der Vielheit sich hinschenkenden Literatur. Man hatte sich hinausgebogen in das kosmische Gefühl – man kommt im Kreis zurück, belehrt und erfüllt: in allen Fernen der Windrose immer sich selbst zu finden. Die Probleme kehren wieder, nur haben die Standpunkte gewechselt, das Licht, das sie durchglüht, ist von anderer Intensität. Auch die Pubertätsnot, damals casus belli der Generationen, steht wieder auf. Bei Sinclair spricht einiges von ihrer Mystik, geglättet, zwischen die Worte gelegt und hell aus fast krankhafter Sicherheit: der Einbruch der Sexualität ins Bewußtsein, die Zertrümmerung des eigentlich Naiven. Aber bei ihm und bei den früheren – Strauß, Hesse – kennzeichnet ein Gemisch aus Phantasie und überlegener Linienführung den Abstand des schon geschlossenen Erlebnisses. Hans Fallada ist ihm im „jungen Goedeschal" (Ernst Rowohlt, Berlin) noch zu nahe. Er zittert, verstört vom ungeheuren Schmerz; das Rauschen der schweißigen Stunden geht noch durchs Blut. Er steht in den Hinterzimmern der Knabenschaft; das Herz klopft schrecklich, weil der tappende Eros über die Stiege kommt, mit schwarzer ungewisser Maske, die kein anderer lüftet. Das gibt nicht Erzählung; sein Fieber fließt im Bekenntnis an die kühlende Luft; unter dem Zerrinnen springen die Blasen etlicher Ahnungen auf. Da ist Dichterisches. Auch hier arbeitet Freudscher Einfluß dämmerig mit, wurde indessen nicht verarbeitet, beweist sich allein am gestaltungssuchenden Subjekt. Und es fehlt an Herzlichkeit; die Angst zerdrückt ihre Funken; kein goldener Faden wurde froh hineingewirkt. Atemlosigkeit aus Erschütterung verhinderte, daß Tendenz sich erhob. Es geht zum allerwenigsten um das Problem: Sohn gegen Vater oder Schule; vielmehr: eine Mattscheibe trennt mich von den Parks, über die eine unumwölkte Sonne kreuzt; ich muß sie durchstoßen. Es ist nicht die Anklage gegen Außen. Entfesselt wird der Kampf negativer und positiver Energien im Werdenden; es ist durchaus die Sache seines Innern, dessen Abgebundenheit in aller Fülle der Gefühle gesagt wird.

Man kann Falladas Buch als literarisches Erzeugnis sogar schlecht nennen. Tritt ihn die Notwendigkeit zu zeichnerischer Straffung an, so

weicht er aus. Die Kraft zerläuft. Gekonntheit versagt sich automatisch, wo der Atem einsetzen müßte. Doch das gerade spricht nicht gegen das Talent, ist Beweis nur gegen Literatur. Negiert sind Doktrin, Belesenheit, Schablone, Fixigkeit. Es besteht unanfechtbar der Impuls. Noch ist der Eros die Welt. Aber Fallada, jung und in einen leidenschaftlichen Anfang gestellt, wird sich zu Lessings „Werther"-Wort bekennen, daß man zwar „ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Angelegenheit umzuwandeln versteht, aber besser daran tut, eine andere körperliche Tätigkeit anzunehmen".

Gustav Sack hatte, als er den „Namenlosen" ingrimmig verzückt hinschrieb, schon das andere Ufer gewonnen. Vom großen Rätsel des Geschlechts war vieles abgebröckelt, hatte als Zelle der kosmischen Materie sich erwiesen. Am erotischen Erlebnis blüht die Umwelt auf. Er liebt die Dirne; alle Flächen und Kanten, der Kern und der Dunstkreis seines Wesens sind angesogen von ihrer metaphysischen Gewalt, daß er, losgerissen, wurzelfern, im Raum schwingt, als sie triebhaft ihm entgleitet. Die Auffahrt des Geistes beginnt. Er kommt an den Organismus der Dinge und Erscheinungen; Pflanze und Stein strahlen ihm ihr innerstes Leben entgegen. Was er betrachtet, bricht auf, zeigt ihm die Seele. Man denkt an Rilkes „innen in der Landschaft sein". Es ist eine panische Durchdringung, und der Geschmack von Sommerluft, Schafgarbe, Seespritzer kommt uns köstlich an bis zuletzt. Er spricht immer von sich und einer kleinen törichten Liebesgeschichte. Aber die ganze Welt steht hinter ihm, sieht über seine Schulter. Er ist der Mensch. Der Schmerz gerinnt, nachdem er Saatkörner ausgesetzt hat. Sack war, wie keiner in dieser Zeit, wesentlich. Deshalb erschoß ihn der Krieg.

Und eine Spanne weiter – nicht nur, weil bürgerliche Beharrlichkeit erreicht ist und Erschütterungen skeptisch gedämpft werden – steht Thomas Mann. Sein Skriptum ist vollendete Autobiographie. Da wird Rätselraten hinfällig; für alle Neugier. Er hat Respekt vor sich, seiner Vergangenheit und Umwelt; indem er sein dichterisches Referat aufschreibt, bekennt er sich zu der so gearteten Natur mit Liebe und Fehler; seine Aussage gilt dem am äußersten ihm Vertrauten. Jedes Buch erfaßt neue Bezirke seines Alltags. Am Anfang steht, mit der Kühnheit des Jünglings angepackt, das Tableau der „Buddenbrooks" – viele Farben und Bewegungen auf einheitlichem Hintergrund. Madame Bovary hat ihren Einfluß. Aber das Auge ist schon östlicher gerichtet. Aus dem Romanfinale wächst das Sehnsuchtsmotiv des Vereinsamten und bleibt. Man liest es auch im Hauptstück seines neuen Bandes „Herr und Hund" (S. Fischer, Verlag). Nicht der Hund, dessen Leben bis an die Schwelle der ewigen Jagdgründe geführt wird, gilt die ungeheure Mühe subtilster

Darstellung. Darin scheidet Mann sich von Löns oder Fleuron, denen Jagd und Revier, Morgendämmerung und Entengequarr seliger Zweck ist. Im Hunde Bauschan werden, grüblerisch, die Fäden menschlicher Beziehungen geknüpft. Das Tier steht zwischen uns und dem nicht zu durchdringenden All; es hat schon den stummen Teil seiner Mystik, und ihr ist nachgespürt. Der einfache, aber ins Letzte durchgrabene Bericht von „einem so nebensächlichen Gegenstande" wird die Geschichte eines Kampfes: nicht mehr fordert ein Ausgeschlossener, daß Klasse oder Gesellschaft ihn in sich nehme; sondern der Mensch klopft an die harten Tore des immer verschlossenen Naturschicksals. Der Kampf ist heftig, die Rollen werden vertauscht; und es heißt einmal vom Hund, daß er gewissermaßen ungehemmter, ursprünglicher, menschlicher sei.

3

Aber – auch jetzt schließt sich die große Lücke nicht. Wir lassen Reflektoren spielen, entzünden die Leuchtfeuer. Ein andeutender Schatten steigt nicht über die Horizonte. Geschweige denn schon die kompakte Masse, die uns messianisch überkäme. Der große Roman als Zeitspiegel, Vollbild von Martyrium und Jubel, das Buch, in dem der Deutsche sich und die Summe der geschauten und empfundenen Welt hinbreitet, blieb ungeschrieben. Noch immer hält man zu sehr Haus, liebt seine Enge, bringt lyrisch alles zur Vereinzelung oder auf einen einzigen Ton, anstatt in Polyphonie. Und ist auch darin schwerzüngig. Wir haben in hoher Vollkommenheit den einzelnen Bezirk erschöpft. Vor zwanzig Jahren etwa schrieb Thomas Mann das Leben des deutschen Bürgers, mit vielen unheimlich weitgewellten Beziehungen auf unser Allgemeines. Aber es umfaßt zuletzt doch dieses eine Stigma, hat für mittlere und südliche Mentalität nur sehr ungefähre Geltung. Die Möglichkeit bleibt, das Land zu verlassen, wie Dänen und Schweden: sie wurden Kosmopoliten, ehe sie die zur Totalität des großen Romans nötige Ruhelage fanden. Oder aber, wir besinnen uns, daß das Zentrum des Erdteils den Winden russischer Tundren und dem Orgelruf westlicher Städte zugleich ausgesetzt ist. Wir sind die Synkope der europäischen Musik. Und vielleicht, wenn wir unsere Stellung immer mehr international auffassen – heute, wo man von den Patrioten der ganzen Erde spricht –, kommen wir in die Sphäre des Romans, der uns selbst bestätigt. Vielleicht liest man die „Spanische Reise" von Adolf Uzarski (Bagel, Düsseldorf). Sie gibt das Negativum, den selbstzufriedenen Spießer, der sich beharrlich die Horizonte abschnürt. Da ist in der Verbrämung Rabelais' und Jean Pauls das deutsche Porträt, wie es nicht sein sollte. Und man gehe über zu Wassermanns „Christian Wahnschaffe", der die europäische Schaukel Balzac-

Dostojewski zu einigen ansehnlichen Schwingungen brachte; im Problem ein Versagen, aber es war kühn und ehrlich; der Blick erhob sich auf Weites, hatte immer den Kreislauf der Sonne im Pupillenschwarz. Es schadet nichts, wenn hieran sich zunächst etwas wie Schule schließt. Denn es ist auch eine technische Frage, Übung in Sehen und Denken. Man findet – Döblins „Drei Sprünge des Wang-lun" gehen weit voraus und sind besondere, einzigartige Klasse – einen ersten auch gelungenen Versuch im Roman „Vögelchen" von Friederike Maria Winternitz (S. Fischer, Verlag), der um so mehr Leistung ist, als er das Niveau verstärkt. Fehler zwar liegen obenauf, leuchten mit gewisser Naivetät heraus. Man erlebt Abenteuer, treibt sich durch die Gesellschaft zahlloser Menschen; umfangreiche Arena ist in Bewegung gesetzt – aber oft greifen die Räder des Werkes nur kreischend ineinander. Das Musivische klafft. Primitives ist Zwischenglied, mitunter unorganisch und ohne Notwendigkeit. Eine Kühle des Fassen-Wollens bleibt. Und schließlich: es gibt Indiskretionen, Selbstentfaserungen, das Ausatmen febriler Schmerzen, die mitten in die erzählerische Objektivität zerstörend sprengen. Doch man kann das beiseite schieben, auch das Fleisch der zu reich gehäuften Probleme. Aus Wort und Handlung kristallisiert sich ein Wesen so suggestiv weiblicher Art, daß es durchweg gefühlt, nicht konzipiert wirkt. Arabellas leichter Schritt geht über alle Sätze, wunderlich empfunden. Man weiß immer die Frau am Werk. Der Angelpunkt ist Sexualität. Wie schon bei Fallada: es geht nicht um Äußeres, nicht um die lebendigen Hindernisse, sondern um die Bedingungen des Betroffenen selbst, hier also der aus Traditionen zum Geschlechtswesen gedrängten Frau, die pflanzenhaft ist, zur Sonne gekehrt, heiter, wo sie geliebt wird, Freundin und nachdenklich selbst in schmerzlichen Stunden, Heroine weniger, aber doch im Seelenkern auch bereit hierzu. Aus allen Variationen ist immer wieder das Weib herausgeschlackt, aus dem Tanz männlicher Zelebritäten und weiblicher Spielarten diese eine grundzügliche Art, die wach, gespannt von unzähligen Erlebnissen, klug, reich, überraschend vielseitig ist, zuletzt aber doch: Geschlechtswesen. Man züchte das Weib aus der Sexualität in die Erotik, um es in seiner Unbestimmbarkeit doch ganz zu besitzen. Naivetät bestätigt, Zorn verneint das. Dieses Buch ist völlig unter den Bogen eines instinktiv hingeschleuderten Namens gespannt: „Salome Maria". Ring aber und Atmosphäre, farbiger Hintergrund und Generalnenner ist die fahle, etwas morbilde europäische Kultur der ablaufenden Periode. Auch hierin wird ein gewisser Querschnitt des Internationalen erreicht; Fühler sind ausgelegt, durch Konrad Kruger etwa, der die Tiefen der großen Städte und der Nöte ermißt, und durch Givo, der sektiererisch in leuchtende Himmel greift. Es ist Welt da – nicht nur mondäne Linie –, Umrisse, die auf

Größeres verweisen, vor allem eine Wille, der Formen dehnen und mit weitgesponnenem Problemwerk erfüllen möchte. Das ist dankbar aufzunehmen.

Ungeschrieben nur blieb die Seite der Frigidität. Arabella faßte den Andrang der Sexualität mitunter wie Schickung, sank in einen Arm, ohne das Opfer an Eros mit Ekstase zu vollziehen; doch erwärmte sich die Zurückhaltung. E. P. Danszky füllte in dem Roman „Die neue Judith" (S. Fischer, Verlag) auch dieses Blatt, sättigte die erotische Stille mit Intellektuellem, gestaltete so eine vielbeobachtete Wechselwirkung problematisch. Er schrieb es mit einer bis zur Vivisektion klaren Konsequenz, also ohne Medisancen, Sentimentalitäten und unpathetisch. Judith Münz ist das selbstsichere, Empfindungen kühl überrechnende Mädchen, das die dem Weib zugeschobene maschinelle Funktion im Aufbau der Generationen glatt zurückweist. Der Roman wird hier in Perspektiven ein Symptom. Aber das ist nur das Eine. Dahinter hängt der Vorhang vor dem ganzen Judenproblem aufgerissen. Die Bibel verbot dem Volk Mischung mit barbarischer Nachbarschaft. Hier, da es in Verbannung geschleudert, die Versuchung ihm eine unablässige ist, steht Judith als der Repräsentant des Volkes, wehrt sich gegen beständigen Angriff und hetzende Umringung. Sie geht so weit, die Bindung mit Holofernes durch eine Vernichtung ihrer beginnenden Mutterschaft zu verschmähen. Niemals stürzt ihr aufrechter Stolz. Und die Stunde, in der sie der Hand des Mannes verfällt, ist ihm kein Sieg, sondern die ins Letzte erledigende Niederlage.

Die Unbeirrbarkeit des Buches wirkt sehr stark. Es ist Dichtung, solange es das verfolgte Volk auf die tschechische Kleinstadt projiziert. Aber dann verlaufen sich Dichtigkeit und Laune unter Wiener Luft und unter der Notwendigkeit, dem Konzept einen planmäßigen Abschluß zu geben. Die Berechtigung des Torso hätte hier gegolten. Man erinnert sich vielleicht der „Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer", in denen Arnold Zweig das jüdische Problem, etwa im Buddenbrook-Sinne aufnahm, dann als novellistisches Fragment beließ, das die biologische Zermarterung von Volk und Energie sehr bildhaft ausschnitt. (Neuerdings erschienen in „Drei Geschichten" beim „Welt-Verlag", Berlin.) Geht man aber diesen Linien nach, kommt man wohl zum historischen Roman, dem die „Drei Sprünge des Wang-lun" ein bedingter Vorläufer waren. Dort liegen Hoffnungen.

4

Zeitliches zu gestalten, in umkämpftem Gelände durch Kritik oder Aufmunterung einzugreifen, ist fast allen diesen Büchern eigentümlich. In den Romanen von Danszky und der Frau Winternitz kommt rein Erzählungsmäßiges stärker zur Auswirkung, Anekdote tritt auf, die Bilanz mit Zierat

und Schleier zu garnieren. Das Fabulieren aber in jenem ausschließlichen Sinn Kellerscher und Goethescher Tradition hat sich auf sehr wenige Dichter zurückgezogen. Im Falle dieses Aufsatzes heißen sie: Hesse, Kyser, Merkl.

Hermann Hesse ist die große Einfachheit; er weiß um alles Gedeihende. Hebt er Stimme und Hand, so ist im ersten Hinklang schon Situation geschaffen ohne prätensiöses Vorwort. Er kann aus spielender Phantasie heraus Figuren und Szenen entwickeln. Jene Heiterkeit arbeitet, in der tragischen Konstellation selbst, aus ihm, die den Dingen die Spitze abbricht, Arabesken natürlich macht in der Gesamtarchitektur. Schon früher war, sprach er über Zeitliches, eine Distanz innegehalten; Sachlichkeit und Milde blieben maßgebend. Solche Art unhastiger Erzähler mußte an das Märchen kommen. Er brachte davon einige (S. Fischer, Verlag) heraus. Dann ging er weiter, in abklärender Steigerung zu allerhand neuen Erzählungen – zusammengefaßt in „Klingsors letzter Sommer" (S. Fischer, Verlag).

Von Hans Kyser kommen mehr geballte, blutvollere Novellen. Der Dramatiker hat das entscheidende Mitspiel. Alle Krisen sind ins Szenische getrieben und szenisch durchgehalten bis in Entladung und Vergrollen, auch dort, wo Atmosphärilien und die großen Flächenwirkungen einer Volksseele aufgeschmolzen werden. Man lese besonders die Novelle „Nitschewo" in dem Buch „Das Aprikosenbäumchen" (S. Fischer, Verlag), die elastisch und durch äußerste Sensibilität den Dunstkreis russischer Art uns entgegenlockert, ohne eigentlich mit Worten ihn zu sagen. Oder die Titelnovelle selbst, die aus einer Anekdote aufsteigt, verhalten im Innersten und doch mit Erschütterungen den Atem zurückschlagend, das große Grauen der Kriege auseinanderbricht.

Barock mag man Kaspar Ludwig Merkl nennen. Daß er als Apotheker in irgendeinem bayerischen Winkel sitzt, erklärt vielleicht einiges, aber die Art mag angeboren sein. Skurril wie die Spitzwegparaphrase „Die Katteensammlung" ist auch „Das Narrenseil" (S. Fischer, Verlag), sehr launige Komödien, nicht immer aus lachendem Herzen geschrieben, abgewogen auf Zentesimalwagen und betrachtet durch sehr präzise Lupen. So wird das Kleine äußerst lebendig und ergibt die immer wieder erstaunliche Wahrheit, daß es nur ein in Diminutivformen zusammengerissenes Weltgeschehen ist. Selbst wo Merkl das Absonderliche zu bilden trachtet, ist es immer wieder ganz vom Alltag durchsäuert, von dessen Staub und Verschlagenheit, Blitz und Gelächter kein Atom verloren geht.

Pagan

von Marie v. Bunsen

In Java können die Herrlichkeiten von Borobudur und Prambanan leicht erreicht werden, für alles ist bestens gesorgt. In Kochinchina ist der Besuch des einzigen Ankor etwas mühsam und beschwerlich, doch ist Reise und Aufenthalt methodisch eingerichtet, geregelt, die französische Behörde nimmt sich auf das entgegenkommendste der Reisenden an.

In Britisch-Indien geschieht nichts, aber auch gar nichts, um den Besuch von Pagan zu ermöglichen, geschweige zu erleichtern. Hier wie überall im Riesenreich befindet sich natürlich ein Regierungs-Rasthaus; wie man es erreicht, wie man die weitverstreuten Tempel zu sehen bekommt, bleibt dem einzelnen überlassen. Dabei fährt fast täglich ein Dampfer unmittelbar an dem Ruinenbezirk vorbei; würde man in einem Sampang ausgebootet, könnte man in zwanzig Minuten das Rasthaus, die ersten Ruinen erreichen!

Um zwei Uhr nachts hielt der Dampfer in Nyongu, der nächsten noch immer recht entfernten Landungsstelle; ein dunkelbrauner Matrose schleppte mein Gepäck durch das Gedränge der kommenden und gehenden Zwischendeckreisenden auf das steile Ufer. Im Lichte einiger Budenlaternen sah ich einen englischen Geistlichen, zweifellos derjenige, welcher die von mir eben verlassene Kajüte beziehen sollte. Ich redete ihn an, bat um freundliche Winke, denn auch die Schiffsoffiziere konnten mir nur raten „irgendwie" das Rasthaus (den Bungalo) von Nyongu zu erreichen und morgens „irgendwie" nach Pagan zu fahren. Der Reverend war überaus liebenswürdig, wollte versuchen, den Ochsenkarren, der ihn vom Gasthaus gebracht hatte, noch ausfindig zu machen, ich solle nur warten. So saß ich unter dem Sternenschein auf meinem Gepäckhaufen und besah mir das flutende Gedränge. Mit kleinen flachen Öllämpchen, mit flackernden Kerzen und Laternen saßen Hökerfrauen und Kinder vor ihren ausgebreiteten Gemüsen und Früchten, vor den berühmten Lackwaren dieser Gegend. Beladene Pferde und Esel stampften vorbei, das Gelb der Mönchsgewänder leuchtete aus dem Dunkel, auch die hellen, seidenen Kopftücher der Birmaner, die nackten Bronzeglieder der Lastträger und Schiffer. Dann erschien mein Geistlicher, geleitete mich durch das laut schreiende Gewirr, durch die Ballen und Kisten und Packtiere zu einem Ochsenkarren, sagte dem Fahrer eindringlich: „Bungalo!" schrieb mir noch hastig den Namen eines Englisch sprechenden Unterbeamten auf, er würde mir als Führer verwendbar sein, eilte dann nach dem die Abfahrtsglocke läutenden Dampfer.

Ich ließ das Gepäck aufladen, saß wippend auf dem hinteren Brett,

die Füße herunterhängend, wiederholte „Bungalo", und die Ochsen zogen an. Sonst reise ich nicht leicht ohne eine oberflächliche Kenntnis der Landessprache, in Siam wie in Birma sagte man mir, es sei ganz vergebens, auch nur die nötigsten Brocken lernen zu wollen. Diese fast einsilbigen Sprachen beruhen auf feinen Unterscheidungen der Aussprache, so kann „Mo" zehnerlei Verschiedenes bedeuten. Auch wenn ich die Worte lernte, sagte man mir, würde ich mich niemals verständlich machen. Das stimmte; ich lernte das Notdürftigste, aber stets schüttelten die Eingeborenen ratlos den Kopf.

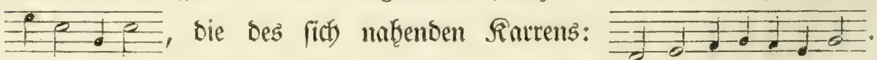
Krächzend, sprunghaft nahm indessen der Ochsenkarren die Hindernisse eines steilen Hohlweges. Einige Bäume dufteten aromatisch, im Nachthimmel brannten die Sterne; dort die Hörner des Stiers, dort Sirius, dort das Siebengestirn, dort das hier nur frühmorgens sichtbare Südliche Kreuz. Als dunkle Umrisse waren Bäume und zerfallene Tempel in der schweigenden Wildnis erkennbar. Endlich hielt der Karren vor einem Gebäude, nach langem Rufen erschien mit einer Laterne der Diener, schloß mir ein Zimmer auf und, in meinen Mantel gehüllt, auf einem Liegestuhl ausgestreckt, erwartete ich, halb schlafend, halb wachend, den anbrechenden Tag. Nach einigen Stunden erschien er in triumphierender Glut hinter dem tiefveilchenblauen Popa-Vulkan, dem heiligen Berg des Landes, belichtete gelbblühende Kassiabüsche, graugrüne Kakteen.

Nun fuhr ich in die Ortschaft, um mich mit Mong (Herr) Po Gyu, dem englischkundigen Unterbeamten, zu besprechen. Landwege, schöne alte Bäume, unregelmäßige Häuserreihen mit etwas hinfälligen grauen Häusern aus Holzwerk, Matten und Palmblattschindeln. Zwischendurch ein protziges Backsteinkaufhaus, bunt verputzt und verschnörkelt, das Chinesen oder Indiern gehörte. Diese bemächtigen sich immer mehr und mehr des Handels, denn der Birmane ist heiter, sorglos und träge. Die üppige Natur erlaubt ihm, nach alter Weise hinzuleben, sich seidene Pasos zu kaufen und, wenn die Reisernten sehr gut ausfallen, einen Zedi (Tempel), und sei es nur einen kleinen, zu errichten. Die Birmanerin, sie ist die unabhängigste Frau der Welt, führt allerdings erfolgreichen Kleinhandel, wird durch Heimarbeit einiges verdienen; doch bleiben die größeren Unternehmungen den Geldhändlern aus Madras, den Chinesen, auch den Europäern, überlassen. So war es auch bezeichnend, daß Mong Po Gyu, der fröstelnd aus seinem Holzhaus heraustrat, mir mitteilte: ja, eigentlich hätte er den englischen Herrn heute um drei Uhr an der Dampferstelle treffen sollen (vergeblich hatte der Reverend gesucht), aber das hätte ihm die ganze Nacht verdorben. Der Herr wollte ihm sein Honorar bei dieser Gelegenheit geben, nun, er würde es ihm wohl noch zukommen lassen! Ich schlug ihm vor, jetzt mit mir nach Pagan zu fahren; das paßte ihm

augenscheinlich nicht, doch wollte er heute nachmittag – oder morgen – hinausreiten. Mong Po Gyu war ein richtiger Birmane, klein, schlank, gelbbraun, mit klugen Augen und freundlichem Lächeln. Um den Kopf trug er ein maisfarbenes Seidentuch, ein rotseidener, bis zu den Knöcheln reichender Paso schlang sich fest um seinen Unterkörper, darüber hatte er sich in eine warme Jacke gehüllt. Er wünschte seine Uhr mit meiner zu vergleichen (vollkommen überflüssige Maßregel, er hielt sich nie an eine Stunde), rief seinen Diener, der ihm mit unterwürfiger Verneigung die Silberuhr reichte.

Nun weiter durch die Ortschaft. Ein Mönch im goldgelben Gewand wartete vor einem Haus, das alte Mütterchen trat mit einem Schöpflöffel heraus, füllte ihm Speise in die große Bettlerschale aus schwarzem Lack. Sein Knabe nahm diese entgegen, bedeckte sie mit einem Messingdeckel, trug sie dann auf seiner Schulter, ehrerbietig dem Mönchlehrer folgend. Es kann der Sohn des Bürgermeisters oder des ersten Großgrundbesitzers gewesen sein. Diese Dienstzeit verrichtet jeder Knabe im Kloster bei den hierzulande meistens geachteten und beliebten Mönchen. Daß es in Birma weniger Analphabeten als in Sizilien gibt, verdankt das Land seinen fast in jedem Dorfe bestehenden Priesterschulen. Überall wurde der Morgenreis gekocht, die Hausbewohner wärmten sich die Hände am Feuerchen. Wie auch andere Asiaten dies tun, hüllten sie an erster Stelle Kopf und Oberkörper ein, Beine und Rumpf scheinen bei Orientalen erstaunlich abgehärtet zu sein.

Jetzt ächzte mein Ochsenwagen auf dem Sandweg durch die bebaute, baumbestandene Ebene. Von Zeit zu Zeit erklang das Kreischen sich nahender Karren; ich hörte näher zu, unterschied deutlich bei diesen schweren zweiräderigen Fuhrwerken einen verschiedenen Rhythmus, einen verschiedenen Ton, begriff, daß diese Eigennote schon von weitem zu erkennen ist, daß man eine melodiöse ausdrucksvolle „Weise“ der Wagenräder schätzt. Die meine klang etwa so:



Herrlich waren die gewaltigen Tamarindenbäume der Landstraße, uralt erschienen ihre verästelten, verkrümmten Stämme. In ihren Zweigen war manchmal ein den Natts, den Geistern, geweihter hölzerner Altarschrein mit Gefäßen und Opfergaben angebracht. Oft auch gestiftete Raststellen, erhöhte Holzruhestätten im Baumschatten, mit geschnitzten Ständern, in denen klassisch geformte Tonkrüge dem Wanderer Wasserlabe gewährten. Immer wieder nahte sich mit ächzender Kadenz eine Staubwolke, aus der die Umrisse von schwer mit buntbekleideten Menschen beladenen Büffelkarren allmählich hervortraten. Den Weg umsäumten hohe Hecken von kaktusartigen Gewächsen, von Bambus und der großblättrigen Kalotropis-

staude mit blaßlila fleischigen Blüten, und in zunehmender Zahl erschienen ferne und nahe Tempelruinen, teils im Umriß noch gut erhalten, teils halb verfallen, teils als formlose Haufen. Als die zweite ermüdende, aber doch anregende Stunde verlaufen war, hielten die Ochsen vor dem backsteinernen Regierungsrasthaus; ein weißgekleideter Diener, der etwas Englisch kannte, wies mir ein luftiges Zimmer an der oberen Veranda. Ich war der einzige Gast, die unermeßliche Ruinenwelt der vernichteten Hauptstadt des alten Reiches erstreckte sich in weitem Kreis, war mir zu eigen.

Es war inzwischen heiß geworden, die Sonne brannte, aber während langer Stunden wanderte ich umher, ließ in aller Ruhe die Tempel auf mich wirken, besah sie mir dann eingehender an dem andern Tage mit Mong Po Gyu.

Die meisten entstammen der Blütezeit Pagans, jener verhältnismäßig kurzen Spanne vom elften bis dreizehnten Jahrhundert n. Chr. Die wichtigsten sind gewaltig groß, sind als heilige Kultstätten noch gut erhalten und von fesselnder Verschiedenheit der Form. Meistens ein auf stufenartigen Terrassen sich erhebender hoher Mittelbau, der kegelförmig oder spitz oder mitraartig verläuft. Am berühmtesten ist der dem elften Jahrhundert entstammende Anando-Tempel. Schneeweiß mit vergoldeter Spitze leuchtet er von ferne über die Ebene, über den Fluß. Überaus reizvoll sein Umriß, ein Kreuzbau mit gewaltigen Hallen, in denen in goldener Feierlichkeit sich riesenhafte Buddhastatuen erheben. In den schmalen gewölbten Gängen ging ich umher, gelegentliche in den gewaltigen Mauern eingelassene Fenster gaben ein mattes Licht, es fiel auf Nischen mit sinnenden, auf Lotusblättern sitzenden Buddhas. Vor der Hauptgottheit in dem gewaltigen Mittelraum trennte eine goldene Balustrade die Kultbildwerke von den andächtig knienden Pilgern, hinter dem Glorienschein des Gottes glitzerte Mosaik aus dem Dunkel, zu den Seiten erhoben sich auf vergoldeten Stielen weiße Ehrenschirme, wie sie dem Buddha zukommen. Die goldene Gestalt ist gewaltig groß, ist feierlich ernst.

Einen besonderen Reiz hat der ebenfalls auf das elfte Jahrhundert zurückgehende Shwezigon-Tempel; während die meisten Paganbauten leider aus verputzten Backsteinen errichtet wurden, besteht er aus Stein, und abgesehen von der Vornehmheit des echten Materials ist der Umriß bemerkenswert gut. Auf breiten Terrassen, um welche sich die Prozessionspfade ziehen, ruht das gewaltige Rechteck, aus feingegliederten Kreisen steigt der Kegel empor. Dies ist ein Haupttypus der angeblich nahe an tausend Tempel von Pagan; aus ihm hat sich, nicht zu seinem Vorteil, der immer schmäler, spitzer werdende spätere Pagodentypus, der noch jetzt vorherrscht, entwickelt. Häufig ist dann wieder der Mitra-Aufbau, auch die von Nischen durchbrochenen pylonenartigen Türme. Gewiß ist die Pagan-

Architektur gleich der von Ankor, gleich jener der Javatempel, aus Indien, wo die Vorbilder fast sämtlich verschwunden sind, herübergekommen, gehen ebenfalls auf assyrisch-babylonische Tempel zurück. Einige Schriftsteller wollen durch eine Chronikenstelle die Abhängigkeit der hiesigen Architektur von Ankor beweisen. Die das behaupten, kennen unmöglich die betreffenden Bauten; hier wie drüben hat eine selbständige Bearbeitung der durch Indien vermittelten vorderasiatischen Typen stattgefunden. Hingegen bin ich fest überzeugt, daß diese Paganbauten den Schlüssel zum ursprünglichen Plan des berühmten Borobudurtempels in Java geben. Er muß als gewaltigster Bau der Erde angelegt worden sein. Gleich den Pagantempeln erhoben sich gewaltige Terrassen, Prozessionswege, die den reichsten Reliefschmuck erhielten. Zwei Jahrhunderte lang baute man am Borobudor, dann versagten die Mittel, es versagte der Eifer, ein notdürftiger Abschluß wurde gefunden. Das Unorganische des Umrisses hatte ich beim Borobudur aufs stärkste empfunden. Hier in Pagan erkannte ich den übermenschlichen Gedanken jener namenlosen königlichen Bauherren von Java.

In der mannigfachen Wiedergabe der verschwundenen architektonischen Urtypen aus Vorderasien beruht die merkwürdigerweise noch immer wenig beachtete Bedeutung des Ruinenfeldes von Pagan. Der plastische Schmuck (oft sind es große Reliefkacheln aus Ton mit farbigem Glasfluß, also wieder ein assyrischer Anklang) ist herzlich unbedeutend. Buddhistische Motive mit brahmanischen Reminiszenzen, inhaltlich denen von Borobudur, auch von Ankor verwandt, doch würden die besten Skulpturen der Pagantempel im Kmerr-Reich wie in Java nicht eines Blickes gewürdigt werden.

Überaus anziehend wirkten jedoch die volkstümlichen Umrahmungen dieser Kultstätten. Besonders beliebt war anscheinend der Schwetzigon-Tempel; da gab es im großen ummauerten heiligen Bezirk kleine, den Nattgeistern gewidmete, Tempelchen, große Bronzeglocken waren gestiftet worden, zur Abwehr bösen Spuks dienten flitterbehangene Masten, von denen schlangenartige, durchsichtige Schläuche aus weißer Seidengaze lang herunterflatterten, sich im Winde bewegten. Die Mönchshäuser, die Pilgerherbergen, die Verbindungsgänge zeigten bemerkenswert gute birmanische Holzschnitzerei, und trotz ihrer plumpen Roheit fesselten fremdartigen Steingestalten. Sie standen unter steinernen Schirmen (wie in den meisten asiatischen Ländern ist der Schirm hier das Ehrenmerkmal), hielten eine Rolle in der Hand. Engel, welche die guten und die bösen Taten der Menschen aufzeichnen, auf daß den Frommen wie den Missetätern dereinst ihr Lohn ausgezahlt werde.

Nicht weit von dem Anando-Heiligtum lag ein Kloster; die inneren Wandelgänge waren mit Fresken bemalt, wie sie gelegentlich in diesen

Tempeln sich noch erhalten haben. Schlicht erzählte Legenden, durch indische florale und geometrische Ornamente unterbrochen und verbunden. Oft erinnerten die Farben, milchiges Blaugrün, Rostrot, Weiß und Braun, merkwürdig an die etwas früheren zentralasiatischen Turfan-Fresken, die uns von Berlin her bekannt sind. In den leeren Klostergängen standen als einzige Hausgeräte Holzkästen für die heiligen Schriften; sie waren reich geschnitzt, ehemals vergoldet. In einem dunklen Winkel war der Boden mit Matten belegt; ein ganzes Menschenalter über hatte hier ein heiliger Priester gelebt, hatte hier vor kurzem, fünfundachtzig Jahre alt, seine Augen geschlossen. Mit großem Pomp sollte er demnächst bestattet werden. Der kleine Raum mit seinen hieratischen verblassenden Gemälden, mit seiner Erinnerung an die Gottesversenkung des Greises, schien von der erotischen Mystik orientalischer Legenden durchtränkt.

Viele der gewaltigsten Tempel erhoben sich im nahen Umkreis, denn dies war damals der Mittelpunkt von Pagan. Hier stand der Palast des Königs Anaurad, hier hielt sein Sohn, der Erbauer des Anando-Tempels, Hof; Trümmerhaufen bezeichneten die Mauern der Innenstadt, noch war der Graben erkennbar, in halber Höhe erhebt sich noch das Tor. Rötlicher Backstein, flache Pilaster, als Friesstück das mir aus Java und Kambodsha so bekannte „Perlengehänge". Die alte Schwelle war noch vorhanden, noch die Wächterräume der schon seit langen Jahrhunderten toten Stadt. Wie in Ankor bestanden die Paläste vermutlich aus reichgeschnitztem Holz, denn keine Spur bezeichnet die Stätte. Ein rechteckiger Bau mit schweren, geschwungenen Volutenornamenten an den Ecken wird Bibliothek genannt, hat durchbrochene Fenster mit geschmackvollen geometrischen Mustern, mit gut stilisierten Tieren.

Fast ganz erhalten war noch der ziemlich entfernt liegende Manuhapalast. Wie die Überlieferung meldet, weigerte sich der König von Thaton, die vom mächtigen König Anaurad von Pagan verlangten heiligen Schriften herauszugeben. So überzog ihn Anaurad mit Krieg, brachte ihn, sein Volk und seine Kultur hierher. (Auf dieser Nachricht beruht jene meiner Überzeugung nach verfehlte Hypothese von der künstlerischen Abhängigkeit vom Kmerr-Reich; man möchte in Thaton das alte Ankor sehen.) In diesem Palast soll der gefangene König gelebt haben; es ist ein Steinbau, hat die Stoffschönheit der mürben, sonnverbrannten Quadern, erinnert mit seinen flachen Reliefgestalten und Schmuckmotiven entschieden an die indische Kunstblüte von Java. Im Innenraum ruht ein niedriger Steinsockel zwischen zwei wuchtigen reichgeschmückten Pilastern; hier erteilte, wie man sagt, der gefangene, mit allen Ehren behandelte König seine Audienzen. Nach seinem Tod wurde der Palast als Klostertempel verwandt, und überaus malerisch, in einem Palmenhain, lagen noch andere

Klostergebäude. Sie waren aus Holz, daher wohl einige Male erneuert; immerhin entstammen sie dem sechzehnten Jahrhundert. Vielleicht war der Stil schon damals alt. Er hat sich bis heute erhalten, so im goldenen Kloster, der Stiftung jener letzten Königin von Birma, der schlimmen Supalayat. Besonders reizvoll wirken die langen niedrigen Klostergebäude mit den hohen geschwungenen Dächern, mit den Umgängen und Außentreppen, wenn wie hier die Vergoldung, der Farbenschmuck verblaßt ist, der feine graue Holzton überwiegt. Vorzüglich war hier die sehr bemerkenswerte birmanische Schnitzerei vertreten. Sie ist hinterindisch, erinnert oft an das Nachbarland China, ebenso oft mit ihrem Reichtum an grotesk-naiven Gestalten mit virtuos-verschlungenem Rankengewirr an unsere europäischen Schnitzereien des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts.

Auch in den Dörfern, die, von Banianbäumen beschattet, zum großen Paganbezirk gehören, waren manche hübsche Schnitzereien an den Umgängen und Portalen der aus Holz und Latten und Palmblättern bestehenden Häuser zu sehen. Gern ging ich abends dort umher; war mir das birmanische Dorfleben auch längst nicht mehr unbekannt, übte es noch immer seinen anregend fremdartigen Reiz. Fast alle diese Dorfleute, Männer, Frauen und Kinder, sind Lackarbeiter, der Überlieferung zufolge Nachkommen der mit dem gefangenen König verschleppten Thaton-Bewohner, die späterhin Hörige der Tempel wurden. Ihre Lackwaren sind im ganzen Land berühmt, doch ist es ein knapper, nur eben zur Notdurft des Lebens ausreichender Verdienst. Vor den Hütten stehend, beobachtete ich das verwickelte Verfahren. Hier wurden aus weichem, gespaltenem Bambus die Formen geflochten, dort gepreßt, hier bestrichen Frauen das Geflecht mit flüssigem, orangegefärbtem Lack, den sie großen Kübeln entnahmen. Dort wurden mit sicherer Hand, ehe die letzte Lackschicht aufgetragen, uralte geschmackvolle Muster herausgekratzt. Als letzter Vorgang glättete ein Mann seine rotbraune, mit feinen grün und gelben geometrischen Mustern geschmückte Schale mit einer einfachen Hebelvorrichtung. Aber Monate, so sagte Mong Po Gyu, dauert das Verfahren. Die besten Waren, seien es Schalen, Kästchen, Rauchgegenstände oder Becher, sind vollkommen geschmeidig, lassen sich nach jeder Richtung biegen. So ähneln sie in keiner Weise dem chinesisch-japanischen Lack; künstlerisch sind sie anspruchsloser, bieten jedoch mustergültige Gegenstände für den täglichen Gebrauch. Die Farben sind satt und doch gedämpft, die Muster ansprechend, mit einer unfehlbaren richtigen Raumverteilung.

Im eigentlichen Pagandorf war es lebendig; ein großes Fest stand bevor, und bereits trafen schwerbeladene Ochsenwagen ein, wurden Buden errichtet. Eine Gruppe für sich bildeten die Umwohner vom heiligen, sagenumgebenen Popa-Vulkan. Das ganze Jahr über flechten sie Matten,

kommen dann mit Frau und Kindern, um sie auf diesem Jahrmarkt zu verkaufen. Überaus malerisch wirkten auch die Buden mit den aufgestapelten rötlichen Töpfereien, Krügen und Schalen, mit harmonischen, oft geradezu klassischen Linien. Hier kam ich unvermutet auf einen malenden Europäer. Im Vordergrund der Skizze bewegten sich Männer und Frauen in ihren hellfarbigen, oftmals seidenen Pasos, dahinter war die Masse rotbrauner Töpfe, helle, aufgespannte Tücher warfen goldleuchtende Schatten, den Hintergrund gab das Dunkelgrau der Büffel. Wir kamen ins Gespräch, es war ein junger englischer Maler, und nachher zeigte er mir seine Skizzen und seine Wohnung. Die ersten waren ganz hübsch, aber noch mehr fesselte mich das Haus. Es lag am Dorfanger inmitten eines Gärtchens mit zitronengelben Oleanderblüten, mit rosenroten Antigonumrispen; vom Dorfältesten hatte er es gemietet, es war ein vortreffliches Beispiel einheimischer Architektur. Denn so anspruchslos diese Häuser wirken, möchte ich von einer solchen reden. Alles aus Holz, gut gezimmert, Täfelungen, Brettchen zu einfachen Schmuckmotiven gelegt; unter dem Schindeldach geschnitzte Balkenstützen, ähnliche Motive an dem Portal, das zur Außentreppe, zum dachbeschatteten Umgang führt. Einige rechteckige und runde Fenster wurden mit Läden verschlossen, waren hübsch umfaßt. Innen trennten geschmackvoll geflochtene Matten die einzelnen Räume. Der Fußboden bestand aus losem, lockerem Bambusgeflecht, zum Schlafen wurden Matten ausgebreitet, auch wohl eine Decke. Natürlich leidet man in diesen Winternächten empfindlich unter der Kälte, die Palmblattschindeln bieten einen vorzüglichen Sonnenschutz, lassen den Regen jedoch hindurch. Man ist es nun einmal nicht anders gewohnt. Da diese feuergefährlichen Häuser eine kurzbemessene Lebensfrist haben, sind sie meistens wohlfeil errichtet, wirken bescheiden. Im Prinzip erinnerten sie mich lebhaft an die japanischen, sie sind primitiver, werden weit weniger gut in Stand gehalten, zeigen jedoch eine ähnliche zweckmäßig ansprechende Nettigkeit in der Behandlung des Holzes und der Matten.

Die schönsten Schnitzereien fand ich jedoch an den großen, schweren, am Ufer liegenden Kähnen.

Schon oft hatte ich mich in den verstrichenen Wochen an diesen Irawaddy-Schiffen erfreut, mit Ausnahme einiger in Java hat die Welt wohl keine ähnlich malerischen, ähnlich reich geschnitzten. Das Heck dieser dunkelbraunen Tikholz-Lastkähne steigt hoch empor, endet oft in einem kleinen mit Schutzdach versehenen Sitzplatz, von dem aus der Steuermann den Fluß übersieht. Hier wie am Bug, wie am Eingang zum Wohnraum der Schifferfamilie ein Reichtum an Schnitzereien. Meistens flache aus den Balken herausgeholte Motive, aber die Stützen, Querhölzer und andere Teile zeigen neben den mannigfachsten geometrischen

Mustern, Pflanzen- und Tiermotiven auch wohl bewegte Gruppen, kleine Gestalten, in virtuosen Verschränkungen. Eine bemerkenswerte Kunst, flott und frisch, jedes Schiff mit anderem Schmuck. Auch die kleinen Beiboote, auch die einfachen Prahme waren liebevoll mit einer richtig angebrachten Schnitzerei bedacht. Vielleicht lagen infolge des kommenden Jahrmarktes besonders viele dieser Prachtschiffe am Strand, sie wirkten unglaublich malerisch in ihren keck-eigenartigen Umrissen unter dem hellen aufsteigenden Ufer.

Ein uralter Landungsplatz, und nicht weit erhob sich hochgelegen, von weitem sichtbar, an einem gefahrvollen, den Winden und Stromschnellen ausgesetzten Punkte ein uraltes Heiligtum, den Flußgeistern gewidmet. Der Tempel soll dem dritten Jahrhundert n. Chr. entstammen; ebenso wie Mandalay und Rangoon, die beiden späteren Hauptstädte, ihre Entstehung einem alten Heiligtum verdanken, hat diese alte Bupayo-Kultstätte wohl den Anlaß zu Pagans Größe gegeben. Ein sonderbar geschweifter Turmbau, wohl denkbar, daß in ihm eine bodenständige Urform überliefert wurde. Sie hat sich noch tausend Jahre erhalten, denn viele der Tempel aus Pagans Blütezeit zeigen die nämliche, fremdartige Form. In diesem Buddhaland birgt es, auffallenderweise, keinen entrückten Gautama, aber an der Brüstung des hohen terrassenartigen Unterbaus lehnte sich eine unscheinbare Kapelle. Gebückt sah ich hinein, erkannte rohe Fetischgestalten, Natts, denen an dieser gefährdeten Stelle seit unvordenklichen Zeiten die Schiffer opfern und von denen sie Beistand in Schiffbruchsnot erflehen. Im nahen Baum nistete sich in den Zweigen ein Holzaltar, in ihm brennen zu gewissen Zeiten Lämpchen, beschwichtigen die Unholde des Flusses und bannen ihren Spuk.

Spät abends kehrte ich dann heim. Hinter den gewaltigen Tempeln versank die Sonne, der weite Irawaddy spiegelte lange fliederfarbene Höhenzüge der Ferne und alle Zartheiten der abendlichen Luft. Zwischen gelbblühenden Kassiabüschen und blaßgrauen Dornbäumen zogen die weiß und rot gekleideten wasserschöpfenden Frauen vorbei. Totenstill war die Nacht, ich lag auf dem indischen Liegestuhl im offenen Vorbau, über mir das Sternengefunkel. Von Zeit zu Zeit klang der sanft-eindringliche Ton der Klostergongs herüber.

Es kam der letzte Morgen; wieder erhob sich die Sonne hinter dem formvollendeten Umriß des Mingalazedi-Tempels. Hirtenknaben weideten das Vieh, auf dem gläsern-glatten zartfarbenen Wasser der nahen Bucht landete eine Fähre mit buntgekleideten Gestalten. Es regte sich in den alten Tamarindenbäumen, die smaragdgrünen, phantastisch schönen Vögel, sie waren meine tägliche Freude gewesen, flatterten und flogen singend umher. Vor der Tür hielt der Ochsenkarren, meine Zeit war um.

Das gelbe Pferd

Variationen von Oskar Loerke

I

Finsternis

Wer schwenkt am Nachtmund dieses stillen Straßenpasses
Die Stadt: mit Zauberpulvern eine große Pfanne?
Traumrosa pufft sie Gleißendes und Blasses,
Traumblau besänftigt aus der Mondenkanne.

O Stadt! Ich sehe sie dem gelben Pferde
Im Schwermutdampf aus offner Nüster schlagen –
Sie sinkt, schläft unter ihm schon in der Erde.
Ein Schattenfelsblock, fesselt es der Wagen.

Es könnte fliehn und bleibt und gönnt den Asseln
Ein Haus unterm Block. Denn Schatten, ob sie Peitschen haben,
Und ob sie hinter seinem eignen Schatten rasseln –
Im Schweißdampf fliehn sie hin und sind begraben.

Still harren heißt den Fesselspott verspotten:
Geduldig auf dem Beißstahl altern Zähne,
Der Huf umwächst in langer Nacht mit Zotten,
Den Boden fegt schon fast der Schweif, die Mähne.

Dann: jäh im Eimer wühlt der gelbe Rachen,
Fährt auf, Strohflammen stieben aus dem Schlunde,
Als wüster Knebel würgt ihn steif ein Lachen,
Irr wieherts aus dem Tor der Augenrunde.

Es schlägt die ernsten Augen wie mit Krallen
Und zerrt sie aus den fernen Gotteswinden,
Wo sie geweilt, die badend sie umwallen,
Und fast schon wissend müssen sie erblinden.

Und Blindheitsschnee, Besessenheit und Schrecken
Hält starr sich dar: wer weint um mich? wer will mich schlagen?
Das Wiehern bleibt im Augenweltraum stecken,
Mit diesen Munden seine Furcht zu klagen.

Strohfunken wehen überm Eimerrande,
Und feurige besprühen, Funken keines Herdes,
Im Himmel jagend mit des Schreies Brande
Das lange Riesenhaupt des gelben Pferdes.

— — — — — — — — — — — — —

Zerbrechlich ragt Gebäu gleich Aschenkuchen,
Dazwischen lastet Blei in plumpen Barren,
Vulkane glühn, die sie zu schmelzen suchen,
Geahnt nur, fern im Kranz von Riesenfarren.

2

Die Unerlösten

Im Dunkel webt der Schrei des gelben Hengstes,
In dem die Straßen labyrinthisch treiben.
Als Echo sagt die Kreatur im Schlaf ihr Bängstes,
Und selbst die toten Dinge hinter Ladenscheiben.

Ja, sieh, ergreifend leiden in den Magazinen
Die Särge mit den Fackeln, Engeln, Kordelschnuren,
Die vogelgleichen roten Violinen,
Die Flaschen, Drogen, silbrigen Tinkturen.

Verirrt und unerlöst, von Graun umwoben,
Steht alles im Vergessen ohne Wende,
Derweil hat sich das Schicksal fremd erhoben
Und wandelt groß und wundersam zum Ende.

Und wandelt ohne die verworfnen Dinge
Vielleicht durch Schmerzen, aber in das Klare.
Was ruft so weh? als riefen die Gehenkten in der Schlinge
In ihre tausend unerlebten Jahre.

Mir war, als müßte durch die halben Wesen,
Die Menschenhirne bös zu Krüppeln feiten,
Durch ihren ewigen Wundkrampf ein Genesen,
Ein Traum von Leben gleiten.

Doch kam aus ihrer Unterwelt kein Nachen.
Sie wußten keine Tränen und kein Lachen.

3

Das Stundenglas

Ich ging den Nachtweg weiter zwischen Magazinen.
Mein Traum nahm ihre Dinge warm nach innen.
Ein Stundenglas war unter ihnen,
Und es begann zu rinnen.

Die nahen Maskenroben wehten fort vom Glase.
Der Sand in ihm nahm zu, wie wenns die Schöpfung wäre,
Und über seinem Acker stand die untre Blase
Der Uhr wie eine Himmelshemisphäre.

Es wuchs und wuchs der Dom zu hoher Berge Größe,
Gewitter hoben an im Glas zu sieden,
Es blitzten Menschenwerke durch die Donnerstöße,
Es stürzten Pharaonenpyramiden.

Der Erde sanfte Haut war wild geprügelt,
Sie zuckte, klappernd brach die Stadt zusammen,
Und Krater klafften auf, draus ungezügelt
Die Dämpfe grün wie Wasserströme schwammen.

Doch währte die Verwandlung nur ein Kurzes.
Ein Häufchen Staub erwuchs bewegten Randes
Und einsam aus dem Trug des wüsten Sturzes.
Die Welt geschieht auf einem Korne Sandes.

4

Alle Wesen

Im Himmel glüht es wie Laternen ferner Schenken,
Die taub an unbekannten Straßen liegen.
Es trabt und trabt, wer trabt dorthin?
Die magren Pferdeköpfe wiegen
Soviel vor stummem Leib, wie alle Weisen denken.

Die Pferde gehn, im Diesseits dienstbar, wie sie sollen,
Geschlagen, doch ein Lenker hat sie nie besessen.
Die kurze Leine reichte nicht in ihren Sinn,
Wenn sie von Sintfluthügeln wiehernd schollen,
Als hätten sie den trägen Leib in Riemen hier vergessen.

Was schrie das gelbe Pferd? Ich war verwundert,
Kein Angstruf gellte mehr, der Nachhall war ein Weinen,
Es war geteilt, verweht auf manch Jahrhundert,
In meinem Ohre nicht mehr zu vereinen.

Der Vogel sangs im Baum, im Sumpf die Unke,
Es schlief den Winterschlaf in Bärenfellen,
Im Meere faulte längst die Räuberdschunke,
Die auch ein paar der Stimmen trug zum großen Gellen.

Das Leben kam ein Weinen
Von allen und es kam von keinen.

5

Die Treppe

Im Traume stieg ich ermüdet die eben erklommenen Stiegen.
Wie will ich unter dem Dach auf mein Lager fallen!
Da fühl ich mittenwegs ein Tierhaupt sich an mich schmiegen,
Von seinen Augen glimmt das Treppenhaus, ein Zuckerturm, kristallen.

Mich fröstelt in die schwarzen Augen zu sehen,
So große, die ein früheres Licht noch bekennen
Und Götter, deren Opfersteine nicht mehr stehen,
Aus tränenlosen Wassern zu gebären brennen.

Ich dränge mich fort, doch ich weiß, ich habe viele Schritte
Von diesen Wassern bis an mein Lager unter dem Dache.
Ich steige lang und bleibe doch in der Mitte
Des dunklen Turmes, bis ich frierend erwache.

Der Roman eines Gedankens

von Leo Matthias

Willst du erkennen das Unsichtbare,
Sieh genau an das Sichtbare.
Talmud.

I

Gestern abend: „Rosenkavalier" von Richard Strauß. Schluß des letzten Aktes: Leere Bühne. Dann: Ein Mohrboy. Nimmt mit spitzen Fingern ein verlorenes Spitzentaschentuch vom Boden. Hingetrippel; Zurückgetrippel. Vorhang. Dazu: Staccato-Musik.

Wenn der Geist dieser Szene Substanz wäre, würde ich mein Leben dransetzen, um ihn auszurotten.

2

„Die kleine Stadt" von Heinrich Mann. Letztes Bild: Leerer Marktplatz. Totes Liebespaar. Ein Uralter kommt. Sieht die beiden, zieht den Hut, legt schelmisch lächelnd den Finger auf die Lippen.

Kann das Bild nicht vergessen.

3

„Pygmalion" von Bernhard Shaw. Letzte Szene, letzter Akt: Er verlangt, sie solle ihm Handschuhe besorgen. Sie wirft ihm die Tür vor der Nase zu. Leere Bühne. Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Sie fragt: Welche Handschuhnummer? Er, lachend: Nummer acht! — Vorhang.

Kann auch dieses Bild nicht vergessen. Woher kommt das?

Schlaflosigkeit.

4

„Lear" bei Reinhardt. Regiedichtung: Cordelia bleibt nach der Verstoßung allein auf der Szene. Der Narr kommt zurück. Küßt den Saum ihres Kleides. Verschwindet.

Ahnung einer Verwandtschaft sämtlicher Szenen miteinander. Wodurch jedoch? Vergebliches Bemühen, dahinter zu kommen.

5

Hebbel: „Die Fabel mit der Sphinx wiederholt sich Tag für Tag. Das Rätsel, das du nicht lösen kannst, zerstört dich!"

Es zerstört. Aber es zerstört nicht ganz, wenn es Gestalt hat, wenn man es be—greifen kann — wie eine Sphinx.

6

Versuch einer Analyse. — Alle Szenen sind Schlüsse. Immer durch eine kleine Pause eingeleitet, um die Wirkung zu steigern. Kokett aufgemacht zur Pointe. Das Ganze gefaßt und gegeben wie zwischen Daumen und Zeigefinger. Immer hat man das Empfinden, als ob man gezwungen werden soll: „Ach, wie entzückend!" zu sagen.

Alle Szenen klappen nach. Mit irgendeiner erotischen Belanglosigkeit (Taschentuch, Handschuh, Saumkuß). Und immer ist das Belanglose, Unwesentliche wesentlicher, enthüllender als der ganze Akt.

Der Mohrboy, der Uralte, die Frau (diese Frau!) und der Narr —

alles Hätschelwesen. Auch können alle nicht gehen. Sondern trippeln. Stummes Spiel in drei Fällen.

7

Besuch meiner kleinen Freundin. Sie setzt sich auf meinen Schoß und will mit mir spielen. Ich hebe sie hoch – und lasse sie fallen.

Unvergeßlichkeit des Augenblicks. Sie trug rote Schuhe, ein weißes Kleidchen und eine rote Haarschleife, kokett aufgemacht zur Pointe ihres Bildes. An dem ganz kleinen Knoten, der wie ein Schmetterlingsleib zwischen den großen Flügeln lag, war der Druck des Daumens und des Zeigefingers noch zu sehen, durch den der Knoten seine Form erhalten hatte. Empfinden, als ob ich durch diese Schleife gezwungen werden sollte: „Ach wie entzückend!" zu sagen.

8

Schrieb der Mutter, daß die Kleine sich beim Fall die Hand verstaucht hat. Erhielt sofort umständliche Verhaltungsmaßregeln. Am Schluß des Briefes ein Postskriptum: „Ich komme in acht Tagen. Freue mich wie ein Derwisch. Laß Dir bitte nicht die Haare schneiden, bevor ich Dich gesehen habe."

Ich schreibe eine Metaphysik des Postskriptums! Immer findet man es nur bei Frauen, immer enthält es irgendeine Belanglosigkeit, und immer ist das Belanglose, Unwesentliche wesentlicher als der ganze Brief.

(Immer ist das Belanglose, Unwesentliche wesentlicher .... ha!)

9

Zeitungsnotiz:

Durch sein sonderbares Benehmen fiel gestern nachmittag ein Mann auf, der in der Nähe des Alexander-Platzes erregt auf und ab ging. Scheinbar war er „versetzt" worden, denn von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sah sich suchend um. Plötzlich stürzte er sich auf einen Zwergmops und erwürgte ihn. Die Besitzerin des Tieres, vermutlich die Dame, auf die er gewartet hatte, veranlaßte sofort die Festnahme des Täters. Hierüber erregte sich dieser so, daß er in Ohnmacht fiel.

10

Es war eine Wollust! Der Geist der vier Szenen, der Haarschleife und des Postskriptums geronnen zur Substanz, als ich den Köter sah. Dieses Hätschelwesen, das immer hinterhertrippelt, in seiner Stumm-

heit, wesentlicher, enthüllender ist, als alles, was das Weib sagen könnte, diese Pointe zu seinem Bilde, dieses vierbeinige Postskriptum, diese bellende Haarschleife, dieses beharrte Bonmot. . . . . . . Es war eine Wollust!

11

Was die Sphinx für die Ägypter war, das war der Köter für mich — das Unbegreifbare, das ich be—griff!!

12

„Am Begreifen hat die Psyche Lust. Um diese Lust des Begreifens auf Alles auszudehnen, auch auf solches, was der Natur der Sache nach unbegreiflich ist, macht die Psyche die gewagtesten Kunstgriffe. . . .“

„Wir sahen schon oben, wie eine häufig wiederholte Analogie den Schein des Begriffen-Habens erzeugt, wie die Reduktion auf subjektiv-psychische Analogien allem Begreifenwollen zugrunde liegt. . . . Demnach ist die Vergleichung und schließlich die Verschmelzung des Gleichen in der Seele das eigentliche psychologische Prinzip der Logik und Erkenntnistheorie . . . . es entstehen Kategorien. . . .“

„Unsere Kategorieneinteilung ist eine rein künstliche Klassifikation der Dinge, und das Prinzip dieser Einteilung ist einzig und allein die Analogie der Abfolge und Gleichzeitigkeit der phänomenalen Unabänderlichkeit mit subjektiven Verhältnissen; aus diesen werden prominente Fälle herausgehoben, sie bilden das Gleichheitszentrum, um das sich die äußeren ähnlichen Fälle versammeln. . . . .“

Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob.

Anmerkungen

Der jüdische Künstler*

Es ist bekannt, daß den Juden als Rassenmerkmal ein starkes Maß von Bewußtheit eignet.

Ebenso sicher ist es, daß die großen Dichtungen aus Tiefen kommen, in denen kein Bewußtsein mehr gilt. Volles Tageslicht, greller Rationalismus, durchgängige Luzidität vereinbaren sich nicht mit den gestaltenden Dämonen des Instinkts. — Vergeblich, diesen Tatbestand anzuzweifeln, wenn natürlich auch zuzugeben ist, daß als sekundäres Hilfsmittel der Schöpferkraft oft eine gesteigerte Besonnenheit in Aktion tritt.

Ist also jüdische Kunst überhaupt möglich? Und wie?

Darauf gibt es drei falsche Antworten und eine richtige.

Die erste falsche: Jüdische Kunst ist unmöglich. Denn immer tritt jüdische Bewußtheit, tritt Absicht zwischen den Künstler und sein Werk. Jüdische Kunstwerke sind gegenüber „arischen" zweiten Ranges. Nur die hebräische Antike hat wirklich große Kunstschöpfungen aufzuweisen. Und zwar deshalb, weil sie dumpfer, unmittelbarer war. (War sie es?) — Dies etwa der Standpunkt Julius Babs. Es wird scharf Jagd gemacht auf den jüdischen „Intellektualismus". Die Bücher Bleis, Sombarts, Rathenaus und ihrer kleinen Nachbeter sind dieser Irrationalismus-Mode voll. Und die selbsthasserische Tendenz vieler Juden hilft mit, die in der jüdischen Eigenart nun einmal mitgegebene Bewußtheit herabzusetzen. Sogar ein großer Teil der Zionisten bedient sich, teilweise in Mißverständnis Buberscher Lehren, ähnlicher Argumentation, in der ja ein bequemes Schlagwort gegen die Diaspora und ihre „Dekadenz" gefunden werden kann. In Palästina werden wir erdhafter, rustikaler, primitiver sein — dies alles im Sinne von: weniger bewußt — (was Gott verhüten möge).

Die zweite falsche Antwort: Jüdische Kunst ist eben bewußter, klüger, heller als nichtjüdische, und das ist — ihr Vorzug. So ungefähr urteilen Kerr, Hiller und andere. — Es stimmt nicht, denn jüdische Kunst in ihren höchsten Gedichten ist ganz ebenso traumhaft wie alle Kunst, hebt sich wie aller Gesang jenseits eindeutig umrissener Gestalt hinweg ins Grenzenlose.

Die dritte falsche Antwort habe ich selbst da und dort gegeben: jüdische Kunst als Synthese von Bewußtheit und Unbewußtheit. Das aber ist, wenigstens ohne eine neue Hauptbestimmung, an sich unmöglich. Denn zwischen Bewußtheit und Unbewußtheit besteht ja die „Unvereinbarkeit des Zusammengehörigen". Im normalen Ablauf der Dinge können die beiden einander nicht finden. Versuch einer Synthese würde beiderseitige Schwächung bedeuten.

Und hier zeigt sich die wohl nicht mehr zu widerrufende Antwort: — Wasserstoff und Sauerstoff verbinden sich ja zu Wasser. Aber nicht, wenn man sie in noch so exaktem Verhältnis mischt. Da entsteht nur ein schweres Gas. Nicht „mischen" können sie sich zu Wasser, aber sie „verbrennen" zu Wasser, wenn der Funke schlägt. — Nur durch ein Wunder ist das Beisammensein von Bewußtheit und Unbewußtheit möglich. Es ist also mög-

* Ein Kapitel aus dem geplanten Buche „Heidentum, Christentum, Judentum".

lich; aber nicht in der Ebene, sondern nur auf der Spitze menschlicher Kraft und göttlicher Gnade, als Außerordentliches, als Glück der Ausnahme.

Hieraus aber ergibt sich eine wichtige Folgerung:

Das Herausanalysieren bewußtheitlicher Elemente aus einem jüdischen Kunstwerk hat wenig Sinn. Das Vorhandensein solcher „Bewußtheiten" beweist nämlich nur, was nicht zu beweisen war: daß das Werk von einem Juden stammt. Aber gerade für die Hauptfrage, ob es Kunst ist oder nicht, sagt es nicht das geringste. Es kommt eben alles darauf an, ob das „Bewußtheitliche" mit dem „Unbewußten" des Künstlers im Glutofen des Schaffens zu einem Gebilde höherer Größenordnung umgeschmolzen worden ist oder nicht. Hat sich dies Wunder ereignet, dann schadet keine Bewußtheit. Fehlt das Wunder, dann ist mit aller Unbewußtheit nichts Künstlerisches entstanden.

Die sogenannten „Banalitäten", die Instrumentations-Feinheiten und ähnliches in der Musik Gustav Mahlers, diesem jüdischesten Dokument unserer Zeit, müssen ähnlich beurteilt werden. Sie stehn im Glanz des Ganzen — oder nicht; das mag jeder fühlen, wie er mag. So einfach aber sei es von nun an nicht mehr, daß man einfach nur auf sie hinzutippen brauchte („So ein ordinärer Marschrhythmus" oder „virtuose Mache, glänzende Technik") — oder analog bei einem dichterischen Werke („Da gibts ja eine ausgewachsene Reflexion mitten im Dialog, da Probleme mitten in der Lyrik") — und damit wäre dann der Autor als „Rationalist, also Unkünstler" erledigt. Sondern glänzende Instrumentationstechnik, also etwas sehr Bewußtes, Gewußtes, kann unter Umständen nur ein Werkzeug sein im Sturmwind ungeheurer Inspiration, und der gedankliche Einfall mag manchmal nicht minder tief wie irgendein „Ach" und „Oh" unmittelbar aus dem Erlebnis hervorsteigen. Wir sind aber heute gesegnet mit einer Sorte von Kritikern, die ihre eigene Nüchternheit und Pedanterie in das Kunstwerk, das sie beurteilen sollen, hineinprojizieren. Jedes reflektive, ideeliche, technische Moment des Werkes ist ihnen sofort ein höchst übles Symptom; der Autor wird ihnen dadurch nämlich verdächtig, nichts anderes zu sein als das, was sie selbst sind — also: Trockenheit, professorale Leere, Wollen ohne Können. Sie überführen den Autor ihrer eigenen Gefühllosigkeit — so glauben sie. Indessen haben sie nur diese Gefühllosigkeit ihm imputiert.

Der geniale Kritiker reagiert nicht auf Symptome, sondern auf die Totalität des Wunders. Nachträglich erst analysiert er die Elemente des Wunders, ist vielleicht erstaunt, unter ihnen auf bewußtheitliche Stücke zu stoßen, läßt dadurch natürlich seinen vorgängigen Gesamteindruck nicht beirren, wird vielmehr zur Untersuchung angeregt, welche Strukturänderungen diese Stücke erfahren haben mögen, um dennoch den Rhythmus des Wunders mitschwingen zu können. — Bequemer freilich ist es, mit dem Schablonenkritiker einfach Symptome zu registrieren und aus ihnen mittelbar, da das eigene Herz unmittelbarer Wunder-Empfindung ohnedies nicht zugänglich, auf „Nicht-Wunder" zu schließen. Aber gerade dies Registrieren, dies mittelbare Schließen entlarvt ja den Schablonenkritiker als besessen von jenem Rationalismus, den er verfolgt und verurteilt.

Daß in der Gnade (und wesenhafte Kunst ist manifeste Gnade) der irdische Gegensatz von Ratio- und Irrationalität aufgehoben ist, daß da Zusammenhänge gewebt werden, die noch eine Sekunde vor der Gnade ungeahnt waren — dieses Wunder macht im Grunde jede Kunst möglich. Denn in jedem Künstler sind Elemente der Konstruktion, der Wachheit.

Der Unterschied scheint quantitativ zu sein, nicht qualitativ. Jüdische Kunst entströmt vielleicht beiden Quellen, der des Bewußtseins und des Unbewußten, mit ungefähr gleicher Kraft — in nicht jüdischer

Kunst überwiegt manchmal die Quellströmung des Unbewußten. Doch nicht diese Quellen machen das Wesen der Kunst. Sondern der hohe Zauber, unter dem ihre Mischung sich vollzieht, entscheidet. Er gelingt oder kann mißlingen, ganz unabhängig davon, in welchem Massenverhältnis die beiden Wasser aufeinandertreffen.

Auch in Palästina wird jüdische Kunst nicht völlig den „Instinkt der Instinktlosigkeit", wenn man so sagen kann, verlieren. Nur der Konflikt zwischen bewußten und bodenhaften Elementen unserer Seele wird sich verschärfen und um so höher die mystische Stichflamme der Vereinigung schlagen.

Typ des jüdischen Künstlers: nicht nur sein Instinkt, auch die unerträgliche Reizung des Anti-Instinkts, des Selbstbetrachtens, der Gewissensskrupel usw. treibt ihn ins Wunder. Er kann gewissermaßen nur unter hundert Atmosphären Druck atmen. Idyll, Gemütlichkeit, Behagen kennt er kaum. Aber nicht Nervosität, Hysterie sind deshalb sein Teil. Unerschöpfliches Gefühl in ewig sich erneuernder Bewegung lebt er oder, wie Franz Kafka, das kristallene Lächeln, inmitten von Grauen lieblich.

Nichtjüdische Künstler, die mit einer starken Gabe von Verstandes-Genie zu ringen haben, zeigen denselben Typ. So Strindberg. Und in Dantes göttlichem Gedicht ist die ganze Systematik zeitgenössischen Denkens mit eingeschlossen (nicht zum Schaden, wie Flachköpfe glauben, sondern zu leidenschaftlichster Steigerung des lyrischen Paradieses). Und man lese doch immer wieder seine „vita nova", das einzige europäische Originalwerk, das eine wenn auch entfernte Analogie mit dem Talmud aufweist — in seiner erstaunlichen Verknüpfung von eiskühler theoretischer ars poetica (gleichsam der Halacha des Buches) und verzückter Hagada der Liebe. In der Ausgabe der Reclam-Bibliothek sind die theoretischen Exkurse einfach gestrichen. Doch die fortlaufende Erzählung selbst enthält noch genug von jenen mit herzlichster Naivität dargelegten Reflexionen, deren sich Dante offenkundig nicht schämt, die aber ein heutiger Kritiker à la mode nicht zögern würde, als höchst trocken und das ganze Werk infolgedessen als „erdacht" zu bezeichnen. So meditiert Dante in aller Klarheit: „Nachdem ich diese Erscheinung gehabt und auch schon das Lied beendet hatte, das mir die Liebe eingegeben, bestürmten und versuchten mich viele verschiedene Gedanken, jeder an sich unwiderstehlich; vier derselben störten am meisten die Ruhe meines Lebens." Folgt eine genaue Zergliederung der vier Gedanken, nicht ohne Zitat aus der scholastischen Philosophie. Und nun: „In diesem Zustand verbleibend, bekam ich Lust, ihn in Reimen zu schreiben, und ich schrieb folgendes Sonett . . ." Da hat ja also der moderne Kritiker die „rationalistische" Werkstätte sozusagen schwarz auf weiß. Und dennoch, wie seltsam, dieser unbegreifliche, so undenkerisch-göttliche Gesang der Sonette! Dann sagt Dante: „Dieses Sonett kann man in vier Teile zerlegen usw." Ganz kaltblütig, scheinbar — der redliche Mann. Hätte er geahnt, wie man ihn einmal dabei „packen" könnte!

Max Brod

Zur neuen Lassalle-Ausgabe

Ist der Biograph seinem Helden in hingebender Liebe zugetan, so hält unser Objektivitätsbedürfnis das für ein Unglück, denn gerade von ihm, der die chaotische Flut nie ganz ausdeutbaren Lebens in die notwendig gradlinigen Kanäle eines Buches zwängt, verlangen wir ein Ausschalten des Ich, von dem wir sonst wissen, daß es ein Widerspruch zum Eigentlich-Menschlichen ist. Wir vergessen, daß die Liebe eines der vornehmsten Mittel des Erkennens ist. „Man lernt nichts kennen, als was man liebt", sagt Goethe, und ein anderer Ausspruch von ihm lautet: „Gegen große Vor-

züge gibt es nur eine Rettung, das ist die Liebe." Der Haß des Biographen gegen den Mann seiner Wahl ist nicht allzugefährlich, denn der Haß, der als Dauerzustand verblödet, macht für Augenblicke hellsichtig, und die nötigen Abstriche nimmt der geneigte Leser schon selbst vor. Viel verwerflicher ist das lauwarme Einerseits-Andrerseits der Registrierbeamten, die dem Ungeist gleichen, den sie begreifen, die im Grunde ihres Mandarinenherzens den großen Mann, den sie „bearbeiten", für ein öffentliches Unglück halten und sich diebisch darüber freuen, daß sie selbst keine Heroen, sondern Bürger mit Moral und Pensionsberechtigung sind. Schrecklich, wenn irgendein Professor Sanftmüller über einen Alcibiades kommt. Eine Biographie darf kein Sammelbecken für die Wissenschaft des nicht Wissenswerten sein, kein duftloses Herbarium, aber auch kein stilisierendes Mausoleum. Der Meister der Biographie ist ein Magier, er wiederholt das Wunder der Totenbeschwörung. Er steigt in den Hades hinab, die dürstenden Schatten mit Blut zu tränken.

Zahllose Stümper in der nekromantischen Kunst haben versucht, den Schatten Ferdinand Lassalles zu erwecken. Die Kitschromanciers lockte sein Duelltod, in unserer geschäftstüchtigen Zeit wurde sein Erdenwallen im Film vorgeführt. Anekdotenschreiber umschwärmten wie Aasgeier seine Leiche. Von seinem Wesen hatten nur wenige einen Hauch verspürt, von seinem Werk wußten nur die Tempelhüter sozialistischen Glaubens. Als ein Ausländer, Georg Brandes, in den siebziger Jahren, den Deutschen zu zeigen versuchte, daß sie in Lassalle mehr als einen redegewaltigen Arbeiterführer verloren hatten, klagte er über die Schwierigkeiten, sich eine vollständige Kenntnis von Lassalle zu verschaffen. Eine Gesamtausgabe existierte nicht. Die meisten, schlechtgedruckten Schriften konnte man nur von einem unzuverlässigen Kommissionär in Leipzig beziehen. Aber Brandes hatte den Instinkt für das Problem Lassalle; er war ein Psychologe, was, wenn man Nietzsche glauben darf, die Deutschen im allgemeinen nicht zu sein pflegen. Sein Buch ist im Einzelnen zu berichtigen, im Wesentlichen nicht zu überholen. In neuerer Zeit stellte der Historiker Hermann Oncken Lassalles Leben als Mikrokosmos der politischen Strömungen seines Menschenalters dar. Dies Buch ist auf der Höhe seiner Probleme, wertvoll als wissenschaftliche Leistung, vornehm und nicht farblos, aber doch ohne die Intuition, Letztes, Geheimstes zu erfühlen. Oncken hat den seltenen Willen zur Gerechtigkeit, aber man wird die Empfindung nicht ganz los, daß hier ein Geheimrat, der tapfer gegen seine Vorurteile kämpft, dem Breslauer Judenjungen die Anmaßung, deutsche Geschichte machen zu wollen, ein wenig verargt. Emil Ludwig hat ein interessantes, überscharfes Profil Lassalles gezeichnet, dem man nur zu sehr die Literatenabsicht anmerkt; Ferdinand Rosenbaum hat in einer leider wenig bekannten Schrift den Ideengehalt von Lassalles Reden und Schriften mit souveräner Stoffbeherrschung, Geistigkeit und gemeistertem Wissen als ein System dargestellt.

Eine Gesamtausgabe von Lassalles Reden und Schriften gibt Eduard Bernstein im Verlag Paul Cassirer heraus. In einem besonderen Band gibt Bernstein seinen Lassalle. Gibt uns hier ein Berufener den Schlüssel zur Seelenkammer eines Heroen, den Heine den Messias des neunzehnten Jahrhunderts nannte, den er als neuen Mirabeau vorstellte, den Richard Wagner als „den Typus des bedeutenden Menschen unserer Zukunft" bezeichnete, der einem Treitschke das Bekenntnis abrang, daß er nächst Robert Blum und Friedrich List der größte Agitator des letzten Säkulums gewesen sei? Kennt Bernstein die geheimen Formeln der Beschwörung? Atmet sein Buch den Gluthauch des Mannes, dem es geweiht ist? Dem Herausgeber Bernstein alle Ehren,

die seiner gewissenhaften Arbeit gebühren. Gegen den Biographen Bernstein muß, in allem Respekt, den der makellose Kämpfer, der verehrungswürdige Mann fordern darf, einiges eingewandt werden. Sein Buch ist wie ein Zerrspiegel, der den Gespiegelten kleiner macht. Wenn wir es nicht wüßten, nicht fühlten, aus Bernsteins Darstellung erwüchse uns nicht die Erkenntnis, daß Lassalle einer von denen war, die, wie Galiani sagt, „über allen stehen und Krallen haben". Denn das ist, meint dieser, das Wesen des Genies. Die Stigmata des Genies bleiben Bernstein verborgen, so sorgsam er auch die Oberfläche seines Helden abtastet. Bernstein hat kein Auge für das Titanenmaß Lassalles, kein Ohr für das Schicksalslied, in das der tragische Mensch verflochten ist. Für ihn ist das Ende Lassalles eine Angelegenheit, die mit ein bißchen mehr gesundem Menschenverstand und etwas weniger Eigensinn hätte abgewandt werden können. Für ihn ist Lassalle „nur in einer gewöhnlichen Liebesaffäre gefallen". Er ahnt nicht, daß es im Leben der Großen nichts Gewöhnliches gibt. Der geniale Mensch — nur er selbst — ist der Maßstab seiner Beurteilung. Bernstein begnügt sich mit bürgerlichen Maßstäben, er verübelt dem Menschenverschlinger Lassalle, daß er gelegentlich auch mit anrüchigen Zeitgenossen verkehrte. Lassalle war im guten und auch im weniger guten Sinne des Wortes eine pathetische Natur, er selbst, nicht nur die Marionetten seines Jambenspiels, reden die Sprache Schillerscher Helden. Das Pathetische ist Bernstein, der ein Menschenalter so hingebend einer die Person verzehrenden Sache gedient hat, daß er fast zum Symbol seiner guten Sache geworden ist, natürlich unverständlich und unbequem.

Lassalle war amoralisch, denn er war eine Naturkraft, ein Vulkan. Er war ein schlechter Parteiführer, weil er viel mehr war als ein Parteiführer. Bernstein, der getreue Eckart der Arbeiterbewegung, muß sich die Frage stellen, ob sein Wirken die Entfaltung des sozialistischen Gedankens mehr gefördert oder mehr gehemmt hat. Er übersieht dabei, daß sich Lassalles Persönlichkeit in seiner Tätigkeit für den Sozialismus durchaus nicht erschöpft. Niemals deckt sich ein großer Mann vollständig mit der Bewegung, die von ihm ihre Parole empfängt. Wir wissen längst, daß gutgebaute Wahrheiten kaum das biblische Alter erreichen, deshalb ist es für uns nicht von allzugroßer Wichtigkeit, durch Bernsteins scharfsinnige und gedankenreiche Erörterungen zu erfahren, in welchen Punkten Lassalle geirrt hat und von der neueren sozialistischen Erkenntnis überholt ist. Die Entschleierung eines Mysteriums, die Bereicherung unserer Kenntnis vom Dämon, der im bürgerlichen Leben Lassalle hieß, ist uns Bernstein schuldig geblieben.

Lassalle wollte „genießen und sich geltend machen im Sichtbaren", wie Heine in dem wundervollen Brief an Varnhagen von Ense schrieb, einem Dokument, das in extenso alle späteren Biographien vorwegnimmt. Ein Blinder konnte sehen, daß Lassalle eitel war. Aber nur ein Biedermann, der mit dem besten Willen nicht angeben kann, auf was er eitel sein könnte, wird sich pharisäerhaft mokieren. Eine bürgerliche Zeit konnte einem Pathetiker keine Resonanz geben. Er mußte, um nicht den Glauben an sich selbst zu verlieren, sich täglich zurufen, daß er ein Spätling heroischer Epochen war, einer von den „harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampfestod entgegengehen". Die Eitelkeit war ihm Notwehr. „Die Eitelkeit ist bei höheren Geistern ein erhaltendes Prinzip", schrieb Hebbel, vielleicht aus tiefer Kenntnis des eigenen Wesens. Alle bedeutenden Geister des auf den Durchschnitt eingerichteten neunzehnten Jahrhunderts mußten sich das Podium, auf dem sie agieren wollten, erst schaffen. Daher wurden sie skrupellose Schauspieler der eigenen Größe, hier ist kein Unterschied zwischen dem großsprecherischen Lassalle, dem Bayreuther Meister, der seine eigene

Posaune war, und dem Ecce homo-Nietzsche.

Bernsteins Buch, dessen Seiten nicht in heroischen Farben glühen, sondern bedächtig belehren, ist ein Symptom unserer Epoche, die trotz Krieg, Revolution und trotz allem „rasenden Leben" merkwürdig arm an gestaltender Phantasie ist, die — gerade in ethischen Fragen — einem sterilen Rationalismus huldigt, der durch permanente Anrufung der Menschheit nicht an Leuchtkraft, nicht an Konkretheit gewinnt. Einer Zeit, die heftig ist statt leidenschaftlich, kann es aus den Bedingungen ihres Wesens heraus nicht gelingen, das eherne Standbild Eines zu formen, dem Leidenschaft der Schlüssel zur Welt war. Staunend und fast zweifelnd hören wir die Worte Lassalles, die wie ein Epigramm sein wahrstes Wesen zusammenfassen und seines beispiellosen Lebens welthistorischen Sinn bloßschälen: „Ohne Leidenschaft wird in der Geschichte kein Stein vom andern gerückt. Ohne Leidenschaft ist keine einzige jener gewaltigen Befreiungen ausgeführt worden, deren Aufeinanderfolge die Weltgeschichte bildet."

Paul Mayer

Der Satiriker

Schmerzlicher Ritter mit den lebensfeindlichen Falten um den Mund, reitest auf einem Roß, schwer und schwarz verhängt, durch die Welt mit eingelegter Lanze.

Wer bist du, Fremdling in diesem Leben, (das du durchschaust wie keiner) — Stückwerk aus ewigen Kräften dieser Welt, die sie nicht bewegen, weil sie nur Stückwerk sind — Don Quixot bist du, doch auch Prometheus, Luzifer, doch auch Hamlet, eines im andern und deshalb nichts.

Einsames Gelächter auf einem schwarzen Roß trabst du durch die Welt. Kämpfst dich blutig an den Windmühlen, Dunstgebilden aus deinem ewig entzündeten Blut, (doch dir höchste Wirklichkeiten und Feindschaften, die nur die Sancho Pansas verkennen).

Das Feuer bringst du den Menschen, die es auslöschen wollen, weil sie dir gram sind, daß du glühst.

Du narrst die Polonisse mit krausen Wolkengebilden, die nicht sind, und gehst dann weinend davon.

„Der satirische Schuft da sagt, daß alte Männer graue Bärte haben; daß ihre Gesichter runzlig sind; daß ihnen zäher Ambra und Harz aus den Augen fließt; daß sie einen überflüssigen Mangel an Witz und daneben sehr kraftlose Lenden haben."

O alte Häßlichkeit der Welt — wirble das Panorama deiner Schmach an mir vorüber, denn ich bin unersättlich, die unendliche Distanz von Dir, o Gott, zu messen.

Abgefallen von Dir, sind die Menschen nur Abfall. Aber wir Empörer und Vernichter sind Deine Vorkämpfer und Parteigänger, wütend verbissen in den letzten Sinn der Schöpfung, der mißratenen, den Du uns vorenthältst.

Wir, Advokaten Deiner Größe trotz der elenden Zeugenschaft des Gewordenen, kämpfen mit schlechtem Gewissen; denn auch die Welt, die wider Dich zeugt, ist von Dir.

Qualvolle Tragik unseres Kampfes, von dem wir nicht wissen, ob Du Dich nicht von ihm wendest; Tragik der Faust, die sich gegen Dich erhebt, indem sie für Dich kämpft.

Wir, die Harten und Richtenden, die Unbarmherzigen und die Vollstrecker — Striemen unseres Hohngelächters brennen auf der Stirn des Gezüchts — sind hilflos allem Zweifel unseres Inneren preisgegeben.

Wer sind wir, daß wir uns überheben dürfen?

Woher unser Anspruch, die Dinge zu wägen und sie zu leicht zu befinden?

Herumgerissen den finstern Rappen und aufgehoben die, die wir niederschlugen!

Doch uns stockt die Gebärde, bei der wir uns errötend ertappen; und die Gesinnung, die nach uns schnappt und unsern Kampf in ihre niedere Sphäre zieht, rechtfertigt ihn immer von neuem und gibt ihm die Kraft.

Und weiter trabt das schwarz verhängte Pferd.

Reinige dich jeden Morgen, eh' deine Feindschaft losschnellt auf die trübe Beute des Tages!

Dein Haß komme nicht aus Galle, Leber oder Magen, nicht aus kleiner Unerfülltheit deiner Brust, sei keine Übertragung winzigen Ressentiments auf die großen Erscheinungen der Verneinung.

In allen Feuern sei dein Charakter gehärtet, durch alle Filter geklärt, über alle Proben geführt.

Letzte Bande, die dich mit den Gemeinschaften der Welt verknüpften, zerschneide du, löse Freundschaften, die dich doch nur enttäuschen können, brich alle Brücken hinter dir ab, flüchte empor in die Eisregion der Einsamkeit, mache dich verschrien durch den Anschein von Stolz und Überheblichkeit.

Daß du mir nicht zu schwach wirst, den Haß, den deine Isolierung erregt, und die du auf dich nimmst, zu tragen!

Mönch und Asket in einer obersten, höchst reinlichen Zelle, mußt du, in strengster Distanz von der gemeinen Welt der Gemeinen, jeden Tag von neuem dir selbst das innere Recht, sie zu züchtigen, erkämpfen.

Nur noch ein reiner Dämon der Kritik, ein glühendes Fanal des Hasses bist du, Phänomen einer eifernden Liebe ohne Maß und Ziel, die den unwerten Stoff der Welt verbrennt zu immer neuer Glut des Hassens.

Deine Sterbestunde aber ist mir unvorstellbar. Sind die Tiere und Blumen um dich, die du geliebt hast?

Hat deine Strenge und Menschenfeindschaft nicht den letzten Freund von dir getrieben? Schweift bangend dein Auge nach einem Angesicht? Wer konnte dir noch folgen auf deine letzten Gipfel? Sitzt ein Dürftiger einfältig an deinem Lager, ahnungslos Bruder dir?

Zitterst du vor der letzten Deutung? Die nächste Sekunde weht dir aus Gottes Odem Gewißheit, um die du so sehr gerungen. Bestätigung wird dir, ob deine ewige Empörung ein Greuel war, ein Irrtum oder ein Wohlgefallen Seinem Auge.

Da deine Liebe nicht irdisches Maß, nicht Maß für das Irdische hatte, da du Richter warst über alle, nie einer Richter war über dich, donnert dir deine Stunde jetzt.

Mensch, wer du auch seist, in Übermut oder Zerknirschung, Empörer oder Demütiger, Einfalt oder Geist, denk an die Stunde! Und sei dein Leben Flamme und Reinheit, es kann sein, daß du verworfen bist um ihretwillen, und der Verworfene erhöht um seiner Verworfenheit willen.

Hier ist die Grenze, die nicht zu überschreiten ist: Es gibt keine Gewißheit und keine Bestätigung und keine Rechtfertigung für dein Leben. Die Stunde, die Gewißheit bringt, löst allen irdischen Zusammenhang und entrückt dich ihm für immer ins unendliche Geheimnis.

Beuge, o Mensch, dein Leben von Anbeginn unter die letzte Stunde.

Hans Natonek

Denkmäler

Manchmal stieg im Kriege vorwurfsvoll und mahnend der Gedanke ins Hirn: es kommt fast immer der Augenblick, in dem man sich nach seinem Elend zurücksehnt; wenn man nur nicht im Jahre 1925 Kriegsleiden zu ehren beginnt!

Aber die Furcht scheint unbegründet.

Die Erinnerung dieser Leiden ist fast verweht. Es scheint kaum noch angebracht, von diesen Dingen zu erzählen, weil Wichtigeres geschehen ist und geschehen muß. Vielleicht wäre die Auseinandersetzung heftiger, wenn überall täglich „Heldentafeln" errichtet würden, die von Indianerstreichen und organisierten Massenmorden zeugen sollten. Aber auf den Straßen und in den Gefängnissen klebte das Blut erschlagener Revolutionäre, über die Plätze ziehen fast täglich Züge entschlossener Streikenden. Das Gedächtnis des Krieges ist versunken. Die Revolution geht weiter. Es gibt Wichtigeres zu tun.

Und wenn deshalb Eulenberg heute vom „Bankerott Europas" spricht und über den Krieg klagt, erregt er kein starkes Gefühl. Dieser Krieg war nur eines der unzähligen Fallissements der Erde. Was heute Bankerott erklären soll, ist nicht nur der Militarismus, nicht nur Europa, ist nicht nur der Nationalismus — ist dies alles und noch viel mehr.

Mag sein, daß Eulenberg mit seinem Bilderbogen aus der widerlichen Zeit zu spät und vor allem nach Barbusse kommt. Mag sein, daß ihm seherische Kraft und Prophetengeist fehlen. Hätte er noch über diese Dinge geschrieben, als sie geschahen. Man mag über L. Frank sagen, was man will, aber seine Worte flammten auf, als sie notwendig waren, seine Sätze wurden in Berlin gesprochen, während der Irrsinn tobte. Das soll ihm und jener Sprecherin nie vergessen werden. Heute gibt Eulenberg nur „Rückblicke" und nicht einmal starke Mahnungen für die Zukunft. Er schlägt einen lässigen Erzählerton an, der vielleicht 1825 modisch war. Ja, er begeht sogar den Fehler über Ereignisse zu schreiben, die er weder erlebt noch gesehen hat, während er doch kein Gesicht für höllenhaften Spuk hat. Er versucht sich mit der Schilderung eines Verwundeten im Granatfeuer, begnügt sich ohne innere Erregung mit Arnimzügen. Ach, es gibt aber nichts Schwereres als Gefühle im Granatfeuer zu schildern, weil die Erregung doch nur durch innere Vorfälle bestimmt wurde, und man den Eindruck entsetzlicher Explosionen, welche die Nerven aufpeitschten, kaum zu schildern vermag — wie wollt ihr diese Lautwirkungen schildern? Glaubt doch nur nicht, daß Barbusse den Krieg beschrieben hat, wie er war. Er hat über den Krieg geschrieben, aber er hat nicht den Krieg beschrieben; wer will den ersten Eindruck der Sommewüste festhalten, der sich für alle Tage im Blick eingebrannt hat! Barbusse läßt seine Menschen deklamieren; seine Entfernung von Racine und Corneille ist gar nicht so groß, wie es scheint. Er erreicht vielleicht in der Sturmschilderung durch Akzente, Tonfärbung ungefähr den Eindruck des stumm irren Krampfes der Todesopfer, aber alle diese Menschen finden rasch die Sprache wieder — und welche Sprache! Ach, wenn wir solche Arien hätten singen können! Die grauenhafte Stille, das absolute Nichts des Psychischen, die verbissene, ohnmächtige Wut, die stumme oder selten ausgesprochene Angst, das verzweifelte Gefühl des rettungslos Verlorenen, das gegenseitig sich Zerreibende findet man kaum. Und immer hat man das Gefühl einer erträglichen und verträglichen Gemeinschaft von Menschen; ach, sprecht mir nur nicht von „Kameradschaft" im Felde!

Nun schildert Eulenberg mit laienhaften Mittelchen das Erlebnis des Granatfeuers! Dann bringt er „Greuelgeschichten", „Moritaten". Fehlte der verlogene „große" historische Hintergrund, würde sich sogar Eulenberg schämen, ernsthaft solche Schauerballaden zu erzählen. Sein Stil klingt immer tonloser, wird ungewollt schlichter, aber ein gewisses Urteil für Stoffwahl darf man ihm wohl noch zutrauen. Und weshalb diese Fülle von „Greueltaten"! Der Parademarschdrill genügt doch schon als Beweis für die Notwendigkeit der Bankerotterklärung. Man wird das Gefühl nicht los, als ob Eulenberg sich nur über Auswüchse erregte. Er gibt in seinen Bildchen keine

Blicke in seelische Tiefen, man wird nirgends überrascht, und nirgends wird ein Gedanke zu Ende gedacht. Eulenberg sagt zwar: wir wollen nicht töten, aber er sagt niemals: wir wollen uns nicht töten lassen. Ja, er rechtfertigt sogar einen Rebellen, damit man ihm nur keine „Feigheit" vorwerfen könnte; zum Beweis seines Mutes läßt er ihn zur Waffe greifen, ohne die Lächerlichkeit dieser Handlung zu empfinden und zu sagen: ihr preist den Heldentod und hetzt andere zum Sterben, aber selber geht ihr nie — weshalb soll ich gehen?!

Es war schändlich zu töten. Ja, aber es ist entsetzlicher, getötet zu werden. Der Franzose Duhamel hat diese unglücklichen Opfer „Märtyrer" genannt. Und er hat allen Ermordeten ein Denkmal gesetzt, das einen tief berührt. Er hat nicht nur aufgerissene Menschenleiber geflickt oder hoffnungslos preisgegeben, sondern Seelen erlebt. Er schildert nicht das gegenständlich Ungreifbare, schildert nichts von der Umwelt, beschreibt kaum Handlungen, sondern zeichnet Worte auf, hält Blicke der vermaledeiten Opfer fest, ahnt und deutet, verströmt sein Gefühl, gibt sich selbst und läßt sein blutendes Herz schlagen, wenn er den Puls des Verurteilten fühlt. Er spricht Verborgenes aus und hält sich nicht mit unmöglichem Stoff auf. Verzweifelt starrt immer zwischen allen Worten eine stumme Frage: was hilft es ihnen? Mitten auf dem Wege aber streckt er die Hand aus, als ein Ton aus der „Eroica" aufschwirrt — diese Klänge verhallen nie. Was aber bleibt vom Blutgeruch und Granatfeuer, von gezückten Dolchen, geladenen Revolvern, Greueltaten, Moritaten?

Von jenen Augenblicken, in denen sich Mensch zum Menschen beugte, spricht Eulenberg nicht. Was man zwischen dem Morden und während dem Morden für einen „Feind" empfand, verkündet er nicht. Wieviel Seelenkraft wurde in einem Menschen losgerissen, wenn er einem Deutschen die Hand gab, der sich fertig machte, in Stellung zu gehen! Ja — beim Abschied sagte einmal ein „Feind" unfeierlich ernst und willenskräftig: „Ich werde beten, daß Sie zurückkommen."

Solche Blüten werden ewig blühen. Kreons Blutbefehle sind vergangen, Antigones Evangelium ist geblieben.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Zur Soziologie von Krisenzeiten

von Franz Oppenheimer

I

Eine Krisis in der politischen, wirtschaftlichen, sozialen Lagerung einer Gesellschaft ist immer auch eine Krisis ihrer Weltanschauung und Sittlichkeit. Das große Problem ist das von Ursache und Wirkung. Was führt? Was folgt? Was ist, um mit Marx zu sprechen, die „unabhängig Variable", und was die abhängige?

Den theologischen Zeitaltern und Persönlichkeiten ist der Zusammenhang sehr klar; die sittliche Krisis führt, der politische und soziale Verfall folgt. Das Volk ist von Gottes Gebot und der Art der frommen Väter abgefallen; dafür trifft es jetzt die Strafe, die je nachdem bessern oder vernichten will, was nicht mehr besserungsfähig erscheint, was allzu tief verderbt ist. Das ist die Auffassung, die aus den flammenden Mahnungen der Propheten des Alten Testaments sprach, und die seitdem immer wieder erklang, wenn geschichtliche Beben eine soziale Welt erschütterten, aus dem Munde der wirklich großen Bußprediger vom sittlichen Pathos eines Savonarola und leider auch aus dem von beamteten Priestern aller Konfessionen, im Dienste der Interessen, für die und von denen sie existierten.

Der erste große Kopf der Neuzeit, der sich die Mechanik der Krisen als wissenschaftliches Problem stellte, Auguste Comte, stand dieser Auffassung nahe, wie man denn überhaupt seine „Positive Philosophie" mit treffendem Witz als „Katholizismus ohne Christentum" bezeichnet hat. Er erwartet die Lösung der Krise, die schon seine Zeit — vor einem vollen Jahrhundert — erschütterte, der gleichen Krise, die jetzt nach Zertrümmerung einer Welt ihrer Lösung zuzudrängen scheint, von der Lenkung der weltlichen Gewalt durch die geistliche Gewalt einer Art von atheistischer Priesterschaft, der positiven Philosophen, das heißt der Universalisten exakter, vorurteilsloser, von aller Theologie und Metaphysik endgültig erlöster Wissenschaft. In streng konservativer Umgebung aufgewachsen, hegte auch er keinen Zweifel daran, daß das Geistige überall vorangeht, das Soziale folgt. Und dieses Geistige ist ihm, wie den Propheten, das Höchste und Letzte der Weltanschauung. Nur solche Zeitalter, wo Alle in diesem Höchsten

und Letzten einig sind, sind krisenfrei; hier strömen sozusagen alle Tropfen in einem glatten Flußbett zu einem gemeinsamen Ziel, und die Fläche bildet einen Spiegel, der klar den Himmel abmalt. Ein solches Alter — darin stimmt er mit den Propheten überein — war das „theologische": aber — und darin weicht er entschieden von ihnen ab — keine Macht der Welt kann es zurückbringen. Der Glaube an Gott, als den Lenker der Welt, gehört nur dem Kindheitsstadium der Völker an; er wird durch die exakte Wissenschaft zerstört und mit ihm die Einheit der Weltanschauung und des Willens. Aber während jener unwiderbringlich dahin ist, wird diese wiederkehren, sobald die exakte, die „positive" Wissenschaft erst einmal den ganzen Umkreis der Erscheinungen, das Leben der Gesellschaft selbst, als letzten großen Gegenstand ihrer Betrachtung einbegriffen, ihren Gesetzen unterworfen haben wird. Bis dahin herrscht der Übergangszustand, das Zeitalter der chronischen Krisis, des nicht zu schlichtenden Kampfes zwischen der alten, absterbenden und der neuen, aufkommenden, noch unfertigen Weltanschauung; es ist das das „metaphysische" Zeitalter; hier bietet die Gesellschaft das Bild eines Strudels, in dem alle Tropfen wild gegeneinander branden. Aber die Zeit ist nahe, wo die Wissenschaft ihren mühsamen Weg vollendet haben wird, wo die Philosophen Gesetze — nicht etwa geben, sondern die Gesetze der Gesellschaft mit gleicher autoritativer Übereinstimmung verkünden werden, wie heute schon die Gesetze des Sternenlaufs; das wird der Menschheit einen neuen Glauben, und dieser gemeinsame Glauben wird ihr einen gemeinsamen Weg zum gemeinsamen Ziele geben; und wieder macht der allgemeine „consensus" jede Krise unmöglich, ganz wie im theologischen Zeitalter. Das ist das „positive" Zeitalter, das von keinem Sturm mehr aufgewühlte Weltmeer der Geschichte.

Diese in ihrer Art großartige Konzeption hat gewaltig in der Breite und Tiefe der folgenden Generationen gewirkt. Überall findet der Kenner ihre Spuren. Aber selbstverständlich ändert sie sich mit der persönlichen Stellung des Denkers zu den gesellschaftlichen Problemen und mit der allgemeinen Lage seiner Zeit und seines Volkes. Wenn wir zum Beispiel einen der bekanntesten Soziologen der Gegenwart ins Auge fassen, Gustave Lebon, den Verfasser des vielgelesenen Büchleins „Psychologie des foules", so finden wir aus der Wurzel der Comteschen Grundauffassung statt seines fast verzückten prophetischen Optimismus in bezug auf eine nahe Zukunft einen weltmännisch-müden Pessimismus. Auch Lebon ist nach der Seite des Legitimismus hin orientiert; während aber Comte ein armer, von neidischen und unverständigen Kollegen unterdrückter Privatlehrer war, der sein Himmelreich in der Zukunft suchte, war oder ist Lebon ein eleganter, weitgereister, offenbar materiell unabhängiger Aristokrat; und er lebte in einer Zeit, in der das drohend angeschwollene Proletariat seine sozialen

Forderungen viel stärker und mit viel mehr Aussicht auf Erfolg erhob. So kann er sich triebmäßig, aus seinen Klasseninstinkten heraus, nichts anderes vorstellen als den vollkommenen Zusammenbruch aller Kultur, den Untergang der Welt: denn jedem ist „seine“ Welt „die“ Welt schlechthin. Der Blutaristokrat kann sich die Welt nicht ohne Feudalsystem, der Pflanzer nicht ohne Sklaverei, der Bourgeois nicht ohne Kapitalismus vorstellen.

Die Auffassung Lebons ist im Grunde die Comtesche. Ein gemeinsames Ideal oder besser: eine gemeinsame Illusion (denn sie kann nicht nur, sie muß sogar Absurditäten enthalten) schafft aus einer Menge eine „Masse“ und aus ihr eine „Rasse“, die nun aus ihrer derart erworbenen Einheitlichkeit des Willens und der Ziele heraus Kulturwerte erschafft – bis jenes Ideal oder jene Illusion ihre Kraft verliert; dann überwiegt der persönliche Egoismus das Gemeingefühl; die Opferkraft der Begeisterung schwindet, die Gesellschaft zersplittert in Atome, die Masse wird wieder zur Menge, die Kultur welkt und verdorrt.

Ganz anders sieht die Dinge Karl Marx, der mittelbar oder unmittelbar auch irgendwie von Comte beeinflußt worden sein wird, vielleicht durch Vermittlung der von ihm genau gekannten Saint-Simonisten. War doch Saint-Simon der Meister auch Comtes gewesen, der vielleicht sogar sein Grundgesetz der drei Zeitalter von ihm übernommen hat.

Marx sieht die Dinge der Gesellschaft nicht wie Comte und Lebon „von oben“, sondern „von unten“, als vollbewußter Proletarier des Geistes, als von haßflammender Erbitterung beherrschter Emigrant in der Fremde. Er teilt darum zwar mit Comte den Pessimismus in bezug auf die Gegenwart, die ihm ebenfalls als Krisenzeit erscheint, und den Optimismus in bezug auf eine nahe Zukunft, die krisenlos in ewiger Unveränderlichkeit bestehen wird, aber er ist seiner ökonomisch-sozialen Lage nach kein Kleinbürger wie Comte, der sich im angeerbten Hochmut des Sohnes einer „guten Familie“ und im erworbenen, übrigens durch eine unglückliche Veranlagung ins Pathologische gesteigerten Stolze auf seine individuelle Leistung hoch über die Masse erhaben fühlt, sondern Marx ist ein Teil der Masse, fühlt mit ihrem Herzen und sieht mit ihren Augen. Nicht von oben kann ihr die Rettung kommen, nicht durch individualistische Kräfte, nein, nur von unten, durch kollektivistische Kräfte, durch die Masse selbst als Ganzes. Und so gelangt er zu jener grandiosen Umkehrung, die er selbst als kopernikanische Leistung empfand: die Sonne kreist nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne; die geistige Krisis ist nicht die Ursache, sondern die Folge der sozial-ökonomischen. Das ist der historische Materialismus.

Die „Produktionsverhältnisse“ bilden den Unterbau der Gesellschaft: ein

Inbegriff aller technischen, ökonomischen und politischen Gegebenheiten einer Zeit. Sie stellen die „unabhängig Variable" dar, von der ein „zugehöriger Oberbau" als Dependente abhängt: die Scheidung der Klassen, die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit, die Distribution des gesellschaftlichen Produkts an Gütern und, als Dach und Giebel: die zugehörigen „Ideologien", das heißt die weltanschauungsmäßigen Auffassungen von der Welt im allgemeinen und der Gesellschaft im besonderen. Solange der Unterbau unerschüttert bleibt, ist auch die Weltanschauung vor jeder Anzweifelung gesichert: auf der Höhe der Sklavenwirtschaft zum Beispiel bezweifelte nicht einmal der Sklave die Vernunft- und Rechtmäßigkeit der Sklaverei. Aber die historischen Produktionsverhältnisse können nicht lange unerschüttert im Gleichgewicht ruhen. Jedes von ihnen ist auf bestimmte Produktionskräfte angewiesen, die es restlos entwickeln muß, bis ihnen das alte Gehäuse der Formen von Wirtschaft und Recht zu eng wird. So wälzt sich der Unterbau allmählich um, und mit ihm notwendigerweise auch der ideologische Oberbau: der sozialen Krisis folgt die moralisch-intellektuelle um nur einen Schritt nach. Bis Affirmation (Produktionsverhältnisse) und Negation (Produktivkraft) sich nach Sprengung des alten Gehäuses in einer Revolution zur „Negation der Negation", zu einer Synthese, vereinigen und einen neuen Unterbau schaffen, der nun wieder eine Zeitlang unerschüttert ruht und seinen Oberbau allgemein anerkannter Ideologien trägt. Damit ist die Krisis überwunden, die Kultur hat einen Schritt aufwärts getan, der letzten Krisis und nach ihr der endgültigen Befriedung und Stabilisierung des gesellschaftlichen Lebens entgegen, jener herrlichen Zukunft, die der Sieg des Proletariats, die Emanzipation der letzten Klasse der Menschheit, heraufführen wird. Denn das letzte mögliche Zeitalter der Krisen, das ist der Kapitalismus; er hat seine Produktivkräfte, die technische Bewaffnung der Arbeit einerseits und das Proletariat andererseits, zur gewaltigsten Macht entwickelt und ist, wie unter anderem die Wirtschaftskrisen zeigen, außerstande, sie noch länger zu beherrschen; seiner materiellen Anarchie entspricht die Anarchie im Sittlichen und Weltanschauungsmäßig-Intellektuellen. Der Sieg des Proletariats wird diese wie jene, Folge wie Ursache, aus der Welt schaffen.

Das ist die Umkehrung, durch die Marx die vom Idealismus „auf den Kopf", das heißt auf den Intellekt gestellte Entwicklung „auf die Füße" stellte, in bewußter Auflehnung gegen Hegel, von dem auch Comte wenigstens insoweit abhängig gewesen sein wird, wie aus den Unwägbarkeiten einer Zeitströmung und Zeitstimmung folgen muß; er bestreitet, ihn gekannt zu haben.

Die Marxsche Auffassung ist der Schopenhauerschen nahe verwandt, die fast gleichzeitig aus der gleichen Kampfstimmung gegenüber dem

Hegelianismus entstand: auch hier erscheint der Wille als der Führer, der Intellekt als der Geführte. Der Wille zum Leben hat sich im Verstande „eine Laterne angezündet", aber der Lakei, der Verstand, hat „das Maul zu halten", wenn der Herr, der Wille, spricht. Später hat die Psychologie bestätigt, was die Philosophie und Soziologie im Sprunge errafft hatten; der Intellektualismus hat in der Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge keinen Platz, nur der Voluntarismus kann die Erklärung bringen. Denn die Idee, die reine „Vorstellung" ist an sich völlig kraftlos; nur die Instinkte und die aus ihnen entstandenen, einem Ziele der Befriedigung zustrebenden Bedürfnisse, das Interesse also, besitzt die „konativen", mit den Instinktaffekten untrennbar verbundenen Kräfte, die die Gesellschaft wie das Individuum bewegen, Kräfte im unbildlichsten Sinne der Welt, nämlich Muskelkräfte, die, im Gesellschaftlichen, kooperierend ungeheuerer Leistungen fähig sind, wenn ihre Träger, die Menschen, unter dem Antrieb gemeinsamer Bedürfnisse gemeinsam und gleichzeitig handeln.

Danach wird man die Marxsche Umkehrung grundsätzlich annehmen müssen. Ihr Kern ist richtig: das Interesse bildet den Unterbau und die unabhängig Variable, die Ideologie, den abhängigen, „zugehörigen" Oberbau. Solange der Unterbau in Ruhe verharrt, solange steht auch die Ideologie unerschüttert; das aber ist der Fall entweder in klassenlosen Gesellschaften, wie sie bis zur „hochsippschaftlichen Phase", das heißt bis zur Entstehung der „politischen Gesellschaft" durch kriegerische Wanderung, Eroberung und Unterwerfung bestehen (Wilhelm Wundt), und wie sie aller Sozialismus für die Zukunft erhofft — oder in Gesellschaften mit Klassenschichtung solange, wie die Unterklasse, die ausgebeutete, noch nicht zum Klassenbewußtsein erwacht ist, weil die Gesamtheit der Produktivkräfte, zu deren integrierenden Bestandteilen jene Klasse selbst gehört, noch nicht mit den überkommenen gesellschaftlichen Formen in schweren Konflikt geraten ist.

2

Wer den Kern einer Theorie anerkennt, ist noch durchaus nicht gezwungen, ihre Ausgestaltung in allen ihren Einzelheiten anzunehmen (und umgekehrt: wer Einzelheiten einer Ausgestaltung ablehnt oder sogar widerlegt, hat damit noch durchaus nicht die ganze Lehre abgetan). Wenn man diese selbstverständlichen Sätze immer berücksichtigt hätte, so wäre die Literatur über Marxens Geschichtsmaterialismus nicht zu so unübersehbaren Massen angeschwollen.

Im Kern ist sie richtig und eine seiner ungeheueren Genieleistungen, vor denen wir heute mit um so größerer Bewunderung stehen, je selbständiger und kritischer wir uns dem Meister gegenüber verhalten. Die Idee ist nichts als eine subjektive Spiegelung des Interesses, und zwar

vor allem des Gruppeninteresses (das viel stärker ist als alles Einzelinteresse) im Bewußtsein des einzelnen. Es ist grundsätzlich richtig, wenn auch nicht uneingeschränkt richtig (wir kommen darauf zurück), daß „nicht das Bewußtsein des Menschen sein gesellschaftliches Sein, sondern umgekehrt: sein gesellschaftliches Sein sein Bewußtsein bestimmt".

Aber diese Zustimmung im Grundsätzlichen und der Hauptsache schließt nicht aus, daß wir uns zu vielen Punkten der Ausgestaltung und in Nebendingen ablehnend verhalten müssen. Namentlich drei Dinge müssen hier herausgehoben werden.

Zuerst: die Gesellschaft ist nicht nur ein Gegeneinander von Klassen, die Geschichte nicht nur „die Geschichte von Klassenkämpfen", sondern die Gesellschaft ist außerdem noch ein Ganzes, eine einheitliche „Gruppe", das heißt ein Menschenverband, der auf bestimmte Einwirkungen hin gleichartig und gleichzeitig reagiert. Sie wird daher im geschichtlichen Verlaufe bewegt nicht nur durch die Klasseninteressen und ihre Konflikte, sondern auch durch das Gemeininteresse, das je nachdem als Nationalbewußtsein, Volksbewußtsein, Stammesbewußtsein, Heimatbewußtsein, Staatsbewußtsein im individuellen Geiste als Reflex erscheint. Es war begreiflich, daß Marx, der Kämpfer, die Bedeutung der Klassenkämpfe mit Ausschließlichkeit betonte, nachdem bis auf ihn die Historik jenes Gemeininteresse ganz einseitig zum Haupthebel aller Erklärung gemacht hatte: aber es ist an der Zeit, unter Vermeidung aller Einseitigkeit beide Seiten des Prozesses gleichmäßig zu berücksichtigen.

Dabei denken wir weniger an die selbstverständliche Gemeinsamkeit des Gefühls und der Reaktion gegenüber Einwirkungen der Außenwelt, namentlich von seiten anderer Gruppen her, sondern an einen bisher viel zu wenig beachteten innergesellschaftlichen Zusammenhang.

Keine Gesellschaft kann sich erhalten ohne eine gewisse, als solche subjektiv von allen ihren Mitgliedern empfundene Reziprozität von Leistung und Gegenleistung. Wo sie fehlt, da ist, um mit Georg Simmel zu reden, „so wenig von Gesellschaft die Rede wie zwischen dem Tischler und der Hobelbank". Diese Reziprozität oder dieser „Mutualismus" ist also ein gewaltiges, vielleicht das stärkste „Interesse" der Gesellschaft, und ihr entspricht im Individualbewußtsein ihrer Mitglieder die „Idee" der Gerechtigkeit. (Diese Auffassung ist mit der Apriorität des ethischen Imperativs im Menschen wohl vereinbar; wir haben uns diesen Trieb, der alle Gesellschaften als ihr Kitt zusammenhält, entstanden zu denken auf weit vormenschlichen Stufen: in der Gruppe der ersten gesellschaftlich lebenden affenähnlichen Tiere, aus denen die ersten menschlichen Horden entstanden sind.)

Diese Betrachtung wirft erstens ein helles Licht auf den psychologischen Mechanismus des Zusammenhanges zwischen Idee und Interesse überhaupt,

den wir hier studieren; und zeigt zweitens, daß Marx irrte, wenn er nur und ausschließlich an „materielle" Interessen als die Bewegerinnen des geschichtlichen Ablaufs dachte. Wo die Gerechtigkeit, das heißt die Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung als gröblich verletzt erscheint, da tritt ein exquisit sittliches Motiv, das „Ressentiment" (Eugen Dühring) mit gewaltiger Macht in das Kräftespiel ein. Ein exquisit sittliches Motiv, wenn es auch aus einem „Interesse" erwachsen ist. Denn es ist von vornherein sozial, das heißt überegoistisch, immateriell, altruistisch, oder wie man es sonst nennen mag. Und ferner ist grundsätzlich die Blüte ein völlig anderes als die in den Kot des Ackerbodens tauchende Wurzel: auch die „romantische" Liebe ist der „wilden" Liebe, dem puren Sexualtrieb, so unähnlich wie nur möglich: ein durch die Vergesellschaftung völlig umgewandelter, ursprünglich egoistischer, jetzt aber sublimierter Naturtrieb.

Man erkennt leicht, daß die Marxsche Geschichtsphilosophie nicht ausreicht, weil sie diese „Idee", die notwendig der Ideologie jeder denkbaren menschlichen Gesellschaft angehört, mag ihr Unterbau beschaffen sein wie immer, nicht genügend gewürdigt hat. Schon das persönliche Schicksal von Marx selbst läßt sich ohne sie nicht verstehen; was anders hat den hochgebildeten Sohn einer gut-mittelständischen Bürgerfamilie, den Ehegatten einer hohen Aristokratin, zum Führer des Proletariats gemacht als die Empörung über die Ungerechtigkeit der sozialen Verhältnisse? Und das gilt in verstärktem Maße für Ferdinand Lassalle, den verfeinerten Sproß einer geradezu reichen Familie, für Friedrich Engels, den wohlhabenden Fabrikanten, der seiner Klassenlage nach also „Bourgeois" war, und für die unzähligen anderen Bürger und Aristokraten, die, von dem Arzt Charles Hall und dem Millionär Robert Owen, bis zu Paul Singer und Südekum ihr ganzes Leben der Klasse weihten, der sie nicht angehörten. Und ebensowenig läßt sich Marxens Lebenswerk verstehen, wenn man das Ressentiment nicht würdigt, das ihn vorwärts trieb. Er mag, streng rationalistisch, den Mehrwert als etwas in dieser Gesellschaft Notwendiges ableiten, mag noch so gutgläubig versichern, daß „dem Arbeiter kein Unrecht geschieht", weil der Kapitalist seine Arbeitskraft zu ihrem vollen Werte kauft: dennoch ist das gewaltige Buch durchweht von dem sittlichen Zorn der großen Propheten und Bußprediger; dennoch vibrieren ganze Abschnitte — und das sind die schönsten und eindrucksvollsten — von der Leidenschaft des in seinem Gerechtigkeitsgefühl empörten Herzens, das über den kühlen Verstand triumphiert. Und so appelliert es auch überall nicht an das nackte materielle Interesse, sondern offenkundig an die Sittlichkeit nicht nur der Arbeiter, sondern der Menschen überhaupt, und hat nur dadurch die ungeheuere Wirkung ausgeübt.

Leider bleibt das im Unter- und Hintergrunde der Darstellung, gleichsam

als das tiefe Diapason der rationalistischen Melodie. Leider! Denn den Nachfolgern und Nachbetern ging vielfach unter besseren äußeren Verhältnissen gerade dieser unterirdische Bestandteil der gewaltigen Lehre verloren, und das ist die Hauptursache, warum in Deutschland die proletarische Revolution sich zu einer ideenlosen Lohnbewegung verhäßlicht hat, während umgekehrt in Rußland die zurückgedrängte Idee der Gerechtigkeit im Ausrottungskriege gegen die Bourgeoisie zu einer fürchterlichen Elementarkraft geworden ist, ein „Sklave, der seine Ketten bricht".

Der zweite Mangel ist sein Begriff der „Produktionsverhältnisse". Wir haben oben gesagt, er sei „ein Inbegriff aller technischen, ökonomischen und politischen Gegebenheiten einer Zeit". Wir müssen jetzt sagen, daß dieser Inbegriff bei Marx und seinen zahlreichen Nachfolgern, zum Beispiel de Greeff, ein Unbegriff geworden ist. Wir haben klar zu erkennen: erstens, daß der sogenannte ökonomische Trieb, der Erwerbstrieb, kein Endziel des menschlichen Strebens darstellt, sondern immer nur (abgesehen von dem krankhaften, anerkanntermaßen unwirtschaftlichen Geizwahnsinn) ein Zwischenziel zu dem eigentlichen sozialen Endziel, zum „Prestige", zur Hochgeltung und womöglich Höchstgeltung unter den Gruppengenossen. Und wir haben zweitens klar und scharf zwischen den beiden Verfahrungsweisen zu unterscheiden, durch die der Mensch im historischen Verlaufe sich jenes Zwischenzieles bemächtigt: den ökonomischen Mitteln, Arbeit und äquivalenter Tausch, und den „außerökonomischen Mitteln", der Gewalt und dem durch Gewalt geschaffenen Recht des Staates und des Großeigentums. An dieser wichtigen Unterscheidung fehlt es bei Marx durchaus. Wenn man seine Sätze zusammenstellt, so erhält man zum Beispiel den Widersinn, daß „außerökonomische Gewalt eine ökonomische Potenz ist". Wir können uns im Rahmen dieser Skizze auf den wichtigen Gegenstand nicht näher einlassen, zumal wir ihn soeben erst in gebotener Ausführlichkeit behandelt haben. (Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus. Berlin. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. 1919. Namentlich Exkurs zum fünften Kapitel.) Wir haben drittens klar und scharf zu unterscheiden zwischen der Technik und der Lehre von der Technik, der Technologie, einerseits und der Gesellschaftswirtschaft und der Lehre von ihr, der Ökonomik, andererseits. Die Technik ist eine Beziehung zwischen Mensch und Natur, die Technologie die Lehre vom kunstgerechten Verfahren; die Gesellschaftswirtschaft aber ist der Inbegriff der Beziehungen zwischen Personen, vermittelt (in der Regel) durch Sachen, wie Marx selbst meisterhaft gezeigt hat; und die Ökonomik ist keine Kunstlehre, sondern die theoretische Wissenschaft von diesen Beziehungen zwischen Personen, die man als gesellschaftliche Kooperation: Arbeitsteilung und -vereinigung zusammenfassen kann.

Alle diese Dinge: Zwischenziel und Endziel, Ziel und Mittel, Technik und Gesellschaftswirtschaft, Kunstlehre und Theorie, mischen sich in jenem Unbegriff der „Produktionsverhältnisse“, des „materiellen Unterbaus“. Der Leser versteht, daß aus einem so ungaren Grundbegriff keine haltbaren Schlüsse abgeleitet werden können. Das ist der zweite Mangel des historischen Materialismus in seiner Ausgestaltung.

Der dritte und letzte Mangel dieser Marxschen Auffassung ist, daß er den industriellen Proletarier für die letzte Klasse hielt, die der historische Prozeß zu emanzipieren hat, so daß die Krisis, die ihn befreien, oder in der er sich selbst befreien will, die letzte von allen, die letzte vor dem Zustande des dauernden Gleichgewichts der Gesellschaft ist. Er irrt: diese letzte Klasse ist nicht der Proletarier der Industrie, sondern der Landwirtschaft.

Es tut uns leid, wenn das zunächst nach Nörgelei klingt. Nichts kann uns ferner liegen gegenüber einem Denker, den wir als den größten Bahnbrecher unserer Wissenschaft und als unseren eigenen Meister auf das höchste verehren. Selbstverständlich hat Marx, wenn er von der Emanzipation des Proletariats sprach, auch den Landproletarier mit im Auge gehabt. Aber das genügt hier nicht. Marx hat immer die Landwirtschaft als ein Gewerbe unter vielen betrachtet. Er hat darum nicht erkennen können, daß sie unter ganz anderen wirtschaftlichen Gesetzen der Preisgestaltung und daher der Konkurrenz steht als die Industrie und hat vor allem nicht erkennen können, daß ihre Arbeiterschaft in der Tat eine noch unter dem Industrieproletariat stehende Klasse ist, wie die Tatsache beweist, daß stets massenhaft Landarbeiter in die Städte wandern, während die Wanderung von Industrieproletariern aufs Land zu den größten Seltenheiten gehört. Diese Klasse aber, deren Einkommen das Null-Niveau der gesamten Lohnpyramide darstellt, deren Lohn denjenigen aller Kategorien von städtischen Arbeitern eben dadurch bestimmt, daß sie bei dem geringsten Druckunterschiede massenhaft den Städten zuwandern und als Konkurrenten der schon beschäftigten Industrieproletarier auf den Lohn drücken; diese von der theoretischen Ökonomie so arg vernachlässigte, ja, eigentlich niemals überhaupt ins Auge gefaßte tiefste Klasse der Bevölkerung hat ihre eigene Psychologie entsprechend ihrer besonderen Lagerung — und nur aus der Psychologie dieser Klasse, eben weil es die tiefste ist, können die Richtlinien der sozialen Politik gewonnen werden.

Orientieren wir uns an unserem durch Marx selbst gewonnenen Grundprinzip: die Ideologie jeder Klasse entspricht ihrem Interesse, das Interesse aber ihrer Lagerung. Jede soziale Gruppe will erstens leben und zweitens für sich als Ganzes und ihre Glieder im einzelnen Hochgeltung erlangen; und der Weg dazu führt, wenigstens in der modernen Gesellschaft, so gut

wie immer über das Zwischenziel des Gütererwerbs, das heißt höheren Einkommens, höheren Anteils am Gesamterzeugnis der Gesellschaftswirtschaft. Der Weg zu diesem Ziel ist der Klasse regelmäßig bestimmt durch den Gegendruck der anderen Klassen, die das gleiche Ziel verfolgen, und diesem Druck und Gegendruck entspricht mit mathematischer Folgerichtigkeit die Ideologie der Klasse.

Um das uns hier zunächst interessierende Beispiel zu wählen, so hat ein emporkommendes Industrieproletariat seinen Weg gegen zwei Mächte zu erkämpfen; gegen die noch starken Privilegierten des Feudalstaates, namentlich die den Staat beherrschenden, oder doch noch mitbeherrschenden Großagrarier, die ihm die politische Gleichberechtigung verweigern, einerseits, und gegen die Bourgeoisie, von der es wirtschaftlich ausgebeutet wird, andererseits. Darum muß das Programm des Industrieproletariats, das seine Ideologie widerspiegelt, politisch die Demokratie und wirtschaftlich den Sozialismus enthalten. Und dieser Sozialismus muß wieder ganz bestimmte Züge aufweisen: der Städter, der in der Versorgung mit Nahrung und Rohstoffen ganz und gar von der Urproduktion abhängig, der auf Tod und Leben in das Getriebe der volkswirtschaftlichen Kooperation eingeflochten ist, kann nur in einem, Urproduktion und Gewerbe in eins fassenden, in sich selbst autarkischen Großbetriebe das Heil erblicken; und er muß, da seine Leiden offenbar von der Konkurrenz verursacht sind, von der Konkurrenz der Arbeiter untereinander, die sich im Lohn drücken, und von der Konkurrenz der Unternehmer untereinander, die zu den die Arbeiter am schwersten treffenden Wirtschaftskrisen führt – er muß aus diesem Grunde ein Gemeinwesen ohne Konkurrenz, das heißt ohne Markt, Preis und Geld erstreben. Mit anderen Worten: sein Sozialismus ist im „engen Raume" des Frühkapitalismus mit seiner noch wesentlich kleinbürgerlichen Arbeitsverfassung der Kommunismus: das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln und Konsumgütern, und ist „im weiten Raume" des Hochkapitalismus mit seinen Großbetrieben der Kollektivismus: das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln allein bei einiger Freiheit in der Richtung des Konsums. So ist überall in der Welt die Ideologie des Industrieproletariers beschaffen, weil sie nach unwiderstehlichen sozialpsychologischen Gesetzen gar nicht anders beschaffen sein kann.

Mit der gleichen Genauigkeit kann man nun auch die Ideologie aller anderen Klassen ableiten: der Agrarier, der Bourgeois, der Kleinbürger, der Bauern, auf den verschiedenen Stufen der kapitalistischen Entwicklung. Selbstverständlich müssen sie einander sämtlich widersprechen – und daraus ergibt sich logisch, daß keine von ihnen objektiven Wahrheitswert beanspruchen kann. Sie sind sämtlich nichts als Mittel des Klassenkampfes, aus ihm selbst geboren, bestimmt und fähig, die streitenden Klassen mit dem Kampf-

zorn des guten Gewissens des Streiters für Recht und Vernunft zu erfüllen: denn auch das ist ein sozialpsychologisches Hauptgesetz, daß jede Gruppe – und eine Klasse ist eine Gruppe – immer und überall im besten Glauben von der Welt alles das für gerecht und vernünftig hält, was ihre Strömung in der jeweiligen Richtung fördert und alles für ungerecht und sinnwidrig, was ihre Strömung ablenkt oder aufstaut.

Karl Marx, der größte aller Soziologen, hat genau genug gewußt, daß die Ideologie des Proletariats als solche noch keinen objektiven Wahrheitswert für sich beanspruchen durfte. Sie war bis auf ihn nichts als das Erzeugnis des Willens der unterdrückten und ausgebeuteten Klasse, war „Utopie". Um Wahrheitswert zu erlangen, mußte sie „Wissenschaft" werden. „Sozialismus ist angewandte Wissenschaft." Das Postulat des Willens mußte sich vor dem Richterstuhl der wissenschaftlichen Logik bewähren, der „Schritt von der Utopie zur Wissenschaft" mußte getan werden.

Zu diesem Zwecke schrieb Marx sein Riesenwerk, das „Kapital". Es hat die logisch-methodologische Aufgabe mit ungeheurer Kraft bestimmt und zum großen Teile gelöst. Die Aufgabe war und ist, aus den Bewegungsgesetzen der kapitalistischen Gesellschaft selbst die Tendenz ihrer Entwicklung zu erkennen, also erstens den Kapitalismus, der nichts anderes ist als eine Mehrwertpresse, zu analysieren, das heißt das Gesetz des Wertes und aus ihm den Mehrwert abzuleiten, und zweitens: zu zeigen, daß die durch den Kapitalismus selbst entwickelten Produktivkräfte mit Notwendigkeit zu seiner Überwindung und zur Ausreifung des Sozialismus führen müssen.

Die Aufgabe ist gestellt – aber nicht gelöst, wenn auch, wie wir sagten und ehrfürchtig wiederholen, fast alle Elemente zu ihrer Lösung von dem Meister selbst schon zubereitet worden sind. Aber er blieb, wie Bernstein treffend sagt, „der Gefangene einer Doktrin". Er fühlte, wie wir sagten, mit dem Herzen, er sah mit den Augen des Industrieproletariers, und deshalb wollte er nicht den Sozialismus schlechthin, sondern den spezifisch gefärbten Kollektivismus des Industrieproletariers wissenschaftlich beweisen; das Ergebnis stand ihm fest, ehe er begann, er dachte „mit gebundener Marschroute". Und das führte ihn an vielen entscheidenden Stellen seines Weges in die Irre. Ich habe gezeigt (vgl. das oben zitierte Buch, viertes Kapitel) und glaube, keine ehrliche, mit Marxscher Methode geführte Diskussion mehr fürchten zu müssen, daß Marxens Wertlehre nur eine Teiltheorie ist, die sich für eine Volltheorie hält und eben deshalb falsch ist; daß seine Ableitung des Mehrwerts auf einem Trugschluß beruht, und daß er die Tendenz der kapitalistischen Entwicklung falsch bestimmt hat. Der Kollektivismus ist eine „Illusion": die Gesellschaft der Zukunft wird sozialistisch, aber nicht kollektivistisch sein.

Wenn das wahr ist – und ich glaube, es bewiesen zu haben, mit

Marxscher Methode streng und zwingend bewiesen zu haben —, so fällt auf die soziologische Mechanik der Krisenzeiten ein neues Licht, das nun erst ihren Verlauf völlig erklärt. Wir haben bis jetzt die Ideologien der Klasse als bloßen Reflex ihrer Lagerung und das heißt: ihrer Interessen bewertet. Jetzt stellt sich heraus, daß auch hier, wie in allem Organischen und allem Sozial-Supraorganischen nicht der einfache Zusammenhang der physischen Mechanik von Ursache und Wirkung wirkt, sondern Funktionalität, das heißt Wirkung und Gegenwirkung. In diesem Falle: eine aus dem Interesse einer Klasse geborene Ideologie wird ein Wesen eigener Kraft und eigener Gesetzlichkeit, wird eine „Idee-Force", wie Fouillée sie nennt, eine treibende Kraft, von zuweilen ungeheurer Wirkung. Sie mag richtig oder falsch, mag „Idee" im platonischen Sinne oder Illusion sein, die noch so viel Absurdes in sich schließt: sie ist zu einer Elementarkraft geworden, die, indem sie Millionen gläubiger Menschen als Panier voranweht, ganze Erdteile erschüttern, ganze Zivilisationen umwälzen, ja zerstören kann. Das erkennen wir jetzt, mit schaudernder Ehrfurcht vor der ungeheuersten der Naturgewalten, dem Menschen, an Sowjetrußland und den unterirdischen Krämpfen, die den Boden ganz Europas erschüttern. Wahrlich: „Nichts ist gewaltiger als der Mensch." Was sind alle Sturmfluten, Erdbeben und Vulkanausbrüche gegenüber den Zerstörungen dieser Weltkatastrophe des Krieges und der Revolution! Lächerliche Bagatellen, Tropfen gegenüber diesem Ozean des Unheils! Was aber ist, und das ist das Tröstliche dabei, von einer Zukunft zu erhoffen, in der der Mensch gelernt haben wird, auch diese gewaltigste aller Elementarkräfte seinem Vernunftgebot zu unterwerfen! Und wir glauben daran, daß diese Zeit kommt, ja, daß sie nahe ist.

3

Wo führt der Weg zu diesem höchsten aller Ziele? Comte hat ihn gewiesen und nach ihm Marx. Es kann nur der Weg der „positiven Philosophie", das heißt der exakten Wissenschaft sein. Nur aus einer genauen Analyse der kapitalistischen Gesellschaft sind ihre Entwicklungstendenzen zu erkennen: nur aus dieser Erkenntnis kann die Voraussage des Zustandes erwachsen, dem die Gesellschaft zustrebt, und die Erkenntnis der Hilfen, die der menschliche Wille bewußt dieser Entwicklung leisten kann, die sehr bescheidene Hilfe einer „Geburtshelferin", die nicht mehr kann als den Kräften der Natur entgegenzukommen, bestenfalls ihr Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Wo aber läßt sich der Anfang des vielgewundenen Fadens finden, der sicher durch das Labyrinth führt? Wir sagten es bereits: in der Ideologie der allertiefsten Klasse, derjenigen, deren Emanzipation die Befreiung der

Menschheit vollendet, muß sich wenigstens der Hauptinhalt der Ideologie finden, die nicht Illusion, sondern Wahrheit ist. Denn sie ist der Ursache des Übels am nächsten; ihr Instinkt muß ihr am deutlichsten sagen, was zu geschehen hat, ihr, die den ursprünglichen Druck nur verändert und abgeschwächt nach oben weitergibt. Und wir sagten auch das bereits: diese tiefste Klasse ist das Proletariat der Landwirtschaft.

Die Ideologie dieser Klasse ist überall die grundsätzlich gleiche in ihrem wirtschaftlichen Teile; nur politisch unterscheiden sich die Programme je nach dem stärkeren oder geringeren Druck, den die Herrschaft der Oberklasse auf die untere ausübt: in absolutistischen Staaten mit schlechter und harter Verwaltung zeigt die Klassentheorie des Landproletariats die absolute Staatsfeindschaft des Anarchismus, in gut verwalteten Staaten mit demokratischer Verfassung mildert sich der politische Wille bis zum zahmsten Reformismus. Aber wirtschaftlich ist der Inhalt immer der gleiche, und zwar, was den Marxisten zu denken geben sollte, ganz gleichgültig dagegen, wie der „technologische Unterbau der Produktion" beschaffen ist. Die durch Zwischenpächter hart ausgebeuteten Kleinpächter Irlands, Italiens und Spaniens, die technisch selbständige Betriebe ohne Kapital führen — denn „zersplitterte Produktionsmittel sind kein Kapital" (Marx), verlangen das gleiche, wie die russischen Kleinbauern, die ihr Gütchen zu Eigentum besitzen, also in jedem Sinne „einfache Warenproduzenten" sind, und wie die landlosen, auch im Betriebe unselbständigen Arbeiter aller Großbetriebe in aller Welt, mögen sie nun kapitalistisch hoch ausgestaltet oder kläglich rückständig sein. Und wie im Raume, so ist auch in der Zeit die Forderung immer die gleiche: wie schon die griechischen Kleinbauern „τὸν τῆς γῆς διαδασμὸν", wie der deutsche Bauer des sechzehnten Jahrhunderts die Herausgabe der Wälder und Weiden, so verlangten die Muschiks des Zarenrußland die „weiße Teilung", und verlangen die zusammengepreßten Kleinbauern des deutschen Südens und Westens und die Landarbeiter des deutschen Ostens die Aufteilung der großen Gutsbetriebe.

Weiter nichts! Sie sind schlechthin und durchaus nichts als Agrarsozialisten. Sie sorgen sich nicht um die gesellschaftliche Kooperation; denn sie können schlimmstenfalls alle wichtigen Güter der Lebensnotdurft autarkisch aus Eigenem beschaffen, Nahrung, Behausung, Beheizung, Kleidung und primitive Geräte. Sie haben nicht die mindeste Furcht vor der Konkurrenz: denn die Konkurrenz drückt die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht herab, wie sie es mit den industriellen tut; darum hat der kleine Besitzer auch die Konkurrenz des größeren nicht zu fürchten, trotz aller Marxisten, die diesen hundertfach widerlegten Unsinn unermüdlich wiederholen. Das gilt für den kleinen Bauern, dessen „Schädel"

darum immer „antikollektivistisch" bleiben wird. Und der Landarbeiter sieht ganz klar, daß seine Lage sich nicht wesentlich hebt, auch wo Ab- und Auswanderung die Zahl der konkurrierenden Landproletarier so stark gelichtet haben, daß von gegenseitiger Unterbietung keine Rede mehr sein kann; und daß er wirklich emporkommen kann nur in der Selbständigkeit, die ihm aber unmöglich ist, wo das Land in Großbesitz aufgeteilt ist. Darum ist auch der Landarbeiter, solange er auf dem Lande bleibt, dem Kollektivismus nicht zu gewinnen. Er kann das Ideal der marktlosen Gesellschaft aus seiner Klassenlagerung heraus unmöglich verstehen. Und wir wissen ja aus Sowjetrußland, Sowjetungarn und Sowjetbayern, kennzeichnenderweise drei Gebieten des Großguts- bzw. Großbauernbetriebs, daß selbst die rücksichtslosesten Vorkämpfer des Kommunismus gezwungen sind, vor dieser Psychologie zu kapitulieren, wenn sie ihren Sieg in den Industriebezirken nicht sofort wieder durch eine Kontrarevolution des Landvolks verlieren sollen.

Natürlich gilt auch für die Ideologie dieser Klasse, was für alle gilt: sie ist zunächst nichts als das Produkt des Klasseninteresses und der Klassenlagerung und kann keinen objektiven Wahrheitswert für sich beanspruchen. Und es ist gewiß nicht minder wahr, daß sie ihrem ganzen Ursprung und dem engen Horizont ihrer Träger entsprechend zunächst nichts ist als der reine Klassenegoismus, der durchaus nicht nach den Bedürfnissen der anderen Klassen, auch der Bruderklasse des städtischen Proletariats und dem Wohle der Gesamtheit fragt. Sie ist nichts als der naive Individualismus mit der Parole: „Jeder für sich und Gott für uns alle!" Aber das gilt mehr oder weniger für alle Klassentheorien, soweit sie von der Masse empfunden werden, mögen auch ihre idealistischen oder ideologischen Vorkämpfer das Heil der ganzen Menschheit durch die Förderung ihrer eigenen Klasse erhoffen und erstreben, gilt für den Legitimismus trotz Stahl, für den Liberalismus trotz Adam Smith und für den Kollektivismus trotz Karl Marx. Und so hat auch diese Klassentheorie den Anspruch darauf, vor dem hohen Stuhl der wissenschaftlichen Logik zu erscheinen und das Wort zur Verteidigung ihres Anspruchs zu erhalten, der nur berechtigt ist, wenn sie beweisen kann, daß ihre eigene Erlösung kraft ihres Programms auch die der unterdrückten Bruderklasse des Industrieproletariats mit sich bringen muß. Ja, der soziologisch geschulte Denker wird dem Plaidoyer mit einem gewissen Vertrauen entgegensehen, weil es sich eben um die tiefste aller Klassen handelt, deren erfolgreiche Emanzipation die aller höheren Schichten der Unterklasse mit sich bringen muß, und die am deutlichsten fühlen muß, wo sie „der Schuh drückt".

Nun, dieses Plaidoyer habe ich in meiner mehrfach angeführten Schrift ausführlich dargestellt. Streng nach der Marxschen Forderung durch eine

Analyse der kapitalistischen Gesellschaft, durch die Aufstellung einer Volltheorie des Wertes, aus der sich der Mehrwert ohne jede Schwierigkeit ableiten ließ, und ferner durch die Herausarbeitung der „Tendenz der kapitalistischen Entwicklung". Die Untersuchung ergab in der Tat, daß die Klassentheorie des Ackerproletariats richtig ist: alle Symptome der „sozialen Frage" führen auf das agrarische Großeigentum als die letzte Ursache zurück; und seine Beseitigung wird nicht nur dem agrarischen, sondern auch dem industriellen Proletariat die Erlösung bringen. Es ist entstanden durch außerökonomische Gewalt, die mit ihm die Klassen und das Klassenverhältnis schuf; dieses Klassenverhältnis ist ein Monopolverhältnis; wo ein solches besteht, bezieht der Monopolist, am langen Hebelarm, Mehrwert, den sein Vertragsgegner, am kurzen Hebelarm, von seinem Arbeitsertrage abzugeben hat. Und die Tendenz der Entwicklung geht, aus politischen und ökonomischen Gründen, deutlich und zweifelsohne auf die Beseitigung dieser Machtposition, ein Prozeß, dem die Unterklasse gewisse Geburtshelferdienste leisten kann.

Ich kann und will an dieser Stelle meine Beweise nicht wiederholen. Der interessierte Leser mag sie an der ihm bezeichneten Stelle aufsuchen. Nur das eine noch, daß ich jeden meiner Sätze durch völlig eindeutige Marxsche Sätze stützen konnte. Hier nur noch ein Wort:

Wenn die soeben im rohesten Umriß vorgetragene Theorie der Kritik standhalten sollte, so haben wir für die Mechanik der Krisenzeiten ein einheitliches Prinzip gewonnen. Dann stellt sich uns die gesamte Weltgeschichte dar als der gewaltige Krankheitsprozeß, der die Ausstoßung eines Fremdkörpers aus dem Organismus der Gesellschaft herbeiführen will, und jede Krisis als einen Paroxysmus dieser Jahrhunderte währenden Krankheit.

Die „Vorgeschichte" schließt, und die „Weltgeschichte" beginnt mit der Errichtung der „politischen Gesellschaft", des Staates, durch erobernde Gewalt. Damit tritt das „politische Mittel" zum erstenmal als Organisationsprinzip ins Leben der Gesellschaft ein: es statuiert die Klassen, das Klassenverhältnis und die Sklaverei resp. das Großgrundeigentum als das Hypomochlium des derart geschaffenen Monopolverhältnisses. Damit hat die klassenlose Gesellschaft der Freien und Gleichen, die bis zu diesem ungeheuersten Einschnitt in die Geschichte der Menschheit allein existiert, ihr Ende gefunden. Sie allein aber entspricht dem Postulat der Reziprozität von Leistung und Gegenleistung, der Idee der Gerechtigkeit. Darum ist die verachtete „Sklaventheorie" des Naturrechts in der Tat das „Recht über allen Rechten", ist die von allen Rechten der urtümlichen Gewalt befreite Gesellschaft (wie sie unvollkommen Quesnay — als ordre naturel — und Adam Smith erträumten) in der Tat die auf viel

höherer Stufe nach unendlichen Kämpfen und Leiden wiedergewonnene klassenlose Gesellschaft der Freien und Gleichen, und das ist der Sozialismus!

In diesem Kampfe war die Idee der Gerechtigkeit ein starker Helfer der Unterklasse. Wo das Staatswesen nicht, wie überall in der Sklavenwirtschaft der Antike, an den Krisen zugrunde gehen mußte, die aus dem gewaltgeschaffenen Klassenverhältnis mit Notwendigkeit erwuchsen, erzwang die Unterklasse, Schicht nach Schicht, ihre Emanzipation. Jeden Entscheidungskampf begleitete eine Krisis, und dann folgte eine Periode der Ruhe, bis die nächste Schicht stark und klassenbewußt genug geworden war, um ihrerseits revolutionär aufzutreten. Hier können wir Marxens mehr ins einzelne gehende Analyse fast uneingeschränkt annehmen. Nur eben: die letzte Schicht, diejenige, die nur emanzipiert werden kann in dem Augenblick, wo das gewaltgeschaffene Großeigentum endgültig ausgestoßen ist, ist das Landproletariat.

Dieser Tag wird die dritte große Epoche der Menschheit einleiten. Bis zur Entstehung des Staates reicht ihr Kindesalter, mit der Ausstoßung seiner letzten Schöpfung beginnt das Mannesalter; dazwischen liegen die Flegeljahre der Menschheit, die Zeit der ungeheuren Entwicklung und darum der physischen und psychischen Krisen. Und das Mannesalter ist das der ruhig-starken Selbstbeherrschung; in ihm wird Adams Geschlecht die gewaltigste und gefährlichste aller Elementarkräfte, sich selbst, den gesellschaftlich wollenden und handelnden Menschen, beherrschen und sich dadurch, zum erstenmal, zu wirklicher Zivilisation erheben. . .

Von einem alten Wirtshausschild

Novelle von Regina Ullmann

Es lag vor mehreren Jahren noch in einer verborgenen Gegend Steiermarks ein altes Wirtshaus. Da stand es, wo man es gar nicht anzutreffen hoffte. Es stand mit seinem einen Stockwerk da, ganz so, als sei es unbewohnt und von einem Geiste hingeätzt einem anderen zur Deutung, was denn eigentlich ein Haus sei. Über der Türe aber hing ein Schild mit einem prächtigen Hirschen daraufgemalt. Der schwang sich mit seinen Vorderfüßen in den Wald hinein, während die Hinterbeine verweilten und einen Kirchturm und etliche Häuser durchblicken ließen. Eine ganze Welt, an deren anderem Ende ein Jäger kniete, ganz klein und belanglos, mit der Schrotbüchse in der Hand. Er zielte und

zielte. Als sei es ihm erst nachträglich eingefallen; dann erst, als längst der Hirsch schon enteilt war. (Manchmal geht es den Menschen so, nicht nur mit dem Wilde des Waldes.) Dieses Bild aber wollte gewiß nur die Kraft und Herrlichkeit dieses Tieres schildern und das Haus einprägen, das inmitten der Wälder auf einer Matte stehend, das eine Gaststätte sein sollte. Es fand sich aber höchstens ein Jagd- und Forstmann oder ein Kohlenbrenner oder aber ein heimkehrender Senne in dieser Unwegsamkeit zurecht; und dann nicht um Wein und Bier, sondern um aus einer großen, klaren Flasche Schnaps ein Gläschen zu verdampfen. Man schwieg dann, denn ohnedies war niemand da, als eine schwerhörige Greisin, die immer selber dem Gast Glas und Flasche überließ. Denn sie konnte ein solch tropfenweises Getränk nicht mehr eingießen, ohne zu beben und zu zittern. Ja, sie mußte auch beinah blind sein, denn als wirklich ein Fremder einmal kam und dieser Eigenart des Gasthauses fremd, sie wies, ihm einzuschänken, goß sie auf den Tisch; obzwar vorsichtig, doch einfach auf den Tisch.

Und zu solcher Hantierung sprach sie auch nicht, weil es doch nutzlos war, weil sie taub war. Leer war sie wie ein unbewohntes Haus, in dem man ruft und ruft und niemand erscheint. Taub war sie. Und alt war sie, daß ein Urenkel noch, groß wie er war, sich an ihr zittriges Wiegenlied an seinem Kinderbett erinnerte. Sie war so alt, als habe der Tod mit einer recht hohen Zahl bei ihr erst mit Rechnen angefangen und zähle jetzt hinaus, hinaus bis ins Hundert und mehr. Ja, diese Frau war sagenhaft. Ob sie etwas tat? Gewiß, sie tat etwas. Sie tat, was für eine alte Frau in einem so wenig belebten Hause zu tun ist. Sie legte ein Feuer in den Herd und rückte einen Hirsenbrei zurecht. Vielmehr gab es nämlich nicht zu essen bei ihr, außer der Milch, die ein kleiner Hirtenbube brachte, morgens und abends. Freilich, manchmal gab es auch Schnaps. Aber das war dann nicht ihre Sache. Sie bediente gleichsam das Leben, womit das Leben sie bediente. Mit dem Vieh hatte sie nichts zu tun. Das besorgten die Männer, die Enkel und Knechte, die früh und mittags und abends ums Haus waren. Die jodelten wohl auch einmal, aber mehr für sich und die Felder und die Almen, zu denen sie immer wieder hinaufstrebten, und die Greisin stellte deswegen die Schüssel nicht eiliger auf den Tisch und rückte auch nicht die Stühle zurecht, wenn die Mannsleute so schon im Umkreis waren, denn sie hörte es nicht. Für sie gab es nur eine Zeit, die in ihr war; eine uralte Zeit. Die fing früh an und brauchte bereits keinen Schlaf. Weiß Gott, wieviel mondklare Nächte an ihrem kleinen Kammerfenster sich schon eingerichtet hatten. Und sonst geschah nicht viel Außergewöhnliches. Es war da, was da war. Und Arbeit war das meiste. Und wenn man diese Menschen nicht beim

hellen Tage gesehen hätte, man hätte geglaubt, es seien lauter kleine, alte Männer. Aber das war nur ihre Einsilbigkeit und Wunderlichkeit. Im übrigen verlor sich auch einer ab und zu auf einen Tanzboden und anderswohin. Aber das war dann an einem Juchheitag, an dem sich das ganze Land drehte, um Fastnacht und um Erntezeit; da fragte niemand danach, daß auch diese kamen, die man ganz vergessen hatte, und wenn sie wieder gingen, weil es ihnen da nicht gefallen hatte, so fragte auch keiner danach. Denn die Tänzerinnen sind ein Gemeingut (solange sich nicht einer seine Besondere ausgewählt hat und nicht mehr losläßt und mit Wein und Braten bewirtet. Damit aber wartet ein jeder unbewußt bis in die Nacht hinein). Das Leben hat immer einen eigenen Reiz, so auf der Höhe des Vergnügens, wo auch Verantwortung und Pflicht und Schuldigkeit und Schuld nicht hinauf zu gelangen scheinen. Wo nur getanzt und gestampft wird, bald mit der einen und bald mit der anderen.

Wenn nun aber einer darauf verzichtet hat, dann ist das nicht so einfach zu glauben. Da tanzt er dann irgendwo anders weiter, denkt man sich. Und wenn er auch Vorliebe für eine alte, verschollene Bibel gewonnen hätte und für ihre Geheimnisse innen und außen; nun so ist es eben diese Bibel, die er erkoren hat, und tanzte er auch mit ihr in den Himmel hinein. Denn so schwer das Leben ist, schwer mit dem Menschen und seiner Last, die er zu tragen hat hierhin und dorthin, und mit der kotig schweren Erde, die ihm an den groben Schuhen haftet, wenn das Leben auch schwer ist, auf eine unsichtbare Weise, auf eine geheime ist es dennoch in einem Taumel. Dies Leben hat wahrhaftig noch irgendwo eine Tanzbodenmusik, der wir nur noch nicht ganz auf die Spur gekommen sind.

Es ist ein Tempo, das uns selig mit sich fortnimmt, meistens in der Liebe; in der Liebe zu einer Person, oder zum Geld, oder zu einer Arbeit. Es kann auch natürlich der Haß sein, die Niedertracht. Das ist ganz gleich. Es kann auch Dummheit sein und Gedankenlosigkeit, auch das ist ein Taumel. Aber immerhin ist es etwas, das uns gefaßt hat, das wir gefaßt haben, sichtbar und unsichtbar.

So ist es nicht zum Verwundern, daß sich einer von denen, die da in der dunkler werdenden Stube saßen, sich in seinem Wesen plötzlich abseits fand. Er rätselte zunächst.

„Das konnte nicht sein", sagte er sich. Denn das Heiraten war eine Angelegenheit für das ganze Leben. Man liebte eben diejenige, die man so recht ausgestattet fand für das ganze Leben. Diejenige, die ganz alt und taub das Lämpchen noch ausblies, wenn alles im Dunkel schon schlafen gegangen war. Man liebte mit dem Ernste, mit dem man dies und das erwog in sich. Ob man ein Stück Acker dazu kaufen sollte, ob das Haus wirklich ein neues Dach brauchte, oder ob mans nicht noch ein

Jahr mit dem Flicken tat. Mit ganz demselben Ernste erwog man das, was innen im Haus nottat. Nur mit einer noch größeren Ängstlichkeit, denn Menschen sind immerhin etwas sich Veränderndes. Und ehe man es sich versieht, ist man selber ein ganz andrer. Man steht nicht mehr am gleichen Platze wie vorher.

Das spürte der Bauernbursche am meisten, er spürte es, weil seine Liebe so ganz andrer Art war, als er berechnet hatte.

Diese Liebe war schon lange dagewesen. Er hatte sie nur nicht erkannt. Zuerst war es der alte Roßhüter gewesen, der sie ihm ins Haus getragen hatte. Ins Haus, da, wo er wohnte. Besser konnte man es doch kaum haben. Aber es zeigte sich gleich, daß es eine Liebe besonderer Art war.

Es war nämlich ein blödsinniges Kind gewesen, das der Alte in dem Hause einfach abgeladen hatte. Der Tragkorb, der ihm, dem Knaben, nun wie ein Haus vorkam, lehnte an der Wand. Und das zweijährige Geschöpfchen saß auf einem Schemel, das Häuptchen über einen ihm vorgeschobenen Stuhl gelehnt da, ohne alle Wehmut, ohne allen Schmerz, ohne alle Freude und Anhänglichkeit. Es saß so lieblich da in seiner seelenlosen Zier, daß man zunächst nichts anderes von ihm forderte.

Aber eben das war das Gefährliche. Damit fand es Raum in dem menschlichen Herzen, wo es sonst niemals einen gefunden hätte. Und der Knabe sorgte schon dafür, daß ihm darin seine Nahrung nicht ausging. Denn zunächst war es auch so ein wortloses Geschöpfchen wie sie alle waren im Hause, und dann war es noch dazu wirklich schön. Und das war etwas Neues.

Zunächst schien das genug zu sein. Denn der Roßhüter setzte es, nachdem er es mit einem Mehlbrei geätzt hatte, wieder in den Tragkorb. Da kauerte es nun wieder, ohne Ungeduld, während der Alte sich von neuem seine Pfeife stopfte und war weder ein Menschlein, noch ein Gegenstand.

Damals lebte auch der Stieglitz noch, der hurtige und freudige (ein Tier, von dem man sagt, daß es vor Freude sterben kann), und der Knabe hätte gerne gewußt, ob das Dirnlein ihn nicht doch gehört hatte. Aber da stand schon der Alte krachend und schnaufend mit diesem schönen Nichts an der Türe, seinen Stock humorvoll über der Achsel. Und dann war man wieder allein, und das Leben war nicht so, daß man einer solchen Sache nachhängen konnte.

Seither waren Jahre vergangen. Dasselbe hatte sich noch einige Male wiederholt. Anfangs wuchs das Kind sehr langsam. Vier Jahre waren wie zwei. Dann aber, als er viel später wieder ihm begegnete, ihm, der es nun mit einer geheimnisvollen Neugierde betrachtete (aber eigentlich war er ihm entgegengelaufen, als es heimging mit dem Alten von der Roßweide), da schien es eine wunderbare Paradiesesblume geworden zu

sein; etwa ein lebensgroßes Enzian. (Es ist merkwürdig mit dem menschlichen Körper, der Schlaf der Seele tut ihm manchmal so gut. Ich habe einmal einen Jüngling gesehen, einen vierundzwanzigjährigen, einen von der Fallsucht behafteten, der war von einer heiligen Reinheit, für einen Leichnam Christi nicht zu gering. So, wie er schlief, schien er aber ein schlafender Liebesgott zu sein. Und seine vierundzwanzig Jahre schienen kaum achtzehn Jahre zu sein, so ungebraucht, so schuldlos waren sie geblieben.) An diesen wundersamen Knaben erinnerte jetzt diese, zur Jungfrau Gewordene. Sie hätte in der Phantasie seine Psyche werden können. Sie war kaum siebzehn Jahre und vielleicht noch jünger. Ihr Körper, weil er so gerne im Schatten schlief, war schneeweiß geblieben. Und ihr Haupt, mit dem Haarwust auf dem Schädel zusammengeknotet, unbeweglich und beinah hochmütig.

Freilich, bald mußte man sehen, daß sie einen nicht erblickte, denn eigentlich erblickte sie auch die Tiere nicht, die mit wehenden Mähnen an ihr vorüberkamen. Und diese hätte sie doch, wenn sie irgendeine Seele gehabt hätte, sehen müssen. Aber die Tiere kannten und liebten sie. Es war bald eines und bald ein anderes, das dieses sinnlose Nichtstun mitgenoß. Wenn das Kind aus einer Brunnenröhre trank, so kam das Tier gerne auch heran, um seinen Durst mit ihm zugleich zu löschen. Und oft lag das Mädchen zwischen zwei Pferden, die sich vor Lebensfreude in den Blumen wälzten. Andere Male legte eines, von rückwärts kommend, seine Stirne an ihren Rücken, als schöbe es sie den Berg hinauf, und wieder ein anderes Mal sogar drückte es nachdenklich das Maul auf das Haupt des Mädchens, als es einmal mit aufgelöstem Haar verloren vor sich hinsah.

Es war darum nicht zu verwundern, daß man es nicht nur herrlich fand, daß man es sogar liebte. Denn wenn auch etwas davor warnte, als sei es eine Todsünde, ein unbeseeltes Wesen zu lieben, wenn der Instinkt auch dieses Gewissen in seinen Einflüsterungen bestärkte, immer war dennoch ebendasselbe Mädchen da wie zuvor. Sie war eines reichen Bauern Kind, darum gewann sie nur in den Augen der Schauenden an Ehrfurcht, und selber kam ihr daraus das zuteil, daß nichts sie knechtete und zu einem Bewußtsein zwang, das sie nicht hatte; und das geknechtete junge Tier so arg verwandelt, und sie noch zu etwas ganz anderem macht als zu Tieren, zu etwas wirklich Niedrigem. Im Gegenteil. Sie war in einem geheimeren Sinne sogar mehr als nur ein Mensch. Sie hatte durch ihre ungestörte schöne Lebensweise Bewegungen, die wir vielleicht noch nie natürlich so vollkommen gesehen haben jemals vorher. In der Stadt würde man ihre Krankheit vielleicht zu den Geisteskrankheiten gezählt haben. Hier aber auf dem Lande war sie die Blödsinnige. Und

was sie tat, wurde in seiner augenblicklichen Unendlichkeit immer wieder eine Landschaft, immer wieder eine neuerschaffene. Der Bauernbursche jedenfalls sann ihr nach. Und er brauchte nichts als das zu tun, tagelang. Es genügte ihm ganz.

Er wäre in diesem Herbste zu keiner Kirchweih gegangen, mit dem schönsten lebendigen Mädchen, das es gab in der Umgegend, aus Trauer einfach um dieses eine tote Mädchen. Denn wenn es auch lebte, atmete, sagte er sich dennoch sein Todsein, sein Verwünschtsein. Und dennoch war es wiederum kein Verwünschtsein im eigentlichen Sinne. Es war eben der Zustand einer pflanzenhaft gebliebenen Seele. Obwohl es an dem Brunnen trank, aß es doch nicht allein. Wie die Blumen vom Himmel, so mußte es dauernd von einer menschlichen Hand gespeist werden. Anders hätte es in der Weise des Tellers, sich wie des Brunnens bedient. So aber saß es zu den Füßen des alten Pferdeknechts. Und der Alte, mit einer Art Ehrfurcht, versenkte dann den Löffel in die Kupferpfanne, die noch auf dem Herde stand — denn auf der Roßweide ging es besonders ländlich zu — und gab ihn dann in den kindlichen Mund. Manchmal streichelte er die Haare des Mädchens oder hielt ihre beiden, willenlosen Hände zusammen in der seinen, der behaarten, durchnarbten Altmännerhand.

Dann war er es sich besonders bewußt, wie sehr er sie hüten, halten müßte. Mehr als die Pferde, die sich nicht selten zu Tode kämpften im Mondschein auf der Weide. Er durfte sozusagen nicht schlafen. Er begnügte sich darum auch mit zwei jüngeren Kindern des Bauern, anstatt der Knechte, die er hätte haben können, und tat mit diesen zwei geringen Arbeitskräften die große Sache allein.

Er hatte schon manche Brunnenröhre von selbstgefällten Bäumen an die Tränke geschleppt, und manchmal sah man den ganzen Mann nicht, wenn er unter einem Fuder Heu hinaufstieg, keuchend, selber wie ein Grasberg. Obzwar von Natur klein, gab ihm doch seine selbstgewählte Verantwortung eine eigene Größe. Das Männchen hätte sich ohne weiteres erhängt, wenn dem Mädchen etwas Unrechtes zugestoßen wäre. Dabei sage ich nicht, daß es nicht hätte sterben dürfen. Sterben mußten alle Menschen, sagte sich der Roßhirte, und diese Kreatur sei nur wohlverwahrt in Gottes Händen. Aber eine geheime Angst kam ihm manchmal an, wenn er dachte, daß er vielleicht sterben müßte, ehe das Kind tot war. Und darum stieg er immer höher und höher hinauf in sein Greisenalter, und vielleicht war er schon so alt, wie jene alte Frau im Gasthaus unten in dem einsamen Tale, die auch vielleicht nur nicht starb, weil sie niemand wußte, der ihre Arbeit tat.

Er nähte das Kleid diesem Kinde. Er band dem Mädchen die Schuhe um bei kaltem Wetter. Ja, wenn es regnete, tagelang, stülpte er ihr seine eigne Kapuze auf und sah dann mit einem eignen Humor um sich.

An ihre Anhänglichkeit aber glaubte er nicht. Denn sie kannte nicht die Gefahr des Feuers und des Wassers. Sie kannte keinen Abgrund, hatte er schon mit Grausen bemerkt; sie kannte ihre Eltern nicht und niemand. Daß sie bei ihm blieb, schien daran zu liegen, daß er sie hütete, daß die Hunde sie hüteten, ja, daß die Pferde sie mit heimwärtsschoben. Und alles das, was bald bekannt war, vergrößerte nur die Vorstellung von ihr. Die Mädchen hielten sie sich gegenseitig vor, neckend oder erschreckend. Die Burschen aber schwiegen meist, weil man über eine solche Sache nicht reden kann.

Auch der Bursche in dem kleinen, einsamen Gasthaus sprach darum nicht. Ja, es würgte ihn. Es würgte ihn das Darandenken schon allein, als hätte er die Tat begangen. Denn eine böse Tat wurde es immerhin, auch, wenn die Liebe dabei war. Denn wer auf der Welt glaubte einem da die Liebe? Und die Welt hält wie Mörtel das Gebäude des Menschentums zusammen. Und da dies alles sein soll, anscheinend, so mußte man sich ausgestoßen fühlen aus ihr, sobald man nur nicht so dachte wie sie. Man war auch gleichsam solch ein unsinniges Tier, nur nicht ein solch schönes, edelgeformtes wie das Mädchen.

Und er vor allem, dieser Bursche, schlau berechnet auf das Herkömmliche, wäre lieber ledig geblieben, als daß er ein mißachtetes oder sonstwie armseliges Geschöpf geheiratet hätte. In ihm war darin, ohne daß er es wußte, ein kleiner, fester, namenloser Ehrgeiz. Nur war er unkenntlich in Sitte und Brauch gekleidet. Er stieg daher in unzerreißbaren Lederhosen und einer harten, grauen Joppe mit offenem Hemd. Etwas rücksichtslos war darum der ganze Bursche, etwas verwöhnt, er wußte nicht, von was. Etwas furchtsam war er auch zugleich und sich ewig in acht nehmend. Er war der Spott seiner Hausgenossen. Und dennoch fürchteten sie ihn auch. Die Fastnacht hatte ihm scheints nicht gefallen, oder er ihr nicht. Sonst wäre er doch wieder hingegangen . . . (So ließen sie manchmal unter sich ein Wort fallen.) Aber zu ihm sagten sie nichts. Und sie brauchten auch nichts zu ihm zu sagen, denn man sah es ihnen ja allen an, was sie dachten in diesen bestimmten Dingen, und das war ihnen genug.

Übrigens konnte man bei einem solchen Burschen, der so allein schien, noch gar nicht wissen . . .

Vorderhand war er selber leider nur herangezogen von der Liebe wie ein Kreisel. Sie hieb auf ihn ein, er tanzte. Er sollte auch nicht zum Stillstand kommen, das ist der Sinn dieses Spiels.

Nachts wachte er auf vom Wiehern eines Pferdes, obgleich er gar keines besaß. Und wenn eben morgens alle ans Dreschen gingen, zog es ihn zu der Roßweide. Was das aber heißt: beim Dreschen brauchte man so und so viele Hände, und alles mußte klappend ineinandergehen, als seien sie schon die Fugen eines einzigen Mühlrades. Und keiner hatte sich je davon

ausgeschlossen. Es war also ein Wahnsinn, wenn man es tat ohne einen Grund, etwa einer Krankheit. Und Liebe war kein Grund dazu, daß man nicht arbeitete. Sie war für den Feierabend. Und noch dazu eine rechte Liebe. Diese Liebe aber, sagte man, sei keine, und darum konnte man auch nicht hingehen . . .

Er war furchtbar gequält, dieser Bursche, und viel zu unverdorben, um in einem solchen ungewollten Geheimnis sich jemand anzuvertrauen. (Und übrigens hatte er ja auch vor, seine Gedanken zu bezwingen.) Wenn er hineinkam in sein Haus, war es ihm, als ginge er in sein Grab. Wenn er in die Tenne ging, dann war es auch nicht anders. Wenn er zur Mahd ging, freute es ihn auch nicht. Seltsam vor allem quälte ihn zu Hause seine Großmutter. Sie erinnerte ihn vielleicht an das Mädchen auf der Roßweide. Auch von ihr hatte er kaum je ein Wort gehört. Auch sie lebte sich fort, ohne es zu wissen. Auch sie war nicht wie andere Frauen. Darum hielt er sich, seit er dieser Liebe sich täglich bewußter wurde, nur gezwungen im Hause auf. Und mit dem letzten Ave Maria schob er schon den hölzernen Bauernstuhl wie einen Kegel zur Seite und ging hinaus, wo es ihm auch nicht besser erging.

Da stieg der Trotz in ihm auf. „Ich gehe doch zu der Roßweide." Aber als er das gesagt hatte, graute ihm nur, und er sagte es nicht wieder. Aber er sagte das Gegenteil davon, das heißt mit einer scheinbar kleinen Abänderung, „warum sollte ich auch auf die Roßweide gehen?" (Als wenn er seine Liebe nicht gekannt hätte.) Und wenn er sie auch nicht gekannt hätte, sie kannte ihn. Sie kannte ihn immer. Sie betrachtete ihn geradezu. Ob er die Heugabel hob, wie er sie hob, ob er große Schritte machte, oder ob er stand, wo er stand und träumte. Wenn er aber schlief, hatte sie die Macht der Träume an sich genommen und träumte für ihn. Da kletterte er dann eine Tanne hinauf und über sie hinaus. Er merkte es gar nicht, daß sie ein Ende nahm. Und so fiel er über sie hinab, und dann lag er mit traumzerschmetterten Gliedern da am Waldrand unter dem Baume und zugleich in seinem Bette, und es war Nacht oder auch Morgen. Aber auch das war gleich. Im Grunde fühlte er alles als den Schmerz seiner Leidenschaft, seiner unfaßlichen, wenn er erwachte. Und seine kleine Kammer, die eigentlich früher nie von ihm betrachtet worden war (sie war eben der bescheidene Raum, den man zum Schlafen braucht, sie war auch wie ein Sarg, der möglichst engste, niedrigste Raum, gegen den tiefen, nie endigenwollenden Winter), diese Kammer wurde jetzt beinahe feindlich von ihm beschaut. Er merkte, wie in sie die Gestalt kam, von der er immer noch behaupten wollte, daß sie nicht war. Er legte sie dann in seiner Einbildungskraft neben sich, sich leiblich grausend wie vor einer toten Geliebten.

Aber dann, als sei damit all sein Denken erschöpft, schaute er plötzlich abwesend einer Fliege zu, wie sie so übermäßig laut durch seine Kammer schwirrte, als sei seinem Herzen nicht eben noch das Schrecklichste geschehen. Und nicht selten nahm er dann schließlich noch Weihwasser. Dann aber wieder in einer kommenden Nacht träumte er von einer Vogelscheuche, einer ausgestreckten. Dann aber wieder war es das Mädchen. Dann aber gab es wieder vor, ein andächtiges Feldkreuz zu sein, am Wege.

Er beschloß, fortzuwandern von diesem Orte. Nur wußte er nicht, wohin, nur wußte er nicht, warum. Nie hatte er fortgewollt. Wie würde er es gegen die Seinigen begründen, daß er ging. Es war auch noch dazu soviel Arbeit da. Sie mußten sich darum einen Knecht statt seiner nehmen. Er schädigte also seinen Besitz und sie zugleich. Nein, fortwandern . . . Sie fanden es schließlich dadurch heraus, daß er verliebt war. Sie fanden auch noch heraus in wen . . . Also lieber bleiben. Denn auch die, bei denen man in Dienst kam, fragten vielleicht. Und eine Liebe in ihrem Anbeginn ist auch taubstumm und blöde, wie sie in Wirklichkeit war. Eine solche Liebe möchte nicht hören noch sehen. Wenn man gefragt wird über seine Liebe das erstemal, dann ist es, als würde man in einen Fluß geworfen.

So beschloß er etwas anderes. Er beschloß es, wie über sich hinaus. Er beschloß zu heiraten. Warum auch nicht? Er war doch nicht versprochen mit ihr. Er war doch nicht versprochen mit dieser Liebe . . . Es war doch alles nur Einbildung.

Und als hätten die Mädchen nur auf das gewartet, fiel ihm diese ein und jene ein. Eine Mutter hätte ihn nicht eifriger beraten können . . .

Da fiel ihm eine fromme Weberstochter ein in einem Dorfe über dem Berge hinter der Roßhalde. Bei der blieb er hängen. Er gestand sich nicht warum. Er hatte sie nur einmal auf ihrem Spulstühlchen hocken gesehen, so blaß und bescheiden, rechts und links eine schnurrende, wohlgenährte Katze. Das hatte ihm gefallen. So mochte er die Weiber, wenn sie sich um nichts als um ihre Arbeit kümmerten. Er mochte sie nicht, wenn sie so lachten und immer etwas anderes meinten. Er war, das merkte er, seit ihn die Liebe so mitgenommen, ein ganzer Sonderling geworden. Es war hohe Zeit, daß er sich dieser Weberstochter erinnerte. Und wie alle, die leiden – wenn ihnen ein leidlicher Gedanke kommt –, wurde er ganz munter darüber. Er jammerte nicht mehr. Er hätte beinah schon zu den andern vom Heiraten gesprochen. Aber auch ohne, daß er es aussprach, merkten es die, die mit ihm lebten. Sie merkten es an allem und jedem. Und schließlich nahm er unverhohlen seine grüne Joppe hervor und seine langen Hosen und die Schaftstiefel, in die er sie hineinschoppen konnte, denn im Grunde mochte er diese langen, wabbeligen Hosen nicht, sie kamen ihm halb vor wie Weiberröcke. Er holte sogar eine Uhrkette hervor.

Am Brunnen wusch er sich wie zum jüngsten Tag. Dann ging er, ohne Stock, und so, wie man zur Kirche geht. Und er ging den ordentlichen Weg, wie es sich gehörte für eine so wichtige Angelegenheit. Er ging die Fahrstraße, die mitten durch den Wald führte. Ab und zu begegneten ihm Fremde aus den umliegenden Ortschaften. Oder eine Bauersfrau band ihren Rock fester auf und grüßte ihn. Oder ein Vogel hüpfte mit Geschrei vor ihm her. Oder er blieb gar selber stehen, weil ihm das Wandern so neu war. Ihm war ganz wohl zumute. Immer ist es so, wenn man sich zum Richtigscheinenden entschlossen hat. Auch war der Weg so wie von Gold besät. Und immer hatten die Bäume noch mehr davon. Und mitten darin, vielleicht in der Mehrzahl, nur nicht so hell scheinend, standen die Tannen und die rötlichen Stämme der Föhren. Es war eine Luft, daß sogar er sie auf seiner Hand sitzen fühlte, wie einen Marienkäfer. Und ein Eichhorn und wieder ein anderes schaute mit seinen Wacholderbeeraugen den Menschen an, wie er so mitten auf der großen Fahrstraße ging. Es war gut, daß der Weg nicht so weit war für einen rüstigen Fußgänger, sonst wäre er doch noch abgeschweift. Denn die Roßhalde war groß, und man fand sich immer dahin zurück, auch ohne Weg. (Übrigens hatte er sich das Dorthingehen doch noch nicht völlig aus dem Sinn geschlagen; er sagte es sich nur nicht so laut.) Sondern er hielt die Gedanken brav zu den Webersleuten, die etwas verwandt zu ihm waren. Und außerdem dachte er, daß er noch Sensen kaufen wollte in diesem Orte, denn dort, so hieß es, waren sie wohlfeiler.

Da blieb eine Hirschkuh vor ihm stehen, weit weg, aber genau auf der Mitte des Fahrwegs zu ihm hin. Er mußte auch still bleiben. Einige Minuten was das. Der schlanke, heilig nackte Körper rührte auch ihn, den Rauhen und jetzt noch Rauheren. Vielleicht hatte er (denn unbewußt gingen dabei seine Gedanken eine andere Richtung) Tränen im Auge. Da fiel ein Blätterschauer aus den Bäumen. Ein Vogel kam wieder vor ihm her geflüchtet. Und der Bursche war, er wußte kaum, wie, am Ausgang des Waldes. Der Herbstmonat war da für ihn noch viel fühlbarer, den Ackersmann; der Stand der Felder war ihm heimeliger als der schönste Wald. Er sah den Kirchturm. Er sah jedes einzelne Haus. Er konnte sich nun danach einrichten. Wieder begegneten ihm Landleute im Sonntagsstaat. Wieder hörte er Glockengeläute. Es mußte dem Geläute nach bald der Gottesdienst zu Ende sein. Er kam eben noch unter den Segen. Wie eine salzige Träne lief das Weihwasser über seine Stirn herab. Dann strömte das Orgelspiel wie Blumen, Rosen und Georginen, reichquellende Gartenblumen. Dann drang ein Weihrauchgefäß noch einmal silbern erklirrend an sein Ohr. Dann leerte sich die Kirche. Erst kamen die Männer. Sie haben es immer eilig, aus

der Kirche zu gehen. Dann kamen die kleinen Mädchen und zum Schluß die Frauen. Der Bauernbursch schaute. Auch die Weberin war unter den Kirchgängern. Sie erkannte ihn gleich, sie lud ihn ein, bei ihnen vorbeizukommen. Somit ging er erst zum Krämer und erstand da einen Viertelzuckerhut und ein Pfündchen Kaffee. Dann ging er ins Wirtshaus zum Mittagessen, und dann ging er zu den Webersleuten. Ihm war ganz übel von den vielen Leuten. Ihm war, als habe er sein Leben lang noch nicht so viele gesehn. Er war froh, daß in der Weberstube an diesem Tage der gewaltige Webstuhl ruhte; daß die Spulen an der Seite lagen und nur die Katzen, als sei das Mädchen zwischen ihnen, rechts und links auf dem Spulschemel schnurrten. Es waren prächtige Tiere, ans Nichtstun und an ihre Schönheit gewöhnt. Sie wurden gepflegt mit allem Guten, wie bei andern die Geranienstöcke. Sonst war die Stube leer. Das heißt am Ofen schlief der Weber. Er war hemdärmelig. Sein rasiertes Gesicht war recht sonntäglich anzusehen. Der Bursche setzte sich einstweilig. Ihm fiel die reine, helle Stube auf. Bei ihnen zu Hause war es natürlich nicht so. Wie hätte die alte Großmutter auch vermocht, mehr als das Tägliche zu verrichten. Es war an der Zeit, daß eine Frau in ihr Haus kam. Ihm wurde ganz warm und eifrig zumute. Da kam die Junge, schüchtern, weil sie schon wußte, wer in der Stube war, und stellte einen Korb Strickstrümpfe auf den Tisch. Nun gings, nach einigem Reden hin und her, ans Stopfen. Und dann kam endlich auch die Mutter und weckte den Mann. Und dann wurde es lustig. Der Weber erzählte. Er erzählte, wieviel Leinen und Halbleinen er schon gewoben habe. Er meinte, das könnte man ausrechnen, wie weit sie reichten in die Welt hinein. Es gäbe doch Kilometer und seines wären Meter. Denn er war siebzig Jahre alt, und seit seinem dreizehnten Lebensjahre saß er an diesem, seinem Webstuhl. Das konnte man ausrechnen, da sollte einer wahrlich lange trocknen Fußes gehen, ja eine weite Reise machen unter seinem Dache. Einen Regenschirm brauchte er da nicht mehr. Alle lachten. Man vergaß beinah das Wirtshaus. Aber nachdem man ein Gläschen Schnaps getrunken und eine Schale warmen Kaffee, ging man doch noch. Nur die Männer, freilich. Die Weberstochter schloß ihnen noch die Türe, ein wenig lächelnd, ein wenig errötend. Sie hatte wohl den Besuch verstanden und das Pfündchen Kaffee und den Zuckerhutzucker. Darin war keine zu dumm. Außerdem wollte sie es auch verstehen, denn der Bursche stand ihr an. Er war still wie sie und noch ein anständiger Bursche. Sie dachte das Ihre, als sie ihre Strickwolle wieder aufnahm, sie mit einem Berg weißer Flickwäsche vertauschend, hinter der sie dann schweigsam und arbeitsam geradezu verschwand. So ein Sonntag war aus dem Herzen Gottes.

Die Männer, wo sie geblieben waren, wußte sie nicht. Es war Nacht, als der Weber heimkehrte, und wieder Nacht, wenn auch dieselbe, doch gleichsam eine zweite, als sie schlafen gingen.

Keine Farbe war mehr draußen. Nur ein zu rascheln beginnender Herbstwind galt jetzt. Er nahm sich selbst seine Zier gleichsam vom Kronenhaupte. Es regnete Blätter. Aber immer war der Mond noch auf der weithin sichtbaren Landstraße. Er warf sein Webertuch auf den Boden, dem Burschen voraus, verschwenderisch vor die Füße. Der Bursche konnte nicht fehlgehen. Etwas angetrunken, wie der Bursche war, war diese Mondnacht gerade recht für ihn. Sie kam in seine Augen, sie führte ihn hypnotisch vor sich her. Und lange Zeit ging es auch so ganz gut. Weil aber niemand ging, noch irgend jemand ihm begegnete, so wurde ihm unheimlich vor sich selbst. Dieses Grauen in der Nacht vor sich selbst bekam er. Er blieb stehen. (Nicht, um nicht mehr weiter zu gehen, nur um etwas zu denken.) Hatte er nicht etwas gewollt? Hatte er sich nicht etwas für den Heimweg vorgenommen? Er verstand gleich. Beinah so schnell wie ein Hirsch sprang er über den Graben. Jetzt sah man ihn nicht mehr. Jetzt hörte man ihn auch nicht mehr. Im ihn bettenden Laube der engen Pfade gingen seine Schritte unter. Nur seine hohen, steifledernen Schaftstiefel verursachten ein klagendes, naturähnliches Geräusch, ein Klappern, das an die Brunstzeit des Wildes erinnerte. Besser wohl hätte er diese Stiefel nicht angehabt. Aber er dachte gar nicht daran. Er dachte nur, daß er jetzt der schönen Blödsinnigen begegnen wollte. Vielleicht stellte er sich vor, daß er sie rauben konnte. Sie war ja doch nur ein Tier. Dann aber ließ er wieder alles Denken, weil alles nicht wahr schien, als nur das eine, daß er sie haben wollte. Er ging mit großen, rücksichtslosen Schritten darauf hin. Während er noch eine Stunde und mehr entfernt war, fühlte er sich schon in ihrem Umkreis. Jedes Blatt wurde ihm lieb, das auf ihn herabfiel. Ein Hirsch röhrte. Er verstand ihn wohl. Er dachte an die Hirschkuh, die er auf dem Hinweg getroffen. Alles war ihm jetzt klar. Nur war ihm jetzt das Nebensächliche Hauptsache und die Hauptsache Nebensache. Er sah den Pfarrer. Er fühlte den Weihwassertropfen. Die Blumen des Orgelliedes streuten sich zu ihm herab. Als hätte er für die armen Seelen gebetet, so befriedigt verließ er in der Phantasie den geweihten Ort. Dazwischen hörte er seine Schuhe laut klappern und ein Wild röhren. Es mußte ein Hirsch sein, er hörte ihn jetzt wie aus seiner Nachbarschaft. Liebe benahm ihm den Sinn. Es hatte ihn die Körperlose gleichsam im Arme. Und als stünde ihm etwas im Wege, schritt er nur mühsam weiter. Er atmete laut. So war er gelaufen. Seine Stiefel waren jetzt auch still, natürlich, weil er still stand, er horchte. Aber immer ohne zu sehen. Er

glaubte schon ganz nah der Roßweide zu sein. Nun hörte er einen Hund heulen. Das war wohl der Mond, den er so anheulte. Die Tiere hatten eben auch zu leiden. Er sah hinauf in die Luft. Himmel blieb kaum mehr zwischen dem engen Waldweg. Aber ein Stern drang durch. Kein Lüftlein ging jetzt. Und dennoch roch er etwas. Etwas Fremdes war es, etwas auf ihn Gerichtetes. „Ei," dachte er plötzlich, „hätte ich die Sensen doch mitgenommen." Dann ging er aber wieder, ein Gemisch von Wein und Bier und Schnaps und von allerhand Gedanken, von belanglosen und von schlechten. Die Schuhe röhrten wieder. Das Wild gleichfalls. Es kam von vielen Seiten.

Da endlich war Mondlicht. Vor ihm lag eine Wiese, auf der die Schleier des Nebels wanderten. Und mitten durch die Wiese in unfaßbarem, beinah verzaubertem Zick-Zack murmelte sich ein Bächlein durch. Da es so frei ging und so rätselhafte Wege nahm, sah man sein Silber, wie ein Kleid, kostbar sich während, redend und seufzend, lachend und weinend.

Hier begann die Roßweide. Verwundert darüber, daß er so lange zu dem Wege gebraucht hatte, stand er still. Kam sie nicht etwa? Bei einer solchen armen Seele war alles möglich. Er blieb wieder stehen. Denn es war ihm, als hätte etwas nur auf seinen Austritt aus dem Walde gewartet. Er sah: Es trat mit ihm aus dem Dunkel des Waldes ein Hirsch heraus. Einer war es, vorderhand. Später mögen es viere gewesen sein. Dieser aber verfolgte ihn. Er wußte nicht, woran es lag. Es wäre auch viel zu spät gewesen. Er ging darum zu und dachte sich, so wie man sich in der Gefahr selber widerspricht: „Sie können ja nicht mich verfolgen." Plötzlich dachte er an nichts mehr, auch nicht an das Mädchen. Aber irgendwie, hilfeheischend, wandte er sich dorthin. Aber gerade von dorther kam ein Hirsch. Also ging er auf den Bach zu. Er ging über den Bach. So hatte er schon die Mitte der Lichtung gewonnen. Aber das war das Letzte.

Der Hirsch, als habe er ein böses Turnier mit einem Menschen vor, sprang über ihn hin. „Nun ist es vorbei mit mir", dachte der Bursche. Es hatte ihn niedergeworfen. Aber wie nun der Mensch einmal ist, war er gleich nachher wieder froh und stand auf. Er hätte liegen bleiben sollen. Vielleicht hätte dann das erzürnte Tier von ihm abgelassen. Es mußte doch wissen, daß er kein Wild war, sondern ein Mensch. Es kannte ihn doch, er war doch der. Immer der gleiche. Ob im grünen Rock oder im grauen. Er war der Jäger. Er konnte ja auch ein Gewehr haben oder eine Sense. Warum fürchtete es nur diese nicht? Er hatte übrigens nicht einmal einen Stock bei sich. Und das Tier würde vielleicht in dieser Nacht nichts mehr von allem gefürchtet haben. Es wollte einen Kampf.

Es begann wieder über ihn hinzufliegen. Aber immer näher, immer tiefer. Der Bursche zog seinen Hut über den Kopf im Grase liegend, damit er nicht mehr sehen mußte. Denn dieses von der Ferne Anspringen war furchtbar. Die Hirsche, denn es war wie schon gesagt nicht mehr nur einer, rasten über ihn, als ob er nicht da wäre. Oder noch schlimmer: als ob er ein Nichts wäre. Er spürte schon ihre leichten, aber harten Hufe an seiner Joppe. Er zählte sie beinah. Sie schienen ihre Brunstwut an ihm auszulassen. Oft war es schon, als wären sie nicht mehr, aber da tummelten sie nur über die Nebelstreifen des Baches hinweg, so, wie sie zuerst über ihn hingesprungen waren. Sie verschwanden nur und wurden wieder sichtbar. Aber dann bildete er nur gleichsam das zweite Hindernis in ihrem Rennen, und das dritte war der grüne Schoß des Waldes. Aber auch von daher kamen sie wieder zurück. Immer wieder war der Mensch es, der da wie tot auf dem Grase lag, der die Heftigkeit ihrer Sprünge von neuem wachrief.

Wie oft sie den Schädel getroffen, wie oft sie Arme und Füße gestreift, ist nur zu ahnen. Einmal gemerkt in ihrem Hirschherzen, vergaßen sie ihn auch nicht mehr. Darin bewährt das Tier noch seine urhafte Wesenheit. Es beharrt. Mit seinen röhrenden Lauten drang es auf ihn ein. Es machte einen furchtbaren Kampf mit einem wehrlosen Menschen. Seine Geweihe trugen ihn. Über den Bach, über den Nebel hinaus. Es schien die Last gar nicht zu spüren. Wortlos, wie diesen der Schrecken gemacht hatte, schien er auch ihn fühllos zugleich zu machen. Und der freudige Zorn des Tieres trug ein scheinbar Unbewegliches mit seiner wachsenden Kraft hinfort. Einer jagte dem andern ihn ab. Einer sprang vor dem andern her, mit der Beute auf dem breiten Geweih.

Der Mond, die Sterne, rührten sich nicht. Gott rührte sich nicht. Der Wald, die Wiese lagen da, als seien sie nicht. Nur die Tiere mit diesem, der sie vergeblich getäuscht hatte, in seinen Rohrstiefeln, als sei eine Hirschkuh eine reine, unschuldige, unterwegs, nur die Hirsche wogten noch immer in ihrem Gange mit der Beute auf ihrem Geweih. Die röhrenden Laute waren verstummt. Die Tiere schienen nur noch Freude zu sein, leerer Triumph.

Aber so geht manche Nacht über einem Sterbenden und Toten.

Der Himmel öffnete sich wieder mit einem leisen, roten Striche. Hunde brachten die erste Spur des Toten. Sie zogen, sie wedelten den alten Hirten und die Knaben herbei. Die Pferde berochen das Schlachtfeld. Ein Schmetterling setzte sich auf die Brust des Leichnams.

Als sie schon eine Bahre knüpften, um ihn aufzuladen, kam auch das Mädchen herbei. Ohne Schaudern, ohne Angst, sie, die nie den kleinsten Krug gefüllt und getragen, sie ging neben dem Alten als ahnungsloses

Geleite. Tannenzweige und Laub verbargen den Verunglückten. Die ihm begegneten, nahmen den Hut vor ihm ab, vor der Majestät des Todes. Den Weg mußte dem Roßhüter niemand weisen. Er wußte, wo seine Bürde hingehörte. Dort unten, halbwegs von zu Hause, wo er den Tragkorb seines Pflegekindes immer abgeladen, wo der Jäger auf dem Wirtshausschilde gemalt war und der Hirsch seinem Schrote enteilte.

Das Problem Deutschland

von Gustav Erényi

I

Problemsucher sind in der Regel selbst problematische Naturen. Widersprechendes ihrer Eigenart verleitet sie, das Dasein in Widersprüche zu zerlegen und dort arg verfängliche Fragen zu stellen, wo dem sorglos Schauenden die Fülle der Erscheinungsformen schon zu antworten scheint.

So war es möglich, daß Deutschland, das alle Zweige der sozialen und ästhetischen Betrachtung mit Problemen so rüstig durchwirkt hatte, schließlich selbst zu einem Probleme von ungeheurer Tragweite ward. Der Völkerpsychologe sah sich von einem dichten Netz der Gegensätze umwoben. Auf der einen Seite der überlieferte Theorienreichtum, auf der anderen ein übermodernes Weltwirtschaftsstreben von durchgreifender Ungeduld. Im Politischen brütete ein weitschweifiger Sozialismus neben einem straff gespannten Nationalismus ohne auch nur den leisen Schein einer gegenseitigen Bindung oder Duldsamkeit beharrlich fort, und im Literarischen stritt weltumfassende Übersachlichkeit mit der reizbaren Schwärmerei der Nurdeutschen.

Keine unbefangene Untersuchung des Völkischen darf sich auf gefühlsmäßig zugespitzte Werturteile gründen. Im Falle Deutschland jedoch fiel es dem In- und Ausländer gleicherweise schwer, ein von der Gefühlsseite unbeeinflußtes Urteil abwägender Mäßigung zu fällen. Auch darin gab sich der problematische Charakter des Deutschtums kund, daß er zur Stellungnahme drang. Man liebte oder haßte das Deutsche als Teil- oder Zufallserscheinung — war man aber bemüht es als Ganzes zu erfassen, so wurde es allermeist bedenklich verkannt. Der Kriegswahn entstellte nur Althergebrachtes nach dem Rezept einer gewissenlosen Propaganda.

So ist denn, wenn wir von Deutschland sprechen, nicht der in Kriegswirren großgezogene Populärhaß gemeint. Auch nicht der historisch

bedingte Gefühlswiderstand gewisser Völker, der weniger gegen die Art des kulturellen Gebarens, als gegen das staatliche Bestehen selbst gerichtet ist. Wohl aber jene instinktmäßige Ablehnung, die dem Urteil vieler Intellektueller schon lange vor Kriegsbeginn zu entnehmen war. Auch jenem deutscher Intellektueller; es sei nur an so manche ätzende Kritik deutschen Wesens in Nietzsches Lehren — deren Frucht eine merkwürdige Ententebetrachtung just den Alldeutschen will zufallen sehen — oder an O. J. Bierbaums lieblose Auslassungen über deutsche Lebensart erinnert.

Neben einer solchen tiefergreifenden gedanklichen Einwendung oder Satire begegnen wir immer wieder einer rein äußerlichen Abschätzung, die geringfügige Schönheitsfehler in der Erscheinung auf das Schuldkonto des Substanziellen schreibt. Einzelne Merkmale der Gehässigkeit wiederholen sich überraschend regelmäßig. So die Verknüpfung der Begriffe „deutsch" und „preußisch", um den „Deutschen" im „Preußen" verurteilen zu können.

Auch unter den Liebhabern Deutschlands sind nicht die hausbackenen Anhänger des Vaterländisch-Deutschen zu verstehen oder seine wohlgesinnten Handelsfreunde, die sich im Lob des „rechtschaffenen, geschäftstüchtigen Deutschen" unermüdlich hervortun. Neben den Verstimmten besteht seit Madame Stael und Carlyle in aller Herren Länder auch ein Chor der Entzückten, der indes, in einer Idealvorstellung befangen, die trockener veranlagte Umwelt leider kaum mitzureißen vermag. Das sind zumeist Schwärmer vom akademischen Fach, die so sehr gewohnt waren, sich in einem Ideenkreise deutscher Herkunft zu bewegen, daß nun Deutschland selbst für ihre Vorstellung zu einer Idee harmonischer Größe wurde, in der sich allerhand Attribute der Beglückung und Erfüllung bequem unterbringen ließen.

Das Riesenreservoir „Idealdeutschland" war geräumig genug, um alle untilgbaren Gegensätze, die der nüchterne Blick schmerzhaft vermerkte, in einer friedlichen Gemeinschaft zu vereinigen. Hier war das Anerkennenswerte der deutschen Organisation durch eine Phantasieorganisation von gigantischen Umrissen überboten. Die moderne deutsche Großstadt, und namentlich Berlin, entfachte einen verschwenderischen Reichtum an Nicht-Zusammengehörigem. Theaterrevolution und staatliche Bühnenschlaffheit, klotzige Hohenzollernbauten und das Unausgeglichene einer werdenden Baukunst, ein künstlerisches Ringen und ein ästhetisierendes Rentnertum gedeihen in ein und derselben Atmosphäre. Männer, deren Gesinnung Jahrhunderte voneinander trennen, atmen die nämliche Luft. Der Verfechter des idealen Deutschland weiß alle diese Widersprüche zu reimen und schafft somit bei aller Begehr nach einem Idealgebilde ausgeglichener Formen ein Reich der Quantität, das sich würdig an die wirtschaftliche Großmacht

faßbarer Werte reiht. Auch der Gegensatz zwischen Nord und Süd besteht für sein Betrachten nicht; die Kluft Berlin-München und Weimar-Potsdam ist in seiner Staatsidylle längst überbrückt.

Ganz auf Sand hat auch der Träumer von gestern nicht gebaut. Für die überhastet vollzogene Einigung der Geister durch die Phantasie waren Keime und Ansätze allerorten vorhanden. Das Gedeihliche der deutschen Organisation, die Amerikanisches streifte, ohne dem Amerikanismus verfallen zu sein, vermochte den Harmoniesuchenden leicht zu berauschen und reizte ihn dazu, die Übereinstimmung der Werke auch auf Werte und Gesinnungen zu übertragen. Nun scheint die Entwicklung irgendwo in vollem Werden entzweigeschnitten. Eine treibende Kraft ist aus dem europäischen Konzert zeitweilig verdrängt, und die Schönfärberei von ehedem artet aus in eine nicht minder übertriebene Ratlosigkeit.

Jeder Zusammenbruch, möge er scheinbar noch so sehr durch die mutwillige Verschwörung Außenstehender veranlaßt sein, erfolgt nach der Maßgabe einer inneren Disposition. Das Problem Deutschland, wie es sich heute, nach der Katastrophe von 1918, darstellt, erschöpft sich in der Suche nach jenen Verderbenskeimen, die der vorhergehende beispiellose Aufschwung in sich barg.

2

Warum vollzog sich die deutsche Einigung so spät, während doch Völker mit einer weit geringeren Rüstung des Geistes sich früher und froher zum Einheitsstaate verstanden hatten? Nicht Geographisches, Ökonomisches oder Sprachliches, sondern Geistiges muß vor allem zur Erklärung herhalten. Wir nannten deutsches Wesen problematisch — und dies mag gewiß seinen Ursprung in stiefmütterlichen Verquickungen des Urvölkischen finden. Aber diese Problemsucht, wie sie schon in Versuchen des beginnenden Denkens und Dichtens — oft unbeholfen — aufflimmert, verpflichtet weiter. Sie hat eine daseinszerspaltende, sphärenscheidende, die einzelnen Berufe und Kompetenzen streng abzirkelnde Wirksamkeit, die den Deutschen frühzeitig zum üblen Ruf des Spießbürgers verhalf. In seiner köstlichen Gegenüberstellung Hans Sachs — Beckmesser hat Richard Wagner dieses Kerndeutsche auf der einen Seite glorifiziert, auf der anderen karikiert, obschon sich aus Beckmesser nach einiger Retusche hinreichend der historische Sachs gewinnen ließe.

Bequem stellt sich der Franzose des ausgehenden Mittelalters durch sein „Cogito, ergo sum" zum Dasein in ein bestimmtes Verhältnis. Der Sensualismus der späteren Engländer, der Materialismus der französischen Vorrevolution greifen beherzt von extremer Seite zu und teilen sich der Politik und Wirtschaft in den nachfolgenden Staatserschütterungen mit.

Hingegen windet sich der deutsche Grübelsinn von Jakob Böhme bis hinauf zu den Neuesten bald in mystischer, bald in romantischer, bald wieder in kritischer Fassung zwischen Antinomien und mündet in jenen Wesensdualismus zwischen Denken und Erscheinen, Wille und Vorstellung, Bewußtsein und Intuition, dessen Fortbestehen ein arg gewollter Monismus der naturwissenschaftlichen Schule nur schärfer beleuchten, aber nicht aufheben kann.

In welcher Weise wirkt dieser dualistische Geist im öffentlichen Leben? Auch hier geht er trennend vor, grenzt seine eigene Wirkungssphäre ab, verschließt sich freiwillig vor Aufgaben, die ins Praktische und Völkerbestimmende hinüberweisen. Das Geistige setzt das Nicht-Geistige – würde es nach der Fichteschen Formel heißen. Es scheidet gleichsam sein Negativum aus und läßt es Herr werden über sich. Nirgends wurde es als so selbstverständlich empfunden wie in deutschen Landen, das Denken und Lenken nicht Sache ein und desselben Kopfes sei. Der Zwiespalt deutscher Mentalität bekundet sich, auf staatliche Verhältnisse angewandt, als der Dualismus von Macht und Geist. Platons Forderung des Einswerdens von Philosophen- und Herrschertum war eine erlaubte Idealforderung an den altgriechischen Sonnenstaat, an den Staat selbstverständlicher Harmonien, in dem die Vorstellung von Herrschern und Weisen ebenso verschmelzen konnte wie jene von Helden und Göttern. Dieses Hellas, das Staatskunst, Kunst, Religion und Philosophie im Schaffen seiner Besten aufs engste verwob, dessen Geist sich nicht vermaß, die Natur zu zerlegen, da er sich von ihr noch nicht losgelöst hatte, sprach die Sehnsucht der deutschen Klassiker so mächtig an.

Die lenkenden Faktoren der deutschen Politik waren in ihrem großen Durchschnitt stets ebenso ungeistig wie ungelenkig. Das Cromwellsche oder Mirabeausche Element von ausgleichender und befreiender Großzügigkeit vermissen wir im deutschen Staatengewebe bis zuletzt. Im Süden, wo ein leichterer Lebensschwung die Offenbarungsformen minder streng abgrenzte, gab es bisweilen eine Art Annäherung zwischen politischer und geistiger Regsamkeit. Der mittelalterliche Hofgesang, der Staatsaktionen und Herrschertaten pries, wie auch ein umfassenderer Regierungsgeist, der sich vom großen Karl bis auf Metternich zeitweise hervortat, gedieh zumeist in der Peripherie von Donau und Rhein. Nach Norden zu geraten wir immer mehr in das Reich gesonderter Sphären, und im märkischen Sande scheint der Geist vor dem Reglement vollends zu verstummen, um dann zum preußischen Obrigkeitssystem ausgebaut zu werden, dem selbst Friedrich der Große, der prinzliche Verfechter des westlichen Rationalismus, in seiner Eigenschaft eines Militärherrschers unterlag.

Als machtpolitischer Ausdruck eines Regententums der ungeistigen Aus=

lese galt nach außen das altdeutsche Kleinstaatensystem. Ein haltbarer, entwicklungsfähiger Großstaat ist stets ein Beweis der Kongruenz von Geist und Macht. Nicht die großen Distanzen oder die Stammes- und Dialektenunterschiede haben die politische Zerklüftung Deutschlands bewirkt, und eine Parallele mit dem früheren Italien ist nicht gut zu ziehen. Dort hatte die geographische Stiefelform und der Tyrannenehrgeiz von Herrschenden regen Anteil an der staatlichen Eigenbrötelei, während der Geist selbst in ärgster Zersplitterung das altrömische Erbteil nicht vergessen konnte und in der Renaissance schon frühzeitig eine das politische Ränkespiel überragende Kulturbewegung schuf. Schon mit Dante tönt der Hochgesang italienischer Einheit aus höllischen Tiefen empor — und im übrigen vermissen wir oft auch in den Machenschaften der Führenden nicht einen großen Zug, dessen gutheißende Theorie uns Machiavelli bot.

Im Vergleiche zu italienischen Fürsten- und Kirchenfürstengelüsten berührt uns deutsche Regentenpolitik im allgemeinen kleinlich, auf hergebrachten Regeln und Rezepten fußend. Die zeitweilige Reichsverwesung von Hohenstaufen und Habsburg führt zu keiner übereinstimmenden Wirtschaft und Bürokratie und gewährt den Plänkeleien fürstlicher Nachbarn stets freien Spielraum. Im Innern erben sich so manche Posen und Kniffe einer trägen Verwaltung beharrlich fort, nach außen aber wird angefehdet oder nachgehumpelt, ohne jegliche Zutat von seiten intellektueller Kräfte, die deutschem Gebaren schon frühzeitig ein Originalgepräge verliehen hätten.

Dieser Intellekt, der im Zeitalter eines politischen Analphabetentums bereits Merkwürdiges zeugte, erwies sich im Laufe seiner Entwicklung als maßlos unpolitisch, war oft ohne Fühlung mit den großen Bewegungen der Zeit und von deren Notwendigkeit kaum durchdrungen. Bezeichnend ist in diesem Belange das Verhalten des Deutschtums zu der französischen Revolution. Sie spricht vorerst den deutschen Denker sehr wenig an. Der Glaube an die Autorität, den der zerlegende deutsche Geist nach außen nicht entbehren kann, sträubt sich gegen das Zügellose des Jakobinismus, dieses gewaltsamen, unvernünftigen Anwaltes von Freiheit und absoluter Vernunft. Selbst der stets so begeisterungsfrohe Schiller — ein unfreiwilliger Ehrenbürger der Revolution — läßt seine Glocke Sturm läuten gegen verderblichen Wahn. Als dann nach Jahren sich auch deutsche Mentalität zum Aufruhr bekennt, geht sie behutsamer vor und steckt sich mehr geistige Ziele. Mit ihrer letzten Ausstrahlung hat das französische Befreiungsdrama auf deutschem Boden mehr zur erwünschten Einigung der Geister als zur politischen Umwälzung geführt. Die alte Trennung von Regierenden und Schöpfenden blieb fortbestehen.

Eine solche Dauerspaltung der deutschen Natur behindert dennoch ein langsames Ausreifen der inneren Kräfte nicht. Das Unpolitische des deutschen

Geistes, auf das Thomas Mann so stolz hinweist, hält sich vom Wechsellauf eines launigen Weltgeschehens abseits und läßt sich nicht aus den Bahnen seiner Bestimmung lenken. Selbstbeschränkung und geistiges Emporstreben ergänzen sich oft auf das glücklichste. Die Staatsmaschine bewegt sich noch allerorten auf der schmalspurigen Bahn eines politischen Diminutivhorizontes, da der deutsche Gedanke schon das Problem des allgemein Menschlichen erfaßt hat. In Weimar residiert die letzte europäische Geisteskolonie unter dem Schutz eines fürstlichen Mäzen. Goethe unterstellt sein schöpferisches Entfalten mit kleinerer Unterbrechung willig der Fürstenobhut und — hat es nicht zu bereuen. Der Landsitz eines deutschen Kleinregenten erzieht ihn mehr zum Weltbürger als die große französische Revolution ihre Allergrößten.

Neben dieser friedlichen Gegensätzlichkeit der Elemente grollt es aber von allem Anfang an in den unteren Regionen. Der stille Gedanke rüstet sich vorübergehend zum tatendurstigen Trotz, und das Motiv des Ringens lebt auf als Beweis einer latenten Sehnsucht des Geistes nach Macht. Als ein solcher Klassiker geistiger Empörung steht Luther da, dieser Verkünder einer neuen innerlichen Macht an Stelle äußerlicher Machtschemen. Ein weltbegehrender Streitsinn zeichnet die Werke Albrecht Dürers aus. Dichterbewegungen wie Sturm und Drang oder Jungdeutschland fußen auf einem Machtverlangen der ungestümen Jugend, die aus dem Ästhetischen ins Politische hinüberschielt. Aus Goethes Freundeskreisen streben jene aus dem Reingeistigen hinaus, die der Dichter in seiner Lebensbeschreibung als „dämonische Naturen" bezeichnet, Gestalten wie Merck, Behrisch und Lavater. Von den Späteren scheinen uns Kleist, der Schöpfer des unbändigen Rechtsphantasten Michael Kohlhaas, Gutzkow, selbst ein streitbarer „Ritter vom Geiste", und Hebbel, der neue Herodestöter, solche zerfahrene Mittler, deren Problematik ein heimlicher Machtwille beflügelt und verwirrt.

In der Epoche werdender Reichseinigung, da dem Geist neue, kühne Hoffnungen erwachsen, entsteht ein tragischer Herold geistiger Machtaspirationen in der Person Friedrich Nietzsches. Seine überoriginelle, bald wehmütig, bald wutentbrannt dithyrambische Sprache, die indes oft nur ein Gestammel bleibt und schließlich in Nervenzuckungen ausklingt: was bedeutet sie anderes als den brennenden Wunsch nach Durchdringen des Geistes für sich und seine unterdrückte Art? Wie etwas Unerhörtes, Noch-nie-Gewagtes stellt Nietzsche seine geistigen Gelüste ein. Und durch die dämonisch beschwingte Gewalt seiner Ausführungen dringt zugleich ein Unterton melancholischer Entsagung, daß es niemals werden kann. Ein aus dem gegebenen Rahmen wahl- und planlos Hinausstrebender, ohne System und Selbstbeherrschung scheint er von allem Anfang an dem

physischen und psychischen Zusammenbruche geweiht — ein Machtbegehrender der Phantasie mit allen unzulänglichen Mitteln deutschen Geistes.

In kondensierter Form bringt uns der Fall Nietzsche einen ungestümen Vorboten der deutschen Völkertragödie.

3

Mit vollzogener Reichseinigung mußte das Problem Deutschland je nach der Art des Zusammenschlusses schwinden oder überwuchern. Vermochte das Räumliche des Neubaues die historischen Gegensätze zu tilgen? War für eine allzähliche Verschmelzung der machtpolitischen und individuellgeistigen Schichten vorgesorgt?

Hier muß vorweggenommen werden, daß die Reichsschöpfung ein Akt und kein Geschehen war. Nicht organisches Ringen und Werden mündete in die Organisation des neuen Bundesstaates. Nicht die Volksstimmung von Leipzig oder Sedan, auch nicht die Umrisse von Hegels Staatsphilosophie wirkten auf die Staatsbildenden ein. Gebaut wurde auf die Überlieferung, begünstigt wurde inmitten des völkischen Erneuerungswillens, den man sich in so mancher Hinsicht hätte zunutzen machen können, das konservative, loyale, formerhärtete Prinzip vaterländischer Gesinnungstreue. Dies vielleicht nicht zum Nachteil der an der Umbildung interessierten breiten Volkskräfte. Nur hätte aus der Tradition ein gangbarer Weg hinüberführen sollen zu einem Staate neuer Schichtungen und intensiverer Durchdringung vonseiten des Geistes. Indessen war bei dem Einigungswerke das Aufmischen der Repräsentationsklasse kein bestimmender Gesichtspunkt. Im Gegenteil, es galt, das Hergebrachte aus seinen Teilerscheinungen in eine nach außen imponierende Einheitsform zu bringen, hinter der sich zwar das geistige Moment nach wie vor frei ausleben konnte, jedoch ohne maßgebende Beziehungen nach oben, ohne Anteil an der staatlichen Prägung.

Wie konnte nun eine Machterweiterung ohne einen neuen Zustrom Machtausübender wirksam vor sich gehen? Einfach, indem der bodenfesteste, stämmigste der früheren Teilstaaten zur Zentralmacht und höchsten politischen Autorität für die bisher getrennten Instanzen provinzialer Staatsklugheit avancierte. Es lag der Gedanke nahe, an Stelle unbequemer und langwieriger Schichtenumwälzungen einfach die Marke „Preußen“ als Etikette über die aus altem Stückgut bestehende Packung zu kleben. Durch Preußens Dazwischentreten wurde Widerstrebendes gewiß zusammengeschweißt, Träges gefördert, Eingeschnürtes zu neuer Wucht beflügelt, jedoch nicht charakter- und ideenbildend für die raumgreifenden Teile, sondern nur zum Machtgewinn des repräsentierenden Oberstaates.

Nun bedurfte es nur eines solchen Machtzuwachses, auf daß sich die verstopften Schleusen allenthalben öffnen. Alle Kräfte drangen, durch den

Glanz der neuen Zentrale herangelockt, mit eifrigem Gründerwillen vor. Deutschland wurde überraschenderweise von heute auf morgen zur Großmacht von bestimmendem Einfluß, die latent gebliebene Weltbestrebungen stürmisch hervorkehrte. Diesen Bestrebungen aber, so freizügig sie sich auch nach der kapitalanlegenden, energieaufspeichernden Seite hin betätigen durften, wurde von oben ein Riegel vorgeschoben, wenn sie mit der besonderen Rüstung ihrer kulturellen Eigenart ins Außenpolitische hinübergreifen wollten. So wurden denn die nichtoffiziellen Kreise von Belang — ob sie nun wollten oder nicht — zu willfährigen Werkzeugen einer ehrgeizigen Repräsentationsschicht, die sich, unbekümmert der charakteristischen Kulturströmungen von Epochen und Gruppen, wie auch des Verwertbaren verborgener Originalgedanken, stets auf dem befahrenen Geleise vorgefaßter Machtziele bewegte.

Wohl waren diese Machtziele zum Teil für ein politisch erstarkendes Deutsches Reich vorgezeichnet. Das Keimende der vielfältigen Industrieanlagen, der durch den territorialen Neuerwerb nur noch vermehrte Reichtum an Erz und Kohle wiesen dem wirtschaftlichen Fortschritt die einzig möglichen Bahnen; städtischer Fleiß und anerzogene Gründlichkeit spornten an zum Wettbewerb, zum Überseehandel und zur Kolonisation. Solche natürlichen Wirtschaftsgelüste wurden indes von Amts wegen hinübergezerrt ins Nur-Wirtschaftliche, und das Moment der Konkurrenz wurde durch militärische und namentlich durch maritime Zutaten aufdringlicher hervorgestrichen, als es für eine gefahrfreie Dauerentwicklung erwünscht gewesen wäre. Durch das amtliche Mitwirken bekam das Vorwärtsstreben einen überhasteten Zug und renkte sich ein in die Engen einer eigenmächtigen Zielstrebigkeit, die dem Hemmenden und Aktuellen niemals genügend Rechnung trug. Bei diesem Wettrennen kam Echtdeutsches oft zu kurz, eigene Kulturlinien wurden verständnislos übertüncht und das kulturelle Gesamtbild nach außen hin verfälscht. Der preußische Zusatz blieb in der Außenerscheinung oft auch an anders Orientiertem kleben und verlieh deutschem Wesen im Urteil des Auslandbetrachters jenes Derbe und Herbe, dem das Schöpferische des deutschen Geistes so selten entsprach.

Nicht als Zufall, sondern als letzte Folge des preußischen Bevormundungssystems erscheint es, wenn die amtliche Machtpose sich auch im draufgängerischen Gebärdenspiel eines „allerhöchsten" Repräsentanten gespiegelt sehen will. Bismarck war kein solcher Repräsentant, sondern ein glücklich Ausgleichender zwischen Geist und Gewalt, wie Deutschlands Geschichte keinen zweiten kennt, durch und durch Persönlichkeit, die über ihr eigenes Werk hinauswuchs und dem Reiche günstigere außenpolitische Bedingungen schuf, als es der selbstherrliche Sinn der regierenden Oberschicht für die Dauer gut vertragen konnte.

Die Beseitigung Bismarcks durch Kaiser Wilhelm II. war nicht das Willensmanöver eines machtbegehrenden Einzelnen. Sie war vielmehr eine Art Staatsstreich auf breiter Grundlage, hinter dem in scharfem Gegensatze zu Männern von Invention alle Repräsentationsfrohen standen, die den Thron als höchstes Symbol ihres unlenksamen Ehrgeizes nun auch durch eine Repräsentationsfigur von „schmetterndem Organ" besetzt sehen wollten. Für Wilhelm II. scheint der historische Ausspruch geprägt: wenn er nicht dagewesen wäre, er hätte erschaffen werden müssen! Die staatliche Struktur duldete über sich nur so lange eine überragende Persönlichkeit, bis sie Mittel und Wege fand, sie von sich abzuschütteln. Dann mußte schlechterdings ein Typus folgen — ein Typus freilich, der sich auf das Persönliche hinausspielt, sich unaufhörlich vordrängt und hervorstreicht, da er sonst nicht die Kreise seiner Art vertreten würde.

So erklärt es sich, daß in der Erscheinung Kaiser Wilhelms die Merkmale des selbstgefälligen Herrschers und der Ziehpuppe sich so wunderlich vereinen. Alles was scheinbar die Geburt seiner effektkundigen Initiative war, das vielverkündete Gottesgnadentum, das immer wiederkehrende Schwertmotiv, das kaiserliche Hupensignal erstarkt in seiner Wirkung durch den Resonanzboden der nächsten Umgebung. Willkürentschlüsse und Kraftäußerungen auf eigene Verantwortung, wie der Bann auf den Sozialismus, die oratorischen Entgleisungen anläßlich Agadir und Marokko, wie auch die fatale Depesche an den Präsidenten Krüger nähren sich alle aus der Gemütsstimmung der unterstellten Regierenden. Nicht wenig bezeichnend ist es, daß dieses kaiserliche Kraftmeiertum, das essentielle Kulturregungen übersieht oder in Bausch und Bogen ablehnt, sich jahrzehntelang ebenso in den Mittelpunkt deutscher Kulturinteressen zu stellen wußte, wie die dahinter stehende Regierungsklasse, die es zuließ.

Trotz aller Tatkraft und Beharrlichkeit, die seinen Ausübenden nachgerühmt wurde, ist ein hauptsächlicher Charakterzug des preußischen Regierungschematismus: er arbeitet auf den Schein hin. Der Eindruck einer alle Beziehungen umstrahlenden Harmonie wird mit meisterhaftem Geschick vorgegaukelt, Gegensätze werden vertuscht und totgeschwiegen, nur damit nicht irgendwie das Moment des inneren Zwiespaltes augenfällig nach außen dringen und die Reputation der Führenden schädigen möge. Den landeinwärts Reisenden überrascht das Ausdehnungswillige von Gründungen und Ideen; nur bei aufmerksamem Prüfen merkt er, daß kein organischer Überbau das üppige Nebeneinander ineinanderfügt.

In Wirklichkeit zerfiel die obere Gesellschaft Deutschlands schroffer als jene anderer Länder in zwei einander wesensfremde Schichten. Es wäre philiströs, sie nach Stand und Beruf oder nach Kennzeichen wie Pose und Wesenhaftigkeit, Konservatismus und Reformwille künstlich unterscheiden

zu wollen. Jede der beiden Kategorien ist eine Welt für sich mit komplettem Zubehör und vereint somit alle Berufe in ihren Reihen. Es gibt ebenso Schriftsteller und Künstler in Regierungskreisen, zu deren höchstem Gönner und Kenner sich bekanntlich Kaiser Wilhelm selbst aufspielte, wie sich unter den Angehörigen einer privaten Gesinnung Offiziere von Beruf oder literarisch veranlagte Diplomaten befinden. Auch flutet zuweilen das Fremde zum Fremden ausschlaggebend hinüber; so im Falle Bethmann Hollweg, die sich zum vorgeschriebenen Regierungsstolze nur mühsam aufraffende Theorie und im Falle Noske das im Revolutionschaos heilsam nachklingende Militärkommando von seiten eines Sozialisten.

Doch im wesentlichen schreiten zwei Welten nebeneinander einher, ohne jede Bindungsfähigkeit ihrer Bestandteile. Es gibt zwei solche Extreme der Unternehmung und auch zwei solche der Kunst. Neben einer offiziellen Schwerindustrie wirkt ein Unternehmertum von eigenen Grundsätzen und sozialem Sinn. Neben Joseph Lauff schafft Carl Sternheim, neben den bildenden Künstlern des kaiserlichen Hauses die ganze Schar der hofunfähigen Stürmer und Gesetzten. Nun besteht ja zweifellos in allen Staaten Europas ein gewisser Widerspruch zwischen Akademischem und Aktuellem, zwischen Staatskunst und bürgerlicher Behendigkeit. Doch stets reichen Wille und Charakter der zeitgenössischen Literatur und Unternehmungslust auch an die Mentalität der staatsleitenden Kreise heran, gestalten das offizielle Wirken inniger und sinniger und schlagen von diesem wieder belebend auf die private Strebsamkeit zurück. Das Betrübende der deutschen Kulturentwicklung besteht in dem Dazwischengeschobenen und künstlich Eingeschalteten von banaler, stil- und nachhaltloser Beschaffenheit, gegen das sich das Berufene und Zeitgemäße mit Propagandalesungen und Kraftgebärden eigener Art stemmen muß. Daher das Exotische, Originalitätshaschende, alle Neuströmungen des Auslandes mit Übereifer Auffangende, das sich in Kreisen der freien Kunst oft recht unfrei kundgibt.

Das unfügsame, widerstrebende Element sollte eine eingebürgerte patriotische Dialektik sowie der anerzogene Respekt vor Beamten und der allbeglückenden Heiligkeit des Staates dem herrschenden Stile verpflichten. Indes deuteten jene immer regsameren Kräfte einer intellektuellen Opposition, die Not und Erziehung im Persönlichen zumeist zurückhaltend stimmten, auf daß sie sich im Prinzip um so zügelloser gebärden, auf ein wankendes Fundament. Ein ganzer Reigen literarischer Revolutionen gefiel sich in einer aufrührerischen Pädagogik, Religion, Kunstlehre und Theatralik wurzelloser Ideale, nur um die amtliche Schraube lockern, das Unnachgiebige, Einsichtslose des herkömmlichen Amtsgebarens anfechten zu können. So loderten im Lande geistiger Traditionstreue von mancher Seite ein heftiger Unglaube, eine größere Abneigung gegen institutionelle Forschung und soziale

Stabilität in der Form von Monismus, Feminismus, Futurismus und allerhand ketzerischen „Ismen" empor, als dem deutschen Temperament normalerweise entsprochen hätte. Der Sozialismus gab sich geräuschvoller und internationaler, als ihm in Wirklichkeit zumute war, damit er gegen amtliche Politik von irgendeiner Warte schwunghaft anrennen und wenigstens das Allernötigste seiner Forderungen durchsetzen könne.

Die Katastrophe von 1918 kam unvermittelt in Anbetracht des Quellenreichtums und der Vitalität vor dem Kriege. Unvorhergesehen in ihren Dimensionen und Folgen, war sie immerhin jene Krisis, die auf Zuckungen aller Art zu folgen pflegt.

Man kann sich zum fertigen Krankheitsbilde auf zweierlei Arten stellen. Entweder man forscht nach dem letzten Anstoß, nach irgendeinem Luftzug oder Diätfehler, die dem tausendmal straflos Gesündigten im Genesungsfalle als dauerndes Schreckgespenst vorgehalten werden. Oder man geht aus von dem organisch Gegebenen und behandelt die Krankheit selbst letzthin auch nur als ein Symptom, das — eines von vielen möglichen — vielleicht vorzeitig, vielleicht erzwungen aufgetreten war, doch immerhin auf konstitutionelle Schwächen deutet: — so der Arzt von Konzept.

Nach den Voraussetzungen einer nüchternen Logik hätte der Weltkrieg vielleicht vermieden, sicherlich aber verkürzt oder unter günstigeren Bedingungen ausgefochten werden können. Auch sind zweifellos tausenderlei Fehler begangen worden. Und dennoch erscheint jede Schuldforschung, Sündenbockpolitik und Stöbern nach Beweisen als eine kriminalistische Kleinkrämerei. Was frommt es, das Verhängnis Schuld zu nennen und den Zusammengebrochenen vor ein sich überhistorisch gebärdendes Tribunal zu schleppen? Soviel steht fest: nachdem es sich mit allen Mächten verfeindet, nachdem es seine diplomatische und wirtschaftliche Einkreisung zugelassen hatte, mußte Alt- und Allpreußen, wie es nun einmal geschaffen war, den Krieg zum bitteren Ende führen. Die Rollen waren verteilt, der Weg war vorgeschrieben; ein Zurück auf halbem Wege, ein Bekenntnis des non possumus in letzter Stunde gab es für den Machthasardeur des letzten halben Säkulums nicht.

Die alte Macht stürzte, und der stets geführte Geist steht nun führerlos da; die bevormundete Vielfältigkeit artete aus in ein unübersehbares Chaos. Was sich aus diesem losflutenden Durcheinander nach manchem Anprall und Widerprall herauskristallisieren soll, das wird der Wertmesser deutscher Lebenskraft sein. Das Werk der Reichseinigung will in organischem Aufbau von neuem erlebt werden. Sein Gelingen ist das Problem gleicher Kräfteverteilung, auf die das alte Deutschland kleiner Staaten verzichten durfte, und an deren Mangel das neue Deutschland von Weltmachtambitionen scheitern mußte.

Der Serienbau des Lebens

von M. Vaerting

Paul Kammerer, der bekannte Wiener Biologe, hat eine neue Wissenschaft entdeckt, die Wissenschaft von den serialen Wiederholungen als Gemeingut des Weltgeschehens.

Das Gesetz der Serie (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1919) nennt er sein Werk, an dessen überraschenden Resultaten kein Forscher wird vorübergehen können, ohne sich mit ihnen innerlich auseinanderzusetzen. Aber auch der Laie findet hier eine Gedankenwelt in ein System gebracht, die ihn nicht nur zur Aufnahme, sondern darüber hinaus zur selbsttätigen Beobachtung und Nachprüfung anregt. An der Pforte dieses neuen Systems hat vielleicht jeder denkende Mensch schon einmal überrascht gestanden, da „ein merkwürdiger Zufall" ihn mit einem lange nicht gesehenen Freund nun plötzlich dreimal kurz hintereinander zusammentreffen läßt, oder ihn in einer Abendzeitung mehrere Male an verschiedenen Stellen auf den gleichen Namen stoßen läßt, ohne daß ihre Träger untereinander in Beziehung stehen. Diese merkwürdigen Wiederholungen gleicher oder ähnlicher Dinge oder Erlebnisse in Raum und Zeit, die nicht durch eine gemeinsame Ursache, sondern nur durch Zufall verknüpft sind, nennt Kammerer Serien oder seriales Geschehen. In der bisherigen Gesetzlosigkeit des Zufalls hat Kammerer das Gesetz der Serie entdeckt. Er hat die Sinnlosigkeit, die das Geheimnis des Zufalls ausmacht, durch die Erkenntnis der letzten Ursachen seines Wirkens zu entschleiern versucht.

Der erste Teil gibt eine sehr interessante Beispielsammlung und führt die verschiedenen Spielarten der Serie sowie Serientypen in großer Mannigfaltigkeit vor. Aus Kammerers reichhaltiger Sammlung mögen einige überraschende Beispiele Erwähnung finden: Als Doktor K. Prz., Professor der Physik an der Universität in Wien, in seiner Vorlesung über Radioaktivität von Curie sprach, nahm Curie ein schreckliches Ende (verunglückte durch ein Experiment). (Es scheint mir, daß hier ein Irrtum vorliegt. Soviel ich mich erinnere, wurde Curie durch Überfahren auf der Straße getötet. Doch ist die Todesart für den Wert der Serie belanglos.) Als derselbe Professor seine Vorlesungen über Gastheorien vorbereitete und eben mit den Anschauungen Boltzmanns beschäftigt war, fand auch Boltzmann ein schreckliches Ende. (Durch Selbstmord.) Ferner geschah Boltzmanns Selbstmord wenige Wochen nach dem Selbstmord Drudes. Also auch hier wieder Duplizität, zwei berühmte Physiker nehmen sich kurze Zeit hintereinander selbst das Leben.

Der Heizer Wilhelm Clark wurde beim Untergange der „Titanic" gerettet. Seine erste Ausreise nach dieser Rettung machte er auf der „Empreß of

Ireland", welche ebenfalls das Schicksal der „Titanic" erlitt. Clark wurde wiederum gerettet. Er war der einzige, der alle beiden Katastrophen der bisher riesigsten Dampfer überstand.

Auch aus dem eigenen Erleben des Forschers werden zahlreiche Serien mitgeteilt. Eine derselben möge hier Platz finden: Am 2. September 1906 nahm ich mein Mittagessen im Restaurant Konstantinhügel, Wien-Prater, die Rechnung betrug (15 + 80 + 20 + 40 + 4 + 3 + 7 Heller) 1 Krone 69 Heller. Das Abendessen desselben Tages nahm ich im Stiftskeller zu Klosterneuburg, natürlich mit ganz anderer Speisenwahl. Der Rechnungszettel addiert (60 + 85 + 10 + 10 + 4) abermals 1 Krone 69 Heller. Es ist zu beachten, daß einzelne Posten des mittaglichen Rechnungszettels (3 + 7) ganz ungewöhnliche sind.

Nachdem Kammerer durch ausführliche Beschreibung zahlreicher Einzelfälle von Serien das Wesen derselben zur Anschauung gebracht hat, macht er den ersten Schritt zur Synthese, indem er Serientypen heraushebt. Wir sehen sowohl die Göttin des Glücks als den Teufel des Mißgeschicks ihre Gaben nach dem Gesetz der Serie über die Menschenkinder ausschütten. „Ein Unglück kommt selten allein", sagt alte Sprichwortweisheit. Und mit dem Glück ist es nicht anders. Das zeigt sich besonders beim Glücksspiel. Beim Roulette bevorzugt die scheinbar regellos rollende und hüpfende Kugel bei aufeinanderfolgenden Gängen wiederholt hintereinander dieselbe Farbe, sei es nun rouge oder noir. Sogar bestimmte Ziffernfelder wiederholen sich hartnäckig. Marbe erzählt in seinem Buche über die „Gleichförmigkeit der Welt", daß er sowohl in Biarritz als Monte Carlo Serien bis zu zehn Gliedern feststellte, so daß also rouge zum Beispiel zehnmal hintereinander gewann. Deshalb ist auch Marbe der Ansicht, daß Systemspielen kein Unsinn ist. Kammerer glaubt, daß mit der Erkenntnis des Serialitätsprinzips dem Spieler die Herrschaft über das Glück des Gewinnens in die Hand gegeben sein wird. „Wer zuerst das System der Serialität am Spieltisch sich wird zunutze machen, dem wird keine Spielbank der Welt stand zu halten vermögen."

Durch die Herausstellung der typischen Serien gibt Kammerer einen Begriff davon, wie überreich der Strom des menschlichen Alltagslebens an serialen Geschehen ist. Es wird kaum einen Leser geben, der unter diesen Typen nicht alle, wenn auch bisher vielleicht weniger beachtete Bekannte, entdeckt. Wer seine Beachtung einmal für eine Zeitlang auf Serialität einstellt, wird erstaunt sein über, ich möchte fast sagen, die Allgegenwärtigkeit der Serie. Über den Alltag des Menschen hinaus ist Natur und Wissenschaft reich an Serien. Sogar in dem reinen Verstandesbau der Mathematik führt sie in manchen Disziplinen ihre geheimnisvolle Herrschaft, so in der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Zahlentheorie. Die von

Kammerer nicht erwähnte Mengenlehre könnte meines Erachtens noch besonders viel zum weitern Ausbau der Serienlehre beitragen.

Aber selbst bei scharfer Beobachtung werden wir wahrscheinlich stets nur einen Bruchteil aus dem Strom des serialen Geschehens herausheben, der meistens ganz unbemerkt an uns vorüberfließt. Das zeigt sich schon in der Tatsache, daß wir am häufigsten einzelne, scheinbar in sich geschlossene Serien wahrnehmen. Wenn aber die serialen Häufungen etwas Gesetzmäßiges vorstellen, so müssen wir auf eine ununterbrochene Folge serialen Gesamtgeschehens schließen. Die Serien spinnen sich fort, wobei die Wiederholungskomponente sich ändert und so der Serie immer neuen Inhalt und neue Form geben kann. Deshalb ist der Begriff der Einzelserie willkürlich, weil er auf einem Herausschälen einer einzelnen Serie aus einer Serienfolge durch Willkürakt unseres analysierenden Bewußtseins beruht.

Unzweifelhaft hat Kammerer recht, daß wir von einem Strom serialen Geschehens durch die Willkür sowohl wie durch die Beschränkung unseres Bewußtseins nur einen kleinen Teil erkennen. Zweifelhaft bleibt jedoch die Kontinuität der Serialität. Sie scheint mir durch das innere Wesen der Serie nicht genügend bedingt, um sie ohne gründlichen Nachweis behaupten zu können. Wenn wir freilich mit Kammerer die Ursache für das seriale Geschehen, wie wir gleich noch sehen werden, in dem Gesetz der Aktion und Reaktion sehen, so wäre damit die Kontinuität im Prinzip gegeben. Da mir jedoch diese Begründung nicht ganz überzeugend und von allgemeiner Gültigkeit erscheint, so wird damit die auf ihm ruhende Notwendigkeit einer Annahme von der ununterbrochenen Folge serialen Geschehens ebenfalls zweifelhaft. Ich sage nicht, daß die Kontinuität unmöglich ist, sondern nur, daß sie nicht einwandfrei bewiesen ist. Kammerer hat der Eigenschaft des Ununterbrochenseins anscheinend eine geringere Bedeutung beigemessen. Mir scheint, daß gerade die Erforschung dieser Frage viel zur weiteren Klärung unwissenschaftlicher Fruchtbarmachung des Serienproblems beitragen könnte.

Kammerer nimmt dann weiterhin eine Klassifikation der Serien vor, die sehr instruktiv ist für die Erkenntnis des Wesens der Serie, weil sie die ungeheuere Vielgestaltigkeit dieser Erscheinungen in einem neuen Lichte innerer Gemeinsamkeit zeigt. Hier begegnen wir auch alten Bekannten. Er führt nämlich das von Fließ entdeckte periodische Geschehen als eine besondere Klasse in den Serienbegriff ein. Auf die besondere Eigenart dieser bekannten Serie kommen wir noch ausführlich zurück.

Während man nun Kammerers fesselnder Einführung in seine neue Wissenschaft mit Aufmerksamkeit folgt, erwacht das Interesse und steigert sich immer mehr zur Spannung, die Ursachen zu erfahren, welche das

seriale Geschehen hervorbringen. Er verspricht denn auch schon im folgenden Kapitel, die Frage nach der Herkunft der Serien zu lösen. Hier kann ich ihm den Vorwurf eines gewissen Mißbrauchs mit der Spannung des Lesers nicht ersparen. Er gibt zuerst eine Reihe von möglichen mehr oder minder naheliegenden Erklärungen, untersucht sie auf ihre Stichhaltigkeit hin, weist sie zurück, um erst nach langen Diskussionen mit einer Erklärung herauszurücken, die ihm einwandfrei und befriedigend erscheint. Die Methode will ich nicht einmal als verkehrt verurteilen, sie mag sogar an sich ganz interessant sein. Nur hier scheint sie mir nicht am Platze, weil sie enttäuschend wirkt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil das Interesse zu stark auf die wirkliche Lösung gerichtet ist. Vielleicht hat auch dieser Umstand dazu beigetragen, daß mich die Erklärung vom Zustandekommen der Serien durch das Gesetz vom Beharrungsvermögen der Körper und Kräfte, sowie von der Aktion und Reaktion, das heißt von der Wirkung und Gegenwirkung nicht ganz befriedigte. Kammerer erprobt seine Theorie fast nur an ganz bestimmten Beispielen aus dem naturwissenschaftlichen, vor allem dem biologischen Gebiet. Diese Beschränkung auf sein Spezialgebiet ist zwar bei dem Biologen Kammerer verständlich, jedoch der Seriologe Kammerer hätte auch andere Beispiele, vor allem aus dem menschlichen Alltag und aus der Mathematik heranziehen müssen, um den Geltungsbereich seiner Theorie zu prüfen und nachzuweisen. Es will mir scheinen, daß die Erklärung nicht für die Gesamtheit des serialen Geschehens ausreicht. Für eine kleinere Zahl von Fällen ist sie vielleicht einleuchtend. Greifen wir zum Beispiel die Mimikry heraus, welche Kammerer sehr eingehend behandelt. Unter Mimikry im weiteren Sinne, auf die es hier vor allem ankommt, versteht man schützende Ähnlichkeiten von Pflanzen oder Tieren. Zum Beispiel können Tiere zu ihrem Schutze Pflanzen oder ihre anorganische Umgebung nachahmen, um sich zu schützen. Da nun eine zwei oder nochmalige Wiederholung ähnlicher Dinge ohne erkennbare gemeinsame Ursache unter den Begriff der Serie fällt, so ist die Mimikry als Serie aufzufassen. Diese schützenden Ähnlichkeiten will Kammerer nun durch das Gesetz von der Aktion und Reaktion erklären. „Zum Beispiel wurde auf der kleinen sandigen Insel North Bull eine Mäuseform beobachtet, welche in besonders hohem Grade die Farbe des Bodens angenommen hat. Die Insel ist erst 120 Jahre alt. In dieser Zeit ist sie also erst mit Tieren besiedelt und haben sich die von Eulen und Falken sehr stark verfolgten Mäuse in eine sandfarbene Art umgewandelt. Kammerer erklärt nun diese Farbanpassung durch Austauschvorgänge chemischer und morphischer Energie zwischen Bodenfarbe und Fellfarbe der Mäuse. Die Wirkung der Sandfarbe auf die Fellfarbe der Mäuse faßt Kammerer nun als Aktion, die Rückwirkung der noch vom Umgebungsboden abweichenden

Farbe der Mäuse auf diese Bodenfarbe als Reaktion auf. Die Reaktion ist natürlich in Anbetracht der Größenverhältnisse zwischen Maus und Sandboden verschwindend klein gegenüber der Aktion, aber sie muß als vorhanden angenommen werden. Ebenso wie die Erde nicht nur eine Anziehungskraft auf den fallenden Stein ausübt, sondern der Stein eine, wenn auch verschwindend kleine Anziehungskraft auf die Erde, was in der Physik bereits als feststehend angenommen wird.

Auf dieselbe Weise erklärt er zahlreiche andere Farbanpassungen durch Aktion und Reaktion. So auch den Farbenwechsel des europäischen Feuersalamanders. Das Jungtier nimmt, wenn es auf gelbem Boden lebt — in einem Gewässer mit Lehmgrund oder beim Experiment in einer auf gelbes Papier gestellten Glasschale — auf der gesamten Oberseite vorherrschend gelbe Farbe an. Auf schwarzem Boden werden alle Körperteile entsprechend dunkel, so daß das Tier sich ebenfalls wieder von der Umgebungsfarbe kaum abhebt. Die Beobachtungen am Salamander liefern nun gleichzeitig eine Erklärung für das Zustandekommen dauernder Farbanpassungen. Bei längerem Aufenthalt auf einem Boden von gleichbleibender Färbung nämlich macht die Disposition zum Farbwechsel einer endgültigen Farbanpassung Platz. Man hat die Vorgänge, auf denen dieser Übergang von Farbwechsel zur dauernden Anpassung beruht, eingehend studiert. Bestimmte Zellen sind als Farbstoffträger in der Haut eingelagert, sie führen teils gelben, teils dunklen Farbstoff. Der Zellinhalt kann sich nun ausdehnen und zusammenziehen. Auf gelbem Boden zum Beispiel ziehen die Farbstoffträger mit dunklem Inhalt diesen auf ganz kleine Kügelchen zusammen, die mit gelbem Inhalt hingegen dehnen sich aus. Dadurch erscheint die Hautfarbe vorherrschend gelb. Bleibt das Tier nun längere Zeit auf gelbem Boden, so verharren die gelben Farbstoffzellen in ausgedehntem Zustande. Dadurch, und das ist das merkwürdige und entscheidende an diesem Vorgange, teilen sie sich bald in zwei Zellen. Bei längerer Dauer wird die Zellenvermehrung beschleunigt, so daß die Hautregion bald gelb erscheint, um so mehr als die schwarzen Farbzellen infolge ihrer Zusammenziehung keine Tendenz zur Vermehrung zeigen, also leicht überwuchert werden können. Der Salamander wird noch von vielen anderen Tieren in der Fähigkeit zum Farbwechsel und Farbanpassung übertroffen, so von Krebsen, Grundfischen, die auf einem gemischt farbenen Boden sogar Sprenkel- und Fleckenzeichnungen in ihrer Hautfarbe hervorbringen.

Hier sei auch die weitverbreitete Ansicht erwähnt, daß Eheleute in langjährigem Beisammenleben ähnlich werden, und zwar in ihrem rein körperlichen Äußern. Kammerer nimmt hier sowohl eine Wirkung des gleichen Milieus an, eine sogenannte konvergente Anpassung, als auch Austauschprozesse im Sinne von Wirkung und Gegenwirkung zwischen den Ehe-

leuten selbst. Deshalb ist auch die Tendenz zum Ähnlichwerden in Neigungsehen größer als bei Vernunftheiraten. Die Austauschprozesse sind naturgemäß im ersten Falle weit intensiver. Ferner fällt das Ähnlichwerden aus, wenn die Ehe im vorgerückten Alter geschlossen wird. Das liegt nicht daran, wie Kammerer meint, daß die Länge des Zusammenlebens nicht ausreicht, um den Imitationsvorgang bis zur Sinnfälligkeit zur Auswirkung kommen zu lassen. Denn bei zahlreichen jungen Ehepaaren ist man im Bekanntenkreise häufig schon nach wenigen Jahren über die hervortretende Ähnlichkeit erstaunt. Sondern es fehlt im höhern Alter sowohl an der notwendigen Bildsamkeit wie an der Intensität der Energieausstrahlung, um Aktion und Reaktion erfolgreich in Gang zu setzen.

Die Erklärungen Kammerers sind sehr interessant und haben auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. Jedoch sind sie immerhin mit einiger Vorsicht aufzunehmen, insbesondere, seit Study vor kurzem durch seine grundlegende Arbeit über die Mimikry als Prüfstein phylogenetischer Theorien (Die Naturwissenschaften 1919) die heute herrschende Konvergenztheorie bedenklich ins Wanken gebracht hat. Diese Theorie aber kann Kammerer als Stützpunkt seiner Erklärungen für die Mimikry und verwandte Erscheinungen kaum entbehren.

Aus dem serialen Geschehen des menschlichen Alltags hat Kammerer, wie bereits erwähnt, sehr wenig Beispiele zum Nachweis der Richtigkeit seines Erklärungsversuches herangezogen. Flüchtig berührt er die Tatsache, daß man in einer großen fremden Stadt oftmals „zufällig" Bekannte trifft, um sie durch seine Erklärung der Mystik oder der Kausalität zu entkleiden. Man pflegt in diesem Falle zu sagen: „Wie klein ist doch die Welt." Kammerer sagt: „Das ist eine Täuschung. Die Welt, ja schon die Stadt ist groß und bunt; nur drängen in ihrer Mitte die attraktiven Kräfte Verwandtes, Ähnliches zur Serie aneinander, wovon man bei alleiniger Sicht kausaler Kräfte erwarten würde, daß es im Wirbel untergehen und ewig voneinander entfernt bleiben müßte."

Kammerer beschränkt sich nicht auf die Herausarbeitung einer vollständigen und umfassenden Theorie der Seriologie, sondern, er scheut auch den letzten wichtigsten Schritt nicht, über die Theorie hinaus den Weg in das Gebiet der praktischen Anwendung zu zeigen, und zwar sowohl im Leben als auch in der Wissenschaft.

Er zeigt an einigen praktischen Beispielen, daß man es schon heute versuchen kann, die Erkenntnis der Serien, die in unsern Alltag hineinspielen, in Beherrschung und Lenkung dieser scheinbaren Zufälligkeiten zu verwandeln. Zwei Möglichkeiten tun sich als nächstliegende auf, nämlich den Ablauf der Serien abbrechen oder ihn anregen.

Bei widrigem mißgeschicklichen Serialgeschehen wird man den erstern

Weg wählen, Befreiung von den Wiederholungen des Mißgeschicks durch Flucht aus der Serie. Zum Beispiel hat man sich etwa vorgenommen, an einem Tage eine Reihe ganz bestimmter Gänge zu erledigen, etwa beim Arzt, beim Rechtsanwalt, bei einer Behörde, in einem Kontor vorzusprechen.

Aber nirgends trifft man den Gesuchten, er ist überall soeben selbst ausgegangen. In solchem Falle rät Kammerer, das Programm nach den ersten Mißerfolgen umzustoßen, die Besuchsserie auf einen andern Tag zu verschieben, statt viele Stunden Zeit zu verlieren.

Folgendes Beispiel einer erfolgreichen Flucht aus einer Mißgeschickserie erzählt Kammerer aus seiner Berufsarbeit: Er wollte an dem braunen oberitalienischen Höhlenmolch Ersatzwachstum der Gliedmaßen nachweisen. Der Versuch mißlang mehrere Male hintereinander; die aus Florenz eingeführten Tiere gingen zugrunde, ohne daß der Nachweis geglückt wäre. Dabei ist Verfertiger in den betreffenden Operationen geübt und mit der Pflege dieser empfindlichen Tiere sehr vertraut. Um dem Mißgeschick ein Ende zu machen, überließ er den Versuch einem Kollegen, der in der Handhabung dieser Dinge gar keine besondere Übung hatte. Jetzt wuchsen die amputierten Beine des Molches nach, obschon der Kollege die Sache nach der gleichen Methode wie Verfertiger selbst ausgeführt hatte.

Vor allem geht Kammerers Rat dahin, unangenehme Serien abzubrechen, statt sie durch eigensinniges Beharren zur vollen Auswirkung an sich selber zu bringen. Deshalb verwirft er auch die Ansicht, die durch Erziehung und Selbstbeherrschung erzwungene Beharrlichkeit und Ausdauer in jedem Falle als Tugend preist, die uns zum Ziele führt. Gerade dieser Zwang zum Beharren macht uns zu Sklaven serialen Mißgeschicks und stellt den Erfolg unserer Arbeit in vielen Fällen in Frage. In diesem letzteren Punkte hat Kammerer nur zu Recht.

Außer diesem, im negativen Sinn ausgeübten Versuch, eine Herrschaft über den Serienablauf in unserem Alltagsleben zu erlangen, schlägt Kammerer eine positive Beeinflussung nur durch willkürliche Schaffung eines uns erwünschten Serienablaufs vor. Weshalb die Tendenz des Zufalls, eine Kette serialen Geschehens hinter sich herzuziehen, so stark ist, hat ein Dichter schon philosophisch ahnend erkannt, da Kammerer noch kaum an seine Serienlehre dachte. „Es gibt aber Vieles, was sich dem Zufall verbündet. Ihm dienen seit altersher starke Trabanten, die Worte, große und kleine Worte, die ihn stützen. Sie halten und bewahren dem Zufall die Macht, die er sich mit einem leichten Sprung und Sturz aus dem weißen Ungefähr und Unausdenkbaren ergriffen hat. Wo er steht, flattern gleich die dünnen, bunten seidenen Fähnchen und die erschütternd heroischen Standarten der Worte zur Rechten und zur Linken.

Die Worte schwärmen aus, dem Herrn und Geliebten starke Freunde in der Nähe und der Ferne zu werben, ihm ein sicheres und unangreifbares Lager zu schaffen.

Sie locken Zufall zu Zufall und verbinden sie ihrem Herrn, aus dem Nichts beginnt es emporzusteigen."

Und an anderer Stelle: „Die Zufälle wirbeln und reiten durch alle Welt und sind an jedem Orte.

Wer will, kann sie halten, auf der Straße, auf den Feldern, im Zimmer, liegend, stehend fahrend." (Alfred Döblin, Der schwarze Vorhang. Roman von den Worten und Zufällen, S. Fischer, Verlag 1919).

Kammerer, einmal selbst Zufall zu spielen, schlägt nun vor, das Anfangsglied einer erwünschten Serie absichtlich hervorzubringen und warten, ob sich ihm automatisch andere Glieder anfügen. Natürlich ist der Weg praktisch nicht gar so einfach, wie es vielleicht scheint, weil die Erforschung des Serienproblems erst in ihren Anfängen steht. Kammerer selbst hat erkannt, daß uns für die praktische Seriologie noch ein Kernpunkt fehlt, nämlich die Kriterien für Dauer und Stärke serialer Zusammenhänge, und wodurch wir ihr Bestehen und Aufhören zu erkennen vermögen.

Jedoch trotz der Lücken in der neuen Serienlehre zeigt Kammerer einen reichen Ausblick auf die Fruchtbarmachung seiner Ergebnisse für alle Zweige der Wissenschaft. Daß das Serialprinzip von Einfluß auf die verschiedenen Wissenschaften werden kann, können wir um so mehr erwarten, als bei der seit längerem bereits begründeten Periodenlehre, welche, wie schon erwähnt, von Kammerer als ein Teil der Serienlehre aufgefaßt wird, dieser Einfluß bereits nachweisbar stattgefunden hat. Die Lehren von Fließ und Schlieper haben Medizin und Biologie Anregungen gegeben, Swobodas Ergebnisse sind in Psychologie und Psychiatrie fruchtbar geworden. Kammerer eröffnet jeder Wissenschaft neue Perspektiven, teils mit größerem, teils mit geringerem Erfolg. Einige Anregungen für die Medizin sollen hier kurz mitgeteilt werden: Die Verhütung von Krankheiten durch Kenntnis des serialen Geschehens ist hier die nächstliegende Anwendung. An periodisch kritischen Tagen hat man sich besonders vor Gefährdungen der Gesundheit in acht zu nehmen. An solchen Tagen sind entscheidende ärztliche Eingriffe, wie zum Beispiel Operationen zu vermeiden. Dabei ist zu beachten, daß sowohl der Arzt wie der Patient unter dem Bann einer ungünstigen Serie stehen kann.

Weiter wird gezeigt, daß eine rein seriale Ansteckung von Krankheiten sehr häufig ist. Krankhafte Handlungen wie Nervenanfälle, Muskelzuckungen, Lach- und Weinkrämpfe, Niesen, Husten, wirken ansteckend durch Auslösung des Nachahmungsdranges. Hier tritt deutlich Wirkung und Gegenwirkung als Ursache der Serie in Erscheinung. Ebenso ist es

bei Massenpsychosen, wie dem Blutrausch im Kriege, dem Amoklaufen in Indien, den Selbstmordversuchen zu Werthers Zeiten, dem Flagellantismus (Geißelseuche) des Mittelalters und dem Tarantismus (Tanzseuche). Ferner gibt es Menschen, die, sobald sie bei anderen eine Rötung, Schwellung oder Tränen sehen, selbst entzündete Augen oder Augenschmerzen bekommen. Aus der Tatsächlichkeit solcher serialer Krankheitsübertragungen würde folgen, daß der Umgang mit Kranken – namentlich für Pflegepersonen – sehr ungesund, ja selbst wenn keine Infektionskrankheit (Übertragung durch Mikroben) im heutigen Sinne vorliegt. Jedoch wird wahrscheinlich die Gefahr vermindert durch den Umstand, daß Ärzte und Pflegepersonal durchweg mit Kranken in Berührung kommen, die von den verschiedensten Leiden befallen sind. Dadurch wechseln die Einflüsse beständig ab, so daß sie sich gegenseitig nicht zur Auswirkung kommen lassen und sich so wieder aufheben. Es wäre nun ein dankbares Problem, zu erforschen, inwieweit Krankheiten, welche anscheinend nicht durch Mikroben übertragen werden, trotzdem ansteckend wirken und in welchem Maße.

Wie bereits erwähnt, fällt nach Kammerer auch die Periodizität unter das Serialitätsprinzip. Da die von Fließ vor etwa zwanzig Jahren begründete Periodenlehre die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt hat, so dürfte es von besonderem Interesse sein, auf ihren Zusammenhang mit der Serialität näher einzugehen. Kammerer gibt eine ausführliche Geschichte der Periodenkenntnis. Die Wahrnehmung periodischer Wiederkehr ist uralt. Babylonier und Ägypter erkannten die Periodik der Sternbahnen. Aus der Astronomie erwuchs die Astrologie, die Kunst, das Schicksal der Menschen aus den Sternen zu deuten, die ihrem ganzen Wesen nach sich auf Periodik aufbaut. Kammerer führt, nebenbei bemerkt, das Entstehen der Astrologie aus der Astronomie auf den Umstand zurück, daß die Priester, welche die Weiten des Firmaments umfingen, zugleich die Tiefen der ihnen anvertrauten Seelen durchforschten. So wurden sie auf den Zusammenhang geführt, der zwischen Himmels- und Menschengeschick bestehen mochte. Der bekannte Astronom Wilhelm Foerster hat hier eine weit tiefergehende Erklärung gegeben. Die Astronomen konnten sich durch das Eintreffen ihrer Vorhersagen von Sonnen- und Mondfinsternissen beim Volke leicht den Ruf von Sehern und Weissagern sichern. Die Folge war, daß die Menschen von ihnen auch Vorhersagen für ihr persönliches Schicksal verlangten. Was lag näher für die Astronomen, als ihnen aus den Sternen zu weissagen. Kammerer führt dann noch eine Reihe von alten Schriftstellern an, bei denen sich Hinweise auf periodische Erscheinungen finden. Fließ war es sodann, der die eigentliche Periodenlehre begründete, indem er den periodischen Ablauf des Lebensgeschehens nicht nur beim Menschen entdeckte, sondern ihn als eine Gesetz-

mäßigkeit des lebenden Organismus überhaupt, also auch bei Tieren und Pflanzen nachwies. Hier haben wir den ersten Schritt auf dem Wege, die Zufälligkeiten durch Erkenntnis ihrer Gesetzmäßigkeit ihrer scheinbaren Willkür zu entkleiden.

Fließ erbrachte zuerst bekanntlich den Nachweis, daß in allem Lebendigen das Gesetz einer dreiundzwanzig- und achtundzwanzigtägigen Periode wirksam ist. In seinem letzten Buche „Das Jahr im Lebendigen" (Verlag Eugen Diederichs, Jena 1918) erweitert er seine Periodenlehre, die sich bisher vor allem auf Tagesperioden beschränkte, auf Jahresperioden. Er deckt den Zusammenhang zwischen Tages- und Jahresperioden auf. Er versucht, in diesem neuen Werke an der Hand eines außerordentlich umfassenden Materials zu zeigen, wie „das Jahr selbst das Leben furcht und abteilt, wie wir von unsern Vorfahren mit dem Leibesgut auch ihre Lebensjahre ererbt haben, wie diese in unserem Körper weiter pulsen und unser Schicksal bestimmen".

Fließ teilt sein Material in genealogisches und klinisches. Bei Geburt und Tod zeigt sich eine merkwürdige Jahresperiodik, sowohl bei Geschwistern als auch bei Eltern und Kindern. Um gesichertes Material zu erhalten, hat Fließ eine zuverlässige Genealogie von europäischen Fürstenhäusern benutzt. Er fand zum Beispiel im Hause Zweibrück und Veldenz zwei Geschwisterpaare mit übereinstimmendem Geburtsdatum.

Susanne	geb. 5. Dezember 1591
Zwillinge	geb. 5. Dezember 1595
Anna Elisabeth	geb. 19. Januar 1585
Friedrich Christian	geb. 19. Januar 1600.

Die beiden Zwillinge starben zudem noch am gleichen Tage, nachdem sie sechsmal dreiundzwanzig Tage gelebt hatten. Fließ sagt, daß man die Jahresperiodik im Ablauf von Geburt und Tod wohl nur deshalb bis heute übersehen hat, weil man gewöhnt ist, den Menschen mehr als Einzelwesen zu betrachten, denn als Glied der Familie.

Die Jahresperiodik verbindet aber nicht nur des Lebens Anfang und Ende bei den Geschwistern, sondern auch bei Eltern und Kindern. Zum Beispiel wurde Friedrich IV. von Dänemark

geboren 21. Oktober 1671
und starb 12. Oktober 1730.

Bei seinen (acht) Kindern zeigt sich der Oktober wie folgt:

Christian	gestorben 1. Oktober 1698
Friedrich Carl	geb. 23. Oktober 1701
Charlotte Amalie	geb. 6. Oktober 1706
	gest. 28. Oktober 1782
Christiane Amalie	geb. 23. Oktober 1723.

Die Datumsschwankungen werden von Fließ in einem besondern Kapitel sehr ausführlich erklärt, worauf ich noch zurückkommen werde.

Der Jahrestakt bleibt aber nicht nur auf die nächsten Verwandten beschränkt, er breitet sich auch über die Blutsvetternschaft aus und reicht sogar bis in die sechste Generation hinüber, wofür Fließ interessante Daten beibringt. Mit ungebrochener Kraft flutet zum Beispiel eine Jahreswoge vom 12. Juli im Hause Saalburg. Auch das Halbjahr erweist sich als häufiges Periodenintervall. Damit ist schon eine der Ursachen gegeben, weshalb die Periodik so häufig unerkannt bleibt.

Aber nicht nur die Pole des Daseins, Geburt und Tod, laufen in den Geschlechtern im Jahrestakt ab. Das Leben zwischen ihnen mit seinem Wechsel zwischen Gesundheit und Krankheit erweist sich ebenfalls als unter der Gesetzmäßigkeit der periodischen Serie stehend. Krankheiten sollen nach Fließ um den Geburtstag herum am häufigsten sein. Schon die Alten erzählten von einem Dichter Antipater aus Sidon, daß er alle Jahre, und zwar immer gerade an seinem Geburtstage das Fieber bekommen habe und dann auch an seinem Geburtstage dem Fieber erlegen sei. Ebenfalls scheinen Krankheitsanfälle Geburtstage von Eltern und Geschwistern zu bevorzugen. In seinem neunzigsten Beispiel erzählt Fließ die Geschichte eines Patienten, welche in ihrer Periodik geradezu erstaunlich ist. Dieser Herr wurde seit 1904 jedesmal am 22. November, dem Geburtstage seines Vaters, von einer Krankheit befallen. Im Jahre 1913 blieb die Novemberkrankheit fort. Statt dessen flammte in der Nacht vom 23./24. Januar 1914 eine akute Blinddarmentzündung auf. Der 23. Januar war der Todestag der Mutter. Nach Herausnahme des Blinddarms fühlte sich der Patient zuerst sehr wohl, dann trat in der Nacht vom 15./16. Februar ein Rückschlag ein, plötzliches hohes Fieber mit Nasenbluten, am 17. Februar spontane Entleerung eines Bauchdeckenabszesses. Der 17. Februar ist der Geburtstag der Mutter, der die Leiden ebenso schnell beendete, wie sie der Todestag entfacht hatte. Fließ erklärt diese Vorgänge dadurch, daß das väterliche Jahr von dem mütterlichen verdrängt worden war, und diese Verdrängung hatte sich unter heftigen körperlichen Erschütterungen vollzogen. Im folgenden Jahre blieb der Patient am 22. November von Krankheiten verschont, hingegen starb plötzlich am 21. November ein Bruder desselben, der am selben Datum geboren war.

Fließ bringt zwar ein großes klinisches Material bei, ist aber der Meinung, daß, wenn in Zukunft einmal die Beobachtung auf diesen Punkt eingestellt ist, das Material „lawinenartig" anwachsen wird. Aber das größte Material kann immerhin nur einen ganz außerordentlich geringen Bruchteil des gesamten Lebensablaufs auf der ganzen Erde darstellen.

Deshalb ist es auch nicht ganz streng logisch, wenn Fließ sagt, daß die mitgeteilten Naturdokumente ein Beweis dafür sind, daß das Jahr ein Maß ist für den Ablauf der Lebensvorgänge. Selbst das größte Material läßt nur den Schluß zu, daß es möglich ist, daß das Jahr ein solches Maß darstellt. Denn wenn ein kleiner Teil des Lebensgeschehens dieses Maß aufweist, so ist dadurch die Willkür des Zufalls noch nicht durch Gesetzmäßigkeit besiegt. Mir fällt dabei folgende Geschichte ein, die Bacon, ich glaube, in seinem „Novum organum" erzählt: In einem Orte waren Ungläubige, welche hartnäckig die Existenz der Götter leugneten. Da führte der Priester sie vor die zahlreichen Votivtafeln, welche aus Schiffbruch Errettete der Gottheit zum Dank gestiftet hatten. Das waren die sichtbaren Zeichen für das Walten der Gottheit. Die Ungläubigen aber fragten nun, was denn durch den Untergang aller jener Unglücklichen bewiesen werde, die nicht errettet wurden. Eine ähnliche Frage haben auch jene ein Recht zu stellen, welche Zweifel hegen an der von Fließ dargestellten Kraft der Jahreswoge. Muß nicht im billionenfachen Ablauf des Lebens auf der Erde nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung in einer gewissen Zahl von Fällen das Jahr als Periode wiederkehren?

Heute aber sehen wir mehr Ausnahmen von der Jahresperiodik als Gesetzmäßigkeiten. Fließ hat mit scharfem Blick diese Gefahr für den Bestand seiner Lehre erkannt. Er weist nach, daß nicht immer gerade der Zeitraum eines Jahres das Intervall einer Periode zu sein braucht. Unsere Erde bewegt sich nicht nur im Jahres-, sondern auch im Tagestakt. Es gibt deshalb nicht nur Jahres-, sondern auch Tagesperioden. Und zwar, wie Fließ schon früher nachgewiesen hat, ist das Maß dieser Perioden dreiundzwanzig und achtundzwanzig Tage. Mit diesen beiden Tagesperioden nun kombiniert sich die Jahresperiode nach einer bestimmten Ordnung. Auf Grund der Erkenntnis dieser Zusammenhänge läßt sich die Periodik auch da nachweisen, wo sie anscheinend nicht vorhanden ist. Die Datumsschwankungen werden ebenfalls durch solche Kombinationen von Jahres- und Tagesperioden erklärt, für welche Fließ ein ganzes System von Berechnungen einführt. Auf diese Weise will Fließ die Wahrscheinlichkeit erhöhen, daß ganz allgemein in allem Lebendigen Tages- und Jahreszyklus pulst.

Zu diesem praktischen Nachweis aber fügt er noch weiter einen theoretischen Stützpunkt. Er geht von der Überlegung aus, daß Jahr und Tag natürliche Zeitmaße sind, die von der Geschwindigkeit der Erdbewegung bestimmt werden. Das Jahr umfaßt die Zeit, in der unsere Erde einmal um die Sonne läuft, und der Tag ist das Zeitmaß für die Achsendrehung der Erde. Aller lebendigen Substanz auf der Erde sind die irdischen Zeitmaße eingeprägt. Kammerers Erklärung der Serien durch

das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung gibt diesem weittragenden Gedanken von Fließ einen neuen Stützpunkt.

Fließ zieht nun aus diesen scharfsinnigen Überlegungen einen sehr kühnen Schluß. Wenn das ganze Dasein des Lebendigen auf die Erde abgestimmt ist, wenn aller Lebensablauf nur im Banne irdischer Zeiten steht, so muß auch auf ihr das Leben entstanden sein. Fließ versucht also mit seiner Periodenlehre die Migrationstheorie, nach welcher die Lebenskeime aus dem Weltall auf die Erde gekommen sind, zu stürzen. Wären die Lebenskeime von andern Sternen gekommen, so meint Fließ, dann wäre ihnen die Periodik dieser Himmelskörper als Gesetz aufgeprägt, und dieses Gesetz müßte sich im Leben der Erde offenbaren. Diese Gedankengänge sind sehr interessant, aber durchaus überzeugend sind sie nicht. Hier ist Fließ nach meiner Meinung durch einen unbewußt geozentrischen Standpunkt irregeführt. Wenn das Prinzip der Periodizität wirklich als ein solches Grundgesetz existiert, wie Fließ es nachweist, so liegt kein Grund vor, daß es gerade mit der Erde anfängt und aufhört. Es beherrscht dann das ganze Weltall mit allen Himmelskörpern, und was wir hier auf der Erde als Periode wahrnehmen, kann doch für uns nur das Schlußglied einer unendlich langen ineinandergreifenden Kette sein. Woher deshalb das Leben auf der Erde auch kommen mag, ihm war die Periodik des Weltalls eingeprägt, an der unsere Erde ihren Anteil hat. Und dann bleibt doch außerdem noch immer die Möglichkeit periodischer Angleichung offen, so daß die periodischen Gesetzmäßigkeiten anderer Himmelskörper, welche die Lebenskeime von dorther auf die Erde mitbrachten, bei ihrer Entwicklung auf der Erde durch deren Periodik immer mehr und mehr verdrängt wurde. Schließlich ist auch noch zu erwägen, ob nicht neben der Erdperiodik eine von andern Welten diktierte Periodik in den Lebewesen unserer Erde kreist, die dem forschenden Auge bis heute verborgen geblieben ist? Fließ selber hat ja erst die Periodenlehre begründet, und wenn auch mit Eifer auf diesem Gebiete geforscht worden ist, wie kindlich ist das Alter von zwanzig Jahren für eine Wissenschaft.

Jedenfalls haben Fließ und Kammerer das große Verdienst, daß sie zuerst den Kampf mit der mystischen Herrschaft des Zufalls durch Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in der Willkür aufgenommen haben. Schon Schopenhauer zweifelte am Zufall, „der die Welt beherrscht". „So sehr auch der Lauf der Dinge sich als rein zufällig darstellt, so ist er es im Grunde doch nicht. Vielmehr sind alle diese Zufälle von einer tief verborgenen Notwendigkeit, deren bloßes Werkzeug der Zufall selbst ist." Kammerer und Fließ sind es, welche die Notwendigkeit aufgezeigt haben, die hinter einem großen Teil der Zufälle stehen, nämlich hinter jenen, deren Wesen in der Wiederholung besteht. Möchte ihre Wissenschaft die höchste

Aufgabe erfüllen, die auf ihre jungen Schultern gelegt ist, zu arbeiten an der Erlösung der Menschheit vom Zufall. Aber ganz zu erobern scheint mir die Burg nicht, von der Döblin sagt, daß sie über Nacht weit ins Land ragt, darin der ruhende Zufall haust und thront. Wir sehen die Wissenschaft heranrücken, die Burg zu umzingeln. Aber ist jener Zufall wissenschaftlich faßbar, der allein und – einsam kommt, ohne die Gefährten der Wiederholung und unser Schicksal bestimmt? Die Philosophie dieser Art von Zufall steckt in Döblins Buch: „Erpreßt hat der Zufall mir mein Schicksal.“ Und aus dieser Philosophie läßt der Dichter eine harte Weisheit hervorwachsen. Die Erkenntnis dieses Zufalls ist es, die den Menschen einsam bleiben läßt und einsam macht.

Zoe und Zoephilon

Erzählung von Paul Adler

Zoephilon war gestorben. Sie legten dem Leib ein Kupfer zwischen die Lippen mit dem Bild einer brennenden Lampe, und die Seele schritt wohlausgestattet auf den Kahn zu. Der alte Schiffsmann, dessen Hand durchschien wie ein in Glut geratener Alabaster, nahm das Entgelt an, ohne das kein Wesen, es sei dem Hades noch so teuer, den Fluß mit den sieben Auen übersetzen kann. Geradaus nach der letzten Au steuerte den jungen Zoephilon sein Gefährte. Der Kahn schnitt die Welle ohne Ruder, und der Schiffsmann lenkte ihn statt jeden Segels durch den Smaragd seines Auges. Sogleich, nachdem Zoephilon seinen Fuß in ihn gesetzt hatte, flog der Kahn gehorsam seinem abgelegenen Ziele zu. Zoephilon lugte dazwischen nach rechts und links aus, doch vergeblich: das Fahrzeug ließ alle Auen vor der bestimmten weit abseits, kaum die Umrisse der Ufer waren zu erkennen.

Dabei war die Ferne wunderklar, die Luft rein wie am Morgen, man fuhr einem sanften Wind entgegen, der mit seinen Flügeln wunderbar das Haupt erfrischte. Da der Fährgast mit seiner Hand aufwärts über sein eigenes Haupt griff, griff er jenem in die Schmetterlingsflügel, die heftig leis hämmerten auf die stille Luft. Zoephilon fühlte in seinen Fingern des Unruhigen Eindruck, auch war er unruhig, da er jetzt, in die Hälfte der Fahrt geführt, nur noch die bleichen unzuverlässigen Wellen unter sich sah. Denn auch das Leichte hat seine unerkannte Tiefe, die die innere Brust schwindeln macht, und der Fahrende auf der Oberfläche ritzt den Leib des Elementes vielleicht in unsanfter Berührung, ahnungslos, ob nicht der

Gott seine Ruhe verlassen, aufstehen wird. Doch war der Fluß dem Zoephilon günstig, war er doch rechtschaffen und liebevoll gewesen, ein so inniger Jüngling, daß ihn selbst der Vater seines Mädchens: der Zoe, der er zärtlich nachstellte, hatte lieben müssen. Hier im Kahne dachte Zoephilon auch alsbald der Geliebten, deren ruhiges Bild in den Nachen seines Herzens einstieg – und das war gut, denn durch seine neue Last stillte der überfahrende Kahn die schmerzlichen Sirenen und die auf Untergang sinnenden Skyllen, die in diesen Wassern zwischen Leben und Tod auftauchten und nun statt des Jünglings das Bild im Nachen zärtlich erfaßten, ohne daß der Schiffende die Gefahr fühlte; schützte ihn doch als seinen Frommen der Gott, dem er kindlich ganz ergeben war, der Eros, der selber ein gutes unwissendes Kind war, das um seine mächtige Mutter Aphrodite spielte.

Sicher also war die Überfahrt, sicher, und dennoch währte sie lange Zeit, wie an Klippen vorbei, die für den Smaragdblick nicht bloßlagen. Ganz langsam aber fuhr der Jüngling, damit nicht das Bild in seinem durchdringlichen Innern schwanke und im Sturz versinke aus seinem schönem Gleichgewicht; und Zoephilons Leben wog sich also selbst auf seiner Überfahrt; an seinem Ziel angelangt, legte es sich nur noch still in die Hand des Wägenden, der die goldene Nußschale empfing ohne eherne Zulast, auch nur die scheidenden Demantsplitter, die bei harten Fahrten die Balken geradstellen mußten. Der Gute also mit dem Bildnis in seiner Brust wog selbe nicht. Seine Schwere lag im Uranos bei den himmlischen Gütern, die sie bei seiner Geburt auf ihre Knie genommen hatten. Seine Last war die Last des pflügenden Demeter und der jagenden Artemis. Als Zoephilon also leicht und unbewußt in das seichte Uferwasser gekommen war, schwand der Smaragd zugleich mit dem ganzen sanftleuchtenden Greisenhaupt im Schiffe; den Abgeschiedenen empfing am Ziele ein blauschimmernder Strahl wie ein warmer Blick von Freunden am Ufer.

Der Blick kam aus dem Grün der Aue. Zoephilon war schon am Land aufrecht; und kaum, daß er die Welle hinter sich hatte, beglückte ihn das Bewußtsein seiner auferstandenen Glieder, einer Decke, die nun gleichmäßig schmiegsam über sein Inneres neu gebreitet war und es wieder verhüllte für jedes andre als für seines Richters Auge. Zoephilon fühlte einen nackten Leib, und er fühlte keine Blöße. Es war, daß der Tote nicht von der Frucht des Lebens gegessen hatte, sondern nur die reife Frucht seines Todes hatte ihm der Gott gereicht, ohne daß Zoephilon sie hatte selbst pflücken müssen. Heiter und leicht war der Angelangte darum, und er spürte seines Leibes nicht, wie der Reiter ein eigenwilliges Roß verspürt, wie ein Kentaur war Zoephilon, sich tummelnd auf dieser Wiese in

ewiger Jugend. Also beschenkten den Jüngling die Götter und machten ihn unsterblich, den Ihrigen gleich, weil er einem von ihnen, dem Jüngsten zwar, voll gedient hatte mit seinem ganzen Herzen und mit seinem ganzen Vermögen. Und Zoephilon, eh er noch niederkniete und sein Haupt mit der Welle benetzte, freute sich am Ufer über den Hang amethystener Veilchen.

Es waren die Veilchen der Styxinseln, ein im irdischen Rhodos nicht vorkommender, den Veilchen verwandter Flor, er bedeckte die Ufer Viertelstunden weit, und er verwandelte sie in eine Insel der verschwiegensten Liebe. Denn die Samen auch der irdischen Veilchen sind (Zoephilon wußte das) nicht, wie die Rosen, die roten Windrosen, der volle Mohn, aus dem Gürtel der huldreichen Aphrodite gefallen; sie entstehen keusch wie unschuldige Leidenschaft im eigenen unenthüllten Schoß der Persephone, der Demetertochter, die nach ihnen Kleistogameia heißt, die heimlich Vermählte, wenn sie sich mit ihnen im rhodischen Februar schmückt. Und darum war hier die eigene Au der Persephone mit den stygischen Veilchen verschleiert.

Der Neuling hob die Arme in die reine Luft, dann warf er sich nieder in die Veilchenkissen; aber die Göttin nahm es statt einer vollen Opferung und blieb ihm gnädig. Zoephilon dachte nicht des Hades, die Göttin übernahm Fürsprache und Vertretung des Einfältigen, und sie lenkten ihn durch ihre Veilchen an einen Quell der innern Bucht, der rein wie die Luft dieses Wohnsitzes aus dem Schlafgemach, aus der Göttin bräutlichem Dämmer quoll. Aus dem Schoß der Persephoneia spendete sich hier dem untadeligen Fremden Erquickung, die kristallhelle süße Lymphe goß sich gastlich dem Wanderer aus, dessen Bewußtsein, von keinem Verbrechen getrübt, rein wie das Gericht und die Quelle des Hades war. Als Zoephilon so zum Willkomm des Ortes getrunken hatte, fand er einen Weg neben den lichten Stämmen, die den Bach weiter geleiteten. Nur verwunderte ihn, daß die Stämme alle mittleren Alters waren, keine Verwitterung riesenhaften Greisentums war zu sehen, aber auch keine nachsprossende Baumjugend. Die schlanken Pappeln waren alle von dem gleichen ewigen Alter, sie waren nicht aus Samen gewachsen; seitdem die Götter des Hades waren, waren auch ihre Bäume, die Führer auf ihrer Insel, und auch die Blätter welkten nicht, noch auch erzeugten die Bäume die Blätter neu, sondern die unsterblichen Blätter erneuten sich selbst immer wieder in unauslöschlicher Kraft einer ewigen Jugend, wie alle Werke der Stygischen, solange es Götter geben wird. Die würzigen Blätter erzitterten im leisen beständigen Schauer der Nähe des Göttinschoßes; ihr Saft kreiste aus der unterirdischen Halle hinauf in ihre Wipfel im Äthersaal, ein balsamischer Hauch umgab die plaudernden kräftigen

Gefährten, die in Reihen das Paar empfingen. Vögel redeten verschiedentlich in ihrem Laub und erhielten Antwort; nur das Land wies im Gegensatz zur Luft keinen lebendigen Laut auf; nicht ein Mäuslein war auf der Wiese zu erblicken, und das Wasser war frei von jedem Getier. Machtvoll hielt Helios am Himmel. Doch nicht von Gold, von matterem Elfenbein war sein erhabener Wagen, und ohne Wolken herrschte vom Himmel eine sanfte Frische, wie ein immerwährender Frühling. Auch schien dauernd Morgen zu sein, und die Horen hielten still rings um das mattere Gestirn, der Tau der Erde erhielt sich lebendig in der Sphäre. Sichtbar, wenn auch bleich silbern, traten in der weißlichen Halle des Firmamentes die nächtlichen Sterne hervor, eine helle Nacht am Tag, eine Ewigkeit der Beschauung. Dieses alles überraschte den Fremdling, der sich nun einen am Boden liegenden Zweig aufhob zu einem Stabe, um zu wandern. Wandern schlummerte in seinen Lenden, es trieb seine Schenkel an und hob sie, ohne Unruhe. In stiller gleichmäßiger Heiterkeit wie die lichte Luft des Landes leuchtete auch des Zoephilon Sinn, und gleich dem matten Glanze der Elfenbeinsonne stand im Gemüt des Abgekehrten das maßvolle Gestirn seiner vergötterten Zoe. Es herrschte im Aufgang, ohne jemals mehr seinem Zenith entgegenzuklimmen, in völliger Ruhe. Als an einer Stelle der Bach sich etwas verbreiterte und auch der Bach dort ruhig ward, blickte Zeophilon in seinen Spiegel, und er sah, daß ihm sein Totenkranz auf der Stirn verblieben war von Myrten und einem Ölzweig. Zoephilons Großeltern hatten ihm diesen trauernd aufgesetzt, doch sie wohnten in einem andern Lande.

Zoephilon war ein wenig über zwanzig Jahre alt geworden, eine genügende Zeit, um nach dem Willen der Laren die Ökonomie des kleinen Hauses zu erlernen, aber eine reiche Spanne, die Liebe der Zoe zu erwerben, die aus der benachbarten Stadt zwei Jahre zuvor an den Kephissos gekommen war. Zoephilon besann sich genau auf ihr schwarzes Haar, auf ihre dunkel-violen Augen, auf die Art, wie sie seine beiden Hände nahm, wenn sie: „Gott grüß dich, mein Zoephilon!" sagte. Und sobald, wie sich der Abgeschiedne auf sie besann, sobald stand sie auch vor ihm, nicht als ein Spukbild, sondern als ein glänzender, echter Schatten, ein Geschenk der Göttin des Ortes. Sie hatte die Augenlider geschlossen; so als hätte sie ein kostbares Lebendes von sich entlassen, hingen noch die Hände schlaff und die Lippen bebten noch: „Eileithyia hat es gegeben, da Persephone uns genommen." Denn Persephone, die sich ihr offenbarte, erweist sich gnädig den Liebenden, und es gibt keine Macht, die von treuem Gedenken gewisser gerührt würde, als die unterirdische Wächterin der Ehe, die zärtliche Macht im Hades. Wie rührend war es daher für die stygischen Götter, als Zoephilon jetzt seine Zoe umschlang und sie ihm seine Umschlingung

wiedergab, wie zwei Birkenstämme, die umeinander wachsen, und zwischen denen ein wilder Rosenstrauch Platz gefunden hat. Darum war es gut, daß kein Schmerz zwischen die beiden Zwillingsschatten trat und auch der Tod nicht die Hand gegen sie, der sich wie ein anderer Gott nur die Hand an den Rosen verwundet hätte. Denn auch der Tod ist – was Zoephilon wohl bekannt war und auch Zoen – nicht unsterblicher als die andern Götter der Erde, und in seinen Adern fließt das Götterblut, das beim wilden Austritt schmerzt, und mit dem darum gleich allen andern auch der Tod geizt. Wie ein Heckenrosenstrauch aber war von Zoephilon zu Zoe die Liebe aufgesproßt aus eines singenden Vogels Schnabel. Nicht war dem Zoephilon Zeit gegönnt gewesen, die edle Blume noch zu veredeln und sie füllend zu vertausendfachen.

Die elfenen Horen um die Sonne sahen auf das Paar nieder aus ihren mandelförmigen unerschütterlichen Edelsteinen, ihr mattgoldenes Haar verschlang sich mit dem seit Ewigkeit sichtbaren bleichen Haar der Berenike, und der Tierkreis stand unbeweglich, von der Urmutter der Götter, dem Schicksal, festgestellt. Zoe sah alle die neuen Wunder, und ihr Herz drängte, ihren Zoephilon sie genießen zu lassen und auch die Zweifel gelöst zu wissen, die sie beide stärker in ihrem weiblichen Sinne fühlte. Zoephilon legte den Arm um den zärtlichen Schatten und wie die Grille im Gras tönte er mit dünner Stimme zu ihr diese Worte, den Zikadengesang dieses elysischen Tages:

„Meine Zoe, was sollten diese zitternden Sekunden, wo ich dich, mein Leben, nicht sah?"

„Nichts vermochten sie, über uns, mein Zoephilon, sieh doch, wie wir vereint sind. Doch, mein Leben, bewundre dort oben das Licht (in) der Nacht, die Nacht am Tage! Was soll dies?"

„Fürchte dich nicht, süße Zoe, das Reich der Liebe ist hereingebrochen. Das Licht und die Nacht hassen sich nicht länger. Arm in Arm ruhen sie am Himmel, weil wir uns lieben."

So ertönte des abgeschiedenen Paares süßer Wechselgesang, und aus der Pappel, einem der Wächter über ihrem Haupte, knisterte ein Blitz ohne Donner, ein Wunder dieser elektrisch geladenen Tagnacht der Insel. Zoe blickte auf – der Blitz war ein kleiner Eros, der schelmisch entflatterte.

„Sieh diese Gräser, mein Zoephilon! Den Hauch im Meer der zahllosen Spitzen, die Gold und Balsam verstreuen."

„Sie sind, wie du, mein Leben, sie sind wie das Meer der zartesten Gnaden, die Eros um dich flutet."

„Liebe mich unsterblich, mein Zoephilon!"

„Ich liebe dich, mein Leben, wir sind unsterblich wie Götter. Fürchte

Persephoneia nicht! Sie ist den Liebenden hold. Selig sind auch die stygischen Paare."

„Selig sind wir, mein Zoephilon. Selig sind wir beide." — „Wir machten uns selig." —

Als sie sich so beglückt erkannt hatten, hoben beide ihre Füße von diesem Ort; die Baumriesen aber plauderten hinter ihnen her von den Gewohnheiten der Liebenden, von ihrer Empfänglichkeit für jedes Begebnis, der Welle oder des Zephyrs, von ihrer Frömmigkeit: zu keiner Zeit hatte ein Liebender seine Hand nach einem der lispelnden Blätter ausgestreckt, ihre Wehrlosigkeit immer für heilig und unverletzlich gehalten. Die Kunde von dem Wandeln eines Paares zwischen den Stämmen ging von Wipfel zu Wipfel zugleich mit ihren eigenen Schritten. So gelangten sie zu der Grotte, wo, von Dämpfen umwallt, der Gips herrliche Kristalle anschoß und ein Geist aus der Tiefe stieg. In diese Mündung traten die Liebenden nach unsterblichem Trieb, der, wie die Schwärmer zur Pflanze, die Liebenden immer neu und unbelehrt nach dem Geheimnisvollen zieht. Und indem sie die Arme verschränkten, trat Zoephilon einen halben Schritt vor und zog die Zoe mit sich und sprach: „Wir bitten dich, Mutter, Größte unter der Erde und Dreigesichtige, daß du uns sagest, ob uns Vergangenheit beschieden ist oder Gegenwart oder Zukunft." Darauf sah Zoe den Zoephilon starr mit veränderten Zügen an und sagte mit einer fremden kargen Stimme: „Kund tu ich dir, mein Leben, daß nicht Vergangenheit noch Gegenwart noch Zukunft Hekatens Spruch ist, sondern Vergangenheit und Zukunft in endloser Gegenwart. Miß nicht Freund das Unermeßliche!" Zoephilon schauerte leise und führte Zoe aus der Grotte.

Darauf gelangten beide in versunkenem Gespräch zu dem Göttlichen Acker. Zoephilon, der Landmann, ergriff hier den kupfernen Pflug und zog dreimal die Furche, und Zoe sein Weib bog den schönen Nacken unter das Joch. Sie taten es, um der gewaltigen Demeter, der Ackergottheit, zu genügen; keine Halmfrucht lockte sie und kein Schmaus, auch trugen ihre Ähren nicht; unwandelbare Nahrung fiel ihnen vom Himmel aus den Schläuchen jener Sternenwinde, die von Welt zu Welt eilen mit ihrem Götterkorn.

„O Zoe!" sagte Zoephilon, indem er die kleine nährende Spindel aus ihrem Munde nahm, um sie mit ihr zu teilen, „o Zoe, wie gütig sind doch die Götter und wie erhaben! Eine ungeheure Liebe erfaßt mich, meine Zoe, ich liebe dich gar nicht mehr."

Und Zoe wies mit dem Finger in den Himmel nach den Sternen, die ein Füllhorn goldener Körner niederströmten. Zoephilon sah den Wasserträger und den Schützen. „Welche Wanderungen, mein Leben, stehen uns bevor!" lispelte er, „und welche Züge im Triumph der Nyx!" — Und „welche

Verehrung der Liebe der liebwürdigsten Nacht und des Helios." – „Ehre sei ihren Gottheiten", sagte Zeophilon noch.

„Ehre sei allen Gottheiten, mein Zoephilon! – Aber hier ist ein Herd, geschaffen, um ihn zu wohnen."

Es war ein kleiner Steinherd, dessen Flamme erloschen war, wie erst kürzlich von frühern Bewohnern verlassen. Über dem Herde war ein kleines Dach, das auf vier Säulen von Holz ruhte. Das Ganze war offen, keines Schutzes bedürftig gegen Witterung oder Feinde. Auf den Stufen ringsum setzte sich Zoe mit Zoephilon nieder.

„Hier wollen wir den Göttern opfern. Ihre Freistatt wollen wir nicht verlassen", sagte sie.

Zoephilon sah sie freundlich an, er hielt ihre Hand: „Sei immer so anhänglich, Zoe! Liebe deinen Zoephilon wie die Flamme den Zweig, der in ihr aufgeht. Laß dir huldigen, wie diese unblutigen Fruchtopfer der Göttin huldigten. Weile als meine Nymphe, Zoe, an dieser frommen Stätte!" Zoe sank mit ihrem süßen kleinen Mund an seinen Mund, den Blick an den offnen Tempel hängend. „O meine Mutter!" seufzte sie. Ein großer glanzloser Schatten trat einen Augenblick schützend hinter sie, Zoes Mutter, die noch in jener Welt weilte. Doch war Zoephilon stärker. „Fürchte du nichts, Mutter meiner vergötterten Zoe!" sagte er stark. „Wandle du in jenem Lande, unangefochten, bis deine Stunde kommt!"

In Staunen erhoben sich die Liebenden von den heiligen Stufen. Sie hatten Früchte gepflückt, auf den Steinherd niedergelegt. Da sie dann lange geruht hatten, waren doch Schlummer und Traum nicht über sie gekommen mit ihrem Füllhorn. Auch Eros hatte an ihnen nicht Macht geübt, sondern Persephoneia, die Jungfrau-Gattin, die sie zu der Mutter Flamme geführt hatte. Demeter schützte und liebte sie von nun an. Da das Feuer zwischen den Säulen seine Hüter gefunden hatte, traf den Stein ein sanfter Strahl aus dem Kranze des Helioshauptes wie ein Seidenschimmer, und der Dunst der Früchte erhob sich. Ein leichter Windzug raschelte in ihren Blättern und eine dünne Stimme wurde:

„Laren, verehrungswürdige Abgeschiedene, die ihr den Grund leget jedes irdischen Heims, seid uns gnädig, heiliger Ursprung!"

Zoephilon sah in das Auge Zoes, das seinem Auge gleich geworden war an Farbe und Größe. Zoe und Zoephilon glichen einander fortan wie zwei Larenbilder sich gleichen. Sie wanderten als zwei heilige Urbilder in den tiefgründigen Gefilden, und sie warfen Schatten in die unvollkommene Welt, die sie verlassen hatten. Aber die Schatten bleiben dunkel, so wie die Urbilder glänzend und unschuldig – erkannten sie ihr Kind nicht.

Zoephilon und Zoe stiegen in die Wasser des kleinen Sees hinter ihrer Opferstätte, und der unterweltige Gott gab die Umrisse ihrer untrübenden Glieder unverändert wieder. Zoe und Zoephilon trugen Krüge an sein Ufer, die er mit flüssigem Kristall füllte. Zoe und Zoephilon entzückten sich an den zahllosen Schwertlilien, Amaryllen, Knabenkräutern, die die Wiesen boten. Sie erbaten von den Weiden Zweige, von der Weichsel Früchte für den Altar, und Weichsel und Weide versagten ihnen die gestielten Gaben nicht. Wie die Unterredung Zoephilons mit Zoe, einfältig zugleich und feierlich, klang das Murmeln des weihevollen Bachs, der sich in den See ergoß, und wie die zwerghaften Körbchen in den Zweigen der geheimnisvollen Erle war das Flechtwerk leicht, in dem Zoe Zoephilon die Kirschen und Hagebutten für ihren Herd sammelten. Der Taxus war ihr Freund, er trug die roten Korallen in seinen stygischen Zweigen, der Wacholder stand wie vor ihrem Bette und der Lebensbaum wie um ihr Grab. Hoch in die Luft ragte der Hain verstandbegabter Zypressen, die gesellige Nacht der Erde. Und zu den Himmlischen gesellt, in einen ununterscheidbaren Tag, standen hinter ihnen im feierlichen höchsten Glanz die Berge der Inseln.

Mit den Wellen wetteiferte in der Niederung die zerstreute Lärche, durch das Meer ihres flutenden grünen Haares, und auf dem Felsen entzündeten sich die Leuchterarme der gottgeweihten Zeder, sie entflammten an den Blicken der himmlischen Horen. Zoe und Zoephilon unterredeten sich mit diesen Priestern von den obern Göttern, in deren Reich sie nicht zu dringen begehrten. Schien es doch mild in die polarische Nacht der Insel hinein, die vom Himmel das Licht empfing und dafür ihr Grün lebendig in das Firmament stellte. Zoephilon hatte hier seinen Hof und sein Geräte vergessen, sein Pferd und den Phylax, den guten Hofhund mit Zoephilons eigenen braunen Augen, und Zoe vergaß das Ziegenböcklein, den kleinen Faun, Zoephilons schelmisches Geschenk. Hier war kein Tier hereingelangt in ihre neuen Wohnsitze, alles Fleisch war verbrannt an der größeren Kraft des matten Helios, der hier nicht mehr in erhabenem Eifer sich selbst verzehrte. Nur die Vögel saßen in dickem Gefieder in den verwandten Zweigen, lebendig waren sie im Fluge über den Styx gelangt, sie, die lieben Lieblinge der Winde, welche sie in den tönenden Wipfeln niedersetzten und ihre kleinen Leiber beständig kühlten. Nur ein einziger großer Vogel zog hoch über dem Paare hin — der Beschwingte, der von sich sang, daß er sich selbst verbrannt habe im trüben Jenseits in seinem Myrrhenhorst. Ihm war Erkennen gegeben weit über den Beiden, und als ein Bote des himmlischen Zeus an den unterweltlichen trug er die Verständigungen in seinem Schnabel, der im Heroldsschmuck hervorstach. Ein freier Bürger beider Reiche und Genoß vieler Inseln, trug er Königs=

mäntel, die wie ein fliegendes Blumenbeet hinter ihm herwehten, dem glücklichen Paradiesesvogel. Doch dunkel wie die großen Anemonen kam er über das tagnächtige Inselreich geflogen, im Trauermantel, wenn die Götter um eine schwere Tat klagten. Zoe und Zoephilon erstaunten über den fremden Reiher, der sich an ihrem Wasser niederließ. Er vertraute ein Wort dem geringern Gotte des Elements, dort netzte er sich mit dem angebotenen Gasttrunk, doch ohne den schillernden Brief aus seinen Augen zu entlassen. Alsobald war er in den Lärchen unsichtbar, wo ein bleichsilberner Helm, ein Zeichen des Hades, aufgehängt war.

Zoe und Zoephilon verstummten vor den großen Geheimnissen der Götter. Vom Hades wieder entlassen, zog der Vogel über dem Paar einen Kreis, und in Zoephilon regte sich leichter Kummer, wie da er zum erstenmal seine Zoe gesehen hatte, und Zoe war leicht unruhig, wie damals auf Rhodos, als sie der fremde Zoephilon grüßte. Sie breiteten die Arme und erwiderten den Gruß des himmlischen Zeus mit heiterer Andacht.

Sie hatten die neuen Früchte geerntet, die dieses Erdreich in ununterbrochener Folge ohne Blüten reifte: Lärchenzapfen und Wacholderkugeln, Zypressenkerne und süße Pistazien. – Während weiter unten die Insel in unvergänglichem Blütenschmuck glänzte – und auf dem Herdsteine lag noch ein Ölzweig mit dem süßen Ölflieder vom letzten Gange. Zoe und Zoephilon umarmten sich. – Da vernahmen sie einen leisen Donner aus der Richtung des Aufgangs. Doch Helios hielt sein Gespann wie immer unbeweglich, und nackt und unverdeckt waren auch die feststehenden Stunden, weder ihr Leib noch der festgebannte Schenkel duldete einen Schleier. Nochmals tönte der hier unerhörte, bekümmerte Zeus seine fremde Mahnung. Nun erblaßte für einen Augenblick das halbe Antlitz des Helios und neben ihm Ares und Hermes, Aphrodite und Poseidon erbleichten auf ihren Kugeln. Der Tanz der Sterne wurde eine kurze Spanne lang wildglühend, die Demanten der großen Straße erblitzten. – Kybele hielt gegenüber dem Helios in ihrem Sichelwagen, in der Hand hielt sie ein unbekanntes Wurfgeschoß, das den Himmel beschattete. Einen Augenblick lang waren Zoe und Zoephilon bedrückt zusammen mit allen Wesen der Aue. Aber allsogleich war auch die Ordnung wiederhergestellt, die Nacht trat vor den weißen Gatten in ihrem hellen Mantel und versöhnte die Schwester mit ihm. Zoephilon und Zoe hatten ihre Augen zu Boden gerichtet.

Unverrückt standen fortan wieder Mond und Sonne in ihrem Himmel, die Stygischen bargen sich wieder unterirdisch; während in jener Gefahr ein neuer Quell aufgebrochen, der heilige Veilchenquell solang versiegt war. Unverrückt währte auch Zoens und Zoephilons Dienst unter den Säulen.

Nichts hatte sich offenbar begeben, als was die unsterblichen Götter alle mitunter erlebten: ein Stirnrunzeln des allmächtigen Schicksals.

Zoephilon und Zoe verehrten die unbekannte Gottheit im offenen Gemüt und befragten ihre Zeichen nicht.

Zoe und Zoephilon wanderten über die Insel, ihrer süßen Liebe voll; wie Kinder erheiterten sie sich an den von Zephir gekräuselten Wellen, erfreuten sich an jedem goldnen Fünfblatt und an des Löwenzahns vollkommener Früchtchenkugel. Wie Jüngling und Jungfrau ergoß sich ihr Gemüt in das melodische Tosen eines von ihnen entdeckten Wasserfalls; wie Kinder verehrten sie die höchsten Bäume, die hereinblickenden Berghäupter, hingen bei den Quellen Kränze auf. Selige Leiber, schritten sie die freundlich sich beugenden Stämme entlang über die Wasser, nicht stockenden Fußes, die Furcht nicht mehr kennend. Und die Furcht nicht mehr kennend, drangen Zoe und Zoephilon endlich in die Geheimnisse des Gebirges vor. Es waren die Zedern, die sie dort hinaufriefen, bis die Zedern immer geringer wurden. Der Reiher der Himmlischen flog noch über ihnen, doch ein schauerliches Loch tat sich vor Zoe und Zoephilon auf, der Bach toste darin, der dieses Loch in den Felsen gebissen hatte. Wie eine Wasseruhr tropfte es auf die Blöcke; auch der Bach war bereits verschwunden; nur spärlich wie an einen Bettler warf hier Helios sein beglückendes, beruhigendes Licht hinunter. Zoephilon hörte das Bellen des blutigen Höllenhundes; er zog Zoe fester an sich, die seine beiden Hände starr auf ihrer Brust kreuzte. Bleich waren Zoephilon und Zoe in der furchtbaren Gefahr, noch waren beide bekränzt wie ehdem auf Erden. Da fühlte sich Zoe an der Ferse gestochen wie von einem scharfen Zahn. Zoephilon und Zoe erstarrten vor dem schrecklichen Biß, die Hände verlangten sich, die Hände ließen voneinander nicht. — Ein Fremder nahm sie im Dunkel an der Hand, führte die Zoe hinaus auf eine Matte und den Zoephilon mit ihr. Die Matte war trunken wie die drei von dem hohen wonnigen Asphodelus. Zoes Ferse war heil, der Führer lächelte, zeigte ihnen an seinem Stab die gezähmte Schlange. Er wuchs dreimal so groß, wie er in der Höhle gewesen war, dreimal so groß wie die unterirdischen Götter. Mit dem Stab wies er jenseits der Matten den blauen Eisesglanz, der hier den Helios noch überstrahlte; nicht die Stunden, nicht die Sterne waren mehr zu erkennen. Der Glanz war die Frucht von Milliarden Eisessternen; noch hinter ihm brach ein Licht hervor, heller als Glanz und Tag. Es war das Licht, das dem Sonnengott ins Antlitz schien, und von dem der Mond und die Gestirne alles Licht und allen Schatten hatten. Es war das Licht im Lichte, das Licht, das am Tage scheint.

Zoephilon und Zoe taten die Schuhe von ihren Füßen, ihr neuer Leib strahlte an ihnen wie die Lilien des Eises.

Zoe und Zoephilon fanden hier hohe Stufen, auf denen keine Früchte mehr lagen, die keiner Stützen bedurften und keines Daches. Der Himmel grenzte da und niedertroff tönend. Zoe und Zoephilon lauschten auf die Tönung der ineinandergefügten Gewölbe. Danach erhoben sie ihre Augen und schauten wieder und ersättigten sich. Sie schauten Helios und die Götter, sie schauten die Götter und das Schicksal. Sie schauten und sie sahen: Zoens Mutter und das Haus der Eltern des Zoephilon mit seinen Geräten, und sie sahen auch das Reis, das aus ihrer eigenen Wurzel sproß. Die Welt lag unter ihnen wie die Insel, und da sie in den Gletscherglanz hineinsahen, war er glühend wie einst das Haupt ihrer stygischen Figur, so glühend, daß die Liebenden in ihm wieder erwarmten.

Ruhe in alle Ewigkeit schenkte ihnen — Der dort neben ihnen stand — Hermes. Und das beständige Licht leuchtete ihnen — den beiden Seligen Zoe und Zoephilon.

Gewissensnöte der Presse

von Walter Treuherz

„Noch ein Jahrhundert Leser, und der Geist selber wird stinken.“ Nietzsche „Zarathustra“ . . .

I

Durch lichtblaue von Großstadtmauern umeckte Nachmittagsdämmerung zirpt singendes Schwingen.

Flugzeugmotoren.

Schwärme lösen sich, ziehen wie Zugvögel im Winde und fallen steil in die Straßenschächte.

Flugblätter . . .

Lüsterne Menge enthebt sie dem Schmutz, verschlingt das vom Himmel gefallene Wort . . .

Glaube an das Geschriebene? Birgt dies aus dem Flugzeug geschleuderte Wort Offenbarung? Löst es in der Menge, die jedem herabsinkenden Fetzen entgegenstürzt, um ihn rauft, ringt, balgt und ihn gleichmütig wieder in den Schmutz der Straße stampft, eine lebendige Vorstellung, eine Wallung? Saugt eine Ganglie des Gehirns von diesem Geschriebenen auch nur ein Erinnerungsbild? . . .

Nein! Denn das Mißtrauen gegen alles Geschriebene ist bis zum

Widerwillen gewachsen. Wortdrechselei gilt (schon vor dem Kriege) als ein artistischer Beruf, geduldet als Unumgängliches, mit halbem Wohlwollen hingenommen; im Kern aber als etwas, das tief, tief unter der Tat steht. Das geschäftige, in Tüchtigkeit strebsame Volk achtet nur Arbeit, die quantitativ faßbare, in Zahlen meßbare Werte zeugt. Ein Leben, das in Pflicht, tätiger Arbeit und Machtstreben, von Betriebsamkeit und Hingabe an sachliche Größen erfüllt, auf- und ausgeht, kann rein Geistiges nur streifen. Da es auf die beschränkten Erkenntnisdimensionen des Intellekts gestellt ist, vermag es von Geschriebenem nur zu erfassen, was im Vorbeihuschen durch oberflächliche Reizung der Aufnahmezellen eben noch zu erhaschen ist.

Wohl kriecht Widerwillen gegen die Beeinflussung durch ein überlautes Schlagwort auf, von dem man nicht weiß, wer es geschrieben hat, wozu es gedruckt wurde; aber es fehlt das Persönlichkeitszentrum, das scharf zwischen ja und nein scheidet, jede Beeinflussung nach kritischer Betrachtung im Ich auflöst oder als Fremdkörper ausscheidet; es fehlt am Willen zur Reinlichkeit in geistigen Fragen, zur Vertiefung und wiederholter Überprüfung der mundgerecht zubereiteten, von gefälligem Wortkranz umgrünten Probleme, die alle nur angeschnitten, und — da schnell beantwortet — gewöhnlich seicht befunden wurden.

Diese materialistischer Tüchtigkeit verschriebene Generation mußte gegen das gedruckte Wort unduldsam, mißtrauisch und gleichzeitig, weil sie gedankenfaul war, folgsam sein. Aktiv, soweit es sich um zivilisatorische Aufgaben handelte, passiv gegen alles Geistige. Politik wird nebenher eine Stunde vor Übermannung durch nervösen Schlaf erledigt. Weltgeschehen zieht kaleidoskopartig bunt, schnell getrieben durch das Bewußtsein.

Diese geistige Lethargie konnte nur durch starke Reize überwunden werden. Die Nerven warteten daher auf von außen kommende Erregungen. Da aber auch sie von brutaleren Genüssen oft aufgepeitscht und ermüdet waren, versagten sie bald bei wiederholter Reizung. Und Mißtrauen wie Müdigkeit stellten sich abermals ein, wenn die Ereignisse durch das Medium fetter Zeitungslettern sich verständlich machen wollten.

Da kam der Krieg.

Die „Tüchtigkeit" des Volkes bewährt sich.

Es kniet mit derselben Hingabe in den Willen zum Sieg wie vorher in seine friedliche Arbeit. Das „Wort" verliert an Klang. Es heischt nur — Tat . . . Opfer . . . Die Völker schreiten aus dem Schutz ihrer Behausungen, ihrer Fabriken und Läden und tragen die Weichheit und Nacktheit des menschlichen Fleisches auf die Walstatt. Eisenschloßen singen herab . . . Kostbare Lebensgefäße zerklirren . . .

Vergessen ist, daß Leben einst Denken, Begreifen, Schauen, aus

mystischem Urgrund Schwingung Erhaschen, geistiges Schaffen war. Nur die Tat gilt. Hinschreiten ... handeln ... siegen. Den Willen auf Bewegung der Gliedmaßen einstellen. Vorwärts – zum Erfolg.

Die mit Drill und Gehorsam vertrauten Massen folgen dem Schauspiel der in sieghaft stampfendem Marschrhythmus hinrauschenden Armeen wie etwas Bekanntem. Sie erwarten von dem geschriebenen und gedruckten Wort die Erfüllung sehnlichst erwünschter Tatsachen – Siege, die zur Erlösung führen sollen. Arbeiten, demütig den Kopf über das Werk gesenkt, seelisch in Pflichtbewußtsein erstarrt. Enttäuschung, Schmerz, Opfer werden hingenommen um des Sieges, der Tat willen. Jeder Organisationszwang wird ertragen. „Durchhalten." Ein Martyrium, das erlebt werden muß, weil Schwäche Brudermord wäre. Der ganze Flammenkreis des Todes wird in qualvoller Bedächtigkeit umpilgert. Handeln – arbeiten bis zur Selbstvergessenheit ...

Geistige Führung ist unmöglich. Die Zeitungen sagen nur, was sie dürfen. Jedes Wort mehr wird erdrosselt. Dem Schreibenden erstarrt es allmählich zwischen Hirn und Feder zur belanglosen konventionellen, vom „Kommandierenden" gnädigst genehmigten Formel. Befehl: „Keinen Zweifel am Sieg aufkommen lassen." Strammstehen der Presse: Schweigen, wenn innerer Anstand vorhanden ist – ohnmächtiges Hundeknurren oder Selbstentmannung und Berauschung in Phrasen je nach Temperament und Härtegrad des Charakters. Die berühmten Apotheosen auf Heer und Volk werden gedichtet. Wir – Helden? – draußen haben oft lustig unsern Schnabel an ihnen gewetzt.

Diese Kriegspresse mußte verflachen. Sie war isoliert von allen lebendigen Kräften der Gegenwart. Drinnen: ein leidendes, hungerndes, täglich aus einer Unzahl von Wunden körperlich und seelisch blutendes Volk; draußen: die Besten der Nation, eingespannt in den Schraubstock des Siegwillens, der allein Erlösung aus dem unerträglichem Druck des Kriegvegetierens bringen konnte; gedrängt von der Gewissensnot, daß Frieden nur durch Massenmord zu erzwingen sei. Dunkel glomm unter dem Willen zur Tat das Gefühl einer Ursünde. Die Tat aber übertrumpfte alles. Heißes, wütendes Lebensgefühl springt auf, wenn die Fährnisse des Kampfes vorübergehend gemeistert sind. Leben – ist Dichtung, Tat. A bas – le mot! ...

Die daheim das Unglück hatten, „öffentliche Meinung" zu machen, ahnen nichts von dieser Seelenwandlung des Volkes. Sie prügeln sich mit der Unbill der Kriegsverordnungen, wehren mit beiden Händen den Pfeilstichen des Alltagslebens und dürfen dennoch von der großen Not des Volkes und den Gewissensqualen, die hier und da in erleuchteten Seelen nach Ausdruck ringen, nicht sprechen. Denn Wahrheit wäre ein Schrei

nach Revolution geworden. Aufgabe der Schreibenden war es, das Volk heldisch zu sehen. Dem wahren Heldentum, dem Martyrium des Volkes, durfte nicht Ausdruck gesucht werden: Worte hätten sich aufgetan, die zu erschütterndem Ausruf des Entsetzens, zu einem Aufbrüllen, zu Klage und Anklage geworden wären. Und das, gerade das mußte vermieden werden.

So wandelt sich die Presse während des Krieges zu einem Organ des Schweigens. Nachrichten kommen, werden interpretiert und weitergegeben. Dem Leser ist ganz gleich, welches Blatt er zur Hand nimmt: eintönige Variationen derselben Melodie. Die Pressekonferenz leitete die Meinungen vorsichtig in die Uniform des Erwünschten. Wer dennoch widerspenstig war, wurde durch die Zensur enthauptet.

Nie vorher ist die Presse so höflich behandelt worden. Nie war die Regierung so gesprächig. Nie waren Journalisten so unselbständig. In vier Jahren mußte dieser Zustand zur Groteske werden; mußte zur Stagnation führen. Journalisten von Verantwortung, Wortführer aus Beruf mußten sich, soweit es in Deutschland deren gab, geekelt zurückziehen. Nicht jeder konnte in elegischer Tonart Paraphrasen um ein Bonmot schreiben und Andeutungen in sein Wortbündel einflechten, die nur von Kundigen zu verstehen waren. An sich schon ein gewagtes Unterfangen, die Wucht der Ereignisse in Worte für den Tag zwängen zu wollen. Arbeit, die mehr als zünftlerischen Gesichtskreis, mehr als Handwerkerfähigkeiten heischte. Doppelt entsetzlich aber für jene, die wirklich zu Führern berufen waren, alles Geschehen in tiefster Seele erlebten, nach Einfluß rangen — und schweigen mußten. Die Ehrlichsten flohen den Schreibtisch, suchten das Feld der Tat, wo allein von den Qualen der Gegenwart Erlösung zu finden war.

So wurde die deutsche Presse mehr noch als in Friedenszeiten arm an Persönlichkeiten. Die Leser konnten zur geistigen Führung, wie sie auch nach Einfluß rang, kein Vertrauen haben. Das Volk hungerte nach Aufklärung und blieb doch sich selbst überlassen, steuerlos . . .

Unverstanden blieb, daß Kriegführen mehr seelische als körperliche Leistung sei; daß alle Schleusen des Volksempfindens der Einsicht in die Naturnotwendigkeit des Geschehens erschlossen werden mußten.

Die Presse war während des Krieges nicht nur schweigsam, sondern auch *seicht* und immer nur Geste, statt Temperament zu sein.

Und weil die Wortventile für das Erlebnis der Zeit verstopft blieben, entwickelte sich unterirdisch eine Spannung, die auf Entladung drängen mußte. So wurde die Revolution ein großes Erstaunen. Niemand wußte etwas von dem Lebensinhalt des anderen, von der Gesinnung benachbarter Klassen. Die Organe der Verständigung hatten solange unartikuliert Wort

um Wort gestammelt, daß eine in Schmerz und Alltagssorge verstiegene Menschheit sich selbst fremd wurde und Volk wider Volk in tiefem Mißtrauen lauerte. Klebriger Zweifel heftete sich an die Herrschsucht der neuen Schlagworte, an die weisheitgesalbten Offenbarungen, von denen die Gassen nun widerhallten. Dunstwellen der Entfremdung – undurchdringlich – erhoben sich.

Mißtrauen, aber besonders gegen die Presse.

Die Massen, die sich geduldig während der Kriegsjahre hatten führen lassen, entwanden sich der alten Beeinflussung, bröckelten in Gruppen und berauschten sich an dem jugendlichen Freiheitsgefühl, das die Revolution ihnen eingab. Aus allen Lagern drang das Geschrei: „Die Zeitungen lügen. Sie sind schuld am Kriege. Sie wußten von allem Unglück, das sich zusammenzog und hatten doch die Stirn, uns Tag um Tag zu neuen Opfern, nutzlosen, aufzupeitschen. Die Zeitungen sind der Anlaß des Unglücks, das über den Erdball hereinbrach. Nie wäre der Weltbrand entzündet worden, wenn sie in das glimmende Feuer nicht pausbäckig geblasen hätten."

Ein Feldzug gegen das für den Tag geschriebene Wort begann. Es entwickelte sich weniger ein Kampf gegen die alten Vertreter des Schrifttums, als gegen die sachliche, lügenhafte, mystische Macht, Presse geheißen, – des unwahren Niederschlags öffentlicher Meinung angeklagt – des Verbrechens, den wahren Willen und Seelenzustand des Volkes verzerrt gespiegelt zu haben.

Die „Zeitung" war für die Masse etwas Anonymes – eine gedankliche Macht, gegen die geschlossene Formationen angesetzt werden müssen. Die Paläste der Presse wurden daher zu Beginn aller Umsturzversuche besetzt. Ihre Maschinen, die das von Verlogenheit triefende Zeitungswort gespien hatten, sollten stillgelegt werden. Und als während der Streiks Tageszeitungen nicht erscheinen konnten, war kaum ein lautes Wort des Bedauerns in der Bevölkerung zu hören. Denn – „alle Zeitungen lügen". Waren sie ausgeschaltet, so versickerte auch die Verhetzung im ruhedürstenden Boden der Volksseele. Das Tatsächliche konnte ebensogut durch die kommentarlosen Ausgaben der Nachrichtenbüros erfahren werden. Allerdings: auch sie – lügen. Und die Initialen W. T. B. genügen, um einen Abgrund von Mißtrauen in der Seele des Volkes aufzureißen – –

Man glaubte nicht – und wollte doch glauben. Es ist gewiß wahr: die Presse hatte das erlösende Wort für die um Wahrheit ringende Volksseele nicht gefunden, weil am Schreibtisch das sprießende Leben in seiner ganzen Saftigkeit, voll von geheimnisvollen Wundern, in Worten überhaupt nicht eingefangen werden kann: es ist aber auch wahr, daß Menschen, die einander durch Erziehung und soziale Gegensätze fremd sind und über-

dies hinter unfreundlichen Masken das rechte Seelenleben sorglich hüten, gesellschaftsunfähig werden, wenn das Mittelsorgan der Verständigung fehlt. Kein Führer kann ohne Zeitung auf Massen wirken; die Massen nicht ohne Druckerschwärze schnell mit den Gekürten sich verständigen. In Revolutionszeiten, da Besessenheit und Wahrheitsfanatismus alles Konventionelle zu zerfetzen droht, ist das gedruckte Wort überhaupt nicht zu entbehren. Das Neue ringt mit dem Geborstenen. Der Führer reißt an der Seelenpforte derer, die ihn nicht verstehen wollen. Und niemand war daher so unglücklich wie er, als Arbeitsniederlegungen das Getriebe der Zeitungen stillegten. Die Regierungen verzweifelten. Ihr Wollen und Erkennen bäumte sich ohnmächtig; denn es fehlte das Instrument, mit dem allein sie sich mitteilen konnten. Das nicht mehr von grundsätzlichem Mißtrauen beschwerte Wort wurde, wenn auch einseitig, wieder Bedürfnis.

Die Presse hat eine Aufgabe, allem Mißtrauen zum Trotz. Sie ist mehr als Maschine der Nachrichtenübermittlung. Und wenn sie versagte, so ist nicht die Institution, die notwendig aus einem Bedürfnis unserer gesellschaftlichen Organisation geworden ist, sondern Entartung der Funktion, falsche Einstellung, Überhitzung des ganz auf kapitalistischen Betrieb gerichteten Apparates schuld.

Bekennen wir ehrlich: die deutsche Presse ist Volk und Parteien, denen sie dienen wollte, fremd geworden. Deshalb war Mißtrauen gegen das für den Tag geschriebene Wort berechtigt. Schrifttum von Literaten, nicht einfach von Männern. Ein Volk, das ganz in der Arbeit lebte, dem aus fleißigen Händen wachsenden Werk sich bis zur Selbstvergessenheit verschrieben hatte, das in opfernder Tat sein Bestes, das warme Blut seiner Männerschaft auf die Altäre der Gemeinschaft goß – dies Volk konnte nicht anders, als sich geekelt abwenden von dem in Hirnschmalz gewälzten Wort eitler, vielleicht auch feiger Literaten. Es mußte mißtrauen der geckenhaften Manier einiger pedantisch Lehrhafter, den Wortfanfaren nationalistisch Erhitzter, die sich am tönernen Klang ihres Schellengerassels berauschen und dies Geräusch für den Ausdruck germanischer Tatlust halten.

Das Volk fühlte: während die eigene Seele von Zweifeln und Fragen zerrissen war, die Zeit problematisch verdunkelt in Zuckungen kreißte, wurden ihm täglich auf Rotationspapier endgültige Formulierungen als Antwort geboten. Es hatte geglaubt und erwachte, um in einer von Stürmen durchtosten Welt vergeblich nach geistigem Halt zu suchen.

Das aber soll die Presse werden.

Jetzt tasten die Massen zu ihren Organen zurück. Das Mißtrauen gegen die Presse wird sich verflüchtigen, wenn die zu Führern und Vertretung gesunden Schrifttums Berufenen an die Redaktionstische eilen und in enger Berührung mit den Massen sagen, was ist, und den um Aus-

druck Ringenden die Erlösung des Wortes in den Mund legen. Auch die Presse muß sich der Hypertrophie kapitalistischer Entwicklung entfremden. Davon später. Wechsel der Menschen und Umstellung des Apparates. Dann wird die Zeitung nicht mehr mißachtet, gefürchtet, verhätschelt und umschmeichelt sein, wie ein gefährliches Raubtier, das aus seinem Käfig die Massen anfletscht. Die Presse wird wieder zur notwendigen Ergänzung unserer gesellschaftlichen Organisation, der sie entsprossen ist, werden. Die Organe einer Gemeinschaft, und zu ihnen gehört die Presse, müssen aufeinander abgestimmt und eingespielt sein; sie dienen einem Zweck: dem Ausdruck gesellschaftlichen Lebens.

Not zeuge Fruchtbarkeit. Gegen die Mißachtung des Wortes erstehe ein neues Schrifttum.

2

Bestimmte wirtschaftliche Beschäftigung, greifbare Ergebnisse technischer Denktätigkeit zeitigen einen Zustand, den Lamprecht treffend das „sozialpsychische Diapason" des Zeitalters genannt hat. Gegenwart und jüngste Vergangenheit aber kennzeichnet das Diapason der „Reizsamkeit".

Die Presse spiegelt den Zeitgeist in all seiner Empfindsamkeit, dient ihm und unterwirft sich trotz aller Eitelkeit und des durchaus nicht nützlichen Stolzes auf ihre Unabhängigkeit. Selbst Zeitungen, die nicht durch Parteiinteressenten gespeist werden und ökonomisch ganz aus eigener Kraft wachsen, buhlen um die Massen, sind geil nach Beifall, ringen um hohe Zahl von Lesern und Inserenten. Werden sie gelesen, so wächst ihr Anspruch auf Anzeigen: die Quelle allen Reichtums.

Demnach: – kein Erwerbsinstrument ist abhängiger von den Massen als die Zeitung. Der Redakteur macht sie, aber diktiert wird der Inhalt von den Massen.

Nur, daß die Presse das sozialpsychische Diapason der Epoche potenziert und in erregten Zeitläuften ins Groteske steigert. Das scheint dann wie Führung und ist: Übertrumpfung –

Der Journalist aber wird zum Nervenzentrum der Zeit.

Aus allen Schichten der Gesellschaft wachsen dem „Beruf der Reizsamkeit" geeignete Männer entgegen. Zu lernen ist an dem Handwerk verflucht wenig. Verlangt wird die Fähigkeit, den Funken Münchhausens sich aus dem Auge zu schlagen, die Disposition zur Entflammung – letzte Feinfühligkeit der Nervenstränge, jeden Reiz in Erregung umzuleiten und bei gesteigerter Temperatur etwas wie ein fertiges Urteil aus immer bereitliegenden, allgemeinen Ideenassoziationen zu schmelzen. Auf Unruhe, Sorge ist der moderne Journalist stets eingestellt. Vielseitig, ohne tief zu sein, extensiv, ohne das Organ, aus dem vollen Bronnen geschlossener

Persönlichkeitskultur Einseitigkeit, gradlinige Entwicklung zu schöpfen. Einseitigkeit aber ist zu allen Zeiten Voraussetzung starker Kraftentwicklung gewesen; ist eine Gnade. Statt dessen wird die Fähigkeit der Einfühlung gepflegt, bis sie nicht mehr Mittel, sondern Inhalt der Erkenntnis wird.

Der Journalist gebiert nur Eintagswerk. Trotz feinster Form, geistreicher Verkleidung fast immer schnell errafft aus bereitem Vorrat: ganz zu kurzlebiger Wirkung auf wandelbare Ereigniskonstellationen berechnet.

Nur Männer von starkem Selbstvertrauen können so arbeiten. Problematik wird zum Hemmnis. — Die Masse will Antwort auf ihre Fragen, auch wenn sie noch nicht über die Lippen kamen. Der Journalist darf nicht zweifeln. Seine Worte müssen fallen: gewichtig und schwer, Autorität heischend und alle Deutelsucht hastig erstickend. Er spiegelt nur Oberflächenerscheinungen.

Der im Herzen einst bangte, verlernt es gemächlich. Nachgerade glaubt er an seine Offenbarungen, fühlt sich als ein Gefäß, in dem Erleuchtungen aufflammen. Pythia, aus der die Gottheit der Zeit spricht.

Und leider ist es so: der moderne Journalist offenbart die Seele der Zeitgenossen, ohne sie doch zu erschöpfen.

Etwas vom Komödianten ist in ihm. Proteus wie ein Schauspieler, der dem Gehalt erdichteter Gestalten einfühlend Linie und Maske leiht, ohne doch selbst in seiner Entwicklungsfähigkeit als Individuum aufbereitet oder gesteigert zu werden. Dem Komödiant durch jene Eitelkeit oft ähnlich, die übermäßige Selbstspiegelung meistens erzeugt. Was Inhalt sein sollte, ist oft nur Geste; was Temperament scheint, gewöhnlich nur Temperatur.

Vielleicht kann das nicht anders sein. Gewiß nicht. Der Presse als einem Organ unserer Gesellschaftsverfassung kommen Funktionen zu, die in gesetzmäßiger Relation zu dem Leben des ganzen Körpers stehen. Da der Journalist die potenzierte Reizsamkeit einer reizsamen Gesellschaft verkörpert, müssen auch die Ursachen seiner Entstehung die gleichen sein, aus denen die Normalpsyche der Zeitgenossen erwuchs: Mechanisierung des Lebens, die durch technische Errungenschaften eigenartig gekennzeichnete Verquickung von Zivilisation im Kulturmäntelchen, wie die letzten Jahrzehnte sie gezeitigt haben.

Mehr als andere steht der Journalist, einsame Nervenzelle, in der Brandung heranstürmender Ereigniswogen. Eine Unzahl modernster Maschinen speit ihm Worte entgegen. Nachrichtenwellen jagen einander. Aus dieser herandrängenden Flut muß schnell eine rettende Planke gefischt werden. Und täglich, jährlich wiederholt sich dies Spiel: aus der Unregelmäßigkeit des Neuen etwas wie das Gesetz des Tages zu erklügeln, die Siebenzahl teilbar zu machen. Das Hirn arbeitet in kurzen Stößen;

es legt zurecht, kombiniert, assoziiert und bereitet ein selbstsicheres Urteil vor. So wirkt alles impressionistisch.

Und der als ein Freier, vielleicht auch als starke, Selbstzwang gewöhnte Persönlichkeit, die von den Winden des Tages getriebene Preßmühle betrat, wandelt sich langsam, gleicht sich dem Berufstypus an. Das ist ein erstes Übel. Denn nun zehrt er von dem erschöpfbaren Vorrat an Geist und Kenntnissen, mit dem er die Schwelle des Zeitungspalastes betrat. Nur Griffe, Kunstkniffe werden noch erlernt. Vertiefung ist ausgeschlossen. Es geht dem Journalisten wie einem langjährigen Parlamentarier, der nicht Rast zur Ergänzung der verbrauchten Kräfte findet. Nerven lassen sich nicht mißbrauchen, ohne stumpf zu werden. Vielleicht war der Adept von Hause ein tüchtiger Schriftsteller mit großen, unverbrauchten Fähigkeiten; aber sie reichten nicht aus, um die natürlichen Widerstände gegen alles Neue und Eigenartige niederzulegen. Nun wandelt er sich — und wird unmerklich Journalist.

Die Presse kennt keine Intimität der Lebensführung und des Schaffens. Breites Licht fällt auf den Erzeugungsprozeß schon im Augenblick der Konzeption, und unter seinen Strahlen verdorrt oftmals die beste Kraft. Wenige erhalten sich einen Teil ihrer Potenz und wuchern mit dem vorhandenen Pfund eine kleine Spanne; aber auch sie verzehren sich und werden steril. Und wenn ihnen Erinnerung an die Reinheit und Kraft der Jugendstunden aufdämmert, brennt etwas wie Scham im Herzen.

Der typische Journalist ist fast immer kritisch gestimmt. Als Feuilletonist und Kunstkritiker mit stark impressionistischem Einschlag; in allen anderen Sparten: auf Skepsis, Kritik und selbstkarikierende Antwort eingestellt.

In der Politik aber herrscht seit Jahren — und dies ist eine sehr wesentliche Ursache unseres Zusammenbruchs, Zeichen der Zeit — der Feuilletonist. In unbegreiflicher Einseitigkeit wollte die politische Führung das stumme Wachsen von Menschheitsgesinnungen, die geistige Dynamik und den seelischen Rhythmus, der Völker bewegt und Weltkräfte verschiebt, rein gehirnlich erfassen. Politik aber ist mehr als Verschiebung vorhandener Figuren; heißt auch: intuitiv aus Kontemplation das Bild des Werdenden schauen, gestalten und ihm vorauseilend, Altäre bereiten.

Schlechte Politiker — schlechte Journalisten. Den politischen Journalisten Deutschlands kennzeichnete überdies ein merkwürdig femininer Zug, den gerade dieser Beruf nicht verträgt. Sein Unglück war literarische Bildung. Er wagt nicht mehr — und das ist auch Schuld der Leser — eine Sache einfach zu sagen, weil sie einfach ist. Statt dessen werden um eine Sentenz, um einsame Gedanken Wortgirlanden von verwirrender Länge gewoben — und alle Wahrheit wird staubig, versteckt sich beschämt hinter duftenden Wortblüten.

Der deutsche Leser ist Sachlichkeit in der Politik seit langem nicht mehr gewohnt. Er liest den ihm angenehm servierten Schwatz ohne Beschwerden und übernimmt jedes bequeme Urteil in sein Vokabularium.

So kamen wir zur politischen Dekadenz.

Der Feuilletonist in der Politik hat während des Krieges eine verheerende Wirkung auf die politische Bildung der deutschen Leserschaft geübt. Was waren die Kriegskorrespondenten der deutschen Presse? Feuilletonisten, Dichter, Kunstkritiker. Kaum ein Politiker, geschweige denn ein Soldat oder Stratege darunter. Die Berichte zeugen davon. Alle Schilderungen aus Bulgarien, Serbien, Rumänien, der Ukraine oder Finnland waren Gemälde, blieben flächendimensional.

Mag sein: unter den Fittichen der Zensur waren andere Berichte nicht möglich. Das Kriegspresseamt kultivierte gewissermaßen den Feuilletonisten als Kriegsberichterstatter. Er war ihm bequem, weil die Fähigkeit, unter der Decke nach dem Erzgehalt der Probleme zu suchen, diesem Frontenbummler fremd bleiben mußte. Einem geschulten Politiker wäre die Stimmung der Mannschaft und der Bevölkerung nicht Poesie, sondern Gradmesser der Gewinn- und Verlustchance gewesen. Dies schürfende, wägende Urteil aber wäre den Regierenden unbequem geworden: der Kriegsberichterstatter hatte Helden zu sehen. (Wie wenig sah er doch von ihnen!)

Die Revolution hat nichts geändert. In heiliger Ekstase, von Messiasträumen berauscht, begann Deutschland, ewig grübelnd, vertrauend und trotz der Niederlage in jugendlicher Begeisterung sein neues Staatswesen zu untermauern. Groß im Beginnen – zögernd während der Ausführung, manchmal in Zweifeln schlotternd. Aber sentimental wie seit Jahrhunderten, gläubig in Ketten.

Die Zeitungen beweisen es täglich. Der Feuilletonist in der Politik ist geblieben. Mag er sozialdemokratischer Außenminister, der Weltmächte wie gewerkschaftliche Größen wertet, oder leitartikelnde, im Blätterwald tuschelnde Pythia sein.

Der Feuilletonist, wie er auch spreche, ist immer Feind des Politikers. Er steht nicht wie der handelnde Staatsmann an verantwortlicher Stelle neben dem Steuerrad. Er ist verantwortlich nur dem Verleger und den Gesetzen öffentlicher Meinungslosigkeit. Das ist wenig. Ob handelnd oder nicht, auch der Schreibende ritzt Furchen der Erinnerung, preßt Vorstellungen und Zwangsauffassungen in die Hirne der Umwelt. Er stampft den Boden, auf dem andere tanzen werden. Kriege erklären mag der Minister; gemacht kann sie der Journalist haben.

Deshalb darf seine Verantwortlichkeit nicht anders als die zur Leitung berufener Politiker gewertet werden. Sie soll nicht sentimental, sondern

folgerichtig, sprungfertig für die Tat sein. Nicht nur negativ, literarisch kritisierend, sondern zu aufbauender Handlung bereit; nicht problemblind aus betriebsamem Fleiß, sondern problemfreudig — von dem ernsten Willen zur Vertiefung erfüllt.

Ist das möglich? Gestattet dem von Erwerbsnotwendigkeit zwischen die Räder der Rotationsmaschine Geworfenen die Zeit, das heilige Feuer in sich zu pflegen, das wir verlangen?

Sie kann es, wenn der Journalismus für den Beflissenen nicht Hafen, sondern nur Medium, nur rotes Element, das gemeistert werden soll, ist.

3

Die Vereins- und Parteipresse hat gerade in Deutschland weniger Bedeutung als im Auslande. Für gewisse Leserschichten und Interessengruppen haben kluge Verleger (meist nach der Begründung des Reiches — also zu einer Zeit, da die gesellschaftliche Schichtung nach Berufsinteressen zu erhärten begann) bestimmten Volksgruppen, nicht Parteien, Sprachorgane geschaffen, um dabei ihren geschäftlichen Profit zu finden. Die bedeutenderen, noch heute erscheinenden deutschen Zeitungen entsprechen daher in ihrer Gliederung durchaus der alten Gesellschaftsverfassung. Mit einer kleinen Übertreibung kann gesagt werden: den Voraussetzungen des Dreiklassenwahlrechts. Je nach Größe und sozialer Machtstellung der Abonnentenkreise haben sie im Laufe der Entwicklung an Bedeutung gewonnen oder eingebüßt.

Mit anderen Worten: die Findigkeit und der Spürsinn, die Anpassungsfähigkeit an die Massen, hat den materiellen Wohlstand der Unternehmungen begründet. Dem Profitinteresse erwachsen, blüht und fällt die Zeitung, ob sie sich von ihm entferne oder ihm treu bleibe. Es wäre denkbar, daß Zeitungsunternehmer von der Großzügigkeit, die im Auslande bekannt ist, auch bei uns eine so bedeutende politische Rolle spielen, daß ihnen die geistige Richtung der Zeitung ebenso wichtig als deren Prosperität ist.

Gibt es, gab es in Deutschland jemals politische Unternehmer? Der Typus war im Lande der Sentimentalität nicht möglich, weil politische Geschäftstätigkeit eigennützig und unmoralisch gescholten wurde und Gefahr lief, als korrupt, gesellschaftsunwürdig und verächtlich zu werden.

So sind wir zur ehrenhaftesten Presse der Welt gekommen. Der Literatur steht keine so nahe. Nirgends aber ist die Zeitung auch ihrer eigentlichen Funktion, ein Kampforgan, Sprachrohr der Stimmungen und Wallungen zu werden, so fremd geworden. In keinem anderen Lande ist der Zusammenhang mit den kämpfenden Gesellschaftsschichten so locker.

Denn wir sind unabhängig. Das ist unser Stolz. (Und sollte doch besser Arteriosklerose gescholten werden.) Was heißt denn dies Wort:

„Unabhänging“? Sind Zeitungen nicht Erwerbsinstrumente wie viele andere? Speisung durch Parteigelder und aus Klubkassen ist allerdings selten in Deutschland. Der Leser glaubt, daß die Unabhängigkeit der Zeitung damit garantiert ist. Er vertraut sich ihr, mag sie nun konservativ, nationalliberal oder sozialdemokratisch firmieren, als unabhängigem Organ lieber an und vergißt, daß kein Kapitalist wirklich unabhängig ist. Wie Faust dem Beelzebub, so verschrieb der Verleger seine Seele dem Profitinteresse. Daß die Zeitung gelesen werde, daß sie sich zu einer Inseratenplantage, zu einem Treibhaus für die Blüten öffentlicher Meinung entwickele, will das Profitinteresse. Hier sind die Grenzen der Uneigennützigkeit. Überwuchert das Verwendungsstreben des Kapitals den zielklaren politischen Willen, so muß die Zeitung — logische Entwicklung — anpassungsfähig werden und dem Leser statt Führerschaft Literatur — Wiedergabe von mehrfach durch Spiegelreflexe gebeugter Gefühlswallungen, weltfremdes Schrifttum präsentieren.

Unabhängig sind nur Männer, die sich geistiger Arbeit verschrieben; Führer, die von der ganzen Elastizität einer erlebten Erkenntnis erfüllt sind und sich zum Gefäß gestaltenden Willen geläutert haben. Nicht aber Organe, wenn sie jede Parteizugehörigkeit entweder peinlich meiden oder zu ihr nur lose, nicht verpflichtende Beziehungen unterhalten und im übrigen aus dem Boden des Profitstrebens Lebenskraft saugen.

Die besten deutschen Zeitungen sind literarisch und politisch noch immer diejenigen, welche das Mundstück politisch organisierter Massen sind und mutig und bewußt sich zur Dienerschaft beugen, soldatische Tugenden üben; Zeitungen also, die abhängig sind.

Im Ausland ist die Presse viel stärker. Interessentengruppen beherrschen das Zeitungswesen. Aber dies ist kein Geheimnis. Der Leser kennt die Beziehungen jeden Blattes und damit verliert, was wir als Korruption bezeichnen, sehr viel an Gefahr. An literarisch-moralischer Bedeutung büßt die Zeitung indessen kaum ein, wenn sie zum Parteiorgan wird. Sie kann geschäftlich dennoch vorzüglich geleitet sein und geistig durchaus letzten Anforderungen genügen. Nur muß sie zu aller Vorteil Disziplin üben.

In wirklich parlamentarisch regierten Staaten wäre kaum denkbar, daß sozialistische Blätter einer Regierung, die aus ihren Reihen hervorgegangen ist, bewußt Schwierigkeiten bereiten und Kritik üben, als hätten sie niemals Beziehung zu Männern gepflegt, die gestern noch mit ihnen in Reih und Glied gekämpft haben. Nicht weniger unlogisch ist die Haltung demokratischer Blätter, wenn sie einer nach Wünschen der Partei gebildeten Regierung die Gefolgschaft plötzlich versagen und in stolzer Unabhängigkeit ihre Männerbrust wölben. In dieser Unabhängigkeit ist kein Vorzug zu erblicken. Mag sie als Bodensatz der Vergangenheit in die nachrevolutionäre

Epoche hinübergenommen sein, sie muß sich in disziplinierte Freiheit wandeln. Für ein machtvolles Zeitungsorgan sollte es cum grano salis nur zwei Wege geben: Opposition oder tätige Mitarbeit, je nach Bekenntnis und Kampfstellung der Partei.

Auch große deutsche Blätter folgen zuweilen nur Stimmungsfluktuationen und triefen von Temperament, ohne der Wirkungen voll bewußt zu werden. Andere schwimmen mit den Wogen schnell auftauchender Massenerregungen. Öffnen sie das Visier, so wird nicht das kampffrohe Antlitz eines Mannes, sondern die verblichene Schemenhaftigkeit von Ideen, häufig kapitalistisch gebundene Rücksichtnahme sichtbar. Keine wirtschaftliche Unternehmung aber verträgt die Beherrschung durch reine Profitinteressen schlechter als die Presse. Nur wenn die Besitzer gleichzeitig zu geistigen Trägern der Unternehmung würden, wenn sie vom Willen zu wirken, Amt und Würden sich zu erstreiten, beseelt wären, kann das Gewinnstreben geadelt werden. Clemenceau, Lloyd George oder etwa der verstorbene bulgarische Staatsmann Rizow sind Journalisten gewesen, weil sie Politiker waren; nicht umgekehrt Journalist um Politiker zu werden.

Wenn die Zeitung kein Hafen ist, kann sie nur Durchgangsstation sein. Dem Parlament steht sie in der Methode der Arbeit sehr nahe. Auch darin, daß Kritisieren und Führen letzten Endes nur möglich ist, wem Einblick in Plan und Motiv der Regierenden gewährt wurde. Kenntnis verpflichtet nicht zur Folgsamkeit oder zur Aufgabe oppositioneller Stellung. Aber sie verhindert Don Quichoteritte, Austeilen von Lufthieben; hemmt sinnloses, wüstes Krakeelen und zwingt zu ernsthafter sachlicher Auseinandersetzung. Deshalb ist nicht nur wünschenswert, daß führende Journalisten in (recht oft schlecht geleiteten) Pressesitzungen von der Regierung oberflächlich unterrichtet werden, sondern daß sie selber Politiker mit programmatischen Grundsätzen sind, die – vielleicht einmal – auch den Weg zum Parteiführer, zum Beamten oder zum praktischen Staatsmann finden. Nicht um an die Futterkrippe zu kommen. Vielleicht war die Zeitung manchem als Masttrog besser geeignet; aber beseelt von dem Willen, das auszuführen, was vorher in Schrift und Wort verbreitet ward.

Zu Zeiten der kaiserlichen Regierung tauchten Minister wie Meteore auf und verschwanden, wenn die Sonne majestätischen Wohlwollens sich von ihnen abwandte. Große Begabungen wurden zur Untätigkeit verurteilt. Alle verabschiedeten Minister standen im Schmollwinkel; das Geraune dieser Wissenden, nie wieder Berufenen, war den Regierenden oft unbequemer als offene Feindschaft. Den Weg in die Presse fand keiner. „Männer, die ihren Beruf verfehlt haben?" Nein: Journalismus ist nach Johannes V. Jensen, des klugen Dänen Wort, das „einzige Handwerk, das so einem Manne geziemt".

Aber freilich: es fordert Tugenden, die im vorrevolutionären Deutschland gesellschaftlich verfemt waren: Kampffreudigkeit, Bekennermut, Unvoreingenommenheit des Urteils und vielleicht auch kritische Schärfe. Eigenschaften, die gebilligt wurden nur für Männer in Amt und Würden. Nicht jenseits des Bezirks bürgerlicher „Wohlanständigkeit". Aber wie eng wurde dieser Begriff.

Und jetzt? . . . . Der Weg ist frei. Solange Parteienzerklüftung eine gewisse Stetigkeit in der Regierungsbildung verhindert, werden die Regierungsvertreter schnell wechseln. Sie wandeln sich wieder zu Abgeordneten oder zu Privatbeamten. Es wäre wünschenswert, wenn sie den Weg in die Presse fänden. Nicht nur als Mitarbeiter und Informatoren, oder (neueste Entwicklung) als Leibjournalist für ein ganz bestimmtes Blatt; sondern zu tätiger systematischer Arbeit innerhalb des Redaktionsverbandes. Erinnern wir uns, daß der Chef der „Times" stets ein höherer Regierungsbeamter mit langer praktischer Erfahrung ist, der genau über die Willensrichtung der Behörden, ihre Grundsätze und Ziele Bescheid weiß. Diese Kunde, die Voraussetzung jeder Urteilsbildung sein sollte, fehlt uns noch. An Stelle der politischen Feuilletonisten bemühe man sich, Männer mit praktischer Erfahrung, mit festem Willen zur Wirksamkeit für die Zeitungen zu gewinnen — Männer, die politische Potenzen, Führer sind; mögen sie am Redaktionstisch, Rednerpult des Parlaments oder am Staatssteuer stehen. —

In diese Richtung muß auch in Deutschland die Entwicklung gezwungen werden. Parteihader wird in sachlicheren Formen ausgetragen werden; die Gediegenheit des Urteils wird sich steigern; das Ansehen der Presse, das Vertrauen zur geistigen Führung wird sich noch einmal einfinden. Das Wort gewinnt wieder an Klang, wird wieder in reineren Akkorden schwingen. Die Presse wird Medium. Sie ergänzt und erneuert sich nicht mehr nur aus dem unerschöpflichen Bronnen des geistigen Proletariats. Von unten kommende Begabungen werden von ihr aufgefangen, nicht aufgehalten und ausgesogen; von oben Zurückgleitende finden in ihr Kampfstatt und Halt, füllen die Kräfte auf und setzen erneut die Macht ihrer Persönlichkeit für geistige Führung kraft selbstgewählten Amtes ein.

Aber . . . . . ist das auch möglich? Widerstrebt nicht etwa die kapitalistische Organisation, das wirtschaftliche Rückgrat unserer Tagespresse, gerade dieser Entwicklung? . . . .

Keineswegs. Das deutsche Pressekapital hat bei weitem nicht den gewaltigen Akkumulationsgrad wie etwa in England oder der Union erreicht. Es fehlt ihm aber auch die Opferwilligkeit für politische und erzieherische Ziele; es fehlt ihm der Mut zum Heile eines Ideals, vielleicht einer politischen Idee etwas wie eine Selbstkreuzigung vorzunehmen.

Politisierung des Kapitals heißt Bekenntniszwang, Selbstbesinnung. Nicht notwendig – Korruption. Noch ist das Profitstreben an die Verwendung, Wandlung und Formung von Sachgütern geknüpft. Im Dienste einer Idee kann es des ausbeuterischen Charakters entkleidet werden und gesellschaftsbildend wirken.

Der politische Verleger muß also Führerqualitäten, scharfkantigen Charakter besitzen. Damit nähert er sich dem ersehnten Typus des Journalisten. Vielleicht vermischen sich die Wesenheiten beider Erscheinungen, und es erwächst der Verschmelzung ein Wesen von axiomatischer Einfachheit: der vom Willen zur Wirksamkeit getriebene unternehmende, streitfähige Journalist. Die Flucht in die Wochenschrift, von der alle Besseren in der Erkenntnis beseelt sind, daß der Tagesdienst in der jetzigen Form das Rückgrat zermahlen muß, wird dann vielleicht aufhören. Wir werden Zeitungen haben, die auf den Namen von Männern getauft sind.

Sozialisierung der Presse? .... Keine wirtschaftliche Institution vertrüge Vergesellschaftung schlechter. Vielleicht Verstaatlichung der internationalen Nachrichtenübermittlung. Nicht aber der Meinungsbildung. Der Prozeß der Urteilskristallisierung ist etwas Lebendiges, das sich nur in voller Freiheit abseits aller bürokratischen Schematisierung, unbelastet von stubenhafter Enge, vollziehen kann.

Vielleicht gelingt es, Zeitungen gewerkschaftlich zu machen. Ethisch und politisch Gleichgerichtete tun sich zusammen und steigen in die dunklen Schächte der Wahrheit hinab wie Knappen, die gesonnen sind, mit gleichem wirtschaftlichen und geistigen Einsatz das Erz der Erkenntnis zu brechen, zu fördern und den Erlös zu teilen.

Ein Wunsch. Ziel. Nicht mehr. Denn gerade dieser ersehnten Entwicklung droht durch den Organisationszwang (der selbst eine so widerstrebende auseinandergleitende Materie, wie die des Pressedienstes Beflissenen, erfassen mußte) große Fährnis. Kaum ein anderer Beruf verträgt tarifarische normalisierende Behandlung so schlecht wie jener des freien geistigen Arbeiters. Und dennoch ist aus dem Willen zur Organisation den Beteiligten kein Vorwurf zu machen. Zusammenschluß heischt Zusammenschluß. Beginnen die Massen von unten herauf sich zu organisieren, so bleibt schließlich auch den freien Arbeitern nur die Wahl des Harakiri oder der Entschluß, die Freiheit mit der gewerkschaftlichen Zwangsjacke, mag sie auch drücken, zu vertauschen.

Schwerer Entschluß für den freien, geistigen Arbeiter! Das hirnbegabte Proletariat zählt längst nach Legionen. Täglich brechen neue Planken des bürgerlichen Krals zusammen, werden splitternde Teile höherer Gesellschaftsklassen in die mit dumpfem Schritt hinrauschenden Massen des Weltproletariats hinabgeschleudert. Aus diesen Verstoßenen erwachsen den eben

Organisierten Widersacher. Möchten die Unternehmer die geistige und seelische Notlage der wissentlich in das Joch der Organisation schreitenden Intellektuellen, der Journalisten, nicht ausnutzen und auch sie in den Klassenkampf zwingen. Sie würden immer die Unterlegenen sein. Ein kleines Häuflein, aber der Most, um die Massen in Gärung zu bringen. Verdirbt er in der Hand des Kapitalisten, so kann tiefe Schädigung, auch der Geführten, nicht ausbleiben.

Viel ist gerade am deutschen Journalisten gutzumachen. Idealismus hat ihm versagt, sich ganz wie andere Berufskategorien den Erwerbsinstinkten zu verschreiben. Was war die Folge? Daß wirtschaftliche Not ihn zur Qualle, zum Tintenfisch erniedrigte, obwohl besseres Wissen ihn zum öffentlich freischaffenden Tatmenschen bestimmt hatte. Der Verleger kann diesen Ärmsten der Armen, weil sie das Bewußtsein ihres Elendes empfinden, vielleicht in letzter Stunde noch helfen. Der politische Journalist macht Politik, ohne doch Politiker zu werden; der Feuilletonist steht über der Literatur, ohne doch Schriftsteller, Künstler zu sein, der Handelsredakteur ist entweder Lakai oder Kritiker des Kapitals, ohne doch Kapitalist oder nur vom Willen, es zu werden, beherrscht zu sein.

Aus diesem Widersinn kann nur gehobene wirtschaftliche Stellung retten, die zur Freiheit der Entwicklung des Urteils und letzten Endes zur Freiheit der Tat führt. Des sollte der Zeitungskapitalismus – nicht zu seinem Schaden – eingedenk sein.

Begegnung mit Busoni

von Martha Karlweis

Wunderbar, aus einem fremden und unversehrten Land in unsere Not zurückzukehren eines einzigen Angesichtes voll. Jeder hat auf den Lippen müßige Fragen: wie wars? wie schmeckt Fülle? wie riecht Geborgenheit? Der augenblickliche Zustand der Schweiz ist fast allen zum verlorenen Paradies geworden, aber sieh da, den meisten Erdenkindern bedeutet Paradies – Schlaraffenland. Sie fragen nach den gebratenen Tauben, und vor mir ist das Gesicht, die Stirn, die Gebärde. Er saß am ersten Abend an einem runden, glatten Tisch ohne Tuch, hatte Wein vor sich stehen, auch Blumen und Früchte und Backwerk waren da, und man konnte von der Straße an den Tisch gelangen, ohne eine Glocke zu läuten oder einer dienenden Hand zu begegnen. An diesem gastlichen Tisch saß er ganz allein im Licht der tief herabgezogenen

Lampe. Das Gesicht war alt, wie eben erloschene Lava. Älter kann die Form, im Augenblick vorher noch glühender Fluß, nicht werden, und daß dieses edel verbleichte Haupt einmal die Züge eines Jünglings trug, tut nichts zur Zeitlosigkeit des endgültigen Gepräges. Als er sich erhob, um uns zu begrüßen (ich kam als Begleiterin eines ihm teuern Freundes, den er in Jahren nicht gesehen), erblickte ich den Fall der Schultern, Wuchs und Gang, und die Legenden, die sich um den Virtuosen ranken, den Mann, an dem die Augen hängen, kamen mir erst jetzt in den Sinn.

Im kleinen Gewebe von Mund zu Mund ist immer Schuß oder Kette falsch, zuweilen beides. Was aber hier gewoben wird, Bezweiflung oder Hymne, ist immer Spinnweb und gehört in den Besen; denn nirgends wie hier ist zweierlei Erscheinung vor der Welt und inneres Gesicht. Und selbst wer ihn mit aufgeschlossenem Sinn, zumittelst in der schönen Muschel der Häuslichkeit, erblickt hat, kann nur ahnen, wieviel und wie Wesentliches diese beredten Lippen verschweigen.

Ich sage zweierlei, und schon ärgert mich das fadenscheinige Wort. Denn zweierlei besagt noch nicht, daß eins dem andern in den Haaren liegt, daß kaum ein Ding in dieser Seele aufsteht, dem nicht sogleich ein Gegner gewappnet gegenüberträte. In jedes Menschen Brust findest du Widersprüche, aber wie sie sich zueinander verhalten, das macht die Unterschiede aus. In dem einen drücken sie sich mißtrauisch um einander herum wie verdrießliche Hunde, im andern keifen sie anfallsweise wie zanksüchtige Dienstboten; ein dritter sorgt für ihren Schlaf, ein vierter züchtet sie für die Parade, und die meisten lassen sie untereinander liegen wie verdächtigen Kram in einem schmutzigen Koffer. Was dich aber aus jenem Antlitz anblickt, ist eine schier erhabene Rechtschaffenheit, eine weißgeglühte Reinheit, die nur von einem unablässig lodernden Feuer hervorgebracht werden kann. Und reine Flamme über Kampf und Verzehrung wehend, ahnst du hinter Wort und Blick, hinter Zorn oder Irrtum, hinter Eigenwillen oder Zweifel, ja gerade durch das Trübe bricht sie am hinreißendsten und am herzentzündendsten. Denn einen großen Menschen liebt man ja am heimlichsten um jener Dinge willen, deren Abwesenheit erst den mittleren liebenswürdig machen.

Ist nun das Innere so vieler Menschen ein Hundezwinger, eine Küche, eine Schlafstube, ein unreinlicher Koffer, so will ich dieses Mannes Seele eine Bühne nennen. Wie, fragst du aus allen Wolken gerissen, also ein Schauspieler, ein Komödiant? Gib dich zufrieden, freilich ist er auch ein Schauspieler, denn seine Hausgottheit heißt Meisterschaft, und der Weg zu ihr heißt Zucht. Zucht aber bringt die schöne Form hervor, und die schöne Form will genossen werden, sie bringt sich dar. Aber nicht darum vergleiche ich sein Inneres mit einer Bühne, sondern weil er mir in einer

erhitzten und theatralischen Welt als der einzige dramatische Mensch erscheint. – Es ist ein solcher Trieb zur Gestaltung in ihm, daß selbst sein Verworrenes Form annimmt und Rede steht. Es treten auf die tyrannischen Gelüste und liefern ihre Schlacht der Gerechtigkeit. Es kämpft der Despot mit dem Liebenden, der Zweifler streitet mit dem Gläubigen, das Klare mit dem Dunklen, der Zauberer mit dem Wahrheitssucher, Mephistopheles mit Faust. Alles drängt zur Entscheidung: steh und bekenne! Und ein furchtbarer Ernst bewacht alle Schlupfwinkel. Disput um Disput und Schlacht um Schlacht wird auf offener Szene ausgefochten wie in einem Shakespeareschen Drama. Ausgeredet soll das Angedeutete werden, bekannt das Verborgene, immer das Visier emporgeschlagen, Zeugnis abgelegt mit jedem Blutstropfen, vertrieben das Alte, Dumpfe, Spinnwebichte, Verknäulte. Dieser Katholik, der das vielgestaltet Heilige liebt, ist ein gewaltiger Protestant, mit dem Maß des Ulrich Hutten ist er zu messen, und sein „hier steh ich und kann nicht anders" hat mein Herz mit Enthusiasmus erfüllt und mir Trost gegeben in den Anfechtungen der Wirrnis.

Im Drama tritt nur der Mensch auf oder die vermenschlichte Kraft, und so spricht auch nur das Menschliche zu diesem dramatischen Menschen. Sowie in der antiken Tragödie kein Raum ist für Gras oder Baum oder Meer oder Gebirge, so schweigt auch ihm die Landschaft, und die Pflanze hat ihren Reiz nur im gehegten menschlichen Bezirk, sei es Garten oder Stube. „In London, in Paris, oder selbst in New York im fünfzehnten Stockwerk eines menschenwimmelnden Gebäudes könnte ich besser leben als im Frieden eines idyllischen Dorfes", sagt er fast grimmig, und er redet nach seinem innersten Gesetz, wenngleich das äußere Leben modifizierend wirkt, hier wie überall. Denn niemand wie er, der ganz dem Menschentum Verschworene, leidet so feinnervig an der trostlos kahlen Unzulänglichkeit der Vielen, niemand wittert so Mesquinerie, und ätzenderen Hohn als er schüttet kaum einer in die Wunden der kleinen Eitelkeiten.

Widerspruch über Widerspruch, Konflikt auf Konflikt. Ich kenne einen tiefen, zähen, sinnlich genialischen Menschen, dem es Ernst ist mit der Reinigung von Herz und Geist. Bis heute aber ist er eines Knabenwunsches nicht Herr geworden, nämlich des Wunsches: zaubern zu können. Der Zauberer, das ist der, der den Sinnen unrechtmäßige Herrschaft verleiht über ihr Amt und Teil hinaus, und der die unrechtmäßigen Herren seinerseits beherrscht, sei es zum Zweck, sei es zu seiner Lust am Herrschen. Der Mann aber, dessen Bild ich mit diesem Brief in dir erwecken will, ließ sich eines Abends zu dem herbei, was er, tief ungern von sich selbst verführt, kopfschüttelnd und ungeduldig, das Mißverständnis nennt, das heißt er setzte sich, dem Freund zu Liebe, an den Flügel. Höre mit feinem

Ohr! Das Mißverständnis ist hier nicht der Dienst, den er großen Sinns den Großen seiner Kunst widmet. Ich kauerte, auf Höchstes vorbereitet, in einer Fensternische. Die Figur, die Haltung, wie allein schon der Ehrfurcht würdig! Spieler und Instrument schlossen sich in eins und dies eine, das war der Magier, ich fühlte es, während ein Strom von Berückung mich überfloß. Er aber will nicht mehr Magier sein, des Knabenwunsches ist er Herr, nie fühlte ich ihn edler, als während seine dämonischen Hände zauberten, edel über die Magie hinaus, und dieser tragische Adel flammte über dem bleichen Haupt wie ein Diadem. So offenbart sich, was er mit vorsätzlicher Knappheit Mißverständnis nennt. Und wenn er ruft: „Mit Fünfzig muß ich das Gleiche studieren wie mit Fünfzehn, ist es nicht eine Schande?" Wenn er es ausruft mit diesem blitzenden Zorn, mit diesem verächtlichen Ingrimm, dann ist mehr Überdruß an der eigenen Kraft der Magie darin als Ärger über die Ungebühr der Forderung. Dieser Überdruß aber hebt ihn hinauf in die Einzigkeit, um dieses Überdrusses willen ist er als Vorbild gesetzt allen, denen es Ernst ist mit der Reinigung, aber in denen der Wunsch nicht sterben kann, der Wunsch, zu zaubern. Hier ist einer, der durch alle Verführungen einer Meisterschaft gegangen ist, und er ist ihrer überdrüssig. Welche Unerbittlichkeit, welche Erkenntnis, welche Demut!

Du siehst hier schon, mit welcher Notwendigkeit er zu einer Faustgestaltung kommt, die den Brennpunkt seines schöpferischen Lebens bilden muß. Wenn ich dir nichts davon berichte, dann rechne es zu meiner Scheu, Grenzen zu überschreiten, die mir eine zarte innere Stimme setzt. Uns Frauen bewegt zuvörderst der Mensch, das vom Weibe Geborene, die Kreatur. Ich habe vor Jahresfrist die Orchesterprobe eines unsäglich schönen Klarinettenkonzerts von ihm gehört. Aber wie sonderbar ergeht es mir, die melancholische Perlenreinheit der Melodien ist unzertrennbar verknüpft mit einer kleinen Szene, nicht einmal Szene, einer Ausstrahlung bloß seiner unvergleichlichen Art. Der junge italienische Künstler, der die Klarinette gespielt hatte, trat nach dem Schluß des Stückes auf den Meister zu, erbat sein Urteil, und jener lobte ihn. Das ist alles, fast nichts. Wer aber kann dieses Nichts beschreiben? Jene Mischung von Väterlichkeit und chevalereskem Dank, die ich in Lächeln und Gebärde ahnen konnte, denn nicht einmal das Wort stand mir zu Gebot, er sprach italienisch. Wie kommt es, daß ich erschüttert aus dem Saale ging, und daß mir der kleine Blumenstrauß, den ich schenken wollte, in der Hand verblieb aus Scheu und Ehrfurcht? Ich habe reifen Gemüts zum erstenmal die „Zauberflöte" gehört. Wie tief war da in mir schwermütiges Heimweh nach jenen lichteren, höheren Zuständen dem Entzücken beigemischt! Sahst du je einen Vogel mit scheinbar unbewegten Flügeln in den Lüften

hängen? So hielt sich mein Herz in Mozarts Musik in schwebender Mitte, und alles umher war gerecht und gut. Es gibt aber eine Gerechtigkeit der höheren Zustände, wir nennen sie Cortesia, und ihrer ist der Mann teilhaftig, dem mir vergönnt war, zu begegnen. Was uns in seltenen Augenblicken ahnungsvoll durchweht, ist gleichsam in seinen ganzen Stoff gegossen, so daß alles, das Kleinste wie das Größte, einen feinen Glanz davon empfängt. Begreifst du jetzt, warum ein kurzer Dank, ein Wort, ein Schweigen, ein Gruß, ja selbst ein zorniger Zweifel Klang vom gleichen Klang ist wie ein Klavierstück, ein Satz aus einer Violinsonate, das Klarinettenkonzert? Durchleuchtet und gebunden ist hier alles von jener göttlichen Cortesia, von der es heißt, daß um ihretwillen die Sonne jeden Morgen von neuem aufgeht über dem erdzerwühlenden, blinden Menschengeschlecht.

Jungamerikanische Dichtungen

übertragen von Claire Goll

Mörder

Ich singe euch zu
Sanft wie ein Mensch zu einem toten Kinde spricht,
Hart wie ein Mann in Handschellen,
In denen er sich nicht rühren kann.

Unter der Sonne sind sechzehn Millionen Menschen
Auserwählt mit glänzenden Zähnen,
Scharfen Augen, starken Schenkeln
Und warmem jungen Blut in den Adern.

Und roter Saft rinnt über Gras,
Und roten Saft trinkt die dunkle Erde,
Und die sechzehn Millionen morden . . . und morden . . . und morden.

Ich vergesse sie weder am Tag noch zur Nacht.
Sie schlagen mir erinnernd an die Stirn;
Sie drücken mein Herz, und ich schreie ihnen zu,
Ihren Heimen und Frauen, Träumen und Spielen.
Nachtwachend, riech ich die Schützengräben,
Hör das leise Geräusch der Linienschläfer –

Sechzehn Millionen Schläfer und Dolche im Dunkel,
Einige unter ihnen Langschläfer für immer,
Andere gaukeln dem morgigen Todesschlaf zu.
Gekettet an das Joch dieser herzbrechenden Welt,
Essend und trinkend, sich abmühend . . .
An der Akkordarbeit des Mords.

Sechzehn Millionen.

Verwandt

Bruder, ich bin Feuer
Anschwellend unter Ozeanen.
Ich werde dir nie begegnen, Bruder. –
Nicht in Jahren, irgendwo.
Mag sein, Bruder, in tausend Jahren.
Dann will ich dich wärmen,
Dich an mich drücken,
Dich pflegen und verändern –
Mag sein in tausend Jahren, Bruder.

Carl Sandburg

Ich bin nicht Beute . . .

Ich bin nicht Beute armer Gedanken.
Ich verlasse alle meine Gefährten, ich bin ihrer schnell müde;
Ich schicke sie fort von mir, wenn sie zuviel fragen;
Denn leb ich auch einsam,
Will ich doch erleben Nacht und Tag.

Es ist nichts in mir als Tumult und Gelächter;
Mein Gelächter ist wie Schwert,
Wie die Kolbenstange, Ozeane herausfordernd.
Meine Arbeit ist Schlachtlied im breiten Mittag.
Denn sieh eines Mannes Muskeln –
Sie sind Kolbenstangen, sie sind Krane, hydraulische Pressen,
Pulverarsenale:
Aber mag mein Körper so schön sein wie blumengekrönter Hügel,
Ich will ihn verachten und mir unterwerfen . . . . . .

Ist die alte Liebe tot?
Dann will ich die neue erwarten,
Sie stärker und leidenschaftlicher zu umarmen als die alte.
Sie zu zerbrechen unter der weißen Kraft meines Gelächters,
Bis sie passiv in meinen Armen liegt.

Es ist nichts anderes in mir als Erneuerung.
Wenn mein Freund sein Haupt an mich lehnt,
Überrasch ich ihn mit Jauchzern der Freude:
Dann bin ich wieder ich selbst,
Nur mit ein paar Augenblicken Erde geimpft.
Ich sage ihm, dem Bedrückten, mir zu folgen,
Und er ist nicht mehr bedrückt.
Doch ist meine Schlacht nicht die seine;
Denn in mir sind viele andere . . .
Ich begrüße Partei und Genossen aus der Ferne;
Nicht Menschen, aber Parteien sind mir Kameraden,
Nicht Personen, Nationen sind mir Verbündete.
Ich schüttle den Nationen die Hand;
Denn ich bin Nation und Partei, und Mehrheiten wählen mich nicht –
Ich wähle mich selbst.
Ich durchschwimme das Meer und siehe!
Die Kontinente versammeln sich gleich Inseln um meine Küste.
Gespräche führ ich mit Homer und Bonaparte,
Mit David und Garibaldi,
Mit China, Pharao und Texas.
Wenn ich lache, lach ich mit Luzifer und Rabelais.
Meine Freunde und ich, wir begegnen uns nicht jeden Tag;
Denn wir sind durch Jahrhunderte getrennt, unsre Grüße umgürten den
Globus.

Orrick Johns

Die Dachstube

Komm laß uns die bemitleiden, denen es besser geht als uns.
Komm, Freundin, erinnere dich:
Die Reichen haben Diener und keine Freunde,
Und wir haben Freunde und keine Diener.
Komm laß uns bemitleiden Verheiratete und Unverheiratete.

Dämmerung tritt mit kleinen Füßen ein
Wie eine goldne Pawlowa,
Und ich bin meiner Sehnsucht nahe.
Nichts Beßres hat das Leben,
Als diese Stund klarer Ruhe
Stunde gemeinsamen Abendgangs.

Ezra Pound

Reise ins Grenzenlose

Das Dasein des Schwans
Ist wie Lied mit eingebildeter Begleitung.

Über dem grünen See,
Über dem See unter dem Weidenschatten –
Wird er von einem Bild begleitet
– Wie in Debussys
„Reflets dans l'eau."

Der Schwan ist ein Reflex
Auf der Einsamkeit des Wassers – Brust an Brust
Mit der Zweiheit:
Dem Andern!

Und Brust vermischt sich mit Brust.
O visionäre Hochzeit!
O hoheitsvolle Prozession!
Begleitet durch das Bild seines Ich,
Allein.

Walter Conrad Arensberg

Vor dem Aquarium

Hell fließen die Silberfische,
Ernstmäulig, bleich, mit Wunderaugen!
Wie durch die gealterten Tiefen der Ozeane
Gleiten sie in leiser wogender Bewegung.
Sie haben kein Ziel.
Wie Wasser strömen sie hin und her.
Sie wachen mit niemals ermüdenden Augen.
In Staunen und kühler Überraschung sehen sie
Das fliegende Volk der Luft,
Das Brudervolk dort:
Wandrer wie sie hier und dorthin
Nicht wissend warum und wohin sie ziehn.
Das gleiche Wunder in den Augen,
Die bleiche kühle Überraschung.

Max Eastmann

Neue Träume für Alte

Ist kein Ausrufer in der Welt um zu rufen:
„Neue Träume für Alte!“
„Neue für Alte!?“
Viele haben lang in meinem Herzen gelegen,
Welkend, müde und kalt.
Alle, alle wollt ich sie geben für neue.
(Ist denn kein Käufer da
Für gewesene Träume?)
Ich wollt nicht fragen, ob die Neuen Wahrheit sind:
Nur neue Träume!
Neue für Alte!
Denn hier bin ich nun, halbwegs meiner Reise,
Hier mit den alten.
Alle so alt!
Will keine Stimme kommen – oder Vision –
Kommen in Schönheit,
Die ewig blüht
Aus den Ländern Elysiums?
Ich muß neue Träume haben,
Neue für Alte!

Cale Young Rice

Das Lächeln Voltaires

von Iwan Goll

Voltaires Todesmaske ist ein Nest vieler Lächeln, ein Gewebe aus Jocondas geheimnisvoller Untiefe, aus Machiavells intriganter Höflichkeit und aus medisierender Conciergen zahnloser Grimasse. Voltaire ist wohl ein Weib gewesen? Denn ein Mann hätte nie so unbeschränkt hassen und so unerwartet sinnlos lieben können.

Voltaire war immer ganz Gefühl. Er war der Spiegel, in dem das Jahrhundert Gesichter schnitt. Und er war die Frau, die immer bewußt ist, daß man sie ansieht. Er lebte seinem Instinkt. Kein Starker, der wollte, sondern der Wahre, der mußte. Freiheit war sein Lebenselement. Und Freiheit ist immer eine Temperamentssache. Der starke, der logische Mensch muß unfrei sein, da er sich irgendwo festlegt und da bleibt, wo er wurzelt. Der Tyrann ist der erste Sklave seiner Macht: sein Blick

muß steinern die Gesetze bannen. Der freie Mensch dagegen ist immer der Ungehaltene, der Ungehorsame, der Rebell.

Und das Schönste an Voltaire ist, daß er keine Prinzipien hatte. Daß die Völker und Menschen die Welt, in der sie leben, und vor allem sich immer so ernst nehmen, ist schuld an all ihrem Unglück. Was nutzten die zwanzig Theorien der zwanzig großen Philosophen der Welt? Haben sie den Menschen einen Deut besser gemacht? Und aus dieser Erkenntnis ward Voltaire kein Philosoph wie die andern, stellte keine Theorie auf und begnügte sich nur, die der anderen unmöglich zu machen. Zwischen Teufeln und Göttern erkannte er den Menschen. Und zeigte ihn, wie er war, gut und schlecht. Nur keine Prinzipien. Nur kein Pathos. Zwischen der physikalisch-materialistischen Weltanschauung seiner Zeitgenossen und dem metaphysisch-dichterischen Gefühl, das ihn, den Dichter, bewegte, verstand er es, Mensch, Nichts-als-Mensch zu bleiben. Wahr gegen sich selbst. Und das klarste und sinnvollste philosophische Buch unter den Hunderten, die er schrieb, hieß: Le Philosophe ignorant. Siehe Sokrates. Was aber vielleicht das Einzige, wenn auch nicht Geringe ist, was ihn mit dem großen Griechen verbindet: der Titel. Ein Märtyrer für diese seine Idee ist er keineswegs gewesen und wollte es nicht sein. Wozu? Ma perchè? Ecce homo philosophus. Voltaire hat sich jederzeit den schönsten Platz an der Sonne ausgesucht, in der Liebe, an den Höfen Europas wie im Schoße Gottes. Er hat gelebt. Was er seinen andern Kollegen im Geiste voraus hat.

Spät, mit fast sechzig Jahren, zog er sich in die berühmte Einsamkeit zurück. Da stand er vor der Wahl, ein Weiser oder ein Wissender zu werden. Hinter sich hatte er alles: immensen Ruhm als Dichter und Gelehrter, die panaschiertesten Liebesabenteuer, wobei nicht zu verachten, daß er der erste Freund der noch nicht also benamsten Pompadour gewesen war; die intimsten Beziehungen mit den königlichen Häusern von Berlin und St. Petersburg; und einen ungemessenen Reichtum, wodurch er sich Prinzen, Minister und Bischöfe zu Schuldnern gemacht hatte. An so einem Bilanztage also wäre der schöpferische Salomo ein Weiser geworden, hätte sich in die Einsiedelei eines edlen Nihilismus eingemauert, unfrei geworden in einer Formel: alles ist eitel. Aber Voltaire blieb frei, das heißt Er Selbst, und wurde statt zum Weisen, zum Wissenden, zum Mitwisser aller Geschehnisse. Statt sich abzuwenden, überschwemmte er Europa mit seinem Dasein und ward auch zu einem unentbehrlichen Teilhaber an dessen Geschichte.

Er kaufte sich ein entlegenes, verwildertes Landgut samt Dörfern, Bauern und Gotteskirchen. Aber an jenem Tag, da er in Ferney einzog, ward er zum „König Voltaire", wie ihn Europa nun nannte. Ein König,

der in einer Wildnis einen seltsamen Hof hielt und echte Könige bei sich bewirtete. Der Fürst des Geistes. Er regierte. Seine Stimme klang aus dieser Entrücktheit doppelt sonor durch die Welt, die gespannt aufhorchte, wenn er einen Brief an Friedrich den Zweiten schrieb, eine bissige Kritik an einem Opus des verhaßten Jean Jacques übte oder eine feurige Verteidigungsrede für die unschuldigen Opfer des Aberglaubens und grausamer Kirchenratten hinausposaunte. Das waren europäische weltumstürzlerische Ereignisse.

Von dort datiert auch sein eigentliches Werk. Er hörte auf, dickleibige Bände zu schreiben, die für uns heute tote Materie bedeuten, all die starren Dramen, mit denen er Racine und Corneille den Rang ablaufen wollte, und jene tiefgründigen Geschichtswerke über Louis den Vierzehnten und Charles den Zwölften, in denen er auf die Jagd seiner eigenen Kuriositäten ging. Nein, in Ferney begann Voltaire, mit sechzig Jahren erst, das zu wirken, was für uns heute sein Genie darstellt.

Er wurde zum Tagesreporter des europäischen Geistes. Zur lebenden Gazette der Welt. Er hatte eingesehen, daß nicht die schweren unerschwinglichen Werke, die nur für eine Akademie nützlich sind, aufs Volk zu wirken vermögen, und verfaßte von nun an seine kleinen Broschüren, seine Pamphlete und seine weltberühmten Briefe. Nicht mehr schreiben wollte er, sondern wirken. Ein politischer Schriftsteller, würden wir heute sagen. O ja und noch mehr: ein Journalist, ein ganzes Journal er allein, mit Leitartikeln, Tagesnachrichten, Faits divers und Witzecke. Mit den feinziselierten Messern der Ironie ging er der grotesken Dummheit seinerzeit zuleibe. Er ward der Chirurg aller Giftbeulen und scheute weder Blut noch Eiter. Oft war seine eigene Perücke damit vollgespritzt, und er hatte dabei sein wildes Lächeln, das ihm allgemein den Namen des Boshaften eintrug. Aber er war ganz Mensch und ganz wahr, und vielleicht kann man da nicht anders als bös erscheinen, wenn man die namenlosen Verbrechen und Torheiten seiner Nächsten entdeckt.

Man muß unseren Voltaire in seinen Mélanges, Facéties und Dialogues und vor allem in jenem Dictionnaire philosophique aufsuchen, in dem er sich nicht vermaß, ewig sein wollende Erläuterungen unewiger Geschehnisse zu geben, sondern seine und der Welt Gefühle als Amateur wie bunte Schmetterlinge sammelte, wo wir unter schon sehr staubigen Exemplaren noch ganz wertvolle und heute seltene allgemein menschliche Gedanken aufbewahrt finden.

Aber der modernste Voltaire steckt in seinen Romanen.* Heute kehren

---

* Voltaires Romane neu herausgegeben von Ludwig Rubiner und Else von Hollander bei Gustav Kiepenheuer.

wir mit Vorliebe zu jenen zurück, nachdem uns des neunzehnten Jahrhunderts Kunst schmählich in der Nacktheit des Revolutionslichts verraten hat. Was sind uns noch das bombastische Pathos der Romantiker, die naturalistische Besserwisserei oder die psychologische Ausklügelei sogenannter Charaktere? Nach all diesen ist Voltaire unser Mann. Nach bald zweihundert Jahren müssen wir nichts anderes lesen als „Candide" und „Zadig" wie wir auf der Bühne nur noch „Tartuffes" und „Avares" ertragen werden. Lebensklugheit, mit dem Lächeln der Ironie serviert.

Und ich komme zu meiner Todesmaske zurück. Ich blicke nicht mehr zwei Minuten hinein, sondern zwei Jahrhunderte tief, und siehe, es wandelt sich die Grimasse in ein gütiges Verstehen, es wandelt sich die Skepsis in eine alles wiedergutmachende Prophetie. Heute wollen wir Voltaire lesen, wie wir statt zu Schiller ins Kino gehen. Candide ist Charlots Großahne. Beide repräsentieren jenen tölpelhaften, idealen Optimismus, den naiven Kampf mit dem tückischen Objekt und dem sehr viel dümmeren Subjekt. Beide zeigen in großer Allegorie die Lächerlichkeit des sinnlosen „Ernstes des Lebens".

Seine Romane benutzt Voltaire, um uns seine ganze Gesinnung darzutun, seine Bitternis über die Roheit der Geschäfte und Kriege und seine rücksichtslose Gesinnung in puncto Mensch, Vaterland und Heldentum. Seine Romane sind nicht französisch, nicht europäisch, sondern globisch, sie führen uns in wundervoller Unwirklichkeit zu allen entdeckten und unentdeckten Ländern der Welt und zeigen in trostreicher Ironie, daß überall der Bazillus Mensch derselbe ist, ganz wie — Charlot!

Voltaire ist unser. Wir erobern ihn wieder ins heutige Reich der Revolutionen und neuen Beginns. Wir brauchen ihn bitternötig. Wir brauchen einen rücksichtslosen Kritiker und einen herzwarmen Menschen. Wo ist er? Wo steckt der Kritiker von heute? Wir rufen ins Chaos der fressenden Menschen, wo einer Angst hat vor dem anderen, Angst nämlich, daß jener seine Schwäche erkenne. Mitten in diesem Karneval der neuen Jesuiten und Bürger spiele uns auf, Maske des Lächelns, was immer du auch bedeuten magst!

Solidaritätsversuche

von Erwin Steinitzer

Wie wenig aufbauend, wie schematisch-unrealistisch die „Friedensarbeit" der big four und ihrer Berater und Helfer gewesen ist, kommt mehr und mehr auch den Völkern und Regierungen in Europa zum Bewußtsein, die von ihnen mit neuem Besitz, mit neuen Rechten und Souveränitäten beschenkt wurden. Zwei Ideen beherrschten in starrer Einseitigkeit die Köpfe der Pariser Machthaber: wirtschaftliche Kräfte, Machtmittel und Hilfsquellen in möglichst großem Umfange von den Besiegten auf die Hauptsieger zu übertragen und die Neuorganisation Europas so durchzuführen, daß sie für absehbare Zukunft alle politische Kraftentfaltung des Kontinents gegen den innerlich stärksten Besiegten, Deutschland, kehrte oder doch mindestens praktische Solidarität jener außerdeutschen europäischen Kraftentfaltung mit dem zu erwartenden deutschen Wiederholungsstreben ausschloß. Die Karte Europas wurde unter dem Gesichtspunkte und mit dem Ziele neu gezeichnet, die künftige Anziehungskraft Deutschlands dadurch zu lähmen, daß man Staaten, die ihr geographisch ausgesetzt waren, politisch und wirtschaftlich gegen sie zu immunisieren versuchte, Staaten, die politisch und wirtschaftlich vor ihr nicht zu sichern waren, geographisch aus ihrem Bereiche rückte.

Das System ist künstlich; es wird schließlich – und vielleicht viel früher als die Versailler annahmen – an der Unmöglichkeit scheitern, jener politisch-wirtschaftlichen Immunisierung der „Barriere"länder dauernde Wirksamkeit zu verleihen. Aber das mittlere und östliche Europa ist zunächst einmal nach diesem Rezepte auf- und eingeteilt, und die Folge ist eine Reihe von Staatsgebilden, die aus der Kontinuität geographischer und historischer Zusammenhänge herausgerissen, schwerpunktlos, gleichgewichtslos, aus Amputationswunden blutend, mit hypertrophischen und anämischen Organen, um eine teils schwierige, teils aussichtslose Konsolidierung ringen. Immer haben die Friedensschlüsse nach größeren Kriegen Gleichgewichtsstörungen, Zusammenhangszerreißungen gebracht; aber kaum jemals ist auf solch weitem Raume, an so vielen Stellen, so gründlich und so systematisch die herkömmliche Bewegung, der gewohnte Kreislauf der Säfte abgeschnitten und abgelenkt worden.

Die Not der Zerreißung tritt besonders deutlich, besonders grotesk hervor, wo aus großen Staats- und Wirtschaftskörpern die Zentren herausgeschnitten wurden, um „selbständig" weiterzuleben. Organe (und die ihnen dienenden Menschen), die in Jahrzehnten und Jahrhunderten aufgebaut wurden, um von einem riesigen Umkreis her und nach einer weiten Peri-

pherie hin Massenbewegungen zu bewältigen, werden plötzlich funktionsentleert, überflüssig. Ein Staat, der als Mittelpunkt ein Stuttgart oder Karlsruhe, bestenfalls ein München tragen und ertragen könnte, besitzt ein Wien, ein Land, das seiner Größe und seiner Kraft nach ein Sofia zum Zentrum haben müßte, hat ein Budapest. Produktions-, Bewegungs-, Verwaltungseinrichtungen, die einen Teil des Wohlstands und der Ordnung Europas ausmachten, liegen brach, und die Menschen, die in ihnen und für sie arbeiteten, schreien nach Erhaltung ihres Daseins, dem die Grundlagen genommen sind. An ähnlichem Übel wie herausgeschnittene Zentren leiden losgelöste Ausfalltore großer Staats- und Wirtschaftskomplexe. Auch ihre kräftigsten Organe sind zu gewaltsamer und schmerzhafter Schrumpfung verurteilt. Das Elend der nordrussischen Randstaaten ist das geläufigste Beispiel. Ein weniger eindrucksvolles, aber nicht minder lehrreiches ist der Verkehrsrückgang Triests. Die Italiener, die diese Stadt erlöst haben, tun das Mögliche zu ihrer wirtschaftlichen Förderung. Aber Triest liegt in einer toten Ecke, weil seine Bahnen wohl noch nach Wien, aber nicht in das Verbrauchs- und Verkehrszentrum des ganzen südöstlichen Mitteleuropas führen – dies Zentrum existiert nicht mehr –, und weil sie das Gebiet eines anders zentrierten, anders orientierten Staates, Jugoslawiens, durchlaufen. Italien wird erst eine neue Bahn, die Predilbahn, bauen müssen, um die Wirkungen der gefährlichen Peripherielage Triests wenigstens einigermaßen aufzuheben.

Die neuen Staaten, die Staaten, denen nichts genommen, sondern nur gegeben wurde, werden durch Organmangel, durch unzureichenden inneren Zusammenhang gelähmt. Die aus verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Einheiten zusammengefügten Teile liegen mehr oder weniger verbindungslos – manchmal sogar noch durch Währungs- oder handelspolitische Grenzen getrennt – nebeneinander. Die Einrichtungen der Zusammenfassung, des Ausgleichs der Kräfte und Bedürfnisse fehlen, oder sie sind nur für ein Kleingebiet vorhanden, während sie nun plötzlich für ein Großgebiet mit vielleicht ganz anderer Schwerpunktslagerung reichen sollen. Die Eisenbahnen entsprechen den neuen Verkehrsnotwendigkeiten nicht, sind torsohaft, sind wie Sackgassen; denn sie sind auf andere Grenzen, andere Zentren, eine andere Bewegungsrichtung eingestellt. Die vorhandenen Häfen sind zu klein, zu wenig ausgebaut für den neuen Verkehrsbedarf, oder sie sind für die jetzt wirtschaftlich wichtigsten Teile ungünstig gelegen oder mit ihnen verkehrsmäßig schlecht verbunden. All diese Schwierigkeiten werden gesteigert durch die Kriegswirkungen, durch die Abnutzung und Zerstörung des Produktions-, Handels- und Transportsapparats in den friedlosen Jahren. Gegen die Lähmungswirkung der Zerreißung kämpft die Tendenz, über die neuen Staatsgrenzen hinweg die alten Wirtschafts-

und Verkehrszusammenhänge aufrechtzuerhalten. Aber sie zerbricht an der Sperrpolitik der Staaten, die ihre eben gewonnenen wirtschaftlichen Kräfte straff zusammenfassen, gewaltsam neu zentrieren wollen.

Es gibt unter den politischen Neubildungen Länder oder große Landesteile, die diese Zusammenhanglosigkeit, dieses Fehlen hinreichend tragkräftiger Ausgleichs-, Vermittlungs-, Zentrierungsorgane, diesen Kampf um Anpassung, Gleichgewicht und Schwerpunkt weniger spüren, weil sie schon innerhalb des Staats- und Wirtschaftskomplexes, dem sie früher zugehörten, ein Ganzes, eine einigermaßen geschlossene Einheit bildeten. Der sudetische Hauptteil der Tschechoslowakei ist in dieser vergleichsweise glücklichen Lage. Aber ein Land von so ungeheurem natürlichen Reichtum wie Jugoslawien wird noch Jahre brauchen, bis es die Bahnen und Lagerhäuser, die Häfen und Handelsorganisationen, den ganzen politischen und wirtschaftlichen Zentrierungsapparat besitzt, ohne den es diesen Reichtum nach innen nicht in seiner Fülle nutzbar machen, nach außen nicht in seiner ganzen Schwere in die Wagschale werfen kann.

So verschieden die Kräfte und Hilfsquellen, so ungleich die Abhängigkeiten der neuen oder durch Abtrennung und Zuwachs umgestalteten Staaten auch sind – die Stockung und Störung, die der Zerreißung der herkömmlichen Kontinuitäten folgte, hat in das Gesamtbild ihrer wirtschaftlich-finanziellen Lage überall dieselben scharf ausgeprägten Züge gezeichnet, hat zwar nicht ihre Zukunftsaussichten, aber doch ihre Augenblicksbilanzen einander (und denen der durch Kriegslasten ohne entsprechende Kriegsgewinne einseitig und übermäßig bedrückten Länder) ähnlich gemacht. Überall bedeutet das tastende Suchen nach neuen Zusammenhängen, neuem Gleichgewicht, neuen Organen, neuer Zentrierung eine Erschütterung der äußeren Handelsbilanz, eine gewaltsame Verschiebung der inneren Erwerbsverhältnisse, ein rapides Anschwellen des unproduktiven Staatsapparats, eine außerordentliche Vermehrung der öffentlichen Ausgaben. Das Maß, die Schwere, die Heilungsaussicht dieser Krisenerscheinungen sind sehr verschieden. Aber gleich ist die Gesamttendenz, die Bewegung der Zahlen, nach denen man gemeinhin die Lage und Gesundheit der Privatwirtschaft und des öffentlichen Haushalts eines Landes beurteilt. Und gleich ist auch überall das Gefühl und der Wunsch, daß die Länder, die nicht unter solchen Störungen leiden, die Länder, die im Kriege reich geblieben oder noch reicher geworden sind, helfen müßten, die Krise bald zu überwinden, das ersehnte neue Gleichgewicht rasch herzustellen.

Die Finanzkonferenz des Völkerbunds in Brüssel bot die erste Gelegenheit, der reichen Gegenseite diesen Wunsch gewissermaßen in geschlossener Front zu präsentieren. Vorher gab es, seit dem Ende des Krieges, kein internationales Forum für Staaten, die nicht „Hauptmächte“ der Entente

waren. Der Oberste Rat ordnete souverän die europäische Politik und erkannte kein Mitbestimmungsrecht an — weder für die Gegner noch für die Trabanten. Es gab Diktate für die Besiegten und Diktate für die Schützlinge. Es gab Angebote an diesen oder jenen Staat, die weniger seinen Interessen als spezialpolitischen oder spezialwirtschaftlichen Absichten einzelner Ententemächte dienen sollten. Es gab Versuche gegenseitiger Hilfe der kranken und geschwächten Länder, und es gab schließlich dann und wann Einzelverhandlungen und Einzelabmachungen mit dem einen oder anderen Neutralen. Aber es gab keine Organisation für internationales Zusammenwirken, für den systematischen Versuch internationalen Schwierigkeitenausgleichs, internationaler Solidaritätsbetätigung.

In Brüssel saß man endlich am Konferenztische zusammen. Die armen, durch den Krieg zerrütteten, mit Neuformungskrisen kämpfenden Länder klagten ihr Leid. Sie erzählten alle ungefähr dasselbe: schlechte Handelsbilanz, Valuta, Papiergeld, Staatsdefizit. Aber das sei schließlich, im Hinblick auf später, alles nicht so schlimm. Grundlagen der Wirtschaft seien ja da — hier Erze, dort Wälder, dort Äcker, dort Fabriken — die Neueinstellung, Neuzentrierung werde am Ende gelingen, und das Volk sei brav und fleißig und wolle arbeiten. Allerdings brauche man Geld und Waren, die nicht gleich bezahlt werden müßten. Wenn man erst wieder im Gleichgewicht sei, werde man alles prompt und mit guten Zinsen zurückerstatten. Allein die Vertreter der reichen Länder griffen nicht gleich in die Taschen. Sie setzten zunächst eine sehr bedenkliche Miene auf und erklärten, daß es ja ihnen selbst gar nicht so gut ginge. Nein, wirklich; sie hätten auch ihre Sorgen. Sogar der Amerikaner wollte schwere Sorgen haben (weil augenblicklich in der Union eine Absatzkrise den beispiellosen Aufschwung der letzten Jahre abgelöst hat). Einige von den Neutralen des Kontinents haben übrigens nicht so unrecht, wenn sie die übertriebene Einschätzung ihres Wohlbefindens zurückweisen. Der Muskelschwund und die Arterienzerschneidung Europas haben auch ihren Blutkreislauf gestört, und wenn ihre Nöte mit den Krämpfen der anderen nicht zu vergleichen sind, so sind sie doch größer, als sie im normalen Ablauf friedlicher kapitalistischer Entwicklung zu sein pflegten. Auch bei ihnen gibt es Arbeits- und Absatzkrisen, Deklassierungen ganzer Gruppen und Schichten der Bevölkerung, Handels- und Zahlungsbilanzerschütterungen, Geld- und Valutaentwertungen. Aber es ist doch nur ein leichter Abklatsch der Desorganisation, unter der das Europa leidet, das Krieg geführt hat, ohne Kriegsgewinner zu sein.

Die Herren, die die Behäbigkeit vertraten — die absolute oder doch die relative — klagten also selbst. Dann jedoch wurden sie moralisch und lehrhaft und erteilten Ratschläge. Diese Ratschläge waren klug; aber doch von

jener etwas allzu selbstgerechten und wohlfeilen Klugheit, die Leute in wohlgeordneten Verhältnissen derangierten Existenzen zu predigen pflegen. Von jener Klugheit, die ein wenig vergißt, wie hart im Raum sich die Dinge stoßen können. Die Resolutionen von Brüssel bringen ausgezeichnete, wenn auch nicht ganz neue Soliditätsgrundsätze der privaten und öffentlichen Wirtschaft in Erinnerung. Aber sie fragen nicht oder nicht genug danach, ob nicht die Zerstörung von Lebens- und Arbeitsvoraussetzungen, die ihren Urhebern nach wie vor selbstverständlich sind (so selbstverständlich, daß sie ihr Vorhandensein kaum merken), die Anwendung dieser vortrefflichen Grundsätze erschwert oder unmöglich macht. Indem sie an dieser Frage vorübergehen, gehen sie auch an dem Problem vorüber, das ihnen die anderen in Brüssel stellen wollten. Das Problem war, ob die sehr schmerzhafte und langwierige Neukräftigung, Neueinstellung, Neukonsolidierung der zerrütteten Staaten nicht durch organisierte Hilfe der nicht zerrütteten erleichtert und beschleunigt werden könnte. Die Antwort ist die Mahnung, sich selbst für die Erledigung jenes Prozesses mehr anzustrengen und die Empfehlung von Kuren, die — wie die Streichung der Erwerbslosenunterstützung und ähnliches — nur aus der Ferne praktisch und gefahrlos erscheinen.

Die Brüsseler Konferenz hat sehr entschieden gegen die wirtschaftliche Sperrpolitik der kontinentalen Staaten Stellung genommen, und sie glaubt, daß die Rückkehr zu einer freihändlerischen Praxis ein rasch und gründlich wirkendes Heilmittel gegen die europäische Krankheit wäre. In der Tat kommt sie hier einer der Wurzeln des Übels nahe (während ihre übrigen Ratschläge meist nur seine Symptome berühren). Indes wird auch bei dieser Forderung der Zwang des tatsächlichen Zustands (in dessen Absonderlichkeit sich Engländer und Amerikaner eben nur sehr schwer hineindenken können) beträchtlich unterschätzt. Gewiß: es gibt da und dort in Europa unnötige, sinnlose, bürokratische, schikanöse Sperrpolitik. Aber daneben gibt es noch viel mehr notgedrungene, zwangsläufige. Staaten, deren Kräfte und wirtschaftliche Hilfsquellen schwach, schlecht organisiert und im ganzen unzureichend sind, müssen diese Kräfte und Hilfsquellen nach Möglichkeit zusammenfassen. Denn sie dürfen nicht Partikular-, Provinzial-, sie müssen Staatspolitik treiben. Man stelle sich ein Land vor, dessen Getreideproduktion den Bedarf seiner Bevölkerung gerade deckt. Aber drei Viertel des Getreides würden in einer Provinz erzeugt, in der nur ein Drittel der Bevölkerung wohne. Diese Provinz, neu hinzugekommen, peripherisch gelegen, habe nun die Möglichkeit und sei willens, den ganzen Überschuß ihres Korns an ein Nachbarland abzugeben und dafür von diesem Waren ihres eigenen Bedarfs — Kleider, Tabak, Grammophone — zu beziehen. Die übrigen Teile des Landes (in denen zwei Drittel der Bevölkerung wohnen) steckten

noch tief in der Krise des Wiederaufbaues: die Fabriken seien teilweise zerstört, die Verkehrswege abgenutzt, Rohstoffe usw. in sehr unzureichendem Maße vorhanden. Sie könnten vorderhand nicht viel Güter, nicht viel Ausfuhrwaren produzieren. Was wäre das Ergebnis der Verkehrsfreiheit? Zunächst, daß jene eine Provinz mit notwendigen, aber auch mit überflüssigen Gütern vom Auslande her reichlich versorgt würde. Dann aber, daß für zwei Drittel der Bevölkerung nicht genug Brot da wäre, daß es an Ausfuhrgütern fehlte, um draußen Getreide zu kaufen, und daß alle Zahlungs- und Kreditmöglichkeiten (die sonst für den Einkauf notwendiger Produktionsstoffe verfügbar gewesen wären) angespannt werden müßten, um die allgemeine Brotversorgung wenigstens notdürftig zu bessern.

Neben dem Zwang zur Zusammenfassung der Kräfte und Hilfsquellen steht der Zwang zum Schutze und zur Regulierung der Produktion und des Verbrauchs. Einer der wissenschaftlichen Gutachter der Brüsseler Konferenz, der Engländer Pigou, hat scharf betont, daß internationale Kredite nicht zu beliebiger freier Verwendung, sondern nur zur Erfüllung wirtschaftlicher Lebensnotwendigkeiten gewährt werden dürften. Eine strenge Reihenfolge der Bedarfsbefriedigung müsse festgesetzt werden. Den Vorrang hätten Nahrungsmittel „bis zu einem gewissen Minimum", dann Geräte „zur Sicherung einer eigenen, minimalen landwirtschaftlichen Produktion". Den dritten Platz hätten „gewerbliche Rohmaterialien zur Ermöglichung der industriellen Produktion" einzunehmen, den vierten „maschinelle Ausrüstungen für industrielle Betriebe". Die Einfuhr von Luxuswaren sei zu verbieten; ebenso, „um eine Umstellung in der heimischen Produktion zu verhüten" — die Erzeugung solcher Waren in den notleidenden Ländern. Das Schema der Dringlichkeitsfolge, das Pigou aufstellt, ist zu starr für die Mannigfaltigkeit der Voraussetzungen und Bedürfnisse. Aber unanfechtbar richtig sind die beiden Leitgedanken des ganzen Vorschlags: daß planmäßig, nach einem Dringlichkeitsprogramm die allgemeine Bedarfsdeckung sichergestellt werden, und daß ebenso planmäßig für die Erhaltung und Nutzung der wichtigsten Produktionskräfte gesorgt werden muß. Keines dieser Ziele ist, wie die Dinge liegen, durch ein schrankenloses Laisser faire zu verwirklichen.

Ein anderes kommt hinzu. In den durch den Krieg besonders zerrütteten, namentlich in den mehrere Jahre hindurch blockierten Ländern ist die Produktivität der Erzeugung sehr zurückgegangen — die Produktivität der Produktionsmittel und die Produktivität der Menschen. Nur weil das Fehlen ungebundener, äußerer Verkehrsfreiheit gewisse, sehr wichtige Produktionsauslagen, international gesehen, außerordentlich niedrig hält — die Löhne sind doch, in Weltvaluta ausgedrückt, bestenfalls so

hoch wie 1914, die Gehälter der Angestellten durchschnittlich kaum halb so hoch — verschleiert sich uns diese Tatsache ein wenig. Wie junge Industrien eines Erziehungs-, so bedürfen die der kriegszerrütteten Länder eines Krankheits- oder Rekonvaleszentenschutzes.

Nicht planloser Freihandel ist nötig, sondern planmäßige Solidarität. Die notleidenden Staaten müssen die Kräfte, die ihnen geblieben sind, oder die sie neu gewonnen haben, zusammenhalten, erhalten, schützen, pflegen. Aber sie müssen diese Kräfte auch, stärker als bisher, gegenseitig einsetzen, gegenseitig ergänzen, gegenseitig steigern. Daß die Grenzen, die die Pariser Verträge gezogen haben, auch Wirtschaftsgrenzen sind, daß die alten und neuen Staaten geschlossene und in erster Linie egoistische Wirtschaftsindividualitäten bleiben oder werden wollen — das ist selbstverständlich und unvermeidlich. Nicht in der Verwischung und Aushöhlung dieser Wirtschaftsindividualitäten kann — zunächst mindestens — die praktische Aufgabe bestehen. Sie muß sich einfach darauf richten, daß man einander gegenseitig hilft, nicht schadet, daß man sich gegenseitig stärkt, nicht schwächt. Aber über dies, in der Idee so simple, in der Durchführung so vielfältige und verwickelte Programm kann man mit Nutzen nicht sprechen, ohne ein Verhältnis zu berühren, das für die Brüsseler Konferenz tabu war: das Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten.

Der Apell an die Geldbeutelsolidarität der Reichen, der in den Augen der notleidenden Länder der Hauptzweck von Brüssel war, hatte nur sehr mäßigen Erfolg. Auch nachdem die Herren ihre eigenen Klagen vorgebracht und ihre klugen Ratschläge erteilt hatten, griffen sie nicht in die Taschen. Sie wollten erst mehr eigene Anstrengung der Bittsteller zu „ordentlicher" Wirtschaftsführung sehen. Außerdem zeigten sie sich mit einer kapitalistisch durchaus begreiflichen, aber für arme Schuldner sehr entmutigender Hartnäckigkeit um handfeste Sicherheiten besorgt. Die Beteuerungen, daß man mit bestem Willen und frischer Kraft an die Arbeit gehen wolle, genügten ihnen offenbar ganz und gar nicht. „Für Mut und Jugend, lieber junger Mann, gibt man in Famagusta keinen Groschen."

Am Ende hat die Konferenz doch einen Organisationsplan für (nichtstaatliche) internationale Kredithilfsaktionen gutgeheißen, der Vertrauenskredite ohne Shylockbedingungen und Gläubigervormundschaft ermöglicht. Zunächst nur ermöglicht. Ob solche Kredite zustande kommen, welchen Umfang sie annehmen werden, vermag noch niemand zu sagen. Zur Solidarität von arm und reich zu kommen, ist zwischen den Völkern kaum weniger schwer als zwischen den Schichten und Klassen der gleichen Nation.

Überfließend von Ekel

von Linke Poot

Es regnete leicht. Ich hatte mich langsame Tage zu Hause aufgehalten, konnte mich nur mit großem Unbehagen von Stube zu Stube tragen. Ich ging wie auf Wolken, der Boden wich unter mir weg. Als ich am Fenster stand, wunderte ich mich über den Kohlenmann, der unten redete, den Kopf nach allen Seiten drehte, nach oben blickte; wenn ich versuchen wollte, den Kopf rasch zu bewegen, geriet ich in ein weiches Rutschen. Mußte immer geradeaus sehen, mich an den Gegenständen festhalten. Jetzt pendelte ich das erstemal wieder auf der Straße.

Sonntag. Ich wollte vom Osten ins Zentrum der Stadt. Zu Fuß; schon der Anblick der Elektrischen rief mir ein Wirbeln hinter der Stirn hervor. Zwei Tage zuvor hatte eine Arbeiterzeitung eine sonderbare Notiz gebracht: die Mitglieder dieses Distrikts treffen sich Sonntag vormittag am Baltenplatz, zu einem politischen Spaziergang; Zweck: Landagitation. Drollig: zu Fuß zur Landagitation, und der ganze Distrikt. Tags drauf aber dekretierte dieselbe Zeitung mit fetten Buchstaben: sämtliche Mitglieder aller Distrikte treffen sich Sonntag früh acht Uhr in ihren sonstigen Versammlungslokalen. Treffen sich; kein Wort wozu. Es war kein Rätsel. Die Teutschen hatten nach guter alter Art das Maul gewaltig aufgerissen. Mit riesigem Lärm um den sozialistischen Schulrat erfüllten sie die Stadt; die Demokraten schlossen sich ihnen an, hangend und bangend in schwebender Pein, der demokratischen Körperhaltung. Eine Versammlung, in der sich der unbequeme Schulrat den Lehrern vorstellen wollte, war von den Monarchisten mittels derjenigen Instrumente gesprengt worden, deren sie sich bedienen müssen, nachdem ihnen das Gehirn nicht gegeben und der Säbel zerbrochen ist: Hausschlüssel und Gebrüll der trinkfesten Kehlen.

Die Notiz sagte Revanche. Die Monarchisten und ihr Anhang hatten übermütig zu großen Versammlungen im Zirkus Busch und über der ganzen Stadt eingeladen.

Um halb elf Uhr pendelte ich vor den Zirkus. Kleine Menschenhaufen, die immer wieder anwuchsen, sich zerstreuten, bewegten sich depressiv vor dem Gebäude. Die meisten bürgerlich und sonntäglich gekleidet; dies waren nicht die Arbeiter auf Landagitation. Ich erblickte bald die Utensilien der Monarchisten, die lieben Eisernen Kreuze, die freundlichen schwarz-weiß-roten Berloques, die wonnigen Hakenkreuze. Dies waren die Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen waren. Als ich mich diskret bei dem einen und dem andern nach dem tiefern Sinn seiner Wehmut erkundigte, erfuhr ich, was ich schon wußte: die Arbeiter haben den Zirkus besetzt, sie

lassen keinen hinein. Aha, äußerte meine unsterbliche Seele, man soll doch Hausschlüssel nur dazu benutzen, wozu sie Gott erschaffen hat. Die Herren und Damen, zur Disposition gestellt, knauten vor der Tür; bedrückendes Geschick nach solchen Siegen. Sie standen, sich beschnüffelnd, im Regen herum, und ich ging, – leicht schwindlig, immer vorsichtig die Beinchen setzend, um nicht auf eine vorüberschwimmende Wolke zu treten – von Grüppchen zu Grüppchen den süßen Brei schluckend.

Dann wurde es lebendiger. Plötzlich gab es dicht am Zirkuseingang Schelten, Geschrei, Grölen. Die Gruppen wuchsen, barsten auseinander, etwas schlug sich durch. Ein einzelner junger Mensch rannte vor dem Eingang, der steife Hut fiel hinter ihn, er lief. Geschrei: „Der Jude, haut den Juden!" Stöcke über ihn; er stürzte, raffte sich auf, lief über den Damm, zwei Sicherheitssoldaten in die Arme. An der Museumsbrücke standen mehrere Damen, sangen Quartett: geschehe ihnen ganz recht, wenn man gegen sie vorgehe; die Juden sollen sich um ihre Sachen kümmern; sie sollen uns den Glauben nicht nehmen, jeder kann nur mit seiner Rasse empfinden. Was man im Regen Sonntags vormittags sagen kann, wenn man keinen Hausschlüssel hat. Einige riefen: „Nach dem Lustgarten." Es goß erheblich. Ich empfand schon Übelkeit ohne Schwindel. Kleine Menschenhaufen an der Domtreppe, neben der Marmorschale; lauter Regenschirme, das Wasser tat ihnen nichts, es waren die verscheuchten Mucker und Monarchisten. Sie weinten, grollten und polterten unter ihren Dächern, wärmten sich aneinander. Blieben begossen auch, als Trupps der Arbeiter vom Zirkus herüberkamen mit Hoch, Hoch, Nieder, Nieder; krochen feindselig dichter zusammen; ein Schirm stach Löcher in den andern.

Der glorreiche Anblick des Berliner Bürgertums. Das waren sie an der Domtreppe.

Dahin ist es gekommen. Die schweren hungrigen Massen müssen den Stoßtrupp der Entwicklung bilden. Die Bürger, das Auditorium der vorangegangenen großen Geister, tote und sterbende Materie. Das steht da richtig, an der Domtreppe, vor einer Kirche, einem byzantinischen Machwerk, Plärren unter Regenschirmen.

Nach zwei Sonntagen saß ich an einem langen Tisch. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller tagte. Er ist eine Gewerkschaft geworden, nachdem er jahrelang ich weiß nicht was war.

Die schärfere Zeit hat sogar die Träger und Verbreiter der geistigen Bewegung gestachelt. Sie fühlen sich plötzlich, sie wissen nicht wie, in den Kampf der Arbeiter und Angestellten hineingerissen. Diesmal nicht zu Aufrufen, sondern – wie sonderbar – persönlich. Nach den stürmischen Weinfesten an andern, sich um der Liebe, des neuen Lebenswillens zusammen-

zutun und zu bewegen, organisieren sie sich, geführt vom Zauberband der Geldtasche. Um das Wort der Materialisten wahr zu machen: die eiserne Not kommandiert und wird weiter kommandieren Gerechte und Ungerechte in das Reich der Realitäten. Es ist alles im weiten Felde. Aber die furchtbarste Isolation des Kapitals bereitet sich vor: die literarischen Einpeitscher der Kämpfer fühlen sich, wie jemand sagte, unterproletarisiert. Man verlangte offen Umwandlung des Begriffs Honorar in Lohnarbeit; einstimmig nahm man eine Resolution an, die weit über das wirtschaftliche Interesse dieser Einzelgruppe hinausging, fordernd einschneidende Maßnahmen zur steuerlichen Erfassung der arbeitslosen Rente. Die Clarté des Romain Rolland, der politische Zusammenschluß der Geistigen dürfte eine Totgeburt sein, eine edle, mit Extrasarg zu begrabende. Die wirtschaftliche Clarté krümmt sich schon bei Zeiten; die Zeit wird für ihre Ernährung und ihr Wachstum sorgen.

Aber während wir da saßen, gegen zwölf Uhr, kamen langsame Bläsertöne von der Straße herauf; bewegten sich in einiger Entfernung vorbei. Das waren die Katholiken. Sie wagten es. Zogen mit Bläserchören von ihren Kirchen aus, um gegen die weltliche Schule zu protestieren. Die weltliche Schule, die es noch gar nicht gibt. Jedoch katholische Schulen gibt es. Berlin im Jahre 1920. Es ist keineswegs, um übel zu werden. Sondern um hinzuschlagen, zu brüllen, das Bewußtsein zu verlieren. Man hetzt diese Menschen auf, wider alle Wahrheit erregt man sie, mißbraucht sie. Die Drahtzieher dieser armseligen Menschen, die toten Seelen, die bedenkenlosen Rohlinge.

Wie ich sie hasse. Mögen die Frommen ihre Religion haben. Platz für die, denen diese Religionen welk, tot, fremd sind. Ich bin nicht geneigt, Nietzsches historische ästhetische Verehrung des Papsttums mitzumachen. Ich bin nicht geneigt, da Vorzüge anzuerkennen, wo man Gift spritzt. Ich habe keine Zeit, gerecht zu sein. In diesem Augenblick wünschte ich, ich könnte an den Gott dieser Leute glauben, um einen Fluch auf sie herabzubeten.

Idyllisch der Bodensee. Deutsche Emigranten in der Schweiz standen während des Krieges an seinem Ufer, das Land nicht gerade ihrer Sehnsucht mit der Seele suchend; der gepanzerte Zeppelin flog hier. Hier arbeitet irgendwo Mauthner. Der Mann schrieb vor vielen Jahren scharfsinnige Theaterkritiken im Dienst eines Manchesterblattes. Hat dann eine Anzahl Romane verfaßt, Totengespräche und ähnliches auf der schwierigen Grenze zwischen Gestaltetem und bloß Mitgeteiltem. Vor bald zwei Jahrzehnten wich der Mann aus der Stadt, schrieb sprachkritische Werke, ein philosophisches Wörterbuch. Trieb Erkenntnistheorie von der Philologie

aus; was für eine Philologie. Hochmütig ließen ihn die Philosophen kramen am Bodensee. Nun äußert er sich in einer „Geschichte des Atheismus im Abendlande". Ein dickleibiges Buch, 650 Seiten großen Formats. Den Ruhm, das Buch verlegt zu haben, hat die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Ein Verlag, der mir schon kürzlich durch ein anderes Werk auffiel, von einem Mann Albert von Hoffmann: „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte." Hinter welchem langweiligen Titel sich eine höchst lebendige Arbeit abwickelt, darlegend den Zusammenhang von Gelände und Geschichte im Reich; das Gelände als Geschichtsquelle. Hinter einem fabelhaften Kenner der Örtlichkeiten, einem liebevollen Verehrer dieser Landschaften geht man durch Westfalen, Hessen, die Mark, ja ganz Deutschland; überall wird das historische Kräftespiel als bedingt durch besondere Landschaften und Landschaftsverbände demonstriert; man wohnt der Bildung eines eigentümlichen höchst fruchtbaren Begriffs „historische Landschaft" bei. Mauthners Geschichte des Atheismus ist ein Werk, das unter anderm Titel, dazu komprimiert, entsprechend vereinfacht in hoffentlich naher Zeit in allen Schulen benutzt werden wird. Ein Buch, das sich in leidenschaftlich nüchterner Weise, männlich entschieden mit dem Geist und seinen Widerständen im Abendlande beschäftigt. Das außerordentliche Gegenstück eines viel berufenen Buches vom sterbenden Abendland, des viel zu viel berufenen Buches; es wird dieses Buch, seine Kühnheiten, seine Bluffs überdauern. Mauthners Buch hat nichts von mystischer Dunkelheit und verwirrender Genialität. Die Schar der großen Geistesbeweger läßt er an sich vorüberziehen, die einzeln und in Massen gebrannt zerschlagen sind, dennoch nicht untergingen, ja von deren Erbteil alles lebt. Er zeigt den Weg, den sie gingen, die Wolfsgruben, in die sie fielen, das Gebüsch, in das sie sich versteckten und sich verstecken mußten, die Hecken, die sie sich selbst bauten und an denen sie hängen blieben. Hier wird der prometheische Funken anerkannt. Hier gibt es Skepsis im Dienste menschlicher Erkenntnis, Mut, Märtyrertum und durchschlagenden Willen. Wenn der Historiker und Skeptiker gedenkt, den Mann vom Bodensee einzureihen in seinen Katalog, so wird der vom Bodensee viel leichter noch mit ihm fertig, den sprachlichen Zwang aufweisend, unter dem er seine Gedankendichtungen erfindet. Nach der anonymen Geschichte der wirtschaftlichen und politischen Strömungen, der andern des politischen Individualismus gibt Mauthner die Geschichte des geistigen Lebens und seiner Hauptträger. Er verfolgt den Verlauf der heißen Quelle, an der wir uns wärmen und die Zukunft sich wärmen wird, bezeichnet ihre Ufer mit treuen Säulen. Eine Einleitung, die fast ein Buch für sich ist, geht zu Griechen und Römern, legt das Fundament des Baus. Dann hebt das erste Buch an, eben das jetzt vorliegende: Teufelsfurcht und Aufklärung im sogenannten Mittelalter.

Es wimmelt von klugen und einfachen Bemerkungen, die mehr bereichern als alles holdselige und dramatische Spintisieren. Dieses erste Buch hat zwanzig Abschnitte, beginnt mit der pelagianischen und manichäischen Ketzerei, handelt ab die Geschichte des Teufels, Abobeker, Kaiser Friedrich der Zweite, die Gottlosigkeit geistlicher und weltlicher Herrschaft, die Hexenreligion und vieles andere, endet beim Sozinianismus. Eingestreut massenhaft Charakterbilder, aufs feinste dem Zeitgeist nachgefühlt; besonders sorgfältig der Hohenstaufe, Abälard, der Indifferentist Erasmus. Genrebilder wie vom Sackpfeifer von Nicklashausen, von dem Teufelsgläubigen Weyer. Es kommt zu breiter Darlegung und kritischer Diskussion der wichtigsten Dokumente, zu Auseinandersetzungen mit andern Interpreten; das Buch von den drei Betrügern verlangt den ganzen siebenten Abschnitt.

Gorki erzählt einmal, wie ihn der Anblick Tolstois, den er im Freien sitzen traf, gerührt und getröstet habe. So steht es um dies Buch und seinen Verfasser.

In einer kleinen deutschen Stadt tagte neulich ein Kegelklub. Die Presse hat manches darüber berichtet. Auch ein deutscher Reichsminister hat hier eine Rede gehalten. Der Kegelklub führt den Namen Deutscher Pazifistenkongreß. Sein Hauptorgan: die Welt am kommenden Sonntag. Der Minister sagte übrigens: die Deutschen legten gar keinen Wert auf den Völkerbund, sie wollten bloß hinein.

Daß am Wiener Burgtheater sich noch große Dinge ereignen würden, war bei der Tradition des Hauses vorauszusehen. Es lebt in Wien: 1. der Lyriker Georg Kulka, 2. ein anderer Mann, 3. gibt es Jean Paul, 4. will keiner Jean Paul lesen, 5. liest ihn der Lyriker Kulka so gern. Beim Überblick über diese fünf Ziffern gewinnt man schon die Zuversicht, sich bemerkenswerten Konflikten zu nähern, Verhäkelungen, Verknotungen, Spannungen, vielleicht einem Drama. Die Aussicht wird gesteigert durch das Auftreten der Ziffer 6, welche das Burgtheater ist, zwar nicht selbst, aber in Gestalt der Burgtheaterblätter. Der Lyriker (zu Nummer 1) greift zu Jean Paul (zu Nummer 3, 4) und attakiert damit Ziffer 6; das heißt: er veröffentlicht Jean Paul, den keiner lesen will, in den Blättern. Und zwar unter seinem Namen, unter Kulkas Namen. In dem Gedanken, der Vermutung, Erwartung, Spekulation, daß dann jemand Jean Paul liest – –. Rechnet also auf die Unbekanntheit seines Namens beim großen Publikum, auf die Neugierde des Publikums, will sie mittels ihrer schmierigen Neugierde zum Jean Paul zwingen. Rechnet ferner: den verstorbenen Prosaiker will keiner lesen, aber die Blätter des Burgtheaters –, aber natürlich, im Gegenteil, wie denn, nein. In dieser

Schwierigkeit stellt sich zur rechten Zeit Ziffer 2 ein: ein anderer Mann. Er fabriziert gewohnheitsmäßig Qualm, also ein Stilkünstler; seine Biographie ist, da wir in Wien sind, schon verfaßt. Er liest die Blätter des Burgtheaters — zwar auch nicht, aber in einer Großstadt wie Wien, die völlig unter der Knute des St.-Germain-Friedens liegt und in der alles zugrunde geht, findet sich auch ein Mensch, der die Burgtheaterblätter liest. Nachdem der Mensch dies getan hat, kann er es nicht bei sich behalten, sondern offenbart sich dem Stilkünstler. Jetzt erst ist die Öffentlichkeit erreicht. Ziffer 2, der andere Mann stellt sich an den Altar, der Rauch steigt, er zelebriert das Opfer: bezichtigt den Lyriker Georg Kulka — des Plagiats — an Jean Paul. Es ist eine Pointe, auf die Kulka nicht gefaßt war; er bemerkt nicht, daß er gesiegt hat. Für seinen Heiligen Jean Paul. Und darüber hinaus ein Gaudium bereitet, das der Heilige wie ein Gebet empfing. Er bemerkt es nicht; laut tönt allseitig das Wehgeschrei. Und mit seinen Götterhänden schützt Ehrenstein das gequälte lyrische Tier.

Die Industrialisierung der Erde hat ein abenteuerliches Zusammenballen von Massen, Orgien der Organisation zur Folge gehabt. Die zusammenfließenden Massen werden trotz Organisation und Zentralisation immer gewaltiger durch ihr Schwergewicht und ihre besonderen Strömungsverhältnisse zu Herren der Lage. Die Anonymität wächst. Lloyd George wird später kaum genannt werden. Lenin ist Verwalter und Exekutor von Ideen. Früher: ein Mann wie Wallenstein hätte etwas leisten können. Man konnte noch eingreifen. Er war im Begriff, die Fürstenlibertät zu unterwühlen; die äußeren Kriege gaben ihm den Vorwand für sein Heer und das tödlich wirkende Kontributionssystem; da erlag er und mit ihm Deutschland: die Fürstenlibertät siegt, der deutsche Untertan ersteht.

In seiner Dokumentensammlung „Wallenstein" spricht Paul Wiegler das oft gehörte Urteil aus, Schiller sei dem General gerecht, genial gerecht geworden. Wiegler irrt. Das Werk Schillers, das ich erneut las, ist ein starkes und gewaltsames Erzeugnis. Es hat als Dichtung reichlich schwache Stellen, die Pikkolominiszenen sind nicht gediehen, ganz wesentlich gehört zur Dichtung die Reihe der Thekla- und Maxszenen, die durch Epigonen diskreditierte Pathetik ihrer Jamben (Otto Ludwigs Urteil in Sachen Shakespeare kontra Schiller ist stark revisionsbedürftig). Aber das ganze kommt mit den schon jetzt feststehenden Tatsachen nicht zusammen. Dies Wesen, unter einem barbarisch-rohen Kausalitätsgesetz bei Schiller vegetierend, mit Sternenglauben und sonstigem Brimborium der Entnervung: was hat es schon mit dem hoch gefeierten Wallenstein, Sol-

datenheros, Länderschreck des Vorspiels, der Vorgeschichte gemein. Ein glatter Bruch. Was erst mit dem historischen. Ein Geschöpf wie dieser Albrecht Eusebius, Regierer des Hauses Friedland, ist dramatisch gar nicht darstellbar. Das hatte den Sternenglauben zur Erleichterung seiner Geschäfte sehr bedenklicher und unbedenklicher Art. Die Herrschaften dieses Jahrhunderts standen zur Religion und Astrologie wie die Chinesen zu ihrer Göttergalerie; man hält sich an den, der etwas leistet; nimmt alles mit. Ein Held darf sich Fatalismus gestatten, wird aber nicht Türke werden. Gegen Schillers türkischen Wallenstein tritt im siebzehnten Jahrhundert ein Geschöpf auf, dessen Charakterbild in der Geschichte geschwankt hat, das selbst nie schwankte, immer wußte, wo sein Vorteil war, seine Kräfte gnadenlos, schlagartig an der günstigsten Stelle angreifen ließ. Die reflexartige Sicherheit seiner Natur, seine kalte Klarheit – sein Jähzorn, höhnisches Wesen, Habsucht und Noblesse. Das hat der barbarische Kausalitätsbegriff Schillers verschlingen müssen. Ceterum: dem Dramatiker liegt das Fatalistische, weil er sich als Fatum fühlt. Ihm ist alles klar, er bewegt seine Marionetten. Wenigstens eine bestimmte Art Dramatiker. Die zwingende Notwendigkeit der eisernen Gesetze besteht aus eitel Quarkkäse.

Im Fall Friedland liegt die sogenannte Tragik, der dramatische Pfeffer, in nichts weiter, als daß er um die kritische Zeit schwer krank war und auch ohne Mord bald das Zeitliche verflucht hätte. Daß dann, wie es im Leben ist, der eine rascher als der andere zupackt, und der eine war diesmal nicht Friedland. Sein Spiel war nicht so einfach wie das der Wiener. Ich möchte Kaiser sein und nicht so handeln wie Ferdinand der Andere.

Die infolge dieser Vorgänge gründlich veruntertanten Deutschen suchen jetzt alles nachzuholen und haben sich mächtig, um einen von dem andern zu befreien, bewaffnet. Die Regierung hat, um den zu erwartenden Freudentaumel nicht zu üppig werden zu lassen, Entwaffnung angeordnet. Man hat die Gewehre und Kanonen abgeliefert, zum Teil wohl ein paar Meter weiter vergraben. In Bayern versammelte sich die Einwohnerwehr und schoß so triumphierend laut, daß in ganz Deutschland die Gesetze wackelten. Später schossen sie gedämpfter, um sich den Anblick der wackelnden Gesetze für längere Zeit zu verschaffen. Diesen scherzhaften Augenblick hat die deutsche Arbeiterschaft benutzt, um sich, wie sie es nennt, zu radikalisieren, das heißt in weitere Gruppen zu zerlegen. Sie meinen offenbar, wenn schließlich die Gesetze umfallen, rettet man sich am besten durch Zerstreuung. Genauer: sie planen, im entscheidenden Moment nach Moskau zu gehen. Zu Fuß oder zu Pferde. Das Weitere wird sich dann finden. In Deutschland findet sich immer das Weitere.

So ist der Gesamtzustand Deutschlands hoch befriedigend wie sonst. Die neue Photographie des Reichspräsidenten verstärkt dies Gefühl. Er ist nicht in Badehosen. Sondern bei einer Aufnahme einer Filmgesellschaft auf dem Tempelhofer Feld. Henny Porten trug ein 25000 Mark schweres Kleid. Es ist dieselbe pompöse Filmgesellschaft, die snobistisch das Äußerste leistet, was möglich ist, zwangsmäßig den Geschmack des Publikums niedrig stellt. Auf diesem Bild lacht der deutsche Reichspräsident und nimmt den Hut ab. Grüß dich Gott, mein Lieber.

Und damit ist Linke Poot in die Haltung verfallen, die er einnehmen muß. In die des Abschiednehmens. Wir sehen uns, wir werden uns auf einige Zeit nicht wiedersehen.

Man blase hinter mir den Trauermarsch. Ich liege in einem Sarge und habe zwei schwere Schuhe an, innen mit Nägeln beschlagen; die heißen Widerwillen. Ich habe eine Mütze auf, die heißt Abscheu. Ich habe einen grünen Schleier vor dem Gesicht, der heißt Ekel und Überdruß.

Tädium, nichts als Tädium. Es ist mir zu viel geworden. Ich bin immer gerecht nach jeder Seite gewesen, die sich nur blicken ließ. Ich habe nie versäumt, wo ich „ja“ sagte, gleich hinterher „nein“ zu sagen. Dies Schaukelpferd ritt ich mit Schneid und Eleganz in einer Zeit, wo jeder die Pflicht hat, Pflicht, eine wohlarrondierte Meinung zu exekutieren. Ich habe die Wut der Gerechten erregt: und was kann ein armer Schächer ohne Plattfüße mehr.

Jetzt bin ich überwältigt. Mein Pferd schlage ich kaputt. Mik dem Holz gehe ich fechten Das königliche Wort: „Macht euch euren Mist alleene“ unterdrücke ich.

Exit Linke Poot.

Anmerkungen

Strindberg-Glosse

Strindberg in seiner Zeit ist das Symbol ihrer Auflösung: ein Jahrhundertende in tragischer Gestalt; ein Opfer aller Antinomien und Relativismen; heillos unerfüllte Sehnsucht. Darum ließ seine Gegenwart ihn nicht hochkommen (welche Zeit erträgt ihre großen Symbole?); sie vermachte ihn vielmehr einer Zukunft, die die Überwindung des neunzehnten Jahrhunderts zum Siegesruf erhob. Und diese neue Zeit heiligte ihn als Vater ihrer jüngsten Dichtung.

Dies alles ist bekannt und weder um Strindbergs noch um eines Dutzend mittelmäßiger Expressionisten-Dramen willen hierher gesetzt. Sondern um unsertwillen. Der grausamen Paradoxie unserer heutigen Situation zuliebe. Immer war es die Geschlossenheit des Weltbilds oder der Form, die den Schöpfer einer früheren Generation zum Vater der späteren machte. Uns blieb es vorbehalten, ein gigantisches, unerfülltes Torso an unsern Beginn zu stellen.

Man wendet mir vielleicht ein: Strindbergs Weltanschauung kümmert uns nicht mehr; es gilt nur seine Kunst, die eine Revolution vollzog: da sie statt klassizistischer und naturalistischer Stilisierungen die aufgelöste expressionistische Szenenfolge schuf. Aber ist das eine nicht die Wirkung des anderen? Sicher beben in diesen gespenstischen Realitäten, diesem visionären Alltag, dieser unindividualisierten Menschlichkeit neue Klänge und Verdichtungen. Doch: „Totentanz", „Gespenstersonate", „Damaskus", „Advent" —: Vergeßt nicht, daß Verzweiflung und Sehnsucht diese Klänge schufen, daß also Erfüllung und Erlösung ihr Ziel sein müßten. Im Inhalt wie in der Form.

Von Strindbergs Standpunkt aus ist der Aufgang unserer neuen Zeit und Kunst nichts anderes als die Verewigung seines Ringens. Wir haben den gleichen Willen zur Synthese, dasselbe metaphysische Verlangen, dieselbe Sehnsucht zum Absoluten wie er und — da wir in allem noch scheiterten — auch seine Schwäche, seine Unerfülltheit: seine Romantik.

Nietzsche: „Sowohl die klassisch als die romantisch gesinnten Geister — wie es diese beiden Gattungen immer gibt — tragen sich mit einer Vision der Zukunft: aber die ersteren aus einer Stärke ihrer Zeit heraus, die letzteren aus ihrer Schwäche."

In diesem Sinne sind wir schwache Erben Strindbergscher Romantik. Nur daß wir sie bislang für Stärke hielten. Wir übersahen ihren negativen Pol, das Vakuum, das Zukunft nur einsaugen, nicht ausstoßen kann. Täglich wurden wir mehr Romantiker, beschworen Visionen, erfanden Gottheiten, um uns schließlich vor unserem Mangel an Substanz und Wesenhaftigkeit zu entsetzen. Als Zwanzigjährige erfüllte uns Strindberg mit Angst: wir sahen ein fernes versinkendes Schicksal. Mit Dreißig sind wir in den Mittelpunkt dieses Schicksals getreten.

* * *

Ich lese wieder die Dramen (in der neuen Übersetzung, die Heinrich Göbel bei Oesterheld u. Co. herausgebracht hat: sie ist klar, klug und beweist seltenes sprachliches Taktgefühl). Niemals empfand ich so, wie Strindbergs Krankheiten uns noch in den Gliedern stecken, welche Realität seine Konflikte besitzen, wenn wir sie auch

anders sehen und anders lösen müssen. Die schnelle Unfruchtbarkeit der jungen Dramatik, die sich ihres Unformalismus so rühmt, kommt letzten Endes daher: daß sie die Form des späten Strindberg übernahm, ohne zu merken, daß sie sich damit auch dem Gehalt verpflichtete, der jetzt aber sehr wesentliche und sachliche Methoden verlangt. Ekstatik und Gestampf sind jedenfalls unzureichend.

* * *

Arthur Liebert versucht in seinem Strindberg-Buch (Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin) Kunst- und Weltanschauung des Dichters in Verbindung mit der inneren Situation unserer Zeit zu bringen. Es hat vor ähnlichen Versuchen sehr vieles voraus: planvolles, kritisches Denken und den Blick für geistige Zusammenhänge. Vor allem besitzt es aber diese erregende Problemstellung: Strindbergs Gestalt zu begreifen innerhalb der Konflikte seiner Zeit, nicht im materialistisch-kausalen Sinne, sondern im geschichtlich-philosophischen. Die Gefahr dieser Methode, der Liebert nicht immer entgangen ist, ist diese: die Unterschlagung individual-seelischer Kräfte, des vegetativen Erlebnisbereichs, zugunsten der geschichtlichen Strömungen und des Systems. Mir scheint, daß die Kategorien des Naturalistischen und des Romantischen nicht ausreichen, um Strindbergs Gestalt zu fassen, um so mehr, da es fraglich ist, wie weit Strindberg überhaupt Naturalist war. Sehr wichtig sind Lieberts Ausführungen zu Strindbergs Geschichtsphilosophie. In allem: ein wesentliches Buch.

Rudolf Kayser

Konstitutioneller Kapitalismus

Nach der marxistischen Theorie entsteht die soziale Bewegung an den Stellen des geographisch stärksten Kapitalismus. Die Druckpunkte des Systems sind es, an denen sich neue gesellschaftliche Organe gleichsam ankündigen, neue Funktionen. Wenn das richtiger ist, als die übrigen sehr kurzlebigen Thesen Marx', dann müßte eine verstärkte soziale Bewegung des Landes und der Bauernschaft zu erwarten stehen. Denn der greifbarste Vorgang in der Wirtschaft geschlossener Gemeinwesen ist die Kapitalsabwanderung aus der Großstadt. Wenigstens gilt das für das kurante Geld. Für Unternehmen ist augenblicklich in der großen Stadt wenig Investitionskapital verfügbar. Die hochziffrigen Besitzstände sind festgerammt in fiebrig auf und nieder galoppierenden Papieren, in einigen frisch auf Export-Import-Agio ankernden Unternehmen und vor allem in Immobilien. Jetzt stockt das Geschäft etwas, das Geld liegt unverdaut, die günstige Verkaufskonjunktur ist zum Teil vorüber. Es gibt weite, volkswirtschaftlich seriöse Kreise, die von einem schnellen Avancement der Krone (und der Mark) eine Katastrophe im Geschäft befürchten und davon ein Anschwellen der Arbeitslosenquote. Jedenfalls ist in der Großstadt der papierene Ozean dickflüssig geworden. Am Lande aber ist Geld in Menge zu haben, nur weigert es die Idiosynkrasie der ländlichen Besitzer gerade den Plänen der Metropole. Die Gießbäche sollen zu eigenem Plan und Vorteil gestaut werden.

„Los von der Großstadt" ist eine durchschlagende Bewegung auch in der Wirtschaft. Die Gründe sind politisch-sozialer, weltanschaulicher und wohl auch rassiger Natur. Im Zusammenhang damit wird jetzt in Österreich geheimnisvoll von einer ländlichen großzügigen Bankgründung gesprochen, die einem gewissen prononzierten großstädtischen Kapital die Klientschaft nimmt, die Kooperation sperrt und ihm sogar bis ins Politische hinein Fehde ansagt. An die Spitze dieser Gründung sollen aus der Politik und dem Bankleben bekannte Parteinamen gesetzt werden. Die Zentrale läge in einer steirischen oder niederösterreichischen ganz kleinen Stadt; Wien hätte nur eine Filiale, sozusagen eine Telephonnummer.

Insofern stehen die Druckstellen des kapitalistischen Systems vor einer Verschiebung. Kleinstädter und Bauern gewinnen an Macht. Nichts zeigt besser die Situation als etwa ein Vergleich zwischen zwei Vertretern wie Schraffl und Renner. Renner, zweifellos begabt, zu begabt für einen gradlinigen starken Staatsmann, macht seinem Namen alle Ehre. Wer im Sattel sitzt, bringt ihn in Trab. Wien ist eine höfische Stadt gewesen und hat dem konservativen Element am Lande als Kaiserstadt gegolten. Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wean. Aber wenn nicht Kaiserstadt, gibts auch ka Wean.

Die politische und wirtschaftliche Verschiebung zeigt sich in einer erhöhten auch unternehmerischen Tätigkeit der Landstädte. Es entstehen Landgroßstädte, Bauernmetropolen. Hier ist der von Eingewanderten geführten Sozialdemokratie ein Riegel vorgeschoben: die Kontinuität urwüchsiger schwerfälliger Entwicklung. Trotzdem geht der Industrialismus ins Agrare hinein, kein Zweifel. Wird der Bauer Unternehmer, Farmer, Intensivbodenbauer, Maschinenverwerter wie der amerikanische Ökonom, so nimmt er die Typik der Großstadt an. Wahrscheinlich, daß dieser Prozeß nicht ein Bauernproletariat heranzieht, sondern eine Durchschnittform erfindet, einen konstitutionellen Kapitalismus. Der Bauer braucht zur intensiven Bodenbenutzung Hände und auch Gehirne. Er muß, bei Depopulation der Großstadt, solche Händeansiedlungen begünstigen; und einmal sich konstitutionell mit ihnen auseinandersetzen. Das dürfte das Endergebnis des zum Beispiel von dem berühmten Oppenheimer, seinerzeit von Herzka gesichteten Agrarsozialismus sein. Sowohl Friedrich Adler als der tschechische Außenminister Bensch haben erklärt, sie erwarten die Herabsetzung der Bevölkerungsziffer Wiens auf eine Million. Sie dürften im Recht sein. Die Abwanderung ins Ausland ist aber unmöglich; man bedenke die Tarife. Die Masse, besonders ein Teil des großstadtmüden intellektuellen Personals wird zum Krume zurückkehren, es fließt aufs Land ab. Dort bildet sich ein neuer junkerlicher Bauernstand, reich, mit zunehmend unternehmerischer und politischer Routine; neben ihm eine Mitarbeiterkaste, der er eine Konstitution geben muß. Geld verpflichtet. Der Bauer wird dieser großkapitalistisch-junkerlichen Entwicklung nicht ausweichen können. Die Prognose gilt nicht nur für Österreich, sondern für Süddeutschland, Rußland, Ungarn und Jugoslawien.

Robert Müller

Carl Neumann über Jakob Burckhardt

Burckhardts hundertster Geburtstag ging im Lärm von Schlacht und Revolution ziemlich spurlos an uns vorüber. Heute, wo wir allein sind in der Welt und von Kultur und geistiger Tradition retten müssen, was es irgend zu retten gibt, wo wir auch gezwungen sind, uns nach Brücken umzusehen, die irgendwie in die Welt hinausführen und verlorene Zusammenhänge wiederherstellen, wird die Beschäftigung mit Jakob Burkhardts Werk eine Quelle von Beruhigung und Hoffnung. Er war Schweizer, schrieb und lehrte Deutsch, liebte Welschland und vergaß doch nie ganz, was im germanischen Wesen groß und schöpferisch ist.

Wir besitzen sein politisches Testament in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen". Wer auch nur eine Seite von diesem außerordentlichen Menschen gelesen hat, weiß, daß man es bei seinem politischen Testament nicht mit einem Geisteserguß der Art zu tun hat, wie sie uns in Äußerungen politisierender chauvinistischer oder pazifistischer Professoren zu unserm Unglück fünf Jahre drangsalierte und noch weiter zu drangsalieren scheint. Kaum etwas war Jakob Burckhardt verhaßter als ein Eingreifen in die aktive Politik. Er dachte von der Gegenwart niemals

hoch genug, um sie für eine eines freien Geistes und Gelehrten würdige Beschäftigung zu halten. Noch dazu galten ihm die führenden Tendenzen des modernen politischen Lebens, die demokratische Gleichheitsidee und der Imperialismus beide in gleichem Maße als höchst mesquin und verderblich. Er sah das Unglück kommen und hatte Stunden, wo er den Weltuntergang nahe glaubte.

Also, mit aktueller Politik von heute oder von damals befaßt sich das Buch, das rund vierzig Jahre nach seiner Entstehung aus dem Nachlaß im Jahre 1905 herausgegeben wurde, in keiner Weise. Es enthält nur einige sehr wesentliche und tiefgründige Gedanken über Geschichte und Staat, Religion und Kultur überhaupt, die man immer wieder lesen kann und heute besonders wieder lesen muß. Nur, es ist nicht ganz einfach. Nicht als ob Burckhardts Gedanken und Ausdrucksformen nicht genau so kristallklar wären, wie überall sonst. Aber er ist hier so konzentriert und dabei gelegentlich auch, besonders wo es sich um letzte persönlichste Stellungnahme handelt, so zurückhaltend, daß man schon ein kapitalfester Burckhardtleser sein muß, um alle Andeutungen richtig weiterzuspinnen, um alle Voraussetzungen zu beherrschen und um alle Konsequenzen zu ziehen. Das aber ist nun nicht jeder, und deshalb ist man dem Burckhardtverehrer Carl Neumann, Historiker und Professor der Kunstgeschichte in Heidelberg (identisch mit dem Verfasser des „Rembrandt"), dankbar dafür, daß er jetzt zwei große Burckhardtaufsätze, aus den Jahren 1907 und 1918, in erweiterter Form zusammendruckt in einem Büchlein, das unter dem Titel „Jakob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz" bei F. A. Perthes in Gotha erschienen ist (als erste Veröffentlichung einer Reihe von Schriften, genannt „Brücken"*. Neumann gibt in diesen Aufsätzen eine sehr tief eindringende Analyse von Burckhardts Auffassungen. Wer sie gelesen hat, wird die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" sofort abermals lesen wollen. Enthält es doch Bekenntnisse, die für den ganzen großen Menschen grundlegend sind.

Ehe dieses Buch erschien und ehe die „Griechische Kulturgeschichte" sich durchgesetzt hatte gegen den Widerspruch der Gedanken (hat er sich heute eigentlich schon restlos durchgesetzt gegen die damalige lächerliche Kritik der Tatsachenfanatiker?), war die Ansicht verbreitet, Burckhardt, der Verfasser der „Kultur der Renaissance", sei ein unbedingter Lobredner alles Renaissancehaften, die italienische Renaissance sei für ihn ein Evangelium gewesen, und alles, was zu ihr gehört, mit Macchiavellismus und Übermenschentum, ästhetischem Immoralismus und grimmiger Verachtung alles „Barbarischen", habe des großen Gelehrten ungeteilten Beifall und blinde Bewunderung gefunden. Diesem Vorurteil, nach dem langsamen Berühmtwerden Burckhardts dann schnell verbreitet und immer glaubhafter gemacht durch das Vorhandensein gewisser intimer Berührungen mit Nietzscheschen Gedankengängen, hielt Neumann eine Reihe durchschlagender Überlegungen entgegen und bringt, wo es ein Körnchen Wahrheit enthält, dieses auf sein zu rechtfertigendes Maß zurück. Ein Evangelium irgendwelcher Art gab es für Burckhardt zunächst überhaupt nicht. Dazu besaß er zu viel Skepsis, von jener echten wahren Skepsis, von der man nie genug haben kann. Wer Burckhardt wirklich kennt, und man kennt den ganzen Menschen wirklich nur, wenn man die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und die „Griechische Kulturgeschichte" gründlich gelesen hat, weiß, daß auch hinter seinen so objektiv scheinenden Ansichten über die Renaissance noch Klammern nötig sind. Was ihn von Nietzsche und allen anderen Bewunderern der Renaissance scheidet, ist sein granitener Fond von

---

* Eine zweite beschäftigt sich mit Tatsachen aus Fichtes Züricher Zeit.

Moralität. Er war der Meinung, daß das Böse, auch wenn es sogenannt gute Folgen zeitigt, böse ist und bleibt, und er kam gegen alle Moderne zu dem Schlosserschen Satze zurück, daß die Macht an sich böse sei. Vor dieser Moralität fliegt seiner Wertschätzung der Renaissance heute eine Patina von Relativität an, die ganz neue Lichter und Reflexe gibt; und dieser Moralismus, aus starkem sozialen Empfinden sowohl wie aus konservativer Demut vor der Kontinuität des Seins, vor der Überlieferung, geboren, läßt ihn immer diesseits von Gut und Böse bleiben.

Die Korrektur, die Neumann dank seinem psychologischen Tiefblick für historische Zusammenhänge mit so behutsamer Hand anbringt, hat weitgehende Konsequenzen. Erst wenn man diese Distanz zwischen Burckhardt und seinem Werk empfinden gelernt hat, kann man sich ohne Gewissensbisse entschließen, seine „Kultur der Renaissance" auch als Kunstwerk zu werten. Was uns immer stutzig gemacht hat, und was auch Henry Thodes schärfste Dialektik uns nicht hinwegzudisputieren vermochte, nämlich, weshalb denn nun auf einmal Dante, Petrarca und Boccaccio moderne Menschen sind und nicht mehr dem Mittelalter angehören sollten, findet jetzt seine Erklärung. Eben weil Burckhardt nicht der unbedingte Evangelist der Renaissance sein wollte und sich sittlicher Wertungen in seinem Buche so gut wie ganz enthielt; weil er vielmehr ein unbekanntes Zeitalter entdeckt zu haben vermeinte, das einer starken und farbenreichen Darstellung bedürfe, konnte Burckhardt als Künstler mit dem Mittelalter so gewaltsam umgehen, konnte er, was in Wirklichkeit ein Polygon mit unendlich vielen Ecken war, in seiner Darstellung zu einem Kreise machen. Er brauchte einen monotonen und neutralen Hintergrund, vor dem sich sein Gemälde reich und voll abheben sollte; und da ihn dort noch einige Lichtflecken störten, transponierte er sie, bewußt oder unbewußt, in den Vordergrund hinein. Es ist mit der Kultur der Renaissance nicht anders als mit der „Griechischen Kulturgeschichte": Vielleicht stimmten manche Einzelheiten schon damals nicht, als sie niedergeschrieben wurden. Aber eine Gesamtanschauung von etwas so Ungeheurem, wie es Renaissancekultur und Griechenkultur bedeuten, sich verschaffen, konnte doch nur ein einziger, der Künstler Jakob Burckhardt.

Dies ist das eine, was Neumanns Büchlein so wertvoll macht; daß es hineinleuchtet in die inneren Zusammenhänge der Bücher, und zwar aus tiefer Kenntnis von dieser sehr merkwürdigen und bei aller Ursprünglichkeit nicht unkomplizierter Persönlichkeit. Und es freut einen fast, daß es gerade Carl Neumann sein mußte, der diese Zusammenhänge aufdeckte und die Korrekturen anbringen konnte. Denn Carl Neumann hatte von jeher, welches seiner historischen Bücher man auch aufschlagen mag (es sei in diesem Zusammenhange an den ausgezeichneten Vortrag über „Byzantinische und Renaissance-Kultur" erinnert), einige nicht gerade unleserliche Fragezeichen hinter der absoluten Geltung des Klassischen und der Renaissance-Wertungen gemacht, die man früher einmal dem Burckhardtschüler verdenken mochte. Nun ist er auch in seinen Fragezeichen durch Burckhardt selber gerechtfertigt worden. Letzten Endes handelt es sich auch in der Kunst und in der Wissenschaft immer um Fragen der Moralität.

Und das andre, auf das es als Resultat der Neumannschen Untersuchung ankommt, hängt mit diesem noch ein wenig zusammen. Neumann weist darauf hin, daß Burckhardt seinen Renaissancebegriff erst allmählich entdeckte, nachdem er deutsch-romantischen, mittelalterlichen Idealen ein wenig untreu geworden war. Überraschend, zu lesen, wie dieser schließliche Antibarbarus auch einmal teilnahm an deutscher Rheinschwärmerei und Stefan Lochners Madonnenkunst herrlicher fand als Jan van Eyck und den niederländischen

Realismus mit seiner „gemeinen Lebenssphäre". Was das war, das Burckhardt abtrünnig machte von den Idealen seiner Jugend, Weltläufte und persönliches Schicksal, innere Krise und harte Entsagung, setzt Neumann höchst glaubhaft auseinander, allerpersönlichste Dinge, wie jene unerwiderte Liebe, taktvoll und gütig nur eben andeutend.

Soviel über den Gewinn an historischen Kenntnissen und Neuwertungen. Ein Wort nun noch über die Atmosphäre, in der das Buch gehalten ist: Komposition und Stil, Betrachtung und Exkurs, Ausdrucksform und Lebensanschauung, die Kunst, historische Gedanken anschaulich zu machen, all dies besitzt eine gewisse Kommensurabilität zu Burckhardts eigner Größe. Mehr kann man nicht sagen. Und was tröstet, ist dies, daß ein Teil des Erbes, das der große Schweizer hinterließ, in sichere und treue Hände deutscher Wissenschaft gelegt wurde. Denn auch in Carl Neumann lebt ein großes Gefühl.

Emil Waldmann

Die blinden Indianer*

Helen von Keller, das blinde und taubstumme Genie der Sinnenverwandlung, und Oskar Baum, der ewig geblendete und trotzdem zärtliche Träumer um Mondlicht und Planeten, haben in die Hallen und das Herz der Blindenhäuser vielfach gepriesenen Trost gebracht. Nun sind diese unterirdisch Verzückten und dem Überirdischen schon verwandten Eroberer der Welt aber nur gesegnete Kinder, die vor dem Strickedrehen und Stühleflechten gerettet werden, weil sie auch hellsichtiger sind als Millionen gesunder Menschen. Sie sind der Heldenverehrung würdig, sie verdienen Bewunderung mit gefalteten Händen, wie jener ringende Beethoven, der den Tod seiner Ohren besiegt, indem er ein Stück Holz zwischen die Zähne klemmt, um derart die schwingenden Klänge der Erde zu genießen. Dem blinden Kleinbürger ist wohl solcher Aufschwung versagt. Die Menschenliebe fordert aber, daß man ihn doppelt hege. Ernst Haun, selbst früh mit Nacht geschlagen, ein angenehmer, kluger Mensch, der eine flüssige Feuilletonistenfeder schreibt und sich in keinem Fünklein von jeder geachteten Wochentagsgröße unterscheidet, zeichnet darum seine Jugenderinnerungen auf. Die Sehenden will er beruhigen. Die Opfer des Leides will er nicht minder mit Macht aufheitern.

Gönnen wir ihm reichlich die Freude, daß er sich nicht vor dem Leben fürchtet und all seine tastenden Kameraden als zufriedene Männer hinstellt, denen es keineswegs schwer wird, als Krämer und Handwerker und Wirtshausmusikanten oder als Organisten des lieben Gottes oder als Bastler in allerhand Nutzhandwerk ihr Leben zu fristen! Vergessen wir aber nicht, daß auch etwas Entsetzliches aus diesem Buche zu lernen ist:

Auch die Blinden sind blutdürstig, sie sind streitsüchtig, sie sind mit Indianerneigungen ausgestattet und jenem Glauben, daß auf der Welt allein die spitzige Waffe oder der Schießprügel mitsamt der geladenen Patrone regieren muß.

Ja, man erschrickt, wenn man erfährt, daß die blinden Knaben mit ihren geschickten Händen Rothautbeile und ähnliches Markergeräte herstellen, und daß es nicht selten ihr Traum war, gleich dem Siouxhäuptling, mit Skalpen den Gürtel zu schmücken. Ernst Haun fährt in die Ferien und er verbirgt unter dem Röckchen neben dem Herzen, das die Süßigkeiten des väterlichen Ferienhauses erwartet, auch sein Indianertomahawk. Gewiß ist das alles nur Spielzeug, aus Zunderholz, und gebosselter Plunder, aber es bringt doch geschliffene Messer und pestendes Pulver in die Blindenphantasie.

Muß die sehende Menschheit, die der blinden dienen soll, nur ebenso blind und

* Verlag Robert Lutz in Stuttgart.

grausam sein? Herr Haun, der ehrliche Mann, merkt gar nicht, wie er anklagt, als er nur dem Geplaudere lächelt. Die Eltern erzählen den blinden Kindern den riesigen Wahnsinn von Erbfeinden und Rachekriegen. Die Lehrer, vom Staate unterstützt oder genötigt, üben die gleiche Unheilsgleißnerei vor ihren blinden Schützlingen. Es träumt der Blinde, der Stricke dreht, daß die Stricke einstmals zum Erwürgen des Erbfeindes gebraucht werden sollen. Er ist ein Heimgesuchter und im geheimsten Denken doch der Sehnsucht, daß die letzten Mohikaner nicht aussterben sollen.

Wird er je anders träumen? Kann er noch einmal träumen, daß sein Strick nur ein Lasso sein darf, um Bruder und Bruderseele damit zusammenzubinden, daß sie sich fühlen und kennen um jeden Preis? Sie werden sich fühlen, sie werden sich lieben, wenn auch dieser Blindenunfug, der ein höchst beträchtliches Stück Menschenerziehung angeht, verwandelt und veredelt sein wird. Vor jeder Wiege, so sagt Pestalozzi, muß irgendwie, irgendwo, allezeit eine heftig anziehende Augenfreude angebracht sein, etwa eine grelle, lustige Puppe, etwas Lachendes, das die Sinne mächtig aufschließt und erheitert. Und erwacht das Wesen in der Wiege einmal, geht die Außenwelt schon in sein Bewußtsein, schichten sich schon die Eindrücke zu Erinnerungen und Bildern, die ja nachher in die Zukunft und in das ganze Dasein hinübergetragen werden, dann soll diese Fracht der Erinnerungen, die wiederum den Träumen uud Wünschen Nahrung liefert, kein Unrat sein. Den blinden Kindern kann dieser Freudenpopanz nicht mehr erscheinen. Aber man erwecke ihren Sinn auf anderem Wege! Dann wird man ihnen leicht mit einer anderen Zauberei schmeicheln, damit sich der Indianertrieb nicht erst in ihnen entzünde, und damit Sanftheit aus ihrem Gemüt entströme und jener stille, beharrliche Hang zum Verbrüdern, der alles Künftige allein beherrscht.

Max Hochdorf

Spitzweg

Uhde-Bernays, dem mancher wertvolle Beitrag zu der Geschichte der deutschen Kunst, zumal Feuerbachs, gelungen ist, hat jetzt im Delphin-Verlag, München, eine zweite vermehrte Auflage seines Spitzweg erscheinen lassen. Das Buch ist in mancher, und zwar der wesentlichsten Hinsicht musterhaft, weil es die Proportionen, die der Biograph, zumal der Künstlerbiograph gern zu vergessen pflegt, mit seltenem Takt innehält. Spitzweg bleibt Spitzweg, der romantische Apotheker, obwohl sein Malertum gezeigt wird. Er behält sein köstliches Kleinstädterwesen, obwohl große Dinge in seiner Kunst, eine hochentwickelte Farbigkeit und vieles andere, mit Sachlichkeit nachgewiesen werden.

Diese Eigenschaft des Biographen war hier um so notwendiger, als Spitzwegs größte und beste Eigentümlichkeit auf eben dieser Sauberkeit der Verhältnisse beruht. Er hat es wirklich fertig bekommen, etwas von Diaz, sogar von Delacroix auf sein Marionettentheater zu bringen, und die Puppen sind trotzdem echte und rechte Puppen seiner Bühne geblieben, nicht ausgestopfte Münchener Delacroix' geworden. Uhde-Bernays hat einen Schriftstil für diesen gemalten Stil erfunden. Der modernen Kunstschreiberei fehlt im allgemeinen nichts so sehr wie diese wohlgeformte Distanz zu den beschriebenen Dingen.

Julius Meier-Graefe

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie. Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Philosophische Probleme der Relativitätstheorie*

von Ernst Cassirer

Die philosophische Betrachtung einer physikalischen Theorie kann nicht darauf ausgehen, einen eigenen und selbständigen Maßstab für die Beurteilung ihres Inhalts aufzustellen, der den Maßstäben, über welche die Einzelwissenschaft selbst verfügt, gleichberechtigt zur Seite treten könnte. Denn der Inhalt einer physikalischen Theorie untersteht nur einer einzigen Regel, die sich rein aus der Methodik der Physik als solcher ergibt. Neben dieser Norm bleibt für eine andere rein „spekulative" Betrachtungsweise kein Raum. Mathematische und mathematisch-physikalische Lehrsätze lassen sich von der ihnen gemäßen Darstellungsweise nicht ablösen, ohne damit auch den besten Teil ihres Gehalts zu verlieren. Was ein solcher Lehrsatz bedeutet, das ergibt sich erst, wenn man zugleich mit ihm den gesamten immanenten Begründungszusammenhang erfaßt, in welchem er steht und der ihm erst seinen geistigen Sinn und sein geistiges Leben verleiht. Auch die Relativitätstheorie läßt sich daher von dem Grund und Boden, aus dem sie erwachsen ist, von dem Boden der Experimente und der mathematischen Theorie, nicht abtrennen. Eine rasche Erweiterung dieser Theorie über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus, — eine Wendung ihrer Ergebnisse ins schlechthin Allgemeine, ins Spekulativ-Metaphysische mag reizvoll und lockend erscheinen — aber sie käme einer Vernichtung ihres eigentlichen, ihres prinzipiellen Sinns gleich. Auch hier gilt das bekannte Wort eines antiken Mathematikers, daß es keinen „Königsweg zur Mathematik" gibt. Der Weg zum Verständnis der Ergebnisse der

* Der folgende Aufsatz versucht, auf eine Aufforderung der Redaktion der „Neuen Rundschau" hin, den rein philosophischen Kern der Relativitätstheorie herauszuschälen. Der mathematisch-physikalische Inhalt der Theorie konnte hier nur ganz kurz berührt werden; eine eingehende Darlegung der mathematisch-physikalischen Voraussetzungen und eine nähere Begründung der hier nur in knappstem Umriß entwickelten erkenntnistheoretischen Grundauffassung ist in meiner soeben erschienenen Schrift: Zur Einsteinschen Relativitätstheorie. Erkenntnistheoretische Betrachtungen (Berlin, Bruno Cassirer) enthalten.

Relativitätstheorie führt nur durch die ihr eigentümlichen Methoden und Schlußfolgerungen hindurch; der Inhalt ihrer Deduktionen ist an die Form dieser Deduktionen gebunden. Dieser Weg läßt sich nicht abkürzen und von seiner Schwierigkeit läßt sich nichts abdingen: er muß in all seinen Phasen durchmessen werden, wenn das Ziel, dem er zustrebt, in Klarheit heraustreten soll.

Aber es gibt freilich noch eine andere Betrachtungsweise mathematischer und mathematisch-physikalischer Erkenntnisse, die sie von ihrer spezifischen Form nicht ablösen, sondern die vielmehr diese Form selbst nur zum vollen Bewußtsein und damit zum vollen Verständnis zu erheben sucht. Hier soll dem Inhalt des Wissens nichts hinzugefügt und nichts abgezogen werden, — hier soll er nach seiner rein objektiven, gegenständlichen Bedeutung erfaßt und gewürdigt werden; aber die Betrachtung ist nichtsdestoweniger nicht allein auf den Gegenstand, sondern auf sein Verhältnis zum systematischen Ganzen des Wissens, auf die Voraussetzungen des Wissenschaftserwerbs und auf die Prinzipien der Wissensgestaltung gerichtet. Dringender als je wird eine solche Betrachtung dort gefordert, wo eine neue Lehre sich als Revolutionierung unseres Weltbildes ankündet — wo sie nicht nur den Anspruch erhebt, diesen oder jenen Zug in unserm Bilde der Natur zu verändern, sondern den Begriff der Natur und der Naturerkenntnis von Grund aus umzugestalten. Hier liegt daher das wesentliche Interesse, das die Philosophie an den Grundgedanken und Grundlehren der Relativitätstheorie zu nehmen hat. Solange sie noch bei den einzelnen paradoxen Forderungen und Folgerungen der Theorie — bei der Lehre von der „Relativität der Gleichzeitigkeit“, von der „Krümmung“ des Raumes, von der „Endlichkeit“ der Welt — stehen bleibt: so lange erfaßt sie im günstigsten Falle nur ihre blendende Außenseite. Die schlichtere und anspruchslosere, zugleich aber die schwierigere und tiefere Aufgabe für die Philosophie aber liegt an einem anderen Punkt. Bedeutet die Wandlung des Gegenstandsbegriffs, der sich in der Relativitätstheorie vollzieht — so wird sie fragen müssen — auch eine Wandlung unseres physikalischen Erkenntnisbegriffs? Ist damit nicht nur unsere Auffassung der Welt, sondern auch unsere bisherige Auffassung von den Normen und Regeln, von den Bedingungen des Wissens verändert? Haben wir es hier mit einer völlig neuen Denkweise, mit einem gänzlichen Bruch in der Methodik der Naturwissenschaft zu tun — oder tritt vielleicht, gerade an den neuen Problemen, an den neuen Zielen und Wegen, die sich hier auftun, die Geschlossenheit, die Stetigkeit, die innere Folgerichtigkeit in den Motiven des naturwissenschaftlichen Denkens nur um so bestimmter hervor? Wäre es so, — dann würde der Verzicht auf manche altbewährte Denkgewohnheit und die Veränderung einzelner Grundbegriffe, die die Relativitäts-

theorie von uns fordert, nur dazu dienen, den Bestand jener allgemeinen Kategorien und Voraussetzungen, auf denen die Möglichkeit der mathematischen Physik beruht, um so schärfer zu bezeichnen. Den „stetigen Gang einer Wissenschaft" fand Kant, als er für die Kritik der theoretischen Vernunft ein festes Fundament suchte, vor allem in der Physik und in der Entwicklung ausgedrückt, die sie von Kepler und Galilei bis zu Newton erfahren hatte. Kraft dieser ihrer Kontinuität und inneren Konsequenz wurde sie ihm zum Muster und Vorbild. Ist dieser stetige Gang – so müssen wir uns heute fragen – durch die Relativitätstheorie ein für allemal unterbrochen oder ist er durch sie vielmehr in neuer und überraschender Weise bestätigt worden? Hier liegt für den Erkenntnistheoretiker der Kernpunkt des Problems. Das Gefüge der Welt, wie die wissenschaftliche Physik es vermöge ihrer Denkmittel bestimmt, mag durch die Relativitätstheorie noch so große Veränderungen erfahren haben; – hinter dem allen erhebt sich die radikalere Frage nach dem Sinn, dem Ziel und der Leistungsfähigkeit eben dieser Denkmittel selbst. Daß unsere Auffassung der Natur eine entscheidende Umbildung erfahren hat, seit die Physik von dem Weltbild der mechanischen Naturanschauung zum Weltbild der Elektrodynamik und der allgemeinen Relativitätstheorie fortgeschritten ist, kann nicht bestritten werden; aber es fragt sich, ob und wieweit mitten in diesem allgemeinen Umsturz der wichtigsten Ergebnisse das logische Gefüge der Physik fest geblieben ist. Falls sich zeigen läßt, daß die Relativitätstheorie dieses Gefüge nicht nur unangetastet läßt, sondern daß sie es schärfer als zuvor in seiner eigentümlichen Bestimmtheit und Bedingtheit erfaßt hat, dann müßte ihr philosophischer Ertrag in einer ganz andern Richtung gesucht werden, als es gewöhnlich geschieht – dann würde sich ergeben, daß ihr wesentlicher Gehalt nicht in dem liegt, was sie negativ und kritisch zerstört, sondern was sie nach dieser Zerstörung als den positiven Sinn des physikalischen Erkenntnisbegriffs herausstellt. –

Der naive Realismus der gewöhnlichen Weltansicht, der die Welt, die Natur, die Wirklichkeit der Dinge als gegeben ansieht und der von der Wissenschaft nichts anderes verlangt und erwartet, als daß sie ein möglichst getreues, im Einzelnen, wie im Ganzen ähnliches Abbild dieser Wirklichkeit liefere, sieht sich, sobald er das wirkliche Verfahren der Naturwissenschaft innerhalb ihres Gebiets, sobald er ihre ersten geschichtlichen und prinzipiellen Anfänge ins Auge faßt, alsbald vor eine Paradoxie gestellt. Denn es wird hier sogleich deutlich, daß die ersten Begriffe, mit denen alle Naturwissenschaft beginnt, keineswegs Wiederholungen und Abdrücke einer Wirklichkeit sind, die den Menschen von Anfang an umgibt, sondern daß sie sich bewußt von ihr entfernen. Von der Welt der unmittelbaren Wahrnehmung, von der sinnlichen Wahl der Farben und Klänge, der

Gerüche und Geschmäcke, der Tastempfindungen und Temperaturempfindungen, geht in die Welt des Physikers so wenig etwas ein, als in ihr die subjektive Empfindung von Lust und Unlust, die sich mit der Wahrnehmung verbindet, eine Stätte hat. Alle rein anthropomorphen Elemente der Empfindung werden ausgeschieden, und sie werden es um so sicherer und vollkommener, als die wissenschaftliche Physik selbst in ihren eigenen Begriffsmitteln und in der Klarheit und Bewußtheit, mit der sie über sie verfügt, fortschreitet. Was an Stelle dieser Welt der Empfindung zurückbleibt und was fortan das alleinige „Objekt" der physikalischen Forschung ausmacht, ist eine rein mathematische Welt der Gestalten, der Zahlen und Bewegungen. Ein farb- und klangloses, ein in keiner sinnlichen Wahrnehmung mehr faßbares Reich — das Reich der Atome und Kräfte — wird erschlossen; ein neues Sein und eine neue Ordnung wird behauptet. Und dieses Sein nimmt nun alle wissenschaftliche „Wahrheit" für sich in Anspruch; es ruht nicht nur in sich selbst, in eindeutiger gesetzlicher Bestimmtheit, sondern es behauptet auch, das Sein einer ersten Welt, das Sein der Sinnendinge erst „begründen" zu können, es erst für den Verstand faßbar und erklärbar zu machen.

In diesem Anspruch liegt freilich eine Schwierigkeit und ein erkenntnistheoretisches Problem beschlossen, das in der Entwicklung der modernen Physik immer bestimmter als solches empfunden und ausgesprochen worden ist. Aber gleichviel wie der einzelne Physiker sich zu diesem Problem stellen mag — es braucht hier nur kurz daran erinnert zu werden, wie verschiedene Antworten auf dasselbe zum Beispiel Mach und Planck erteilt haben — der wissenschaftliche Fortschritt der Physik selbst blieb hiervon im wesentlichen unberührt. Ihr Ziel, alle Qualitäten in reine Quantitäten, allen Inhalt der subjektiven Wahrnehmung in objektive Größenwerte, alles bloß empfundene Dasein in ein exakt meßbares Sein umzuwandeln, stand fest. Und die eigentliche Erfüllung dieses Zieles schien nur eine Weltansicht gewähren zu können, die alle sinnlichen Bestimmtheiten auf Raum- und Zahlbegriffe, alle sinnlichen Veränderungen auf reine Ortsbewegungen zurückführte. Die „mechanische Weltansicht", erschien demgemäß nicht nur als das letzte Ergebnis, dem alle wissenschaftliche Naturbetrachtung zustrebt, sondern als der notwendige Ausdruck ihrer Fragestellung und Methode.

Diese Auffassung erfuhr auf rein physikalischem Gebiet ihre erste Erschütterung, als es trotz der beharrlichsten Bemühungen nicht gelang, die elektrodynamischen und optischen Erscheinungen, die seit Faraday und Maxwell mehr und mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung rückten, dem universellen Schema des Mechanismus einzufügen. Der Träger, der für diese Erscheinungen angenommen wurde, der hypothetische „Weltäther",

entzog sich, wie man immer deutlicher erkennen mußte, jedem Versuch einer mechanischen Erklärung und Konstruktion. Aber auch außerhalb dieser Linie der Entwicklung (die hier nicht näher verfolgt werden kann), mußte ein allmählicher Umschwung einsetzen, seit die Physik, aus ihren eigenen Problemen und Erfordernissen heraus, ihre Frage nicht mehr ausschließlich auf die Natur, als den Gegenstand der Erklärung, sondern zugleich auf den Mechanismus, als Prinzip der Erklärung, richtete. Noch Helmholtz, der, von Kant herkommend, von Anfang an auf eine erkenntnistheoretische Vertiefung der physikalischen Prinzipienlehre gerichtet war, hatte seine grundlegende Abhandlung „Über die Gestaltung der Kraft" (1847) mit dem Gedanken eingeleitet, daß die Aufgabe der Naturwissenschaft darin bestehe, alle Naturerscheinungen zurückzuführen auf Bewegungen von Materien mit unveränderlichen, nur von den räumlichen Verhältnissen abhängigen Bewegungskräften. Er glaubte in diesem Gedanken kein Ergebnis der Physik, sondern ein Postulat ihrer Methode auszusprechen – er fand in ihm nichts anderes als die „Voraussetzung der Begreiflichkeit der Natur" ausgedrückt. Aber enthält diese Voraussetzung der Begreiflichkeit der Natur, wie sie hier formuliert ist, nicht selbst noch unbegriffene und vielleicht unbegreifliche Bestandteile? Wenn das System der klassischen Mechanik, wie Newton es begründet hatte, seither als das Fundament aller „mathematischen Naturphilosophie" galt – war dieses Fundament selbst bereits völlig sicher gelegt? Ein Zweifel hieran konnte und mußte sich erheben, sobald man die einzelnen Begriffe schärfer ins Auge faßte, die Newton in diesen seinen Grundbau eingesenkt hatte. „Zeit, Raum, Ort und Bewegung" – so hatte er seine Erörterungen begonnen – „als allen bekannt, erkläre ich nicht. Ich bemerke nur, daß man gewöhnlich diese Größen nicht anders, als in bezug auf die Sinne auffaßt und so gewisse Vorurteile entstehen, zu deren Aufhebung man sie passend in absolute und relative, wahre und scheinbare, mathematische und gewöhnliche unterscheidet". Und nun folgt die Bestimmung der absoluten, wahren und mathematischen Zeit, die an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig und ohne Beziehung auf irgendeinen äußern Gegenstand verfließt – wie die des absoluten Raumes, der vermöge seiner Natur und ohne Beziehung auf einen äußern Gegenstand stets gleich und unbeweglich bleibt. Aber worauf vermochte denn Newton die Gewißheit einer solchen absoluten Zeit und eines solchen absoluten Raumes zu stützen, – da er gleichzeitig ausspricht, daß beide uns zum mindesten in der physikalischen Erfahrung niemals mit Sicherheit gegeben sind, sondern daß alle Erfahrung sich darauf beschränkt, uns bloße Verhältnisse in der Lage und in den Bewegungen der Körper kennen zu lehren? Fragt man nach dem Grunde dieser Gewißheit, so werden wir hier zuletzt nur auf dasjenige verweisen, was, als „allen bekannt", keiner weiteren

Erklärung und Rechtfertigung mehr zu bedürfen scheint: auf die Anschauung des unendlichen, einzigen, allbefassenden Raumes, in dem alle Dinge sind und der stetigen und gleichförmigen Zeit, in der alle Ereignisse und alle besondern inhaltlichen Veränderungen sich abspielen. Aber bedeutet der Raum und die Zeit, von denen hier die Rede ist, überhaupt noch einen physikalischen Begriff — oder sind beide, in diesem Sinne genommen, nicht vielmehr psychologische Begriffe und zwar psychologische Begriffe, in die sich unvermerkt bereits bestimmte psychologische Theorien eingemischt haben? Nach dem Recht oder Unrecht dieser Theorien braucht hier zunächst nicht gefragt zu werden: — aber das eine wird jedenfalls deutlich, daß die Physik hier im Bemühen, sich eine feste systematische Grundlage zu schaffen, einen Schritt in ein ihr fremdes Gebiet getan hatte. Damit aber war sie ihrem eigenen strengen methodischen Ideal untreu geworden. Wie sie ihren Weg als Wissenschaft damit begann, daß sie bei der unmittelbaren Gestalt und der unmittelbaren Evidenz der sinnlichen Empfindung nicht stehen blieb, sondern daß sie an deren Stelle eigene und selbständige Begriffsbestimmungen setzt — so wird diese Selbständigkeit von ihr auch gegenüber der sinnlichen und zeitlichen Anschauung verlangt. Sie darf sich auch hier bei der psychologischen Evidenz, die unserer Raum- und Zeitanschauung innezuwohnen scheint, nicht beruhigen, geschweige von ihr auf die physikalische Existenz des Einen absoluten Weltraumes und der Einen absoluten Weltzeit schließen. Will sie vielmehr die Begriffe des absoluten Raumes und der absoluten Zeit in ihr System aufnehmen, so muß sie sie zuvor auch als Begriffe, als notwendige Bestandteile ihres Lehrgebäudes, erwiesen und gerechtfertigt haben. Das aber könnte auf keinem andern Wege geschehen, als dadurch, daß die bestimmten physikalischen Urteile, daß die konkreten Erfahrungen aufgewiesen würden, in welche der Begriff des absoluten Raumes und der absoluten Zeit eingehen. Dem Physiker ist die Natur nicht als unmittelbarer Gegenstand der Wahrnehmung oder Anschauung, sondern als Objekt und als Problem der Messung gegeben. Es gibt daher für ihn zuletzt keinen andern Weg, einen bestimmten Begriff zu begründen und sicher zu stellen, als daß er ihn, mittelbar oder unmittelbar, als ein notwendiges Instrument der Messung oder als Ausdruck eines meßbaren Verhältnisses erweist. Hier aber setzt für die Begriffe des absoluten Raumes und der absoluten Zeit sogleich die eigentliche Schwierigkeit ein. Alle Messung kann nichts anderes als die bestimmte Beziehung auf eine willkürlich gewählte Einheit, als eine Vergleichung mit einem zugrunde gelegten Maßstab aussagen. Ihr Sinn geht in dieser Beziehung, geht in der Proportion auf, die zwischen einer gegebenen Größe und dem Grundmaß festgestellt wird. Gleichviel daher, was der absolute Raum und die absolute Zeit etwa als psychologische

Daten besagen, und ob sie im metaphysischen Sinne sind oder nicht sind: — so können sie doch in keinem Falle jemals als Voraussetzungen oder als Ergebnisse unserer konkreten physikalischen Messungen aufgezeigt werden. Damit aber geht mit ihrem physikalischen Gebrauch auch ihre physikalische Bedeutung verloren — denn die Bedeutung eines physikalischen Grundbegriffs besteht zuletzt in dem Gebrauch, den wir von ihm in der Erfahrung, in der Feststellung und der mathematischen Bestimmung der Naturerscheinungen, machen. Ohne eine bestimmte Funktion, die der Begriff in der „Erklärung" der Phänomene, das heißt in ihrer Zurückführung auf Maße und Maßgesetzlichkeiten besitzt, verliert er zuletzt auch jeglichen bestimmten Sinn.

In der Physik selbst sind freilich alle diese Einwendungen gegen die Newtonsche Fassung der Grundbegriffe erst relativ spät erhoben worden: der Eindruck der ungeheuren sachlichen Leistung, die in Newtons System der Mechanik und Astronomie vollbracht war, drängte zunächst jeden Zweifel an der Gültigkeit und an dem formellen Recht seiner besten Prinzipien zurück. Im Gebiet der Philosophie hingegen — und dies ist ein Umstand, der für das wechselseitige geschichtliche und systematische Verhältnis von Philosophie und Naturwissenschaft bezeichnend und erleuchtend ist — ist die Kritik an der Newtonischen Raum- und Zeitlehre im Grunde niemals verstummt. Zwischen Leibniz und Newton kam es über die Begriffe der absoluten Zeit und des absoluten Raumes zu einer denkwürdigen, wahrhaft weltgeschichtlichen Auseinandersetzung. Wer heute diese Auseinandersetzung liest, der bemerkt mit Staunen, wie sehr die Fortentwicklung der Physik, nicht im Hinblick auf die einzelnen Resultate, wohl aber im Hinblick auf die Definition und die kritische Bestimmung der Grundbegriffe, dem „Philosophen" Leibniz gegen den Physiker Newton recht gegeben hat. In der Abweisung der Fernkräfte, in der Auffassung des Prinzips der Erhaltung der Energie, das er gegen Newton verficht, und in der streng relativistischen Fassung der Begriffe von Raum und Zeit, stimmt Leibniz mit den Grundgedanken der modernen Physik durchweg überein. Aber auch im entgegengesetzten philosophischen Lager, im Bereich des englischen Empirismus, erstand Newton in Berkeley ein scharfer und genialer Kritiker. Hatte Leibniz sich als Logiker und Metaphysiker gegen Newton gewandt, so sucht Berkeley seine Deduktionen mit den Mitteln der psychologischen Kritik anzugreifen. Die Physik — so folgert er — hätte sich auf das Gemeinbild des absoluten Raumes und der absoluten Zeit nicht berufen können, wenn sie dieses Gemeinbild zuvor als das, was es in Wahrheit ist, als ein Idol und eine psychologische Illusion erkannt hätte. Wir glauben eine Vorstellung der reinen, von allem materiellen Inhalt freien Ausdehnung und eine Vorstellung der reinen Dauer zu gewinnen,

indem wir die Gesamtheit der körperlichen Dinge und den Ablauf alles besonderen Geschehens in Gedanken aufheben und nur noch das Bild dessen, worin alle diese Dinge waren und worin dieses Geschehen sich abspielte, zurückbehalten. Aber dieses Bild ist, wie Berkeley nunmehr mit dem neuen, von Locke geschaffenen Hilfsmittel der genetisch-psychologischen Analyse zu zeigen versucht, kein echtes Erzeugnis objektiver Erkenntnis mehr, sondern nur noch ein täuschendes Produkt unserer sinnlichen Phantasie. Es ist nicht ein eigenes Sein hinter den Sinnendingen, das wir im Gedanken des absoluten Raumes und der absoluten Zeit erfassen; sondern es sind nur bestimmte Verhältnisse eben dieser Sinnendinge selbst, die wir in willkürlicher Abstraktion von ihnen abtrennen, um sie zu selbständigen Wesenheiten zu hypostasieren. Beide Gesichtspunkte, der erkenntniskritische und der psychologische, der Gesichtspunkt Leibnizens und Berkeleys, vereinen sich sodann in der Kantischen Kritik. Kant hat, nicht nur als Naturforscher, sondern auch als Philosoph, als Schüler Newtons begonnen – und in einer ersten Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis, die in der Geschichte seines Denkens Epoche macht, spricht er es aus, daß die echte Methode der Metaphysik mit derjenigen im Grunde einerlei sei, die Newton in die Naturwissenschaft einführte und die dort von so fruchtbaren Folgen gewesen sei. Aber mehr und mehr gelangt er im Verlauf seiner eigenen gedanklichen Entwicklung dazu, das, was ihm als Kern der Newtonischen Methodik erschien, von den einzelnen Ergebnissen Newtons und von seiner Formulierung der besonderen physikalischen Grundbegriffe zu scheiden. Jetzt bekämpft er, aus dem Prinzip der Newtonischen Methode heraus, die Newtonische Auffassung von Raum und Zeit. Denn hier wird, was lediglich als eine Ordnung des Empirischen Sinn und Bestand hat, zu einer eigenen Weise des Daseins gemacht – hier werden zwei selbständige Dinge: der Eine allumfassende Raum und die unendliche Dauer gesetzt, die sich der kritischen Prüfung als mit inneren Widersprüchen behaftet und somit als „existierende Undinge" erweisen. Die Befreiung aus diesem Dilemma aber kann nach Kant nur darin bestehen, daß wir den Gesamtbegriff der Objektivität, daß wir den Wahrheitsbegriff und den Wirklichkeitsbegriff selbst zergliedern und beide in ihren letzten Bedingungen durchschauen. Dann ergibt sich, daß die objektive Bedeutung, die wir den Urteilen über den reinen Raum und die reine Zeit allerdings zusprechen müssen, mit ihrer Setzung als selbständigen Objekten, als absoluten Existenzen nichts zu tun hat – ja daß vielmehr umgekehrt nur der Verzicht auf jede derartige Setzung das Maß der Geltung und der Wahrheit erklären und begründen kann, die Raum und Zeit im System der naturwissenschaftlichen Erkenntnis für sich in Anspruch nehmen können. Raum und Zeit sind Formen, nicht Dinge: – sie sind Mittel, die Erscheinungen

zu verknüpfen, zu ordnen und sie als ein gesetzliches Ganzes zu übersehen; aber diese reinen Schemata alles Anschauens können nicht selbst als für sich bestehende Objekte angeschaut und den empirischen Wahrnehmungsdingen gegenüber- und entgegengestellt werden.

Auf Kants eigene Begründung dieses Gedankens, auf die Art, wie er es, kraft des Instruments der „transzendentalen" Kritik, das er sich erschafft, Schritt für Schritt gewinnt und sichert, kann hier nicht eingegangen werden: — nur ein Motiv sei herausgehoben, das sich schon der allgemeinen Reflexion über die Erkenntnis, wie sie in den Anfängen der Philosophie geübt wurde, erschlossen hatte. Es ist durch Kants eigenes Zeugnis bestätigt, daß das Problem der Antinomien es gewesen ist, das ihn zuerst zu seiner kritisch-idealistischen Fassung der Lehre von Raum und Zeit hingeführt hat. Aber nur die besondere Verwendung des Antinomiengedankens ist Kants eigenes Werk — während der Inhalt des Gedankens als solcher einem Zusammenhang angehört, der sich unabhängig von Kants strengen Begriffsentwicklungen darlegen und dem allgemeinen Verständnis nahe bringen läßt. Die Widersprüche in den Begriffen des Raumes und der Zeit gehören in der Tat nicht erst der Sphäre der philosophischen Betrachtung an, sondern sie lassen sich bereits im Gebiet des gewöhnlichen empirischen Denkens und seiner empirischen Gegenstände aufweisen. Hier handelt es sich noch nicht um eine Dialektik des Begriffs, sondern um das, was Hegel die „Dialektik der sinnlichen Gewißheit" genannt hat. Diese sinnliche Gewißheit verfügt, sofern sie den Inhalt, der ihr gegeben ist, überhaupt in die Form des Denkens erheben, sofern sie ihn als solchen aussprechen, ihn bestimmen und festhalten will, im Grunde nur über die eine Kategorie des „Dinges", in die sie alles andere umsetzt. Alle sonstigen Bestimmtheiten des Seins — alle Bestimmtheit von Eigenschaften und Zuständen, von Veränderungen und Tätigkeiten, von Verhältnissen und Beziehungen, ja aller Bestand von Urteilen und Wahrheiten, verwandelt sich ihr unwillkürlich in diese eine primäre und primitive Dingform. Damit aber ergibt sich, indem nunmehr „Dinge" aus ganz verschiedenen Gebieten und von verschiedener gedanklicher Herkunft miteinander zusammentreffen, ein eigentümlicher Konflikt. An der Stellung, die die naive Weltansicht dem Raume und der Zeit und ihren einzelnen Bestimmungen, den Orten und den Augenblicken, im Verhältnis zu den einzelnen empirisch-wahrnehmbaren Objekten gibt, läßt sich dieser Konflikt deutlich und fühlbar machen. Diese Objekte sind für sich bestehende, einzelne Wirklichkeiten: aber auch die Stellen des Raumes und die Momente der Zeit sind nichts anderes. Wie aber — diese Frage drängt sich jetzt notwendig auf — können nun die verschiedenen Dingbereiche, die sich uns damit ergeben, miteinander bestehen und in

Zusammenhang stehen? Im Reich des Gedankens wohnen die empirischen Objekte und die Formen des Raumes und der Zeit leicht beieinander – aber sobald erst beide im physischen oder metaphysischen Sinne zu „Sachen" geworden sind, so kann es nicht ausbleiben, daß diese beiden Sachwelten hart aneinanderstoßen und sich wechselseitig den Rang streitig machen. Ein Ding „ist" an einem bestimmten Orte; ein Ereignis vollzieht sich zu einer bestimmten Zeit. Beides, sein Ort und seine Zeit, haftet ihm nicht notwendig an; sie sind äußere Bestimmungen, die das Ding verändern und ablegen kann, ohne dadurch aufzuhören, „dasselbe" zu sein. Aber sind damit nicht zwei selbständige Existenzen gesetzt, die sich nichtsdestoweniger in der seltsamsten Weise miteinander durchdringen? Ein materieller Würfel nimmt einen Ort, einen geometrischen Raum ein, der gleichfalls Würfelgestalt besitzt. Dieser Ort ist so geartet, das er jeden anderen von sich ausschließt, daß alle sonstigen Raumstellen schlechthin „außer" ihm gedacht werden müssen, aber er ist anderseits das Behältnis und gleichsam das Gefäß für jedes beliebige stoffliche Dasein, daß in ihn eintreten will. Bedeutet dieses Eintreten, daß zwei „Gegenstände", der physische und der räumliche, vorhanden sind, die sich mit einander völlig durchdringen, zu einer realen Identität verschmelzen können, um sich dann wieder von einander zu trennen? Aber im gesamten Gebiete des gegenständlichen Seins gibt es für eine derartige Durchdringung kein Analogon. Oder blicken wir auf die Zeit hin – so setzt sich jedes zeitliche Ganze aus Teilen, aus Augenblicken zusammen. Aber sobald wir diese Teile selbst wieder als dingliche Elemente fassen, so zeigt sich sofort, daß sich aus ihnen niemals ein wirkliches Ganzes ergeben kann. Denn was in Wahrheit von der Zeit existiert, ist immer nur ein einzelnes Moment, ein einzelnes unteilbares „Jetzt". Nur dieser reine Gegenwartspunkt besteht, während die Vergangenheit „nicht mehr", die Zukunft „noch nicht" ist. Wie aber kann ein Ganzes Bestand haben, dessen einzelne Elemente, wie es in der Definition der Zeitmomente unmittelbar beschlossen liegt, niemals „zugleich" gegeben werden können? Die Folge der Gegenwartspunkte – diese Folgerung scheint sich aufzudrängen – hat ihre Einheit nur im Denken, nur im Bewußtsein eines Zuschauers, der in seiner Erinnerung und Vorstellung einen Punkt mit dem andern verknüpft – während im Dasein an die Stelle dieser Verknüpfung nur die reale Getrenntheit, nur der Ausschluß jedes Punkts vom andern tritt. An diese Schwierigkeiten reihen sich die bekannten Antinomien der Stetigkeit und der unendlichen Teilung. Indem das Denken sich diesen Antinomien überläßt, sieht es sich hierbei, nach dem Wort Pascals, unmittelbar zwischen die beiden „Abgründe" des Unendlichen und des Nichts gestellt. Die Zusammensetzung des Stetigen aus unbestimmbar vielen Einzelelementen scheint,

sobald wir diesen Elementen selbst noch eine bestimmte Größe belassen, dazu führen zu müssen, daß das aus ihnen Zusammengesetzte selbst unendlich groß wird — während andererseits, wenn wir in den Punkten des Raumes und den Augenblicken der Zeit keine Teile, sondern nur noch schlechthin einfache und unteilbare „Grenzen" sehen, die keine Ausdehnung oder Dauer mehr besitzen, nicht abzusehen ist, wie aus dem, was an sich keine Größe hat, durch den bloß äußeren Modus der Zusammensetzung je eine Größe entstehen und „werden" will. Zu diesen logisch-erkenntniskritischen Schwierigkeiten treten die metaphysisch-theologischen Probleme hinzu, die zum mindesten im Zeitalter Newtons noch ihr volles Gewicht hatten. Besteht der absolute Raum vor den Körpern, die absolute Zeit vor den materiellen Ereignissen und werden beide als die unendlichen leeren Gefäße gedacht, in die alles inhaltlich bestimmte körperliche Sein und Geschehen eintritt — so hat es einen vollen Sinn, nach dem „Wo" und „Wann" dieses Eintritts, nach dem „Wo" und „Wann" der Schöpfung des materiellen Universums zu fragen. Werden die Dinge in die fertige existierende Urform des absoluten Raumes und der absoluten Zeit hineingestellt — so muß ihnen in beiden zuvor eine feste Stelle bestimmt sein, — so muß das körperliche Universum an einen bestimmten Ort des Raumes versetzt werden und die inhaltliche Folge der Ereignisse in einem bestimmten Moment der Zeit anheben. Aber beide Annahmen heben sich selbst auf: denn Bestimmtheit und Unterschiedenheit von Raum- und Zeitpunkten, von Orten und Augenblicken gibt es nur *in* der materiellen Welt, nicht *vor* der materiellen Welt. Solange keine Inhalte. Die leere Raum- und Zeitform als solche weist keine innern Unterschiede auf: sofern in ihr überhaupt einzelne Elemente, einzelne Punkte ausgesondert werden können, sind sie einander völlig gleichwertig. Erst die Beziehung auf bestimmte körperliche Objekte oder auf bestimmte von andern unterscheidbare Vorgänge ermöglicht es uns, ein „Hier" vom „Dort", ein „Jetzt" vom „Früher" oder „Später" zu sondern. So erscheint diese Sonderung auf der einen Seite als eine *Folge* der „Weltschöpfung" im absoluten Raum und in der absoluten Zeit — wie sie auf der andern Seite als deren *Bedingung* erscheint. Alle diese Probleme, die wir hier nur kurz anzudeuten versuchen, sind in Kants Antinomienlehre auf einen scharfen prinzipiellen Ausdruck gebracht; aber sie sind im Grunde so alt, wie das bewußte philosophische und wissenschaftliche Denken der Menschheit. Sie knüpfen sich im Altertum an den Namen des „Schöpfers der Dialektik", an den Namen Zenos von Elea — und unter dieser Bezeichnung, unter dem Artikel „Zeno" waren sie im siebzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert Newtons, in *Bayles* klassischem „Dictionnaire historique et critique" aufs neue behandelt und ins hellste Licht gestellt worden. So besteht in der

Newtonischen Epoche eine deutlich fühlbare Spannung zwischen dem wissenschaftlichen Bewußtsein und ihrem philosophischen Bewußtsein. Der Raum- und Zeitbegriff des klassischen Systems der Mechanik scheint auf der einen Seite die notwendige Prämisse für jede wissenschaftliche Naturerklärung zu bilden – auf der andern Seite scheint er mit unaufheblichen Widersprüchen behaftet, sobald man ihn selbst in seine logischen Elemente, in die ersten „Gründe" der Erkenntnis zurückzuversetzen sucht.

Nicht diese logisch-dialektischen Erwägungen sind es freilich gewesen, die allmählich in der Physik die Umbildung der Raum- und Zeitlehre bewirkt haben. Solange die Folgen der Newtonischen Ansicht sicher standen, solange ihre wissenschaftliche Fruchtbarkeit sich täglich aufs neue und in immer reicheren und tieferen Ergebnissen bewährte, mochte es als ein im Grunde müßiges begriffliches Spiel erscheinen, immer wieder nach der Bedeutung und dem Ursprung ihrer ersten Prinzipien zu fragen. Zum mindesten mußten es immanente Aufgaben und Probleme der Physik selbst sein, die zu dieser Frage hinführten, wenn sie für den Physiker ihr volles Gewicht gewinnen sollte. Ein solches Problem aber liegt in der Tat unmittelbar in der Grundlegung der Newtonischen Mechanik selbst beschlossen. Was Newton bestimmt, am Gedanken des absoluten Raumes und der absoluten Zeit festzuhalten, sind nicht spekulative Erwägungen, sondern es ist der Umstand, daß er nun kraft dieser Begriffe mit den Grundgesetzen der Mechanik einen faßbaren empirischen und begrifflichen Sinn verbinden zu können glaubt. Das erste Grundgesetz der Mechanik, der sogenannte Trägheitssatz, besagt, daß jeder Körper in seinem Bewegungszustand verharrt, daß er weder die Geschwindigkeit noch die Richtung seiner Bewegung ändert, sofern nicht äußere Kräfte auf ihn einwirken. Aber dieser Satz ist, wie schon früh bemerkt worden ist, mit einer Unbestimmtheit behaftet, die ihn um all seinen Gehalt und um seinen sicheren empirischen Gebrauch zu bringen droht. Daß ein Körper in einer bestimmten Richtung und mit einer bestimmten Geschwindigkeit fortschreitet, – daß zum Beispiel ein sich selbst überlassenes materielles System entweder ruht oder sich ins Unendliche gleichförmig und geradlinig bewegt, besagt so lange nichts, als nicht das Bezugssystem angegeben ist, an welchem diese Bewegung festgestellt und gemessen werden kann. Und wo finden wir nun in der Natur ein solches Bezugssystem, an dem sich die im Trägheitssatz behauptete Tatsache empirisch nachprüfen und nachweisen läßt? Daß hierfür kein irdisches materielles System in Betracht kommen kann, ist ersichtlich: denn jedes solche System nimmt an der doppelten Bewegung der Erde, an der täglichen Bewegung um ihre Achse und an der jährlichen um die Sonne, teil: mit Bezug auf dasselbe würde also ein „sich selbst überlassener" Körper nicht geradlinig-

gleichförmig fortschreiten, sondern eine wesentlich kompliziertere Bahn und ein komplexeres Bewegungsgesetz aufweisen. Aber auch wenn wir den Mittelpunkt unseres Koordinatensystems von der Erde zunächst in die Sonne, von dieser weiterhin in die Fixsterne verlegen, bleibt die Frage im Prinzip ungelöst. Wir können erst Halt machen, wir haben ein brauchbares Substrat für den Trägheitssatz und für die übrigen mechanischen Grundgesetze erst gefunden, wenn wir zu einem „im Raume ruhenden" System gelangt sind. Aber was bedeutet nun dieses „Ruhen im Raume" — da dieser letztere uns doch niemals als für sich nachweisbarer empirischer Gegenstand gegeben ist? Unsere Betrachtung scheint hier in einen völligen Zirkel auszulaufen. Nun eröffnet sich freilich an diesem Punkt für die Physik ein methodischer Ausweg, indem wir unsere bisherige Frage umkehren. Statt den absoluten, den „ruhenden" Raum zu suchen, mit Bezug auf den das Trägheitsprinzip und die sonstigen Grundgesetze der Mechanik gültig sind, können wir diejenigen Bezugssysteme als „ruhend" bezeichnen und d e f i n i e r e n, für welche die angegebene Bedingung erfüllt ist. Dann ist klar, daß die Erfahrung uns solche Systeme niemals exakt, sondern immer nur in einer gewissen Annäherung zeigen wird: — aber diese Annäherung würde dann eben dasjenige bedeuten, was vom Gedanken des absoluten und unbeweglichen Raumes empirisch faßbar und haltbar und somit für den Aufbau der wissenschaftlichen Mechanik allein brauchbar wäre. Bei näherer Betrachtung versagt freilich auch dieser Ausweg. Denn schon in der klassischen Mechanik gilt ein „Relativitätsprinzip", das besagt, daß, wenn irgendwelche Gesetze mit Bezug auf ein bestimmtes Koordinatensystem als gültig erwiesen sind, genau dieselben Gesetze auch dann gültig bleiben, wenn wir das erste System durch ein zweites ersetzen, das sich relativ zu ihm geradlinig und gleichförmig bewegt. Es gibt also niemals e i n Bezugssystem, im Hinblick auf welches die mechanischen Grundgesetze sich als erfüllt erweisen, und das wir demgemäß als das sinnlich-empirische Bild des Einen, unendlichen nicht wahrnehmbaren „Raumes" bezeichnen dürfen: sondern es gibt deren unendlich viele. So zeigt sich, daß die Tatsachen und Gesetze der Mechanik uns niemals einen hinreichenden Anlaß und ein hinreichendes Kriterium bieten können, das uns berechtige, ein bestimmtes in der Natur vorhandenes Bezugssystem vor allen übrigen auszuzeichnen. Aber noch blieb die Hoffnung übrig, daß, was sich auf dem Wege der Mechanik als unauffindbar erwies, auf dem Wege der Elektrodynamik gefunden werden könnte. Wenn die Vorstellung von dem „absolut-ruhenden Weltäther" richtig war, zu der die Theorie der optischen und elekro-magnetischen Erscheinungen hingeführt hatte, — so bot dieser Weltäther unmittelbar das gesuchte, vor allen übrigen ausgezeichnete Bezugssystem dar. In Wahr-

heit aber schlug auch dieser Versuch fehl, dem physikalisch unfaßbaren Begriff des absoluten Raumes an der Vorstellung des Äthers gleichsam einen festen Halt und einen bestimmten konkreten Sinn zu geben. Denn es ergab sich immer deutlicher, daß der Äther, der hier an die Stelle des absoluten Raumes treten sollte, mit ihm methodisch das gleiche Schicksal teilt: daß er sich allen Mitteln der physikalischen Messung und Beobachtung entzog. Alle Versuche, insbesondere der bekannte Michelsonsche Versuch, die darauf abzielten, einen Einfluß der Bewegung der Erde gegen den ruhenden Äther durch Messungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in verschiedenen Richtungen kenntlich zu machen, blieben resultatlos. Mehr und mehr drang damit die Physik – auf einem Wege, der hier nicht näher verfolgt werden kann – zu der allgemeinen Überzeugung vor, daß nicht nur alle mechanischen, sondern auch alle optischen und elektro-magnetischen Phänomene so verlaufen, als ob eine Translation der Erde oder eines andern Körpers gegen den „absolut ruhenden Äther" nicht vorhanden sei.

An diesem Punkte setzte die große Leistung Einsteins in seiner Abhandlung „Zur Elektrodynamik bewegter Körper" (1905) ein. Die physikalische Seite dieser Leistung ist oft und ausführlich beschrieben worden, und ihre Würdigung ist und bleibt eine Sonderaufgabe der Physik. Im prinzipiellen, im rein erkenntnistheoretischen Sinne aber war sie dadurch ausgezeichnet, daß es Einstein gelang, das, was bisher nur als Problem und als Schranke des physikalischen Denkens erfaßt war, in einen positiv bestimmenden und positiv förderndes Grundsatz dieses Denkens zu verwandeln. Statt das „absolute" Bezugssystem als ein gültiges, wenngleich empirisch unerreichbares Ideal festzuhalten, erhebt die erste Abhandlung Einsteins es vielmehr zur Voraussetzung, daß dem Begriffe der absoluten Ruhe nicht nur in der Mechanik, sondern auch in der Elektrodynamik keine Eigenschaften der Erscheinungen entsprechen. Alle Phänomene müssen daher derart beschrieben und unter Gesetze geordnet werden, daß in diese Beschreibung niemals die Bewegung eines Körpers gegen den absoluten Raum, sondern immer nur die relativen Bewegungen der Körper gegen einander eingehen. Was zuvor als eine bloße Verlegenheit erschien, in die die Physik auf ihrem Wege geraten war, das wird jetzt zu einem ihrer Grundprinzipien, das eine Fülle mittelbarer Folgerungen, im empirischen und im rein begrifflichen Sinne, in sich faßt.

Auf diese Folgerungen kann hier nicht näher eingegangen werden: es muß genügen, für sie auf die bekannten Darstellungen der Relativitätstheorie zu verweisen.* Das Relativitätsprinzip spricht aus, daß die Gesetze,

* Von Darstellungen, die sich an einen weiteren Leserkreis wenden, nenne ich außer Einsteins eigene Schrift über die spezielle und die allgemeine Relativitäts-

nach denen sich das physikalische Geschehen abspielt, unabhängig davon sind, auf welches von zwei relativ zueinander in geradlinig-gleichförmiger Bewegung befindlichen Koordinatensystemen dieses Geschehen bezogen wird. Indem dieses Prinzip sich mit dem Prinzip von der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit verbindet, das als zusammenfassender Ausdruck unserer optischen Grunderfahrungen gelten kann, entsteht aus dieser Verknüpfung eine Reihe von Sätzen, die, so paradox und überraschend sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, doch unmittelbar in diesem ersten Anfang beschlossen liegen und aus ihm auf rein mathematischem Wege herzuleiten sind. Es ergibt sich, daß, wenn wir von Maßwerten für Längen und für Zeiten, wenn wir von der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse oder ihrem räumlichen oder zeitlichen Abstand sprechen, alle diese Aussagen immer nur dann einen festen physikalischen Sinn besitzen, wenn sie mit Bezug auf ein bestimmtes Koordinatensystem gemacht werden, und daß beim Übergang von einem Koordinatensystem zum andern, das sich gegenüber dem ersten gleichförmig und geradlinig bewegt, andere Maßwerte, andere räumlich-zeitliche Zuordnungen gelten. Mit alledem wird die Theorie der physikalischen Raum- und Zeit*messung* auf eine völlig neue Grundlage gestellt; — aber die Begriffe des Raumes und der Zeit erfahren als solche keine Änderung. Denn beide sind ja — wie jetzt die Physik in Übereinstimmung mit der Erkenntniskritik feststellt — reine Form- und Ordnungsbegriffe, keine Sach- und Dingbegriffe. „Der" Raum bedeutet die allgemeine und doch schlechthin einzigartige Weise der Verknüpfung, die darin besteht, daß eine Mannigfaltigkeit von Elementen zugleich als ein „Auseinander", wie als ein „Beisammen" und „Nebeneinander" erfaßt werden: — die Zeit bedeutet eine entsprechende synthetische Funktion, durch die für uns die Anschauung der Folge, der Reihe, des „Nacheinander" entsteht. Aber diese allgemeine Weise der Verknüpfung zum Neben- oder Nacheinander ist offenbar schon in jeder speziellen physikalischen Messung wirksam. Sie ist selbst niemals ein einzelnes Resultat der Messung, sondern ihre Voraussetzung und Bedingung; sie ist weder ein Gewesenes, noch ein überhaupt Meßbares, sondern sie ist die Form, *mittelst* deren wir messen, das heißt mittelst deren wir eine Ordnung unserer sinnlichen Erfahrungen und ihren Zusammenschluß zu festen numerischen Gesetzen herstellen. Die unendlich vielfältigen und verschiedenartigen Raum- und Zeitwerte, die gemäß der

---

theorie, besonders die Schriften von *Freundlich*, „Die Grundlagen der Einsteinschen Gravitationstheorie" (Dritte Auflage, Berlin 1920), von *Emil Cohn*, „Physikalisches über Raum und Zeit" (Vierte Auflage, Berlin 1920) und von *Bloch*, „Einführung in die Relativitätstheorie" (Leipzig 1918). Eine ganz elementare Darstellung ist von *Harry Schmidt*, „Das Weltbild der Relativitätstheorie" (Zweite Auflage, Hamburg 1920), versucht worden.

Relativitätstheorie für verschiedene Bezugssysteme gelten, sind selbst nur unter der Voraussetzung feststellbar, daß die Beobachter in diesen Systemen die Möglichkeit besitzen, das Nebeneinander überhaupt und das Nacheinander überhaupt zu unterscheiden und ihre sinnlichen Eindrücke diesen beiden Schemata ein- und unterzuordnen.

Damit aber erscheint, wenn man jetzt wiederum die erkenntnistheoretische und die physikalische Raum- und Zeitansicht einander gegenüberstellt, die Spannung zwischen beiden zwar nicht aufgehoben — denn der Physiker wird zum mindesten immer eine andere Sprache sprechen und sprechen müssen, als der Erkenntniskritiker sie spricht — aber sie ist nunmehr, verglichen mit der Epoche Newtons, erheblich gemindert. Einstein bezeichnet es als das Ergebnis vor allem der allgemeinen Relativitätstheorie, daß durch sie dem Raume und der Zeit der letzte Rest physikalischer Gegenständlichkeit genommen wird. Aber diese Gegenständlichkeit war eben dasjenige, was zum mindesten von seiten der idealistisch-philosophischen Raum- und Zeittheorien beständig bestritten worden war. In dieser Bestreitung stimmt Leibniz mit Berkeley, Berkeley mit Kant überein — wenngleich jeder von ihnen den Kampf mit anderen gedanklichen Mitteln und aus anderen gedanklichen Motiven führt. Nach dem Ergebnis der allgemeinen Relativitätstheorie aber ist nun wenigstens nach der negativen Seite hin die Versöhnung zwischen der Physik und der Philosophie angebahnt. Die naive Sachvorstellung des Raumes und der Zeit, als der unendlichen dinglichen Gefäße, in die alles Sein und alles Geschehn eingebettet ist, hat, wie für die philosophische, so auch für die physikalische Anschauung jede Geltung verloren. Aber noch scheint freilich zwischen beiden ein grundlegender Unterschied in ihrer positiven Bestimmung des Raumes und der Zeit zu bestehen. Die philosophische, insbesondere die Kantische Theorie des Raumes und der Zeit beruht auf dem Gedanken der Einheit beider, der, wie es scheint, von der Relativitätstheorie bestritten und verworfen wird. „Es ist nur eine Erfahrung" — heißt es in der „Kritik der reinen Vernunft" — „in welcher alle Wahrnehmungen als im durchgängigen und gesetzmäßigen Zusammenhange vorgestellt werden; ebenso wie nur ein Raum und Zeit ist, in welchen alle Formen der Erscheinung und alles Verhältnis des Seins oder Nichtseins stattfinden. Wenn man von verschiedenen Erfahrungen spricht, so sind es nur soviel Wahrnehmungen, sofern welche zu einer und derselben allgemeinen Erfahrung gehören. Die durchgängige und synthetische Einheit der Wahrnehmung macht nämlich gerade die Form der Erfahrung aus, und sie ist nichts anderes, als die synthetische Einheit der Erscheinungen." Wird diese „Form der Erfahrung" — so muß man fragen — nicht aufgehoben, wenn für jeden Beobachter nur die Raum- und Zeitmaße seines Systems gelten und wenn er nicht

erraten und fordern kann, daß ein anderer Beobachter in einem anderen System die gleichen Raum- und Zeitwerte finden werde? Zerfällt damit nicht das, was wir Welt, was wir die Ordnung der Natur nennen, in lauter getrennte Einzelansichten, deren keine die alleinige, die unbedingte Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann? Aber dieses Bedenken wird mehr und mehr beseitigt, je reiner man die Relativitätstheorie als das, was sie ist, begreift – je weniger man bei der Außenseite ihrer Resultate stehen bleibt und je weiter man gegen ihren eigentlichen Kern, gegen das, was sie als mathematische Theorie bedenkt, vordringt. Denn dann zeigt sich, daß die Theorie die anschauliche, die sinnlich-unmittelbare Einheit der Welt nur darum zerschlagen hat, um sie begrifflich um so vollkommener wieder aufzubauen. Wenn sie auf scharfe Unterscheidung der Raum- und Zeitwerte der einzelnen Systeme dringt, so bietet sie uns doch zugleich die Mittel dar, alle diese verschiedenen Werte der verschiedenen Systeme wechselseitig wieder miteinander zu verknüpfen. Jedes dieser Wertsysteme gilt freilich nicht absolut, sondern nur relativ – aber das bedeutet nicht, daß ihm überhaupt keine „Wahrheit" zukommt, sondern nur, daß diese Wahrheit sich erst in der Beziehung zu anderen Systemen, und schließlich in der Beziehung auf die Gesamtheit der möglichen Systeme ergibt. Diese aber stellt sich im Sinne der Relativitätstheorie dadurch her, daß es zwischen zwei gegebenen Bezugssystemen, die gegeneinander eine bestimmte Geschwindigkeit besitzen, immer eine Transformationsgleichung gibt, die die Veränderung der Raum- und Zeitwerte beim Übergang von einem zum andern regelt und bestimmt. Die allgemeine Relativitätstheorie ist in der scheinbaren Auflösung des Seins noch weiter als die spezielle fortgeschritten: für sie bleiben überhaupt keine endlichen starre Bezugssysteme mehr, sondern – nach einem präganten und bezeichnenden Ausdruck Einsteins – nur noch unendlich vielfältige „Bezugsmollusken" übrig. Aber die Theorie verfügt nichtsdestoweniger über die Mittel, diese an sich grenzenlose Vielheit gedanklich wieder zur Einheit zu verknüpfen: denn sie lehrt uns bestimmte unwandelbare Bestimmungen, bestimmte „Invarianten" kennen, die für jede dieser Bezugsmollusken gleichmäßig gelten. Eben dies ist die Forderung, die das allgemeine „Relativitätsprinzip" erhebt, daß bei der Formulierung der allgemeinen Naturgesetze kein einzelner Bezugskörper vor dem andern noch irgendwelchen Vorzug hat – daß die Form der Gesetze von der Wahl der Molluske gänzlich unabhängig ist. In dieser „Form der Gesetze" haben wir die Einheit, die wir eine Zeitlang verloren glauben konnten, wieder zurückgewonnen. Die verschiedenen Erfahrungen über Raum- und Zeitgrößen in den mannigfachen Bezugssystemen erweisen sich jetzt, gemäß dem Kantischen Ausdruck, nur als soviel Wahrnehmungen, die nichtsdestoweniger alle zu ein und derselben allgemeinen Erfahrung, zu ein und

demselben Begriff von einer übergreifenden und unwandelbaren Naturordnung gehören. Die Relativität aller Raum- und Zeitbestimmungen stürzt diese Einheit der Naturordnung nicht um, sondern sie ist nach den Grundanschauungen der Theorie vielmehr der einzige Weg, sie wahrhaft im Gedanken herzustellen und durch den Gedanken sicher zu stellen.

Blickt man jetzt von diesem Zielpunkt zurück — so tritt deutlich hervor, wie sehr in all den Wandlungen, die das physikalische Weltbild durch die Relativitätstheorie erfahren hat, die innere Konsequenz des physikalischen Denkens sich darstellt und bewährt. Das eigentliche Interesse und der Reiz dieser Theorie liegt für den Erkenntnistheoretiker nicht in den überraschenden objektiven Aufschlüssen und Ausblicken, die sie in so reichem Maße darbietet, sondern in dem, was sie ihn über die Struktur dieses physikalischen Denkens lehrt. Hier sieht er alle Grundzüge desselben, — seine charakteristischen Fragestellungen, wie die charakteristischen Lösungsmöglichkeiten, über die es verfügt, — in reiner Ausprägung vor sich. Alle Probleme der Natur — so hat Goethe einmal gesagt — sind Konflikte zwischen der Anschauung und der Denkkraft. Und alle besonderen Probleme lösen sich zuletzt, logisch betrachtet, in den einen Grundkonflikt auf, daß das naturwissenschaftliche Denken, daß die Theorie des Naturgeschehens, indem sie nichts anderes als die Anschauung sucht, die Anschauung zugleich fliehen zu müssen scheint. Um zu einer in sich geschlossenen, befriedigenden und widerspruchslosen Ordnung der anschaulichen Welt zu gelangen, muß sie fort und fort Elemente einführen, die sich jeder Möglichkeit einer anschaulichen Darstellung entziehen. Die Relativitätstheorie geht hierin einen Schritt weiter als das System der klassischen Mechanik: denn wenn dieses die Welt der sinnlichen Qualitäten, die gesamte Buntheit und Fülle der Wahrnehmungswelt auf seine Quantitäten, auf Raum-, Zeit- und Bewegungsgrößen reduziert, so betrifft bei ihr die Umbildung nicht nur den anschaulichen *Inhalt* des Wirklichen, sondern die Grund*form* der Anschauung selbst. Auch diese erscheint jetzt, in die Sprache der strengen theoretisch-physikalischen Begriffe gefaßt, nicht mehr als das, als was sie sich dem unmittelbaren Erlebnis gibt; — auch sie verliert jeglichen selbständigen Objekt- und Sachcharakter und wird zu einem gedanklichen Schema, vermöge dessen wir die gesetzlichen Abhängigkeiten der Erscheinungen und ihre wechselseitigen funktionalen Zuordnungen zum Ausdruck bringen. So wird letzten Endes aus der Welt der unmittelbaren Anschauung eine reine Zahlwelt aufgebaut. In dieser Beziehung auf das Grundmotiv der Zahl erscheinen auch Raum und Zeit in einer neuen Weise geeint; in ihr ist jener Gegensatz, den sie als spezifisch-eigene Ordnungs- und Verknüpfungsweisen, als Formen des „Beisammen" und des „Nacheinander" in unserer Anschauung des Wirklichen besitzen, für die

Rechnung, für das mathematische Begreifen der Wirklichkeit aufgehoben. Sie bilden nur noch ein einziges vierdimensionales Kontinuum – und alle naturwissenschaftliche Erkenntnis der Wirklichkeit geht nun darin auf, den einzelnen Erscheinungen innerhalb dieses Kontinuums ihre feste Stelle zuzuweisen. Ein Ereignis ist in physikalischem Sinne „verstanden", ist erklärt, wenn es durch Systeme von Zahlen x_1 x_2 x_3 x_4 dargestellt ist – Zahlen, die gar keine unmittelbar physische Bedeutung besitzen, sondern die nur dazu dienen, die Punkte des Raum-, Zeit-Kontinuums in bestimmter, aber willkürlicher Weise zu numerieren. Das Ideal der mathematischen Physik steht hier in seiner ganzen Vollendung vor uns, die freilich zugleich seine ganze Einseitigkeit aufdeckt. Aber diese Einseitigkeit bedeutet keinen Vorwurf, sofern sie nur streng im methodischen, nicht im metaphysischen Sinne verstanden wird. Man hat von dem Kunstwerk gesagt, es sei „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament". Der gleiche Gesichtspunkt läßt sich auch auf die theoretische Erkenntnis übertragen: nur handelt es sich hier nicht um das individuelle Temperament des Forschers, sondern um das objektive Temperament der Forschung selbst, um jene eigentümliche „Mischung" von Motiven, von Problemstellungen, von Arten, die Natur zu sehen und zu befragen, die in jeder selbständigen Wissenschaft enthalten sind. Die Aufgabe der Erkenntnistheorie aber besteht darin, bei keinem dieser Einzelmotive, so fruchtbar es an sich sein mag, stehn zu bleiben, sondern ihre Gesamtheit zu überblicken: – deutlich zu machen, wie in jedem eine bestimmte Notwendigkeit, ein formales Muß des Gedankens sich ausprägt. Die theoretische Physik ist, insbesondere in ihrer modernen Gestalt, das Muster einer solchen durchaus bestimmten und in sich geschlossenen Grundansicht. Nur darf man, wenn man nicht selbst in den Fehler einer naiv-absolutistischen Denkweise zurückverfallen will, das Prinzip, nach welchem sie denkt und forscht, nicht mit einem letzten dogmatisch-methaphysischen Forschungsergebnis verwechseln; nur darf man, was als naturwissenschaftliche Theorie seine Bedeutung und sein Recht hat, nicht kurzerhand in eine allumfassende und allgültige „Weltanschauung" und in eine Lösung der „Welträtsel" verwandeln. Das klassische System der mathematischen Physik ist dieser Gefahr nicht entgangen. Der Mechanismus und seine Grundgedanken, die Gedanken des Atoms, der Masse, der Kraft – erwiesen sich als ein unvergleichliches Mittel des Begreifens der Welt: – aber in der Geschichte der Philosophie folgt dem reinen Ideal der mechanischen Naturerkenntnis die Dogmatik des Materialismus wie sein Schatten. Und auch als man von seiten des neuen Grundbegriffs der Energie her, den „wissenschaftlichen Materialismus" überwunden zu haben glaubte, vollzog sich, nur auf einer andern Stufe der Betrachtung, noch einmal die gleiche Wendung. Das Prinzip der

Erhaltung der Energie bildete sich zum Dogma des „energetischen Monismus“ um. Schon heute weisen manche Anzeichen darauf hin, daß auch das Weltbild der Relativitätstheorie vor solchen Folgerungen, vor solchen Übertragungen seines physikalischen Gehalts ins Metaphysische, nicht geschützt ist. Aber jedem solchen Versuch muß man das Kantische Wort entgegenhalten, daß es nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften ist, wenn man ihre Grenzen ineinanderlaufen läßt. Die eigentlichen Begründer der Relativitätstheorie und ihre bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter haben denn auch den Versuch einer solchen Grenzverrückung, der sich hier und da in populären Darstellungen zeigt, niemals unternommen; vor allem sind es Einsteins eigene Darlegungen, die schon in der Einfachheit und Geschlossenheit ihres metaphysischen Aufbaus jedem derartigen Versuch widerstreiten. –

Der Anfang zu jeder streng wissenschaftlichen Naturbetrachtung war gemacht, als das griechische Denken zuerst den Gedanken der Einheit der Natur erfaßte. In diesem Grundgedanken prägt sich fortan die eigentümliche Denkform der Wissenschaft selbst aus, von der sie bei aller Bereicherung ihres empirischen Inhalts und bei allem Fortschritt in ihren empirischen Problemstellungen nicht ablassen kann. Aber in seinen ersten Anwendungen bleibt der Einheitsgedanke noch selbst im Gebiet des sinnlichen Daseins gebunden, das er erklären, d. h. das er zu einer andern Stufe der Begreiflichkeit erheben will. Die Einheit des Grundes kann nicht anders denn als Einheit des Stoffes ausgesprochen werden. Das „Prinzip“ der Welt scheint nur dadurch bestimmbar, daß wir sie auf einen letzten Urstoff, auf das Element des Wassers, der Luft, des Feuers usw. zurückführen und aus ihm alle ihre Gestaltungen und Umgestaltungen ableiten. Hier stellt sich uns eine Urform des Wissens dar, die aber noch selbst gleichsam verhaftet an den Körpern klebt. Aber schon das Denken der Pythagorer hat in der Geschichte der griechischen Philosophie diese Phase überwunden, indem es als Grundbegriff der Natur und als Grundbegriff aller Wahrheit nicht mehr einen einzelnen sinnlichen Stoff, sondern den Begriff der Zahl und des Zahlenverhältnisses aufstellt. „Denn die Natur der Zahl“ – so heißt es in den Fragmenten des Philolaos – „ist kenntnisspendend, führend und lehrend für jeglichen in jeglichem Dinge, das ihm zweifelhaft oder unbekannt ist. Denn nichts von den Dingen wäre irgendwem klar weder in ihrem Verhältnisse zu sich noch andern, wenn die Zahl nicht wäre und ihr Wesen. So aber bringt sie alle Dinge mit der Sinneswahrnehmung in Einklang innerhalb der Seele und macht sie dadurch kenntlich und einander entsprechend . . ., indem sie ihnen Körperlichkeit verleiht und die Verhältnisse der begrenzenden und unbegrenzten Dinge jegliches für sich scheidet.“ Mit dieser Grundbedeutung

des Zahlmotivs verknüpft sich sodann bei Demokrit die Bedeutung des physikalischen Raumbegriffs, den er als erster in seiner ganzen Bedeutung und Fruchtbarkeit und zugleich in all seiner Paradoxie als ein „seiendes Nicht-Sein" erfaßt. Und aus dieser Verbindung geht nun das System der Atomistik hervor, das noch bei der Grundlegung der modernen Naturwissenschaft, bei Descartes und Galilei, bei Huyghens und Newton überall als methodisches Muster und Vorbild gedient hat. Aber wie das Demokritische Atom, so enthielt auch der Demokritische Raum, so sehr beide sich der Möglichkeit der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen, noch ein stoffliches Moment in sich, das in die Grundform des physikalischen Denkens noch nicht völlig eingegangen und umgeschmolzen war. Der Raum, der der Ausdruck für das Gesetz des Seins, für die Ordnung der Erscheinungen ist, erscheint, bei Demokrit wie bei Newton, zugleich als Substrat des Seins. Hier setzt jene Entwicklung ein, die in der allgemeinen Relativitätstheorie ihren theoretischen Abschluß gefunden hat. Durch sie werden die Formen des Raumes und der Zeit aller unmittelbaren physikalischen Gegenständlichkeit entkleidet, werden sie aus der Liste der „seienden Dinge" überhaupt gestrichen. Aber die Einheit der Welt, die objektive Ordnung und die objektive Notwendigkeit des Naturgeschehens soll dadurch nicht vernichtet, sondern sie soll nur um so fester gegründet werden. Je konsequenter das physikalische Denken auf seinem Wege fortschreitet, um so mehr scheinen ihm die Dinge der gewöhnlichen Weltansicht, die zuvor als die einzigen unangreifbaren Realitäten galten, zu versinken; aber um so deutlicher enthüllt sich vor ihm auch das Bild seines eigenen mathematischen Kosmos. So bleibt auch als letztes festes Ergebnis der Relativitätstheorie, in aller Relativierung der Dinge und ihrem räumlich-zeitlichem Maße, der Gedanke der „Invarianz der Naturgesetze" zurück; — ein Gedanke, in welchem das Wissen der Natur sich selbst wieder herstellt und sich in seinen eigenen Bedingungen und seinem eigenem Gesetz begreift.

Linkspazifismus*

von Kurt Hiller

Geehrte Kampfgenossen — oder meinen etwa einige unter Ihnen, dies sei eine unpassende Anrede an Pazifisten, da Pazifismus und Kampf einander ausschlössen? Dem würde ich aufs lebhafteste zu

* Rede, gehalten auf der Hauptversammlung der Deutschen Friedensgesellschaft, Braunschweig, 30. September 1920. — Die mit dieser Rede eingebrachte Resolution wurde von der Versammlung mit 112 gegen 83 Stimmen abgelehnt.

widersprechen haben. Pazifismus heißt nicht Friedfertigkeit. Wer meint, der Pazifist müsse, seiner Definition nach, ein friedlicher, sanftmütiger, durchaus nachgiebiger, toleranter Mensch sein, ein niemals opponierendes, sich auflehnendes, aggressives, gar zornentbranntes, vielmehr vom Honig der Eintracht und von allen Salben bedingungsloser Menschenliebe triefendes Demutsgeschöpf, der hat den Pazifismus gründlich mißverstanden. Pazifismus bezeichnet keine Lammesgesinnung und keine Betschwestertugend, sondern die kämpferische Bewegung für eine Idee. Für welche Idee? Nicht für die Idee, daß auf Erden zwischen Menschen und Menschengruppen Kämpfe aufhören; sondern für die Idee, daß auf Erden Kriege aufhören. Kampf und Krieg sind nicht synonym; Krieg ist eine Form des Kampfes, ist blutiger Leiberkampf von Massen auf Leben und Tod, von Massen innerlich vielfach Unbeteiligter, also unschuldig in den Tod Gehetzter – und diese Form menschlicher Auseinandersetzung, weil sie eine unmenschliche ist, will der Pazifismus aus der Welt schaffen. Nur diese. Er will nicht den Widerstreit der Interessen, die Antagonismen der Gefühle, Charaktere, Ideen, das Pathos des Gegnertums, die starken Affekte, die Gewalt der Worte, er will nicht einmal den Haß aus der Welt schaffen. Pazifismus ist kein Kastratismus der Seele. Eine Welt ohne Haß wäre das Kläglichste, Fadeste, Furchtbarste, was sich denken läßt; es wäre eine Welt ohne Liebe. Wer nicht zu hassen versteht, der versteht nicht wirklich zu lieben; mit echter Geist-Inbrunst nicht! Jedes Genie der Liebe ist zugleich ein Genie des Hasses gewesen; der Haß macht nämlich auch schöpferisch – wie die Liebe. Der erhabenste Liebende, von dem die Geschichte weiß, Jesus, war zugleich einer der erhabensten Hassenden, von denen sie weiß: er hat den Pharisäern sein „Otterngezücht!" an die spitzen Schädel geschleudert und die Wechsler mit der Peitsche aus dem Tempel gejagt. Mir scheint, daß der Pazifismus die Peitsche zu wenig handhabt.

Der Pazifismus ist keine Bewegung gegen den Haß; instinktfeindliche Moralprediger, Reformatoren vornietzschescher Denkprägung, Verdrängungsphilosophen haben dies Mißverständnis aufgebracht; in Wahrheit ist der Pazifismus eine Bewegung, die darauf abzielt, den Haß ... nicht zu unterdrücken, zu verdrängen, sondern ihn zu verfeinern, zu sublimieren, ihn in Formen zu zwingen, die ihn aufhören lassen, lebensgefährlich zu sein. Denn darauf kommt es an, das ist die eigentliche Zivilisationsaufgabe: Die Lebensgefährlichkeit des Lebens auf ein Mindestmaß herabzuzuführen. Mit dieser Arbeit begannen jene zwei Urmenschen, welche sich zu gemeinsamem Kampf gegen die Raubkatze verbanden, die sie bedrohte: diese Arbeit fortzusetzen gegen das Raubtiertum, das innerhalb der Menschheit wider die Menschheit wütet, ist unser, der Pazifisten, Amt. Wir haben die Pflicht vor dem Geiste, nichts ungetan zu lassen, was, wenn

es getan wird, geeignet sein kann, das Ende des kriegerischen Zeitalters auf diesem Planeten, das Ende der Aera des legalen Massenmords zu beschleunigen. Wir haben dies Ende nicht zu wünschen, sondern zu wollen. Wir haben nicht die pazifistische Harfe zu schlagen, sondern den pazifistischen Hammer zu schwingen. Es genügt nicht, über die Massenmetzeleien zu jammern, sich zu entrüsten, historische Betrachtungen anzustellen, die Ursache früherer Kriege und des letzten Krieges zu erforschen, die Schuldigen zu ermitteln, und dann eine reibungslos sich abspielende Völkerbundswelt theoretisch zu entwerfen, einen papiernen, nur in Kongreßresolutionen existenten Erdballstaat, und aus alledem Unterhaltungsstoff für anregungsbedürftige Bürgerinnen an stillen Montagabenden zu kneten —: wir müssen mehr tun als meditieren, analysieren, konstruieren, diskutieren; wir müssen agieren. Mordverhindernd, mörderbrandmarkend, kriegszerstörerisch agieren. Gewiß soll der Aktion eine Überlegung vorangehn; aber die Überlegung muß auf Aktion gerichtet sein. Ein „wissenschaftlicher" Pazifismus, der im Wissenschaftlichen stecken bliebe, würde seinen Sinn verfehlen und erläge mit Recht dem Gelächter aller Temperamente. Der Pazifismus wird nicht sein — oder er wird aktiver Pazifismus sein. Aktiver Pazifismus: das heißt Pazifismus von Menschen, die entschlossen sind, dem Krieg durch persönliches Handeln Abbruch zu tun, unter Bereitschaft zu jedem persönlichen Opfer.

Die Überlegung aber, die der Aktion voranzugehen hat, muß beginnen mit einer Bewußtwerdung des geistigen Grundes alles Pazifismus: der Heiligkeit des menschlichen Lebens und der unbedingten Forderung seiner Unverletzlichkeit. Das ist das Alpha und Omega. Es wäre sehr oberflächlich, den Pazifismus einfach damit zu begründen, daß der Krieg ein Übel und daß die Willkür der Gewalt überall durch die Ordnung des Rechts zu ersetzen sei. An diesem Punkte darf die Begründung nicht haltmachen. Denn man fragt: Warum denn nicht Krieg; warum denn nicht Gewalt? Daß wir persönlich und ästhetisch dies blutige System nicht lieben, widerlegt es noch nicht. So wenig Militaristen den Krieg als Selbstzweck rechtfertigen können, so wenig können wir Pazifisten ihn um seiner selbst willen verdammen. Aus dem bloßen Begriff des Krieges läßt sich kein Argument gegen ihn schöpfen. Das Verdammenswerte, das Ungeheuerlich-Grausame, das Tief-Barbarische am Krieg, gerade am modernen, ist: daß er Menschen, die leben wollen, gesunde, schaffenskräftige, schaffensfrohe, unschuldige Menschen zwingt, sich töten zu lassen; und daß er sie zwingt, ebenso gesunde, lebensgewillte, produktive und unschuldige Menschen zu töten — Menschen, die nur den einen Fehler haben, von anderer Nation zu sein.

Es gibt Pazifisten, welche die einfache Tatsache dieser Gräßlichkeit ver-

gessen oder nie bedacht haben, und ich gestehe, daß ich solchen „Pazifisten" wenig Achtung entgegenbringe. Es sind flachköpfige Pazifisten; sie wissen nicht, warum sie das tun, was sie tun; und da ist es denn kein Wunder, daß sie es schlecht tun. Ein Pazifist verdient diesen Namen nicht, der sich nicht klar darüber ist, daß der Krieg seinen teuflischen Charakter ausschließlich gewinnt durch den Wehrzwang.

Ein alter Rechtsgrundsatz lautet: Volenti non fit iniuria (dem es Wollenden geschieht kein Unrecht), und der Schlachtentod von Berufskriegern oder von Söldnern, die das Risiko dieses Schicksals freiwillig auf sich nehmen, bietet keinen Anlaß zu pathetischem Protest. Der Staat hat vernünftigerweise dem Individuum das Recht zu gewähren, über den eigenen Körper zu verfügen, das individuelle Selbstbestimmungsrecht, das „Recht über sich selbst" (wie ich es nannte, als ich es 1908 in meiner ersten Schrift zuerst gefordert habe), und auch das Recht der Verfügung über den Körper anderer Individuen mit deren Einwilligung. Nach diesem Grundsatz sind beispielsweise die Normen der Sexualgesetzgebung zu gestalten (sehr entgegen dem freiheitsfeindlichen geltenden deutschen Recht), aus diesem Grundsatz abzuleiten ist die Straflosigkeit des Selbstmordversuchs (eine erst ein Jahrhundert alte, Anselm von Feuerbach zu verdankende Errungenschaft!), und aus diesem Grundsatz folgt auch die Nichtstrafwürdigkeit des Duells. (Die moralische Nötigung zum Duell bleibt strafwürdig.) Da nun Kriege, die zwischen Heeren von Freiwilligen geführt werden, nichts wesentlich anderes sind als riesige Kollektivduelle, so würde sich gegen solche Kriege, nach dem Prinzip vom Recht über sich selbst, wesentlich nichts einwenden lassen – auf den ersten Blick zumindest. Der zweite Blick zeigt allerdings die furchtbaren Verwüstungen, die auch solche Kriege anrichten, auf Gebieten unbeteiligter, unschuldiger Bewohner, zeigt uns die Verwundungen und Vernichtungen Unbeteiligter durch abirrende Geschosse, zeigt uns vor allem die erdrückende Größe der Gefahr, daß der Freiwilligenkrieg sich in einen Gepreßtenkrieg verwandelt, sobald das Kriegsglück einer der beiden Parteien schwindet. Ein Staat, der Krieg führt mittels Armeen Freiwilliger, steht immer unmittelbar vor der Notwendigkeit, ihn weiterzuführen mittels Armeen Gezwungener. Das berühmte Beispiel aus jüngster Zeit: England.

Demnach muß der Pazifist jeden Krieg, auch den ohne Wehrzwang unternommenen, ablehnen; indes der eigentliche Angriffspunkt der pazifistischen Idee und Aktion bleibt der Wehrzwang. Wer sich gegen diese Erkenntnis heute noch sperrt, ist vielleicht ein ehrenwerter Bürger und Steuerzahler, aber kein Pazifist!

Das Leben mag der Güter höchstes nicht sein; aber es ist die Voraussetzung aller Güter, auch der höchsten. Das ursprünglichste und vor-

nehmste Recht des Individuums ist das Recht auf Leben. Der Staat ist, seiner Idee nach, zunächst dazu da, das Leben seiner Bürger zu schützen: alle anderen Aufgaben sind Nebensachen, sind Nichtigkeiten im Vergleich zu dieser einen; mithin bedeutet ein Staat, der Krieg führt mittels Gezwungener, die Perversion seiner Idee. Die Auffassung, daß der Staat nicht um des Menschen willen, sondern der Mensch um des Staates willen dasei, der Staat also ein Moloch, der beliebig viele Menschen verschlingen dürfe, ist die antifreiheitliche, die reaktionäre Auffassung par excellence; für sie und ihre Vertreter kennt der wahre Pazifist nur eines: glühenden Haß.

Ist aber der Staat um des Menschen willen da und das Recht auf Leben das oberste Recht des Menschen, so kann, mit Denknotwendigkeit, kein noch so gewichtiges Interesse des Staates vorhanden sein, das die Beschaffenheit hätte, das Menschenrecht auf Leben außer Kraft zu setzen. Kein Recht der Gemeinschaft, zu dessen Eroberung oder Verteidigung Kriege geführt werden, hebt das Recht des Individuums auf Leben auf. Wohl kann das Individuum sich seines Rechtes auf Leben durch freien Entschluß begeben (der Fall des Heroismus); genommen werden darf es ihm nicht. Das Recht auf Leben ist der Pol, um den das Himmelsgewölbe des öffentlichen Rechtes kreist — leider nicht des öffentlichen Rechts, das gilt, aber jenes geistgemäßen, „richtigen" öffentlichen Rechts, das aus der Ebene der Idee auf die Ebene der Wirklichkeit zu projizieren unsere Aufgabe ist.

Unbedingte, klausellose Verwerfung der sogenannten allgemeinen Wehrpflicht muß für den Pazifisten das Selbstverständlichste vom Selbstverständlichen sein. Daß der ältere Pazifismus hierüber anders dachte oder vielmehr eigentlich überhaupt nicht dachte, daß er das Wehrpflichtproblem im Grunde gar nicht sah, zeigt, wie wenig prinzipiell, wie flach, wie bürgerlich er war — „bürgerlich" nicht im marxistischen Sinne eines Klassendualismus, der nach meiner persönlichen Überzeugung längst nicht mehr zutrifft, sondern im Sinne einer charakterologischen Qualität, im Sinne des Konventionellen, Philiströsen, Ungeistigen, Ungründlichen.

Neuerdings setzen sich eingeschworene Kompromißliebhaber für eine „Wehrpflicht mit Gewissensklausel" ein — so ziemlich der dümmste Vorschlag, der in politischen Dingen letzthin gemacht wurde. Wehrpflicht heißt, daß jeder körperlich Taugliche Heeresdienst leisten muß. In dem Augenblick, wo derjenige, der nicht mag, nicht mehr muß, hört die Wehrpflicht auf, Pflicht, rechtliche Pflicht, etwas vom Staat Erzwingbares zu sein; sie verliert den Kern ihres Wesens; ihr Begriff hebt sich auf. Bedeutet „Gewissensklausel" aber etwas Engeres als die allgemeine Dienstbefreiung derer, die nicht dienen mögen, bedeutet sie den Dispens nur solcher,

die erklären, ihr Gewissen, ihre religiöse oder ethische Überzeugung verbiete ihnen, Menschen zu töten oder auf Menschentötung Abzielendes zu tun, so bedeutete die Klausel eine elende Verführung zur Heuchelei; alle diejenigen, die, falls der Staat Wert darauf legt, sich zum Töten anderer allenfalls verstehen würden, jedoch unter keinen Umständen bereit sind, selber zu sterben, würden sich, um der Gefahr des Sterbens zu entgehen, dieser Klausel bedienen. Man würde es ihnen nicht einmal verdenken dürfen; aber man muß Gesetzgeber tadeln, die das Volk zur Verlogenheit erziehen. Man muß auch die Instinktverlogenheit eines Pazifismus tadeln, der seine Argumente ausschließlich aus dem Pflichtgebot „Du sollst nicht töten" holt und von dem Ur-Willen des Menschen „Ich will leben" und dem daraus unmittelbar entspringenden Ur-Rechte nichts zu wissen vorgibt. Das Primäre, Originäre ist nicht die Pflicht, sondern das Recht; erst ist mein Wille zum Nicht-Sterben da; und nur, weil ich den gleichen Willen bei meinem Mitmenschen kraft Einfühlung oder metaphysischer Identifikation voraussetze, entsteht in mir das Gefühl der Verpflichtung, seinem Leben dieselbe Ehrfurcht darzubringen, die ich für mein Leben verlange, entsteht mein Wille zum Nicht-Töten. Unsittlich ist nicht jener vitale Egoismus, der aus freier Neigung, aus spontaner Vernunft die altruistischen Konsequenzen sofort zieht, der die Grenzen des Ichs solidaristisch überschreitende Egoismus; unsittlich ist die Methode, ein edles altruistisches Motiv vorzuschieben, wo ein berechtigtes egoistisches wirkt. Und unsittlich ist eine Sittenlehre, die solchem Vorschieben Vorschub leistet. Verdrängungsethischer Schwindel entspricht weder der Würde des Pazifismus noch etwa seinen taktischen Notwendigkeiten. Der Pazifismus hat es gar nicht nötig, moralinsauer zu sein; Erfolg verbürgt ihm sein Kerngedanke: die süße Freiheit.

Gegen eine Wehrpflicht mit „Gewissensklausel" (im engeren Sinne) ist ferner einzuwenden, daß der Staat Wehrpflichtige, die sich auf diese Klausel beriefen, ohne Zweifel in Armierungsbataillone stecken oder zu anderweitigen Sklavenarbeiten verwenden würde, die zwar unmittelbar nicht menschenmörderisch sind, aber dem Morde doch mittelbar dienen. In keinem Falle würde ein kriegführender Staat es sich nehmen lassen, die Nutznießer der Gewissensklausel aufs skandalöseste zu drangsalieren — bis zur Entziehung der Brotkarte, des Heizmaterials und der öffentlichen Ehre.

Auch der Vorschlag, lediglich die Dienstpflicht zu beseitigen, aber — für den Kriegsfall — die Wehrpflicht aufrechtzuerhalten (ein Vorschlag, dessen Vater leider einer der führenden Pazifisten Europas, Fried, ist), erscheint mir indiskutabel. Als das Entscheidend-Verwerfliche an der Wehrpflicht hat nicht die Berufsunterbrechung zu gelten, die der junge Mensch durch die ein bis drei Jahre Heeresdienst erleidet, auch nicht sein Ausgeliefert sein an sadistische Abrichter — so niederträchtig, so tief-menschen-

unwürdig dies auch ist –: das Entscheidend-Verwerfliche an der Wehrpflicht bleibt der Befehl an den Menschen, sich für Interessen, welche die seinigen nicht sind, töten zu lassen. Dieser Befehl, dessen Befolgung erzwingbar ist, bezeichnet den Gipfelpunkt verbrecherischer Despotie und den äußerst denkbaren, infamsten Fall von Sklaverei. Wer die Dienstpflicht nur ablehnt, um die Wehrpflicht zu bejahen, ist kein Pazifist, wenigstens kein radikaler, das heißt den Pazifismus bis in seine Wurzeln hinab-, aus seinem geistigen Grunde hinaufdenkender Pazifist. (Mit dem Unfug, „radikale" Pazifisten die zu nennen, die in der sogenannten Schuldfrage eine strengere Haltung gegenüber dem eigenen Lande einnehmen als die andern, muß endlich ein Ende gemacht werden. Der Pazifist, der die Schuld am Weltkrieg auf beide Parteien gleichmäßig oder sonstwie verteilt und gegen den Wehrzwang, für Heeresdienstverweigerung, für Kriegssabotage kämpft, ist radikaler Pazifist; wer die Schuld einzig auf deutscher Seite sieht und für die Zukunft Wehrpflicht empfiehlt, sei es mit, sei es ohne „Klausel", der ist unradikaler Pazifist – gesetzt, daß man ihn überhaupt mit dem Ehrennamen „Pazifist" noch belegen darf.)

Die absolute Ablehnung der Wehrpflicht umschließt, darüber muß man sich klar sein, die absolute Ablehnung des Verteidigungskrieges. Ließe sich auch nur ein einziger Fall gerechten Verteidigungskrieges denken, so wäre damit ein Fall der Berechtigung, ja Verpflichtung des Staats zur Einführung der Wehrpflicht gegeben. Aber es gibt keinen Fall gerechten Verteidigungskrieges. Selbst dort, wo wirklich ein frivoler imperialistischer Angriff auf das Gebiet eines wirklich friedfertigen und von friedfertigen Personen regierten Volkes geschähe, erfolgte dieser Angriff in heutiger und nächster und aller absehbaren Zeit nicht mit dem Vorsatz, irgendwen zu töten oder auch nur in seiner Gesundheit zu schädigen, vielmehr mit dem Vorsatz, etwas zu stehlen: Territorium, Bodenschätze, Bergwerke, Fabriken, Eisenbahnen. Welcher Pazifist dürfte solche Spitzbubengelüste beschönigen? A b e r d e r R a u b g a n z e r L ä n d e r w i e g t w e n i g e r s c h w e r a l s d e r T o d e i n e s e i n z i g e n M e n s c h e n, d e r l e b e n w i l l u n d l e b e n k ö n n t e. Sozialistische Pazifisten, die den Verteidigungskrieg verteidigen, führen als Beispiel heute mit Vorliebe den Abwehrkrieg Rußlands gegen Polen an, wo es nicht nur das nationale Gebiet, sondern obendrein die neue revolutionäre Ordnung zu retten gegolten habe. Dies Beispiel, gestehe ich, ist nicht minder weit davon entfernt, mich zu überzeugen, als irgendein anderes. Ich stelle mir einen beliebigen Iwan, Sascha, Dimitri oder Pjotr vor, dessen Interessen in der Tat schwer verletzt werden, wenn das Dorf, das er bewohnt, aus russisch-kommunistischer unter polnisch-bourgeoise Souveränität gerät; dessen Interessen doch aber sozusagen noch um einen Grad schwerer verletzt werden, wenn eine Granate ihm den Bauch aufreißt.

Diese Feststellung finde ich weder kühn noch paradox; ich kann es nur beklagen, daß es notwendig ist, sie zu machen; daß die schlichtesten und klarsten Gedanken der Freiheit in so wenigen Hirnen hausen; daß es selbst Pazifisten gibt, die Dinge nicht erfaßt haben, um deretwillen sie doch auf der Welt sind. Iwan oder Pjotr darf, wenn er Freude daran hat, sich dem Staate opfern; aber er darf nicht vom Staate geopfert werden. Das ist sehr einfach. Es gibt kein Staatsinteresse, dessen Verletzung objektiv ein gleich großes Übel wäre wie die Verletzung des subjektiven Interesses irgendeines seiner Mitglieder am Lebendbleiben. Es gibt keinen Verteidigungskrieg; denn Leben ist unter allen Umständen wertvoller Besitz; die ungreifbaren, unwägbaren, unschätzbaren Güter: Nationalität, Sprache, Kultur, Religion, kann niemandem niemand rauben; und alle revolutionären Errungenschaften, so köstlich sie sein mögen, sind ein Stück Dreck, verglichen mit der kosmischen Errungenschaft, lebendes, atmendes Wesen, wundersam bewußtes Geschöpf zwischen Geburt und Grab zu sein. Leben-Tod ist keine bloß soziale, sondern eine kosmische Angelegenheit; sie schwebt zwischen dem Individuum und Gott oder dem X. Der Staat, der hier eingreift, überschreitet (mit Wilhelm von Humboldt zu reden) „die Grenzen seiner Wirksamkeit", er versündigt sich am Weltenschöpfer. Er mordet mit dem Geschöpf die Schöpfung; er mordet Gott.

Mit dieser Gesinnung muß der Pazifist sein Herz erfüllen; mit dieser Gesinnung hat jeder echte Pazifist sein Herz längst erfüllt; und diese Gesinnung muß er mit Leidenschaft weitertragen und ausbreiten. Diese Gesinnung liefert ihm auch ohne weiteres den Maßstab zur Bewertung der politischen Parteien. Der aktive Pazifist, keineswegs zufrieden damit, seine Gesinnung als Lyrik in den Gefilden der ethischen Theorie spazieren zu führen, vielmehr durchströmt von dem Willen, sie in der Welt des Raums, in der Welt der Wirklichkeit durchzusetzen, hat ein starkes Interesse daran, seine Stellung zu den politischen Parteien zu fixieren.

Die Kampfstellung gegenüber den Rechtsparteien, die aus ihrem Imperialismus und Bellizismus keinen Hehl machen, versteht sich von selbst. Wenn ein aufrichtiger und klarer Gegner ein erfreulicher Gegner ist, so darf der Pazifist diese Gegnerschaft eine erfreuliche nennen. — Was die Parteien der äußersten Linken betrifft, so glaubt nur noch ein Hans Naivus an deren Bündnisfähigkeit für den Pazifismus. Die Kommunisten haben von Anfang an die Verwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg gepredigt, wohlgemerkt in den Bürger-Krieg, Krieg in des Wortes blutigster Bedeutung; sie arbeiten mit Hinrichtungen, Massenexekutionen, jeder Art Terror; Respekt vor dem Menschenleben kennen sie nicht; des Wehrzwanges bedienen sie sich ohne die geringsten Skrupel;

neuerdings stellt Herr Trotzky sogar die Arbeitspflicht „auf militärische Grundlage". Der Pazifismus wird als bürgerliche Sentimentalität verulkt und, tritt er bei Sozialisten auf, als Verrat an der Revolution gegeißelt. Man kann wirtschaftspolitisch entschiedener Kommunist, man kann verfassungspolitisch durchaus Rätesystemler sein (wie ich es zum Beispiel bin) und muß als Pazifist die Bolschewiki dennoch verwünschen und verdammen — samt ihrem westlichen Anhang, zu dem neuerdings ja auch der Däumig-Flügel der Unabhängigen gehört. Diese Leute, deren Weltänderer-Ehrlichkeit nicht gut bestritten werden kann, berufen sich, wenn sie ihre blutige Methode des Verwirklichens anwenden oder empfehlen, auf den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel" — einen Satz, der logisch zutrifft, so unzweifelhaft, wie psychologisch der andere Satz gilt, daß die Mittel den Zweck entheiligen, zum Beispiel mörderische Mittel den erlöserischen Zweck. Aber vor allem kann der Pazifist nicht anerkennen, daß jener Zweck, zu dessen Erreichung die Führer der dritten Internationale jedes, auch das freiheitswidrigste, menschenfeindlichste Mittel glauben benutzen zu dürfen, in der Tat „der" Zweck sei. Für den Pazifisten, gerade auch für den sozialistischen Pazifisten, hat das pazifistische Ziel den Vorrang vor dem sozialistischen. Der Pazifist, gerade auch der sozialistische Pazifist, erkennt, daß aller gerechten Regelung des Lebens die Gewährleistung des Lebens selber, des puren Lebens logisch vorangeht. Der Pazifist, gerade auch der sozialistische Pazifist, verwirft es, um Menschen bessere Daseinsbedingungen zu geben, andern Menschen das Dasein zu nehmen. Ist das Objekt der geltenden unsittlichen Wirtschaftsordnung, ist der kapitalistisch Ausgebeutete Sklave, so müssen wir grundsätzlich annehmen, daß er, vor die Wahl gestellt, zu sterben oder als Sklave weiterzuleben, das Los des Weiterlebens wählt — wir müssen das überall dort annehmen, wo nicht der gegenteilige Wille bekundet wird. „Lieber tot als Sklave" ist ein Heroismus, den wir zu ehren haben, ob er nun ein nationalistisches oder ein kommunistisches Kämpferherz beseelt; aber keine Instanz der Erde hat das Recht, einen Menschen, der anders fühlt als so heroisch, zwangsweise zu behandeln, als fühlte er so heroisch. Diese Politik des Alsob ist Henkertum. Jeder darf sich zum Opfer darbringen; niemand darf geopfert werden. Und auch den Feind zu töten, den persönlichen oder politischen oder Klassenfeind, bleibt ein Verbrechen, mag der Haß gegen ihn und die Verachtung seiner noch so groß und berechtigt sein.

Diesen Gedankengängen gegenüber pflegt ein gewisser, halbwegs passabler Typus des Linksmilitaristen zu versichern, daß auch er dem pazifistischen Endziel zustrebe, daß dieses im Endziel des Sozialismus enthalten sei, daß es ohne den Sieg des Sozialismus sich nie erreichen lasse, daß der Sieg des Sozialismus durch die Anwendung blutiger Gewalt nun einmal

bedingt sei, daß also auch der Weg des Pazifismus zu seinem Endziel notwendig durch die Hölle der blutigen Gewalt führe. Hierauf ist zu entgegnen: Eine Bewegung, welche Mittel anwendet, die ihrem Zwecke widersprechen, führt sich selbst ad absurdum; ein Pazifismus, der Kriege führte, Völkerkriege oder Klassenkriege, wäre ein Unding. Wilsons „Krieg gegen den Krieg" war ein Unding. Wenn die Ethik es nicht bewiese — der Erfolg beweist es. Sodann: Der durchgesetzte Sozialismus, die kapitallose Weltgemeinwirtschaft wäre zwar eine Verwahrscheinlichung des Dauerfriedens, aber keine Garantie des Dauerfriedens; bewaffnete Austragung von Konflikten zwischen rassialen, nationalen, wirtschaftlichen oder beruflichen Gruppen bliebe nach wie vor psychologisch und technisch möglich. Der sozialistische Gedanke konsumiert nicht den pazifistischen. Die pazifistische Propaganda würde durch den Enderfolg der sozialistischen zwar gewiß gewaltig gefördert, aber nicht überflüssig gemacht werden. Ich glaube alles andere, als daß der Sieg des Sozialismus durch die Anwendung blutiger Gewalt bedingt sei; aber wäre er's, so wäre der Sieg des Pazifismus dadurch tatsächlich noch längst nicht bedingt — gesetzt selbst, daß der Pazifismus, seiner Idee nach, zu blutiger Gewalt überhaupt greifen dürfte.

Ist hiermit ein Wort über die theoretische und abstrakte Beziehung von Pazifismus und Sozialismus gesagt, so wird noch ein Wort über das praktische und konkrete Verhältnis beider Richtungen hinzugefügt werden dürfen. So wünschenswert es wäre, daß die Friedensbewegung sich in ihrer Gesamtheit zum Sozialismus entschlösse, weil sie dadurch ihrer Idee eine bedeutende Förderung erwiese, so sehr muß doch gerade der sozialistische Pazifist einräumen, daß es zahlreiche Sozialisten gibt, die des pazifistischen Geistes keinen Hauch verspürt haben, während einige Anhänger der Kapitalsordnung grundsätzliche und tapfere Pazifisten sind. Diese schlichte Tatsache macht jeden, der etwa das Bekenntnis zum Sozialismus zur statutenmäßigen Bedingung der Mitarbeit an pazifistischen Organisationen erheben wollte (wie die holländischen Antimilitaristen es unlängst getan haben), zum, wenn auch vorsatzlosen, Schädiger der pazifistischen Sache. Das Merkmal der Radikalität eines Pazifismus ist weder der extreme Antipatriotismus in der Schuldfrage (der Patriotismus mit negativem Vorzeichen!) noch der Sozialismus. Radikaler Pazifist ist der unbedingte Schützer des heiligen Lebens. Das Schibboleth pazifistischer Radikalität ist die Stellung zum Wehrzwang. Pazifismus ist: die Bewegung gegen den Mord.

Auch die nichtmoskowitischen Gruppen des Sozialismus haben sich als solche zum radikalen Pazifismus, oder überhaupt zum Pazifismus, bisher nicht entschlossen. Wenn zum Beispiel der angebliche „Sozialpazifist"

Doktor Breitscheid kürzlich im Reichstag erklärt hat: „Sowjetrußland führt den rechten Krieg, den einzig berechtigten Krieg, der der Sicherung der Errungenschaften der Revolution dient", so kann der Pazifismus darauf doch nur die eine Antwort haben: Darf der revolutionäre Machthaber morden (Freunde und Feinde, wohlgemerkt!) um der Sicherung der revolutionären Errungenschaften willen, dann darf auch der reaktionäre Machthaber, welcher nicht weniger guten Glaubens und im formalen, Kantschen Sinne nicht weniger moralisch ist, um der Sicherung der reaktionären Errungenschaften willen Freund und Feind morden; und was der Sicherung der Errungenschaften recht ist, das ist ihrer Erweiterung billig, oder vielmehr schon . . der Erringung der Errungenschaften. Wer bestimmt denn eigentlich, um wessetwillen ein menschliches Geschöpf um das Wunder des Lebens gebracht werden darf? Inwiefern hat kosmisch, und Leben-Tod ist eine kosmische, ist die kosmische Angelegenheit des Menschen, der Sozialist mehr recht als der Nationalist? Ich sehe den Unterschied zwischen Breitscheid und Ludendorff; aber ich finde ihn winzig!

Was die alte sozialdemokratische Partei anlangt, so hat sie zwar ihre berüchtigte Vergangenheit, ihren Scheidemann, ihren Noske, ihren (wie mir scheint, viel gefährlicheren) Theoretiker Paul Lensch, aber sie hat auch ihren Eduard Bernstein, ihren Hugo Sinzheimer, und sie hat vor allen Dingen, was vielen von Ihnen nicht bekannt sein dürfte, ihre vorzüglichen Frondeure unter der Arbeiterjugend. Noch gilt zwar der für pazifistische Begriffe unmögliche Satz des Erfurter Programms von 1891, der „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit" und eine „Volkswehr" fordert: aber ein Parteitag dieser Partei steht unmittelbar bevor, der sich mit der Neuschöpfung des Programms zu befassen hat, und wir Pazifisten haben in diesem Fall die Pflicht des Abwartens. Die Aussichten, daß der militaristische, menschenmetzgerische Satz des uralten Programms gestrichen und durch ein klares Bekenntnis zur unumstößlichen Wehrpflichtlosigkeit ersetzt werde, sind vielleicht nicht ganz gering.* Was die Linke der Rechtssozialisten, die an Einfluß zusehends gewinnt, und die Rechte der Unabhängigen, auch das von Crispien geführte „unabhängige Zentrum" . . zwar bisher nicht programmatisch, aber doch stimmungsmäßig (bei allem Unterscheidenden) verbindet, ist der Pazifismus, wenn auch ein unscharfer; und darum hätte eine produktive Geschäftsleitung der Friedensgesellschaft – wir haben eine unproduktive! – in diesen Zeitläuften sozialdemokratischer Parteiengärung, -zersetzung und -neugestaltung mit manchem Exponenten jener Richtungen vertraulich Fühlung nehmen und ihre Einigung unter dem Banner der

---

* Der Parteitag hat inzwischen stattgefunden und die Revision des Programms aufs nächstemal vertagt!

reinen pazifistischen Idee anregen, womöglich in diesem glänzenden Augenblick unter Hinzuziehung katholischer und linksdemokratischer Elemente die Gründung einer pazifistischen Partei, einer großen antikapitalistischen Friedenspartei in die Wege leiten sollen. Eine zunächst nicht parteipolitische und staatsoffizielle, eine nur kulturpolitische und private, scheinbar einflußarme und schwache Organisation, wie die unsere, ist in jedem Augenblick ihres Seins und Werdens gerade so stark, wie sie sich macht.*

Man kann es beklagen, daß die Sozialdemokraten die Wehrzwangstelle ihres Programms von 1891 trotz der Ereignisse der letzten Jahre bis heute noch nicht aufgehoben haben; aber der Grund solcher Klage, wie dürftig müßte er der Wut und Empörung erscheinen, die uns packt, wenn wir erfahren, daß eine andere demokratisch firmierende und bei passender Konjunktur sogar pazifistisch renommierende Partei fünfzehn Monate nach der tatsächlichen Beseitigung der Wehrpflicht durch das revolutionäre, aus den Schrecken des Weltkriegs zurückflutende Heer ihre baldige Wiedereinführung verlangt, und zwar hochoffiziell im Parteiprogramm! Es handelt sich um die Deutsche Demokratische Partei. Über diese Partei herrscht unter Pazifisten nicht die wünschenswerte Klarheit. Die Deutsche Demokratische Partei hat in der Nationalversammlung verhindert, daß ein Verbot der Geheimdiplomatie in die Verfassung des Deutschen Reiches aufgenommen wurde. Die Deutsche Demokratische Partei hat in der Nationalversammlung verhindert, daß die Verfassung des Reichs die Todesstrafe für aufgehoben erklärt. Ein Führer der Deutschen Demo-

---

* Alle diese Erwägungen, auch die folgenden, scheinen mir nicht von akademischer, sondern leider von sehr realer und aktueller Bedeutung zu sein. Die Politik von Versailles und Spa hat die pazifistische Einstellung der deutschen Seele von 1918/19 gründlich verdorben. Nicht bloß die Nationalisten (bis tief in die Reihen der Demokratie hinein) zittern vor kaum noch verhaltener Vergeltungsgier; auch in jeder Kommunistenversammlung kann man heute die Kriegsbegeisterung lodern sehn. Es bedarf nur einer akuten Spannung zwischen England und Frankreich (einer so ernsten, daß man einigermaßen genau wüßte, England bliebe im Falle eines deutsch-französischen Konfliktes neutral; Amerika und Italien blieben es diesmal ja ohnehin), ferner irgendeiner französischen Dummheit (Ruhrrevier oder so), schließlich der geschickten Formel eines national-kommunistischen Jesuiten, der Zauberformel, der erlösenden Parole, die Rechts und Links zusammenführt —: und der Krieg, „Schulter an Schulter mit den russischen Brüdern", der Rachekrieg gegen Polen und Frankreich ist da. Dann sind nicht nur unterschriebene Verträge mit auswärtigen Staaten, sondern auch Gesetze, die der Freiheit der eignen Landsleute dienen, „Fetzen Papier". Das Reichsgesetz, das die Wehrpflicht für abgeschafft erklärt, ist dann binnen fünf Minuten auf legalstem Wege beseitigt. Zwischen den beiden Mühlsteinen des weißen und des roten Militarismus wird dann das bißchen Pazifismus zermalmt — wenn es sich nicht beizeiten stark und hart macht. Die pazifistische Bonzenschaft steht dem im Wege.

kratischen Partei hat als bayrischer Justizminister die Vollstreckung des Todesurteils an dem kommunistischen Idealisten Eugen Leviné angeordnet. Derselbe Führer hat in einer Wochenschrift der bayrischen Einwohnerwehr unlängst geschrieben: „Wer will es wagen, den staatstreuen Elementen die Waffen abzunehmen? Ewig schändet sich, wer wegen Spa das deutsche Volk wehrlos macht." Das von einem andern Führer der Deutschen Demokratischen Partei verantwortlich geleitete Reichswehrministerium hat vorzügliche antimilitaristische Karikaturen unseres begabtesten politischen Zeichners, George Grosz, durch die Kriminalpolizei beschlagnahmen lassen . . . und was der großen und kleinen Sünden mehr sind. Aber die Krone setzt allem der Paragraph des jüngsten Parteiprogramms auf, vom 12. Februar 1920, welcher fordert, das Berufssoldatenheer Deutschlands, verächtlich „Söldnerheer" genannt, entgegen einer wesentlichen Bestimmung des Vertrags von Versailles, „baldigst durch ein Milizsystem *mit allgemeiner Wehrpflicht* zu ersetzen, das geeignet ist zur Verteidigung unserer nationalen Unabhängigkeit". Es ist klar, daß solche Forderungen, erhoben von keiner der Rechtsopposition angehörigen, keiner hohenzollerntreuen, einer wenigstens seit dem 9. November 1918, mittags, nicht mehr hohenzollerntreuen Politikergruppe, vielmehr von einer republikanischen Regierungspartei, nur geeignet sind, das Mißtrauen des Auslandes gegen Deutschland zu befestigen oder neu zu wecken, jedenfalls die Abrüstung der Welt, die von Mitteleuropa ihren Ausgang nehmen muß, zu verzögern, vor allem die Position der wenigen Internationalisten und Versöhnlichen in Frankreich zu schwächen. Denn was soll das bedeuten, daß wir die allgemeine Wehrpflicht brauchen „zur Verteidigung unserer nationalen Unabhängigkeit"? Der Vertrag von Versailles hat Deutschland seiner nationalen Unabhängigkeit beraubt; wir können nicht das „verteidigen", was wir nicht besitzen. Der Schrei nach der Wehrpflicht zur „Verteidigung" unsrer nationalen Unabhängigkeit läßt sich mithin nur deuten als der Wille, diese Unabhängigkeit im passenden Augenblick mit den Waffen zurückzuerobern. Zum Scherz brauchen wir die allgemeine Wehrpflicht nicht, sondern zum Krieg. In dem Sinne hat sich übrigens mit einer Aufrichtigkeit, für die wir ihm nur danken können, der Vorsitzende der Partei, ein Senator Doktor Petersen aus Hamburg, kürzlich ausgesprochen. Und zwar in seiner Antwort auf die bekannte Rundfrage der Friedensgesellschaft an die Reichstagskandidaten vor den Wahlen im letzten Juni. Auf die Frage „Sind Sie bereit, . . . dafür einzutreten, daß die Revision des Versailler Friedens auf dem Wege friedlicher Verständigung möglichst durch Vermittlung des Völkerbundes herbeigeführt wird und daß alle Bestrebungen rücksichtslos bekämpft werden, die darauf abzielen, diese Revision auf dem Wege eines Vergeltungskrieges zu

erreichen . .?" hat Doktor Petersen geantwortet: „Die Revision des Versailler Friedens ist von uns auf dem Wege friedlicher Verständigung mit allen Mitteln zu versuchen und zu erstreben. Sich für alle Zukunft festzulegen, für den Fall, daß dieser Versuch mißlingt, halte ich mit den deutschen Interessen nicht vereinbar." Diese Erklärung ist einer beschönigenden Deutung nicht fähig. Dieser Satz sagt unmißverständlich: Wir wollen die Revision des Versailler Vertrags auf friedlichem Wege; aber setzen wir sie auf friedlichem Wege nicht durch, so bleibt noch der kriegerische Weg, den wir uns nicht von vornherein durch pazifistische Selbstbindungen verlegen dürfen. — Meine Damen und Herren, auch die französischen Revanchepolitiker nach 1870 waren keine Befürworter des unbedingten Vergeltungskrieges; sie traten für den Vergeltungskrieg nur unter der Bedingung ein, daß Deutschland sich zu einer friedlichen Revision des Frankfurter Vertrags nicht verstehen sollte. Die wildesten Chauvins an der Seine, von 1871 bis 1914, verfochten genau so den nur bedingten Revanchekrieg gegen Deutschland, wie Herr Doktor Petersen 1920 den Revanchekrieg gegen die Entente nur bedingt empfiehlt.

Revanche hin, Revanche her. Mag ein geriebener Dialektiker die Deutsche Demokratische Partei von dem Vorwurf der, wenn auch verklausulierten, Revanchepolitik reinzuwaschen verstehn: feststünde immerhin, daß diese Partei heute für baldige Wiedereinführung des Wehrzwangs eintritt — des Wehrzwangs, dessen Verbot für Deutschland der einzige Lichtpunkt in dem düsteren Dokument von Versailles gewesen ist. Diese Partei tritt für eine Ordnung ein, in der Menschen gegen ihren Willen getötet werden dürfen. Diese Partei tritt ein für Wiederherstellung des Zustandes, in dem die zum Staat organisierte Volksgemeinschaft ihre eigenen Söhne mordet. Diese Partei tritt ein für die barbarischste, die verabscheuenswerteste aller irdischen Institutionen, die auszurotten eine größere Geschichtstat sein wird, als die Abschaffung der Sklaverei es war. Diese einflußreiche Partei ist lüstern danach, ein kommendes Geschlecht Deutscher schon heute dem Kriegsgott ans Messer zu liefern. Ich sage es offen, und ich sage es auf die Gefahr hin, einige Personen damit zu verletzen, oder vielmehr ich sage es mit dem innigen Wunsche, einige Personen damit aufs tiefste zu verletzen: Diese Einstellung gewisser Gehirne auf Erneuerung des durch die Ereignisse (glückliche Wirkung unglücklicher Ursachen!) in unserm Lande einmal abgschafften Wehrzwangs offenbart in der Mehrzahl der Fälle ein weit niedrigeres sittliches Niveau als die seelische Einstellung des individuellen Mörders auf individuellen Mord. Denn der individuelle Mörder nimmt das Risiko seiner Tat auf sich — angesichts der Normen unsres Strafgesetzbuchs wahrlich kein kleines Risiko; die den Massenmord an Unschuldigen zu verwirklichen bestrebten Wehrpflichtpropagandisten nehmen,

solange das Strafgesetz solche Propaganda nicht bei Zuchthausstrafe verbietet, wofür ich allerdings sehr ernsthaft wäre,* nicht das geringste Risiko auf sich — wenigstens dann nicht, wenn sie durch ihr Alter, ihren Gesundheitszustand, ihren Beruf, ihr Geschlecht oder ihre ausgezeichneten Verbindungen davor geschützt sind, selber Opfer der Barbarei zu werden, deren Wiederherstellung sie verfechten. Kriegerische Naturen, Temperamentsnationalisten, patriotische Draufgänger, die jederzeit bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, und darum das Gleiche von andern verlangen, sind Gegner, die man zu bekämpfen hat, scharf zu bekämpfen hat, und vor denen ich den Hut ziehe. Leute aber, die Mord an Unzähligen propagieren, Mord an Unzähligen also mittelbar betätigen, und genau wissen, kein Haar wird ihnen persönlich gekrümmt, sind ein Typus, der alles andere verdient als Toleranz. Den Verkürzer des Rechts auf menschenwürdiges Leben nennt die marxische Terminologie einen Ausbeuter; was ist dann aber der Verkürzer des Rechts auf Leben? Der Verkürzer des Rechts auf Leben, der selber herrlich gesichert ist? Die schmutzigste Gosse der schmutzigsten Gasse der Erde ist zu sauber, als daß ich ein Wort aus ihr auffischen könnte, das hinreichen würde zur Kennzeichnung der Seele des Menschen, der gefahrlos bewirkt oder mitwirkt, daß Menschen gezwungen werden, zu töten und sich töten zu lassen.

Die Deutsche Demokratische Partei tritt für die Wiedereinführung des Wehrzwangs ein. Etliche Führer der Friedensbewegung halten es für vereinbar mit ihrer pazifistischen Ehre, der Deutschen Demokratischen Partei daraufhin noch weiter anzugehören; ihr weiter anzugehören, ohne auch nur ein sanftestes Wörtlein der Verurteilung für diesen Akt ihrer Partei zu finden, ohne sich zu verwahren, ohne sich abzugrenzen. Das mag die persönliche Angelegenheit dieser Führer sein; aber die Angelegenheit einer pazifistischen Organisation ist es, jener Partei den rücksichtslosesten Kampf anzusagen. Diesen Kampf kann sie freilich nicht kämpfen, wenn ein beträchtlicher und entscheidender Teil ihrer Führer Mitglied jener Partei und alle erdenkliche Rücksicht auf die Partei zu nehmen entschlossen ist. Warum eigentlich? Daß jene Partei für die Erhaltung eines unsittlichen Wirtschaftssystems wirkt, sollte doch nicht genügen, sie für Pazifisten zur Attraktion zu machen. Ich muß sagen, ein Pazifist ist kein Pazifist, dem der Pazifismus derart nebensächlich ist, daß er in einer antipazifistischen Partei munter drinbleibt, nur weil diese seinen wirtschaftlichen und verfassungstheoretischen Wünschen entspricht. Auch wir Kommunisten unter

* § 85 des noch geltenden deutschen Strafgesetzbuchs bestraft die Propaganda des Kaiser- und Fürstenmordes mit Zuchthaus oder Festungshaft bis zu zehn Jahren. Die Propaganda des Massenmords erscheint mir, republikanisch und sozialistisch gesehen, strafwürdiger!

den Pazifisten bringen das Opfer und bleiben den kommunistischen Parteien fern, weil sie antipazifistisch sind und der Pazifismus uns über den Kommunismus geht. Pazifisten, die weiter in der Deutschen Demokratischen Partei verharren, stärken einerseits den Kredit dieser Partei, insofern sie darauf hinweisen kann, daß Führer des Pazifismus ihr angehören; andrerseits diskreditieren sie den Pazifismus, eben als Mitglieder jener Partei; sie schädigen die Bewegung gegen den Mord also doppelt.

Die Situation ist grotesk. Die Verheiratetheit zwischen Pazifismus und Demokratie muß endlich gesprengt werden. Sie ist der Verderb der deutschen Friedensbewegung, und sie war es meines Erachtens immer. – Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es ist weder meine noch meiner Freunde Meinung, daß für Mitglieder der Deutschen Demokratischen Partei in der Friedensgesellschaft kein Raum mehr sein soll; die Parteizugehörigkeit unsrer Mitglieder muß Privatsache bleiben. Aber ich meine allerdings, daß Verteidiger der durchaus antipazifistischen, der vom Standpunkt der Lebensheiligung aus eindeutig verwerflichen Politik der Deutschen Demokratischen Partei von prominenten Stellen der Friedensgesellschaft verschwinden müssen, da sie sonst den Pazifismus dauernd kompromittieren, – so wie selbstverständlich auch Verteidiger des Bolschewismus von der Führung eines pazifistischen Vereins zurücktreten müßten, falls sie sich in ihr befänden. Und weiter meine ich und bin beauftragt, dies im Namen der erdrückenden Mehrheit der Ortsgruppe Berlin hier auszusprechen: daß allerdings solche Mitglieder die Friedensgesellschaft schleunigst zu verlassen haben, die nicht bloß Verteidiger der Wehrpflichtfreunde, sondern selber Freunde der Wehrpflicht sind, offene oder verkappte. Für Wiedereinführung der Wehrpflicht in Deutschland sein, heißt für Wiedereinführung des Krieges in Deutschland sein; und wer dafür ist, muß mit Schimpf und Schande aus einer pazifistischen Organisation gejagt werden – selbst falls er die Schamlosigkeit hat, sich „Pazifist" zu nennen. Man wirft meinen Freunden, die diese Intransigenz für ihre Pflicht halten, vor, sie trügen Unfrieden in die Friedensbewegung, sie veruneinigten die Pazifisten. Was wir wollen, ist nichts anderes als: die pazifistische Idee in aller Reinheit sich auswirken lassen. Je weniger sie sich in den politischen Parteien auswirkt, desto reiner muß sie in der Friedensbewegung zur Geltung kommen; oder soll die reine pazifistische Idee gänzlich ohne Asyl sein? Das darf sie nicht; dies Asyl müssen wir ihr schaffen, und dabei kennen wir keine Rücksichtnahme auf Personen, mögen sie heißen, wie immer sie wollen. Schlimmer als die Veruneiniger des Pazifismus sind die Verunreiniger des Pazifismus; sind gewisse Führer, deren Verdienste ebenso unbestreitbar wie vergangen sind und deren aus der Vergangenheit fortwirkende Autorität sich wie ein Bleigewicht an die

Knöchel des Pazifismus hängt, sobald er sich anschickt, zur Tat auszuschreiten.

Und diese Tat hat nun lange genug auf sich warten lassen. Sie ist etwas anderes als die Fortspinnung der gewiß hochinteressanten Diskussion über den Völkerbund — der auch ohne uns Pazifisten leben oder trotz uns Pazifisten sterben wird: nachdem es die große und unvergeßliche (aber vergangene) Tat des klassischen Pazifismus* war, die Idee einer Organisation der Welt in die Wirklichkeit zu werfen, in die Hirne zu ätzen. Die Tat des neuen, des jungen, des aktiven, des revolutionären Pazifismus, der ja durchaus auf den Schultern des alten steht, wird die Verhinderung der Kriege durch Sabotage des Krieges sein, durch eine Sabotage, die im wesentlichen, wenn auch nicht ausschließlich, in Unterlassung besteht. Es gibt kein so einfaches, kein so wirksames Mittel zur Verhinderung von Kriegen wie die Weigerung der zum Opfer Bestimmten, sie zu führen. Es ist das Ei des Columbus Pacifer! Die im Frieden und Krieg zur Heeresdienstverweigerung und zur planmäßigen Propaganda der Heeresdienstverweigerung entschlossenen Gruppen Deutschlands und anderer Länder (ich erinnere vor allem an die wundervollen „Conscientious Objectors" in England) werden sich zusammenschließen, und die Deutsche Friedensgesellschaft sollte es als ihre Aufgabe, als ihre praktische Aufgabe ansehen, für Deutschland, vielleicht für die Welt die Führung in dieser Sache zu übernehmen. Gerät sie ins Hintertreffen, überläßt sie andern Organisationen die Führung in Deutschland, so wird sie für immer ausgespielt haben. Der „bürgerliche", das heißt der spießbürgerliche, philiströse, kompromisselnde, unentschiedene, verschwommene Pazifismus ist das Gespött der roten und der weißen Militaristen, mit Recht; und er wird zwischen beiden zerrieben werden, wenn er sich nicht entspießbürgerlicht, vergrundsätzlicht, zur Revolutionarität, eben zur spezifisch pazifistischen Revolutionarität entschließt, wenn er sich nicht endlich sogar zum Heroismus aufrafft. Mit „gesetzlichen Mitteln" gegen den Wehrzwang vorzugehen, wozu der Vertreter des „Pazifistischen Zentrums" sich allenfalls bereit findet, ist solange schön und gut, als der Wehrzwang erst propagiert, noch nicht exekutiert wird. Haben die Herrschaften ihn einmal durchgesetzt, ihn zum Gesetz gemacht, so dürfen wir vor illegalen Mitteln nicht zurückschrecken, so müssen wir laut und vernehmlich und auf alle Gefahren hin zum Ungehorsam gegen solches Gesetz aufrufen. Dies heute auszusprechen, im wehrpflichtfreien Deutschland, ist gewiß nicht weiter heldenhaft; aber es kann bald sehr anders kommen; dann müssen wir unsern Mann stehn.

* Seit 1692 (William Penn) und 1712 (Abbé de St. Pierre); der offizielle, bürgerliche „organisatorische" Pazifismus von heute ist im Prinzip um keinen Schritt weiter.

Und wir brauchen eine Organisation, allen den Rücken zu stärken, die zu dieser Haltung entschlossen sind. Ich bin Pazifist, weil ich nicht ohne Naturnot sterben will und weil ich es für anständig halte, dafür zu kämpfen, daß auch kein andrer Mensch, Deutscher oder Franzose, Weißer oder Neger, ohne Naturnot zu sterben braucht; aber ich sage mir: Der aktive Pazifist, der wegen Kriegsdienstverweigerung oder Aufforderung zu ihr an die Wand gestellt wird, stirbt (wenn Tod schön wäre!) den schönsten aller Tode: den für das Leben.

Ich bitte Sie, die Resolution anzunehmen, die, im Ausdruck etwas freundlicher und sanfter als meine Rede, die Gesinnung der Friedensgesellschaft und ihre künftige Tätigkeit im Sinne der Rede festzulegen sucht. Es ist die Resolution, welche die Ortsgruppe Berlin als Gemeinschaft hier einbringt. Die Kürze der Zeit, die mir zur Verfügung stand, erlaubte mir nur, die wichtigsten Sätze dieser Entschließung zu begründen; aber ich glaube, der Rest bedarf keiner Begründung mehr. Die Resolution lautet:

„Der geistige Grund des Pazifismus ist die Forderung der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. Diese Forderung, als eine unbedingte, muß der Leitstern aller künftigen Politik sein. Der Pazifismus ehrt das Heroische in der Haltung derer, die aus freiem Antriebe ihr Leben einer Idee zum Opfer bringen, aber er streitet jedem, auch dem Staate, das Recht ab, Menschen zu opfern. Niemand auf Erden ist befugt, über ein Leben zu verfügen, außer dem, der es lebt. Deshalb widersprechen dem Grundgedanken des Pazifismus vor allem zwei Einrichtungen: die Todesstrafe und die Wehrpflicht.

Die Deutsche Friedensgesellschaft fordert, daß die Todesstrafe in Deutschland unverzüglich durch Gesetz beseitigt werde.

Trifft die Todesstrafe immerhin meist antisoziale Glieder des Volksganzen, so mordet die Wehrpflicht Unschuldige hin. Sie zwingt, Unschuldige zu töten; Unschuldige, sich töten zu lassen; sie ist der planmäßige Massenmord an Unschuldigen. Das Ur-Recht des Menschen auf Leben verneinend und vernichtend, bedeutet sie die furchtbarste Form der Unterdrückung des Einzelnen durch den Staat, den empörendsten Fall von Sklaverei.

Die Deutsche Friedensgesellschaft begrüßt mit Freuden die tatsächliche und nun endlich auch durch Gesetz vollzogene Abschaffung der Wehrpflicht in Deutschland und bedauert es nur, daß diese wichtige Errungenschaft nicht in der Verfassung verankert wurde. Die Deutsche Friedensgesellschaft verwirft alle auf Wiedereinführung der Wehrpflicht gerichteten Bestrebungen und wird sie mit voller Schärfe bekämpfen, wo immer sie sie antrifft: ob bei politischen Parteien oder anderwärts.

Innerhalb der Deutschen Friedensgesellschaft ist für Befürworter der Wehrpflicht kein Raum. Pazifismus und Wehrpflichtpropaganda schließen

einander aus. Man hat als deutscher Pazifist dafür zu arbeiten, daß die deutsche Politik eine internationale Atmosphäre erzeugen hilft, in der es den Pazifisten der noch kriegerisch gerüsteten Länder, namentlich Frankreichs, gelingt durchzusetzen, daß die Wehrpflicht auch bei ihnen abgeschafft wird. Man hat aber nicht, aus Gründen angeblicher Gerechtigkeit, dafür zu plädieren, daß Deutschland sie bei sich bald wieder einführen darf. Das Ungerechte des gegenwärtigen Zustands beruht nicht darin, daß der Deutsche die Wohltat der Wehrpflicht entbehren muß, während andere Völker sie genießen, sondern darin, daß andere Völker unter dieser Last noch ächzen, während wir ihrer ledig sind. Der Prozeß der Weltabrüstung nehme von Deutschland seinen Ausgang; nicht aber nähre Deutschland durch den heimlichen oder bekundeten Willen zur Neurüstung das Mißtrauen der Welt und vereitle ihre Abrüstung! Personen und Parteien, die heute in Deutschland die Wiedereinführung der Wehrpflicht betreiben, sind mitschuldig am Ausbruch des nächsten Krieges, mitschuldig an der Verkrüppelung, an der Blendung und am Tode zahlloser guter und gesunder Menschen, und also nicht besser als Mörder. Denn den Krieg vorbereiten heißt ihn heraufbeschwören. Der Pazifismus strebt das Gegenteil an.

Die Deutsche Friedensgesellschaft bekennt sich zu der Auffassung, daß der Pazifismus mehr ist als bloße Lehre, daß er endlich beginnen muß, Tat zu werden. Es kommt nicht ausschließlich darauf an, die Mittel zu studieren, durch die, falls die Staaten sie benutzen, neue Kriege sich vielleicht verhindern lassen; es kommt darauf an, sie zu verhindern. Dies ist unsere heilige Pflicht! Es gibt aber kein so einfaches, kein so wirksames Mittel zur Verhinderung von Kriegen, wie die Weigerung der zum Opfer Bestimmten, sie zu führen. Diese Weigerung für den Ernstfall aufs sorgfältigste vorzubereiten, sie im größten Maßstabe, national und international, zu organisieren — das ist die praktische Aufgabe des Pazifismus. Pazifist sein heißt nicht: den Frieden wünschen, sondern: den Frieden machen. Die Welt-Friedensbewegung muß, nachdem die lange verhöhnten Ideen über den Völkerbund Gemeingut geworden sind und der Völkerbund selbst prinzipiell durchgesetzt ist, sich zu einer Weltpropaganda der Heeresdienstverweigerung und persönlichen Kriegssabotage entwickeln — auf die Gefahr hin, daß das bewußte und unbewußte Militaristentum aller Schichten abermals höhnt, und auf ernstere Gefahren hin.

Die Deutsche Friedensgesellschaft wird, gemeinsam mit den bewährten ausländischen Organisationen der Kriegsdienstverweigerer und Antimilitaristen, denen sie in hoher Achtung ihre brüderlichen Grüße entbietet, dies Werk des Widerstands gegen Wehrzwang und Brudermord energisch in Angriff nehmen, nachdem bereits bedeutende Teile der internationalen Arbeiterschaft aus gleichem Geiste heraus praktisch vorgegangen sind. Sie

bittet alle Gesinnungsgenossen um ihre tätige Hilfe und sie fordert, sollte gesetzgebenden Menschenmetzgern etwa einfallen, von neuem über uns Deutsche die Allgemeine Wehrpflicht zu verhängen, schon heute feierlich zum Ungehorsam gegen solch verbrecherisches Gesetz auf."

Lehnen Sie diese Resolution ab, so würden ihre Einbringer daraus keine andere Konsequenz ziehen als die, fortab umso angestrengter für Durchsetzung ihrer Pazifismus-Idee in der Friedensgesellschaft zu arbeiten; wir denken nicht an Spaltung. Nehmen Sie sie aber an, so leiten Sie damit eine neue und, wie ich zu glauben wage, fruchtbare Aera der pazifistischen Bewegung ein. Ich bitte Sie, tun Sie dies Werk! Geben Sie Ihr Herz, Ihr Hirn, Ihre Stimme

einem Pazifismus der Liebe zur Idee der Menschheit, welche verfleischlicht ist in jedem Einzelleben, dessen Unantastbarkeit darum feststeht;

einem Pazifismus des Hasses gegen alle Mächte des Mords;

einem Pazifismus der Tapferkeit, der mit dem Schwerte des Geistes, unbekümmert um persönlichen Vorteil oder Nachteil, losschlägt, wo immer Schläge nottun, auf die Häupter aller Lauen und Halben zumal, — wenn es sein muß, sogar von Autoritäten, falls sie die Idee verkennen, vergessen, verraten;

einem Pazifismus des persönlichen Mutes, von dem es heißen wird „er forcht sich nit" und der das Vorurteil unserer Verächter brechen wird, wir seien Memmen.

Entscheiden Sie sich, damit wir das Zeitalter des legitimen Mords, das Zeitalter der Kriegsknechtschaft, die viel furchtbarer noch ist als die Lohnknechtschaft, vernichtend beenden, nach so vielen Jahrzehnten ergebnisarmer pazifistischer Schöngeisterei endlich für einen Pazifismus der Tat!

Dehmels Fahrten in den Alpen.

Ob wir reden, ob wir schweigen,
aus den Tiefen klingt ein Raunen:
Laßt uns auf die Höhen steigen
und in alle Weiten staunen.
Führerspruch.

Dehmel hatte in Zürich einen Freund, einen passionierten Alpinisten, der viel von seinen Besteigungen und den Schönheiten der Alpen zu erzählen wußte und den Dichter aufforderte, mit ihm auf die Berge zu gehen. Von den Alpen hatte Dehmel schon einiges gesehen; er schilderte, wie er einst in Tirol ganz allein, als wäre er von einem Dämon

geführt, über Gletscher, Firn und Fels gemsengleich auf einen wilden Gipfel im Brennergebiet gestiegen, dessen Namen er nicht kannte, und diese improvisierte kühne Kletterei hatte in ihm starke Eindrücke hinterlassen. Er fand sich mit Freuden bereit mitzukommen, und so wurden seine Sommeraufenthalte bei seinem Freund in Zürich zu kleineren und größeren Touren in die Vor- und Hochalpen benutzt. Kam er im Winter, so wurde er auf die benachbarten Höhen und den Jura begleitet, und es offenbarte sich ihm die Pracht der sonnenbeschienenen Nebelmeere.

Die erste größere Fahrt führte im Jahre 1906 auf den Leistkamm in der Kurfirstenkette am Walensee. Gegenüber ragt eine großartige Felszinne, der phantastisch wie eine Kathedrale gestaltete Mürtschenstock, an dem Dehmel sich nicht satt sehen konnte; er nannte ihn den Myrtenstock. Sein Freund erzählte ihm von seinem vergeblichen Versuch, den Gipfel zu bezwingen. Dehmel antwortete mit dem Distichon, das ihm gerade eingefallen war und das er später in die „Führersprüche" (Schöne wilde Welt, S. 104) aufnahm:

Und trotzt er noch so starr, der ewige Firn,
Wir setzen doch den Fuß auf seine Stirn.

Es folgte im Jahr darauf die Besteigung des Sustenhorns (3512 Meter) im Gotthardgebiet, von dem Voralptal aus mit Abstieg auf den Sustenpaß und das Reußtal; das Wetter war klar, die Aussicht herrlich, aber auf dem Gipfel blies ein schneidend kalter Wind, der Dehmel sehr impressionierte und ihn nicht lange verweilen ließ.

Im Juni 1908 brachte der Dichter mit Frau und Tochter einige Zeit auf Braunwald in den Glarner Berner zu. Er kletterte auf zwei der Eggstöcke und andere Vorgipfel und erklomm mit seinem Züricher Freund und dessen Söhnchen den Ortstock (2715 Meter). Das Jahr darauf wurde der Glarner Ruchi (3106 Meter) vom Muttsee aus bestiegen. Der Anblick des grandiosen Limmerntobels und der gewaltigen Felswände des Selbsanft (eine Dekoration würdig des Eingangs zum vierten Akt des zweiten Faust) machte auf Dehmels Phantasie einen tiefen Eindruck.

Der Glarner Hausstock hatte ihn, von Braunwald aus gesehen, durch seinen edlen Aufbau besonders angezogen; die Besteigung wurde leider durch schlechtes Wetter vereitelt, dafür das Kalkstöckli besucht und über den Richetlipaß in das Sernstal auf den Suworoff-Weg des Panirer Passes abgestiegen.

Im Gotthardgebiet stand in einem späteren Jahr als Trainingtour der Pizzo Rotondo auf dem Programm. Schneefall und dichter Nebel verunmöglichten es, den Gipfel zu erreichen, über den Gletscher des Rotondo-Passes wurde ins Val Bedretto abgestiegen.

Diese Trainingtour hatte dem von Dehmel seit Beginn seiner Fahrten

innigst gewünschten und leidenschaftlich erstrebten Ziel, Europas höchstem Berg, dem Montblanc, gegolten. Zweimal war die Expedition unternommen, zweimal durch widriges Wetter vereitelt worden. Erst das drittemal sollte sie glücken und Dehmels alpine Leistungen krönen, in des Dichters fünfzigstem Lebensjahr, zugleich die höchste, schönste und letzte sein.

Geplant war die Besteigung jeweilen von der italienischen Seite aus, von Courmayeur, im Talschluß des Val d'Aosta, des schönsten aller Alpentäler, das die Freunde zum erstenmal, im Sommer 1910 vom Paß des großen St. Bernhard aus über den Gipfel des Grand Goliaz (3240 Meter) erreichten, nachdem eine Besteigung des den Paß beherrschenden Mont Vélan durch schlechtes Wetter abgeschlagen worden war. In Courmayeur gesellte sich Doktor K. aus Genf zu ihnen. Mit zwei Führern begaben sich die Freunde nach dem Rifregio auf die Höhe des Col du Géant (3323 Meter), bestiegen eine Bastion des Montblanc, tags darauf bei schönem Wetter die Tour Ronde (3790 Meter) und erreichten die Klubhütte am Col du Midi (3564 Meter), um am folgenden Morgen über Mont Tacul und Mont Maudit auf den Montblancgipfel zu gelangen. Ein Wettersturz, der in der Nacht eintrat, vereitelte den Plan; über die Eisstürze der Mer de Glace mußte der Rückzug nach Chamonix angetreten werden.

Die Eindrücke, die der Dichter auf den ungeheuren Schneefeldern und den Eisgründen des Montblanc-Massivs empfangen hatte, waren so stark gewesen, die Großartigkeit des harmonischen Aufbaus des Bergs hatte so mächtig auf seine Phantasie gewirkt, daß er an die Komposition seines Montblanc-Gedichts ging („Die Musik des Montblanc" – Schöne wilde Welt Seite 105 ff.), obwohl er den Fuß noch nicht auf den Gipfel gesetzt hatte und ungeachtet der Neckereien seines Freundes S., der meinte, einen Berg wie den Montblanc kenne man erst dann und dürfe ihn besingen, wenn man oben gewesen sei. (Siehe Briefe vom 16. und 20. August 1912 und 1. März 1913).

1912 stand der Montblanc abermals auf dem Programm. Zunächst wurde mit den beiden Freunden S. und K. führerlos der Mont Vélan (3709 Meter) erklommen, und der großartige Blick von seinem Scheitel auf den Montblanc genossen, über den Col des Chamois in das Val d'Ollomont nach Aosta abgestiegen, alsdann vom Val Grisanche aus über den Ruytor (3486 Meter), der das Val d'Aosta dominiert und eine grandiose Aussicht auf die Montblanc-Kette bietet, die Straße des Kleinen St. Bernhard und Courmayeur erreicht, sodann zum zweitenmal der Col du Géant überschritten, um den Montblanc auf dem schon 1910 geplanten Weg zu besteigen. Abermals stellte sich schlechtes Wetter ein, die Karawane irrte im Nebel und Schneegestöber stundenlang auf dem

ungeheuren Firn-Plateau des Tacul umher, ohne die Klubhütte des Col du Midi zu entdecken, und mußte sich glücklich schätzen endlich ihren Weg durch die Séracs und Schründe der Mer de Glace nach dem Tal von Chamonix zu finden.

Dehmel verlor den Mut nicht, die Freunde gaben sich Rendezvous auf den nächsten Sommer. Ende Juli 1913 gelangten sie über Chanrion und den Mont Gelé (3530 Meter) wiederum ins Aostatal. Sie begaben sich zunächst in das Val de Cogne, um in Begleitung eines einheimischen Führers die Grivola (3969 Meter) zu besteigen, die dem durch seine Steinbock-Kolonie berühmten Massiv des Grand Paradis vorgelagert ist. Die Grivola, eine der kühnsten und elegantesten Berggestalten der Alpen, sollte über den schön geschwungenen Nordgrat, eine scharfe Firnkante, erklommen werden. Bei Jagdhütern des Königs von Italien wurde das Lager bezogen. Steinböcke wurden gesichtet, tags darauf auch Adler. Während der Kletterei im Fels sprang ein monumentaler Bock mit riesigen Hörnern in großen Sätzen an der Karawane vorbei, ein imposanter Anblick. Der Gipfel aber ließ sich nicht erreichen, die Firnkante wurde mit zunehmender Höhe zur Schneide aus hartem Eis, der Rückweg mußte angetreten werden. Wiederum wurde bei königlichen Jagdhütern genächtigt in Gesellschaft einer großen Schar von Treibern, denn der König war just auf der Steinbockjagd.

Dehmel, den wohl die Berge mächtig anzogen, der sich aber, vom Montblanc abgesehen, vom Gipfel-Ehrgeiz frei fühlte, wie er zu sagen pflegte, kehrte der Grivola den Rücken und stieg allein nach Cogne ab. Die Freunde führten die Besteigung auf anderem Weg aus und trafen Dehmel in Courmayeur wieder. Der Montblanc sollte diesmal auf anderer Route wie in den Vorjahren in Angriff genommen werden, über den Lac de Combal, und den Glacier de Nuage, die Capanna Quintinis Sella und die Rochers du Montblanc. Die Capanna (3370 Meter) wurde in achtstündiger Wanderung und Kletterei bei klarem Himmel erreicht. In der Nacht aber schlug das Wetter um, Sturm, Nebel und Schneefall setzte ein; trotzdem harrte die Karawane bis zum drittfolgenden Tage aus. Tiefer Neuschnee und Mangel an Proviant machte einen definitiven Strich durch den Plan. Unter großen Schwierigkeiten wurde der Abstieg durchgeführt. Auf dem Gletscher unten hellte das Wetter auf. Dehmel hatte von einem anderen, leichteren Weg gehört: über die Cabane du Dôme und den Dôme, der trotz des Neuschnees versucht werden konnte. Er beschloß das Wagnis. Ein Führer wurde zu Tal geschickt zwecks Beschaffung von Proviant, mit dem anderen ging Dehmel voraus nach der Hütte, nachdem er Abschied von den Freunden genommen. Deren Zeit war um, sie hatten früher auf gleichem Weg den Gipfel des

Montblanc betreten und sie fühlten, daß Dehmel an seinen Stern glaubte, allein mit den Führern. Nicht leichten Herzens ließen sie ihn ziehen, er aber war des Siegs gewiß. Und das Wagnis gelang, des Dichters jahrelanges Sehnen ging in Erfüllung: am folgenden Tag ruhte Europas höchster Berg (4810 Meter) unter seinen Füßen:

Und trotzt er noch so starr, der ewige Firn,
Wir setzen doch den Fuß auf seine Stirn.

Wie es geschah, unter welchen Fährnissen und Schwierigkeiten, infolge des Neuschnees und der Kälte, darüber lese man ihn selbst in seinen prächtigen Briefen an seinen Bergfreund. Es war sein höchstes und sein letztes Erlebnis in den Bergen.

Das Jahr darauf sollte der Monte Rosa an die Reihe kommen. Das Schicksal jedoch fügte es anders. Auf den 1. August 1914 war die Abfahrt angesetzt von Zürich nach Alagna am Südfuß des Monte Rosa. An jenem Tag aber nahm Dehmel Abschied von seinem Freund, um von Zürich nach Deutschland zurückzureisen und sich zur Waffe ins Feld zu melden. Die Freunde haben sich nicht mehr gesehen.

Noch ein Wort über Dehmel als Bergsteiger. Von hagerem und sehnigem Körperbau, war er leichtfüßig, geschmeidig und behend, ausdauernd, wagelustig und unerschrocken, vollkommen schwindelfrei, ein geschickter und sicherer Kletterer. In Eisbrüchen balanzierte er spielend und elegant über die heikelsten Stellen, als wäre er es von Jugend auf gewohnt gewesen. Er äußerte einmal lachend, hätte er nicht den Beruf zum deutschen Dichter gehabt, so wäre er Akrobat geworden. Der schwer bepackte Rucksack focht ihn nicht an, er ertrug die mannigfaltigen Strapazen des Alpinisten mit Lust und nie versagendem Humor; die Kälte, die ihm anfänglich zusetzte, lernte er ertragen, den knurrenden Magen weniger — so wollte er einmal durchaus, zum Entsetzen seiner Gefährten, mitten in der Traversierung eines langen und bösen Eishangs absitzen und leibliche Stärkung zu sich nehmen. Für Gefahren war er unempfindlich, Steinfall rührte ihn nicht: er glaubte an seinen Stern — übrigens, meinte er, könne es etwas Schöneres geben, als in den Bergen unterzugehn?

Was nun endlich von dem köstlichsten aller Gefährten sagen! Immer guten Willens und guter Dinge, mit allem vorlieb nehmend, stets an die Anderen bevor an sich selbst denkend, sich wie ein Gotteskind freuend der großen und kleinen Schönheiten der Natur, des Sonnenlichts und des Schneegrats auf blauem Himmelsgrund, des Wogens der Nebel, des Rauschens der Sturzbäche, der gewaltigen Eisfälle und der Farbe der Gletscherspalten, der Quelle, der Blumen und des Mooses auf dem Gestein — so war er und erlebte, was er sah. Beim Aufstieg auf den

Mont Vélan, als auf einmal die Morgensonne Firn und Fels mit feurigem Licht bestrahlte, brach er in Tränen aus.

Manchmal lange still sinnend und in sich gekehrt, wurde er hinwieder redselig und offenbarte die Eindrücke, die er empfangen, ließ seiner Phantasie freien Lauf, war voller Einfälle und origineller Bemerkungen. Vielartig waren die Gespräche mit ihm, unerschöpflich der Born seines Geistes. Die erhabene Schönheit der Berge spiegelte sich in der Tiefe seiner Seele.

C. S.

Dehmel an Frau Isi

Genf 7. VIII. 1910

— — — — — — — — — —

Heut fühle ich geradezu körperlich, wie schweigsam die liebe Seele wird, wenn sie sehr viel zu sagen hat. Ich möchte die ungeheuren Schneekissen des Hochgebirges vor Dir ausbreiten und Dich hineinstrecken zu mir, nichts als die heiße blaue Himmelsglocke über uns, und stumm mit Dir sterben. In dem Hotel, wo Napoleon frühstückte, hat ein Engländer im Gästebuch als sein natif-land 'The World' eingeschrieben und dahinter die Bemerkung gesetzt: 'I am afraid to come home in the dark'. C. S. lachte, als wir es lasen, mich hat es bodenlos erschüttert. Der Mann kam von den Bergen, ich stieg hinauf; auch Bonaparte war hinaufgestiegen, bis er hinabstieg 'home in the dark'. Ich habe ein paar Minuten allein in dem zerrissenen Lehnstuhl gesessen, der dort zum Andenken an den Welterschütterer aufbewahrt wird; was mir da alles durch Leib und Seele ging, das könnte ich nicht aussprechen, und wenn alle Dichter aller Völker und Zeiten ihren Geist in mir zusammentäten. Ich habe geweint wie nie zuvor.

Ja mein einziges Herz, das mit mir fühlt, soweit es menschenmöglich ist, laß uns selig sein in dem Gedanken: unser Leben ist ein Kampf um den Geist! um den Geist der Liebe, der Alles zusammenhält, was wir mühsam in Zeichen und Worte zerlegen! Und Jedem, der ebenso liebreich kämpft, wollen wir uns verschwistert fühlen, auch wenn er vielleicht etwas eitler sich abmüht.

— — — — — — — — — —

An Frau Isi

Valgrisanche, 2. 8. 1912.

Hier eingeregnet auf dem Weg zum Mont Ruitor, über den wir nach Courmayeur wollen. Es regnet Bindfaden, kein Berg ist zu sehen. Ich sitze allein in der schmierigen Cantine; Simon und Koenig schlafen noch. War eben (7 Uhr früh) in der kleinen Kirche, hörte die Messe mit an

und sah, wie die Bäuerinnen die Communion empfingen. In solchem weltverlorenen kümmerlichen Dorf begreift man erst, was den armen Menschen, denen die Natur keine Ferienkolonie für ideale Exaltationen ist, sondern nur die Kampfstätte ums tägliche Brot — was denen der Gottesdienst bedeutet mitsamt dem bunten Kirchenflitter: die einzige Erhebung über den grauen, grausigen, grausamen Alltag, das feierliche „Vergnügen in Gott". So bin ich mitten im Regen

Dein fröhlich Frommer.

Dehmel an Frau Isi

Mein Geliebtes! Courmayeur, Sonntag 4. 8. 1912.

Dieses Edelweiß habe ich gestern früh, noch vor Sonnenaufgang, für Dich gepflückt, beim Aufstieg zum Mont Ruitor; es saß im letzten spärlichen Grasstreifen dicht an der Grenze des ewigen Schnees und war dick mit Reif und gefrorenen Tauperlen bedeckt. Um ½3 Uhr sind wir aufgebrochen bei klarstem Mondschein, nachdem es den Tag vorher so geregnet hatte, daß wir vor Verzweiflung einen 9stündigen Dauerskat spielten, 3 Stunden den Point zu 1 Centime, 3 Stunden zu 2 ctms: und 3 Stunden zu 3; es kamen aber im Ganzen nur etwa 7 Francs dabei heraus, die C. S. gewann, wofür er gestern abend hier eine Flasche Pommery spendiert hat. Die hatten wir nämlich dringend nötig, um unsere Lebensgeister aufzufrischen nach der 17½stündigen Tour. Aber es war ein unvergleichlicher Tag: nach der herrlichen Mondnacht ein strahlend blauer, ganz und gar wolkenloser Sonnenhimmel, noch glorreicher als auf dem Vélan. Die Wolken lagen alle unter uns in den Talschluchten zusammengedrängt wie Schafheerden, und daraus wölbten sich nun die riesigen Gletscherfelder im reinsten Weiß der blauen Himmelsglocke entgegen, die nicht wie sonst im Hochgebirge schwer und undurchdringlich lastete, sondern wirklich einmal wie eine durchsichtige Kristallkuppel über der Erde stand. Als wir auf der Spitze des Ruitor saßen, hatten wir im Osten die ganze Kette der Walliser Alpen (Monte Rosa, Matterhorn, Weißhorn u. s. w.) vor uns, die über den Wolkenkränzen wie eine bizarre Fata morgana schwebte, und im Westen die wunderbar harmonische Architektur des Mont-Blanc-Massivs; ein ganz unbeschreiblich grandioser Kontrast. Ich war erstaunt, wie genau die Composition meiner Mont-Blanc-Dichtung dem Aufbau dieses Gebirges entspricht, trotzdem ich das vor 2 Jahren nicht hatte beobachten können (denn weder vom Grand Golliaz noch von Courmayeur aus sieht man das so deutlich); fünf aufstrebende Gratreihen, die sich nach oben hin in drei zusammenfassen, mit dem mächtigen Scheitel in der Mitte. S. hatte mir schon in Zürich gesagt, daß er von dem organischen Instinkt meiner Composition über-

rascht sei, und ist eigens auf den Ruitor mit mir gestiegen, weil man von dort aus den Aufbau des Massivs am besten überblickt. Eins aber läßt sich nicht in Worte fassen: die ungeheure Erschütterung durch die gewaltigen Dimensionen. Die Kunst darf das kaum ahnen lassen; sobald sie es nachbilden wollte, würde sie nur als kümmerliches Surrogat der Natur wirken. Schon auf dem Vélan ergriff mich der Eindruck des unendlichen Himmels so übermächtig, daß mir plötzlich die Tränen hervorstürzten; und S. sagte mir, auf dem Gipfel des Mont Blanc höre überhaupt jedes Erdgefühl auf. Als wir vom Ruitor herabstiegen, durch die ungeheuren Schneemulden, die in dem blendenden Sonnenglanz gar keinen Boden zu haben scheinen, sondern wie weit geschwungene seidene Schleier in der zitternden Luft schweben, kamen wir an einigen Gletschergrotten vorbei, und eine sah von ferne aus wie der Eingang zum „Grabmal des Agamemnon" bei Mykene. Um das schwarze dreieckige Loch strahlte aus allen Fernen her eine so goldene Heiterkeit, daß ich nur das eine Gefühl noch hatte: hier möchte ich sterben! Aber als ich am Abend Deinen Brief vorfand, kam mir das in der Erinnerung fast wie ein Frevel vor: ja, mein Einziges, Du hast Recht, wir wollen uns von ferne nur immer die Seligkeit des Lebens zurufen, des Zusammenlebens! Und so leb denn wohl bis aufs Wiedersehn; denn jetzt werde ich Dir wohl nur noch Postkarten schreiben können. Heute war Ruhetag, aber morgen Mittag geht's auf den Col du Géant, und bei dem wechselnden Wetter werden wir wohl drei Tage brauchen, um auf den Gipfel und wieder ins Tal zu kommen, vielleicht sogar vier. Dann geht's zurück nach Zürich, wo ich meinen Koffer gelassen habe, und dann gleich zu meinem Iseli. Also am 10ten oder 11ten hast Du mich wieder! Das laß Dir gesagt sein von Deinem Liebsten, der sich hier Kraft zu allerhand Taten Leibes und der Seele vom Himmel holt!

Dehmel an Frau Isi

Mein Einziges Aosta, Donnerstag.

Heute ist Ruhetag; da darf ich Dich wohl nicht mit einer Postkarte abspeisen.

Gestern Mittag saßen wir in Schnee und Eis auf dem Mont Vélan, und heute essen wir italiänische Pfirsiche unter dem Triumphbogen des Augustus. Der Vélan ist derselbe Berg, den wir vor 2 Jahren mit Führer vergebens attakiert haben, weil wir einen zu schwierigen Aufstieg gewählt hatten und Regens halber umkehren mußten. Diesmal sind wir ohne Führer bis auf den Gipfel (3765 m) gekommen, bei wundervollem Wetter; der Himmel war so wolkenlos und windstill, daß wir mitten im ewigen Schnee ohne Jacken saßen unter der heißen Sonne. Überhaupt

ein Tag der Wunder. Wir hatten, um möglichst sicher zu gehen, zum Abstieg einen großen Umweg über die Gletscherfelder gewählt, und als wir unten im Tal waren, stürzte durch eins der „Couloirs", das gewöhnlich zum Abstieg benutzt wird und das wir wegen der Steinfall-Gefahr vermieden hatten, mit Donnergepolter und riesiger Staubwolke ein Bergrutsch herab; den hätten wir also wahrscheinlich aufs Haupt gekrigt, wenn wir nicht als brave Familienväter so behutsam gewesen wären. Gleich nachher passierte mir noch ein Wunder, mir ganz allein. Ich ging in der Hitze mit aufgeknöpftem Hemd, und plötzlich flog mir ein Schmetterling an die offene Brust, bis unter die Herzgrube, und starb da auf meiner Haut mit zerknickten Flügeln. Da ergriff mich ein ungeheures Dankgefühl, daß ich selber noch lebe in dieser Welt der unbegreiflichen Zufälle. Hier schicke ich Dir zwei Blüten von der echten Blume Männertreu, die nur auf den Wiesen der Hochalpen wächst. In frischem Zustand hat sie einen entzückend kräftigen Geruch, wie Goldlack, Levkojen und Nelken in eins. Die Farbe ist tief braunrot, wirkt aber mehr rot als braun, wie geronnenes Blut. Du siehst, daß die kräftigen Blütenköpfe nichts mit dem blaßblauen Blümchen gemein haben, das in Deutschland Männertreu heißt. Laß Dir's ein Zeichen sein

von Deinem Einzigen.

Herrn C. S.

Lieber Freund! Blankenese, 1. 3. 13.

Ich habe nun doch die Mont-Blanc-Oden schon veröffentlicht, wie das beifolgende Heft der Neuen Rundschau zeigt. Eines Tages vor Weihnachten, nachdem ich noch allerlei dran verbessert hatte, sagte die innere Stimme: Fertig! Ich wartete dann noch etwa 6 Wochen, nahm mir das Manuskript wieder vor, und das Ergebnis war abermals: Erledigt! Wenn einem Künstler von meiner Erfahrung dies eigentümlich kalte Gefühl kommt, dann läßt sich eben nichts mehr machen. Sollte mir irgend ein späteres Erlebnis das Opus als unzugänglich erweisen, dann müßte ich halt etwas Neues schreiben; ich glaube aber, daß mir's geglückt ist, trotz Ihrer alpinistischen Hyperkritik. Sie dürfen vom Dichter nicht verlangen, was er nicht geben will und kann. Umstände der äußeren Welt zu schildern, ist nun mal nicht seine Aufgabe; er ist kein Allerweltsschriftsteller, er will lediglich Innenwelt gestalten. Die allerdings so weltweit wie möglich. Was ich darstellen wollte, war das Gipfelgefühl in allen seinen Ausstrahlungen; und wenn ich das nur ein einziges Mal in meinem höchsten Gefühlsgrad erlebt habe, gleichviel in welcher Meterhöhe, dann vermag die Phantasie es mir bis an die äußerste Grenze der Erdathmosphäre zu steigern. Genau so, wie ich auch den Gefühlsvorgang

bei Feuersnot oder Wassertod darstellen kann, oder beim Absturz aus einem Aeroplan, ohne je „voll und ganz" abgestürzt oder ertrunken oder verbrannt zu sein. Sie dürfen nicht vergessen daß der Mont-Blanc in einem Gedicht keinen geographischen Standpunkt bedeutet, sondern einen ideographischen Gesichtspunkt; was man gemeinhin symbolisch nennt. Und grade die Gipfelseligkeit (die dritte Ode) halte ich für ein vollkommen geglücktes Sinnbild. Womit ich nicht ganz zufrieden bin, das ist die Beziehung der vierten Ode auf die zweite zurück, also der geistige Zusammenhang zwischen Aufstieg und Abstieg: es kommt nicht ganz klar zur Anschauung, in welchem Verhältniß der Bauherr Tod zu dem gebannten Riesen steht, nämlich daß er zugleich Herr und Diener ist. Aber das hat nichts mit der ziemlich trivialen Frage zu tun, ob der Dichter „wirklich" auf dem Scheitel des Riesen gestanden hat; sondern das ist ein kompositioneller Geburtsfehler, den keine reale Beobachtung beseitigt hätte, und wie er jedem auf große Fläche basierten Kunstwerk anhaftet. Für ein rein lyrisches Opus ist der Umfang von 5 langen Oden vielleicht schon zu breit, als daß jede Beziehung der Nebenmotive zu dem Hauptthema so handgreiflich wird, wie der gesunde Menschenverstand es verlangen darf. Leider merkt man dergleichen immer erst nachträglich, und man muß sich da mit Michelangelo trösten: basta talora la volontà. Ob dies talora hier zutrifft, ist freilich eine Frage, die einer allein nicht entscheiden kann, weder der Künstler noch ein einzelner Kunstkenner, und sei er der höchste Hochtourist; da müssen wir abwarten, was die Menschheit nach 3—10 Jahrhunderten sagen wird.

Mit einem „entzückten Herzruf" Ihr Dehmel.

Dehmel an Frau Isi

Villeneuve (zwischen Aosta und Courmayeur) Dienstag Vormittag (Datum weiß ich nicht).

Mein Goldnes!

Ich sitze allein in der Postcantine dieses Bergnestes und habe Dich eben telegraphisch um ein Lebens- und Liebeszeichen gebeten, damit ich heut Abend, wenn ich nach Courmayeur komme, sicher ein Herzenswort von Dir vorfinde.

Denn seit Deinem Klagebrief habe ich keine Zeile von Dir erhalten, und vielleicht bleiben Deine späteren Briefe in Zürich liegen, bis ich dorthin zurückkehre; S.'s Wirtschafterin ist auf einige Tage verreist.

Schick aber Brief nicht etwa nach Courmayeur, denn dort bleiben wir nur bis morgen Abend; übermorgen früh geht's auf den Mont Blanc. Die Grivola (auf deutsch: die Graue) haben wir bei blaustem Himmel bestiegen, sind aber nicht ganz bis auf die Spitze gekommen; es fehlten noch etwa 250 Meter, da mußten wir wegen Absturzgefahr umkehren.

Der Schnee lag wie Staub auf dem vereisten Gipfel, und da der Grat immer steiler wurde, hatte der Führer nicht mehr Halt genug, um Stufen zu hauen; also mußten wir die schon gehackten Stufen (etwa 500) wieder zurückklettern, rückwärts Stufe für Stufe, zwischen den Beinen durch nach unten kuckend, auf allen Vieren uns hinabtastend. Es war eine schauderhafte Schinderei, auch nachher noch die Kletterei durch die Felsen am Gletscherrand; diese Grivola-Tour am Nordgrat hinauf ist eine der allerschwierigsten („du premier ordre" sagen die Alpinisten hier) und der Führer hatte uns gleich gesagt, daß er nicht für die volle Bewältigung bürgen könne, es hänge alles von der Beschaffenheit der Schneedecke ab. Nachdem wir glücklich den nächsten Paß (du Trajo) erreicht hatten, erklärte er unsere Leistung trotz der unbewältigten 250 m für excellenter, als wenn wir den Gipfel von der etwas leichteren Ostseite her erreicht hätten. Aber S. und K. wollten sich damit nicht zufrieden geben: sie hatten sich schon seit Jahren auf den Grivola-Gipfel gespitzt und beschlossen nun, am folgenden Tage von der andern Seite hinaufzusteigen. Da hab ich gestreikt; es wäre mir albern und ruchlos vorgekommen, einen alpinen Ehrgeiz zu heucheln, von dem ich in Wirklichkeit nicht besessen bin. Mit dem Mont Blanc ist es eine andre Sache; da empfinde ich es als eine symbolische Energieprobe, auf den Gipfel zu gelangen, und deshalb kann ich nicht davon lassen. Gerade in diesem Jahr würde es mir das schönste Geburtstagsgeschenk sein, wenn ich endlich hinaufkäme; und das Wetter scheint ja zu versprechen, daß die Besteigung diesmal glücken wird. Aber bei dieser mir ganz gleichgültigen Grivola, mag es ein noch so herrlicher Berg sein, den Aufstieg durch eine Umgehung zu erzwingen, das wäre mir als eine Art Vergehen gegen das Schicksal erschienen, als eine Versündigung gegen Dich wie mich, gegen unsre Liebe und gegen meinen Beruf. So ging ich denn mit frohem Herzen in Wirwelt-Gedanken allein bergab, den Gran Paradiso hinter mir, von Epinel über Aymaville hierher nach Neuveville, wo die Andern heute Nachmittag mit mir zusammentreffen wollen; und es war mir wie eine Bestätigung all meiner und Deiner Lebenshoffnungen, als mir auf etwa halbem Wege eine junge Bäuerin entgegenkam, die in einer mit bunten Sternen bemalten und geschnitzten kleinen Wiege ihr Kindchen auf dem Kopfe trug. Mit einer wahren Madonnenwürde trug sie diese wundervolle Krone bergan, und ich habe wohl noch nie im Leben mit solcher heiligen Ehrfurcht gegrüßt. „Dieu vous bénisse!" rief ich ihr nach, und sie wandte sich langsam um, mit großen Augen dankbar lächelnd, und wies mit der freien Hand nach der Wiege empor. Ich fühlte: so trägst Du unsre Liebe! O wäre mein Werk liebeswert genug, daß ich es ebenso tragen dürfte! Dein Stolzer und Demütiger.

Dehmel an Frau Isi (Telegramm)

Chamonix 12. 8. 1913.

Gestern mittag 1 Uhr 10 Montblanc Gipfel.

An C. S.

10. 8. 1913.

Ja, lieber Freund, nun war ich wirklich oben! bei klarstem Himmel und schärfstem Nordwind. Von der Kabane Vallot bis zum Gipfel mußte Mussillon etwa 700 Stufen hacken; alles vereist. Ueber den vorletzten Grat mußten wir dicht hintereinander auf allen Vieren kriechen, um nicht hinabgeweht zu werden; ich habe mir drei Finger dabei erfroren. Mussillon sagte mir nachher: seulement votre tenacité m'a destiné de continuer. Wir haben 9½ Stunden von der Domhütte (Aufbruch 3½ Uhr früh) bis zum Gipfel gebraucht; der Neuschnee stellenweise bis zu den Lenden tief. Aber über allem das triumphierende Gefühl: Er hat mich allein haben wollen! In der Cabane Vallot haben bis zum Tag vorher einige Engländer 3 Nächte lang gelegen und waren dann unverrichteter Sache umgekehrt. Ein wahres Wunder dieser eine klare Vormittag; schon während wir abstiegen, kamen die Wolken wieder aus allen Tälern herauf; wir rannten, um nicht überfallen zu werden, in 4 Stunden bis Grands Mulets. Oberster Eindruck: hier dürfen nur die „Geister der unerreichten Bezirke" reden. — — —

An C. S.

Lieber Freund! Blankenese 24. 8. 1913.

Nun finde ich endlich eine Stunde, in der ich mit Ihnen procul negotiis über meine Gipfelgefühle auf dem höchsten europäischen Berg plaudern kann, wenn ich auch fürchte, daß ich Sie etwas enttäuschen werde. Zunächst die „Aussicht": ich glaube kaum, daß ich den stärksten Eindruck davon auf dem Sommet empfangen habe, weil wir dort wegen des eisigen Windes kaum 10 Minuten lang bleiben konnten, sondern schon vorher auf dem Dôme du Gouter, wo wir in einer schützenden Schneemulde con amore frühstückten. Wir sind nämlich nicht den üblichen Weg über den Col du Dôme gegangen, sondern über den Nordkamm der Aiguilles grises, der mehr oberhalb auf den Dôme stößt. Wegen des tiefen Neuschnees hielt Mussillon* den kürzeren Aufstieg über den Dômegletscher für zu gefährlich. Also schon dort überraschte mich der erschütternde Eindruck der ins Flache versinkenden Bergwelt unter der Wucht der raumlosen Himmelskuppel, der sich nur noch der einsame Gipfelkegel

* Einer der Führer.

ein bißchen entgegenzurecken wagt. Ich glaube, wären Sie bei mir gewesen, wäre ich wieder in Thränen ausgebrochen. Vor den Führern beherrscht man sich als „Herr". Auf dem Sommet selbst ist der Eindruck nicht heftiger; es wird ja auch dort noch durch die nahen Spitzen des Mont Maudit und Tacul ein gewisser Uebergang zu den tieferen Regionen vermittelt. Die sinnliche Gemütsbewegung wird sogar durch den geistigen Umschwung der Weiterbetrachtung allmählich ganz und gar aufgehoben, im vollen Doppelsinne des Wortes: geht ins grenzenlose Unendliche auf. Wenn man die unzählbaren Gebirgszüge, vor deren Riesigkeit man sonst staunte, wie eine Schüssel Kaldaunen unter sich liegen sieht, dann fühlt man sich schließlich mitsamt dem Montblanc als lächerliches Würmchen und Bröckchen unter der Käseglocke des lieben Gottes. Ich hatte mich mit der Absicht getragen, da oben meine „Betreffende" Dichtung mit der „Wirklichkeit" zu vergleichen; Ich habe überhaupt nicht mehr dran gedacht, es fiel mir erst wieder beim Abstieg ein. Nachträglich (gestern Abend) hab ich versucht, sie kritisch an der Erinnerung zu messen, und fand zwar nichts zu verbessern oder umzugestalten, aber nur weil sich das Unermeßliche eben nicht gestalten läßt; die einzige Stimme, die dort oben angemessen zu reden vermag, ist in der Tat bloß der eisige Wind, der Leib und Seele erstarren macht. Daß trotzdem die menschliche Banalität auch dort ihre Triumphe feiert, bewies ein altes eisernes Ofenrohr, das irgend ein Witzling mit hinaufgeschleppt und in den Schnee gepflanzt hatte.* Ich war beim ersten Anblick so wütend darüber, daß ich es mit dem Pickstock heraushacken wollte; aber es war so fest eingefroren, daß ich es stehen lassen mußte. Außerdem sorgte auch unser eigener Anblick dafür, daß der pas du sublime au ridicule sein Naturrecht geltend machte; es war nämlich so schauderhaft kalt, daß wir uns außer unsern dicken Kapottmützen noch allerlei andres Zeug um den Kopf wickeln mußten, ich eine schmutzige Unterhose, deren Popo meinen Scheitel krönte und deren Beine um meinen Hals geknotet waren. Sie können sich denken, welche Figur ich Himmelstürmer da vor mir selbst spielte, und ich höre Ihr pantagreuliches Lachen. Dennoch habe ich in den ersten Sekunden, als ich die Gipfelplatte betrat, meinen Don-quixote-Triumph mit innigster Naivität genossen, und wenn mir künftig irgend etwas auf meiner Laufbahn schwer fallen sollte, wird mich immer der Gedanke spornen: du hast auf dem Montblanc gestanden! Deshalb dürfen Sie mir, so lieb Sie's meinen, diesen kindlichen Aberglauben auch nicht dadurch beeinträchtigen, daß Sie zu den Kosten der Besteigung beisteuern wollen; nein, diese Extratour muß ich ganz allein mir selber aufs Conto setzen dürfen,

* Ein Ueberrest des langsam im Laufe der Jahre in den Schnee versunkenen Observatoirs, welches der Gelehrte Janssen auf dem Gipfel errichtet hatte. C. S.

so gern ich mir sonst von Ihnen was schenken lasse. Uebrigens habe von Höhenfieber nicht die geringste Spur verspürt, mein Herz hat sich niemals wohler befunden, und mein Appetit übertraf sogar den des Petrus,* der doch ein geborener Freßsack ist. Vielleicht hat mich auch die Freude gefeit, die mir mein seltsames Wetterglück gab. Schon am Vorabend in der Cabbane du Dôme schickte der Himmel mir ein Zeichen: zwei entzückende schwarze Vögel mit roten Füßen und goldgelben Schnäbeln, die ich noch nie in solcher Nähe gesehen hatte (Schneedohlen), kamen bis dicht an die Hütte herangehupft, ganz zutraulich, und Petrus sagte mir, das bedeute schön Wetter. Da der Wetterbann nun gebrochen ist, können Sie nächstes Jahr auf den Monte Rosa meinethalben wieder den Alfred** mitnehmen; aber eigentlich bin ich mehr für den Mussillon, der mich wirklich vorzüglich geführt hat, und dessen Humor in schwierigen Lagen ebenso standhält wie seine Energie.

Mit 4810 Weltseelengrüßen Ihr Bergfreund.

Martin Hucke

Die Geschichte einer Ohnmacht

von Fritz Lampl

I

Am Ende des Gartens vor der Mauer saß ein Zauberkünstler und malte Figuren mit einer Spritze an die Wand. Sein Bart war schneeweiß, schneeweiß das lange Haupthaar. Auf dem Rücken trug er einen kleinen Korb, in dem allerlei Kräuter und Blumen lagen, Thymian, Salbei, Lavendel und blauer Wiesenenzian, der mannshohe Bergstock, der neben ihm lehnte, war bekränzt, so daß der Alte einem bäurischen Lear ähnelte. Die Leute sahen ihm nicht zu, denn die Bilder konnten sich nicht einmal bewegen, es war lauter dummes Zeug. Nur die Kinder blieben, bis der Garten gesperrt wurde. Ein blasser Mensch trat zu dem Alten und fragte ihn, wie er das eigentlich zuwege bringe, mit einer Spritze Menschen an die Wand zu kleben. Der sah ihn groß an, setzte seine Brille auf und sagte nach einer Weile leise: „Ja, ja, meinem Vater zu verdanken, meiner Mutter zu geloben, das ist die schwarze Kochkunst Zweimalzwei." Das Folgende verstand der junge Mann nicht und da

* Der zweite Führer.

** Burgeuer, einer der früheren Führer.

er sah, daß sich der gute Zauberer um ihn nicht mehr kümmerte, trat er zurück, unschlüssig, ob er gehen oder bleiben solle. Aber der Alte schien plötzlich redselig zu werden. „Bagaschi!" schrie er jetzt laut, „die fünf heiligen Renegaten, wie sie in Mariazell gehängt sind aus lauter Heiligkeit, oder noch besser, fünf Kerzen für einen ausgezauberten Apostel." Dann drehte er sich um und sagte ganz vernünftig: „Sehen Sie, Herr, keine dreißig Kreuzer hab ich heut noch nicht verdient." Der Mann gab ihm eine Krone. Der Alte stand auf, nahm seine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Sie sind ein Mann. Sie sind aus einer vornehmen Geburt. Sie haben eine Bestimmung zu erwarten. Herr, ich lebe schon dreitausend Jahre, ich weiß, wo der heilige Petrus seine Schlüssel verloren hat. Ich danke Ihnen. Wünschen Sie noch die jüdische Bluthochzeit von Kanaan? Nicht. Es ist nicht gefällig, Euer Gnaden. Euer Gnaden wollen speisen gehen. Es ist nicht mehr beliebt. Wenn Herr Doktor wieder einmal vorüberkommen, mein Kuriositätenkabinett, schöne Abnormitäten, von mir selbst gesammelt, lauter historische Mißgeburten." Da der junge Mann einigermaßen verlegen wurde, sah der Alte ihn stumm an, nahm die Brille ab, machte eine tiefe, etwas kindische Verbeugung und setzte sich wieder.

Ich muß gestehen, sagte der blasse Mensch im Weitergehen zu sich, daß der Alte mich verwirrt hat und daß ich mich schäme. Ja. Denn ich, der ich täglich in mein Amt gehe, außer an Sonntagen und hohen Feiertagen, sehe immer dieselben Menschen, und ich muß sagen, daß mir noch keiner von ihnen sonderbar vorgekommen ist. Ein Zauberer. Wahrhaftig, ich lache nicht, o nein, ich lache nicht. Ich sage, es ist möglich. Denn es ist ebenso möglich, daß es einen Teufel gibt, der in der Hölle sitzt. Möglich. Ich sage nicht mehr als das.

Der Leser wird wohl erkannt haben, daß er Martin Hucke, den Hilfsschreiber Martin Hucke vor sich hat, diese schüchterne Gestalt, die täglich zweimal seinen Weg kreuzt, die von jedermann um Weg und Zeit gefragt wird, Martin Hucke, wenn man will auch Aktuarius Hucke, denn das klingt besser. Hat ihn der Frühling in den Garten gelockt, daß er heute vom geraden Weg abwich? Wir wissen es nicht. Er geht eilends, ohne aufzublicken, über die Straße seinem Hause zu.

Ja, er geht wie einer, der ein wichtiges Geschäft vorhat, mit gesenktem Kopf, hastig, die Hände ungelenk in die Taschen des Rockes gebohrt, so läuft Martin Hucke über die Straße, sieht nicht rechts noch links und macht eine Miene wie einer, der hohe Ziffern im Kopfe hat und fürchtet, sie zu verlieren.

Was aber geschieht jetzt?

Warum bleibt der Herr Aktuarius mitten auf der Fahrbahn stehen?

Sein Kopf ist zur Seite geneigt, als wäre er gerührt, der liebe gute Mann, aber da bückt er sich rasch, greift mit der rechten Hand nach einem Ding, das wir nicht sehen können und eilt weiter, läuft weiter und sieht nach keiner Seite.

Wir sind verblüfft. Etwas Ungeheuerliches muß es sein, etwas Außerordentliches, Außergewöhnliches, denn wer hat jemals auf der Straße den Hilfsschreiber Hucke sich bücken und nach etwas greifen sehen, einem Ding, das uns rätselhaft und voll Geheimnis erscheint. Wer, Hand aufs Herz, hat solches schon erlebt?

Martin Hucke sitzt in seinem Zimmerchen auf einem Sessel, sein Hirn dröhnt und in der Hand hält er einen zerknitterten Zettel, der in der Mitte ein kreisrundes Loch hat, nicht größer als ein Wassertropfen. Es ist eine Hundertkronennote. Er hat sie auf der Straße aufgelesen, in einer Anwandlung tollkühnen Mutes vom Boden aufgehoben, sein Herz hatte mächtig geschlagen wie das eines Mörders, der zum Galgen geführt wird. Ja, er hatte ein Verbrechen begangen. Wie ein Blinder war er nach Hause gerannt, gejagt von unsichtbaren Häschern, die hinter ihm her waren. Haltet ihn! riefen sie, haltet ihn! O Gott.

Es war Abend geworden. Die Kerze auf dem Tisch tropfte auf die gestickte Decke, er sah es nicht. Mein Gott, dachte er, und hielt den Fund krampfhaft fest, ich könnte mir eine Flöte kaufen und Noten dazu und bunte Maschen wie sie die Dandys tragen und einen Hut aus weichem Samt. Oder, dachte er, Italien, nach Italien zu wandern, das Meer, Sorrent und die Sonne. Er lehnte wie berauscht den Kopf an die Sessellehne. Die Uhr schlug sechs, er wurde nüchtern. Dazu langt's wohl nicht, fiel ihm ein, und außerdem war er noch die Miete schuldig. Auch war seine Hose ausgefranst, daß er sich schämen mußte, wenn er in Gesellschaft kam. Martin strich die Note glatt und legte sie vor sich hin auf den Tisch. Er starrte auf das Loch und dachte an den Zauberer im Garten. War hier ein Zusammenhang? Verbarg sich eine Drohung hinter diesem Zeichen? Gewiß, man verfolgte ihn, sie hatten ihn beobachtet, wie er mit seiner Beute geflohen war, nun stehen sie vor dem Haus und warten auf ihn. Er verschloß die Türe.

Wie gut das war, sich eingesperrt zu wissen.

Er schloß das Fenster, ohne auf die Straße zu blicken. Die plötzliche Stille des Zimmers erregte ihn. Jetzt blies er die Kerze aus. Es war völlig dunkel, nur auf der Wand lag der abenteuerliche Schein einer Laterne. Ihn überfiel grenzenlose Melancholie, die vertraute Schwermut der Heimatlosen. Martin Hucke, der Schreiber, saß zusammengekauert in der Finsternis und weinte. Verbrecher du, Dieb du, sprach er zu sich, was willst du tun? Irgendwo sucht ein Mensch verzweifelt nach diesem

Geld und hofft auf deine Ehrlichkeit, und du? Es ist eine Mutter, deren Kinder hungern oder ein Kranker ohne Arznei, ein Angestellter, der nun zitternd vor dem Laden steht und nicht wagt sich zu zeigen, o Schweiß klebt an diesem Zettel und hundert Flüche jagen ihm nach. Was willst du damit beginnen? Er begann zu schwitzen, seine Hände waren kalt. Wenn ich nur krank würde, dachte er, fiebernd im Bette liegen und von nichts wissen. Oder sterben, wie süß wäre das. So schlief er ein.

Im Traum sah Martin Hucke nächtliche Häuserreihen im verschollenen Wind des Schlafs, gespaltene Häuser zeigten im Licht der Lampen zahllose Stuben und Säle, Korridore und Kammern des Elends, Kasernen und Krankenzimmer, wie Schattenrisse huschten die Menschen in engen Räumen hin und her, lautlos, hastig, Stockwerk über Stockwerk hausten wie Tiere in Käfigen die Könige der Welt. Dort oben starb ein Weib im Wochenbett, ihr Schatten fiel ins Licht, Männer umstanden regungslos einen Tisch, in matt erleuchteten Kellergewölben trugen sie Kisten auf und nieder, Frauen warteten am Fenster der Mansarden und drüber der wilde Himmel ruhte nicht. Martin Hucke stöhnte im Schlaf, namenlose Angst lag auf ihm. Die Träume kamen und gingen.

Als er erwachte, war es später Tag. Daß er nicht ins Amt gehen konnte, schien ihm selbstverständlich, er fühlte sich matt, wie nach langer Krankheit. Er dachte nicht, er kleidete sich mechanisch an, die Dinge des Zimmers waren von gläserner Klarheit. Erst als er fertig war, sah er die Banknote auf dem Tische liegen. So, sagte er, und ihm wurde ganz weinerlich zumute. Er hielt sie gegen das Licht des Fensters und betrachtete das kleine Loch, mißtrauisch und feindlich, namenlose Verbitterung stieg in ihm auf. Ja, er war ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen, verurteilt, ein Los zu ertragen, das er nicht gesucht hatte. Und trotzdem versuchten sie ihn zu fangen, sie legten ihm Schlingen und schickten den Satan über ihn. Aber sie kannten ihn nicht, noch nicht! Warum denn lächelten sie alle, wenn er irgendwo in ein Zimmer trat, wenn er zu Besuch kam oder zu den Kollegen ins Amt? Sie belügen dich, Martin, ja, sie hassen dich sogar. War er so lächerlich? Er trat vor den Spiegel, drehte Kopf und Körper. Er konnte nichts Komisches finden, aber sein Bild beruhigte ihn.

Er ging aus dem Haus, es war ein nasser Frühlingstag, die Bäume hellgrün, die Sonne schien silbern durch den Nebel. Der Lärm der Straße, die bunten Farben erheiterten ihn und machten ihm Mut. Auch hatte er Hunger. Mit halbem Bewußtsein ging er den Weg zur Unglücksstätte und sah dort einen Schutzmann stehen, mächtig vergoldet, mit schleifendem Säbel und dem unerbittlichen Blick der Gerechtigkeit. Martin Hucke ging geradewegs auf ihn zu. Er sagte: „Ich warne die hohe Polizei, Herr Polizist."

Der Schutzmann legte die Hand auf die Brusttasche.

„Wieso? Was wünschen Sie?"

„Eine Warnung, mein Herr. Man will hier einbrechen." Martin deutete auf einen Laden in der Nähe. Er streckte den Zeigefinger in die Höhe und machte ein gefährliches Gesicht. Eine unbändige Lust zu spielen hatte ihn gepackt. „Es sind verdächtige Subjekte aus der Vorstadt, Herr. Sie schleichen nachts hier herum, ich wohne gegenüber in Miete und kann nicht schlafen, verstehen Sie, dann sperre ich die Türe zu, drehe das Licht ab und beobachte. Es sind sechs Kerle, Prachtkerle, sage ich Ihnen."

„Wie?"

„Eine Bande, meine ich. Recherchieren Sie, Herr Schutzmann. Ich heiße Guido Strohschnitzer und bin Adjunkt im kaiserlichen Salinenamt. Notieren Sie das."

Der Schutzmann holte umständlich sein Dienstbuch aus der Brusttasche, es fiel zur Erde. Martin Hucke erschrak tödlich, er wurde feuerrot, seine Hände zitterten, er ging. Jetzt mußte es geschehen. Er hörte den Schutzmann lachen. Das Lachen verfolgte ihn. Er lief. Schwärme von Spatzen kreischten in der Luft, die Häuser wankten. Was geschieht hinter mir, dachte er. Da rennt einer mit offenem Messer und grinst. Ein Hund umkreiste ihn bellend. Er stolperte. Hopla. Er lief und lief. Er verließ die Welt.

Plötzlich stand er vor dem Garten, in dem er gestern dem Alten begegnet war. Sein Puls hämmerte. Er nahm den Hut ab und trat ein wie in die Kirche.

Der Garten war menschenleer. Wohlgeordnet blühten die Boskette, auf den Wiesen lag Tau, die Rechen der Gärtner scharrten auf dem Kiesweg, hier war die Sonne noch Herrin und leuchtete ruhevoll, am Himmel erschienen auch die weißen Wolken der Wälder. Ave, sagte der Schreiber, ave du guter Tag. Schmetterlinge zauberten ihm die Kindheit zurück. Er stieg den Hügel hinan. Ein taumelnder Druck machte ihn unsicher, das war der Hunger, zugleich aber beglückte ihn das schwebende Gewicht seines Körpers. Gedanken, die er suchte, verflogen. Er atmete tief.

Vor der Gloriette des Hügels setzte er sich auf eine Steinbank im Schatten. Unter ihm lagen die Dächer und Türme der Stadt, leichtere Luft wie Verheißung kam von den Bergen. Du Schutz, dachte er, du Nichts, du kriechendes Leben, wie lächerlich ist deine Angst, wie lächerlich bist du. Weinen, Lachen, Furcht und Freude, rennen und ruhn, hoho. Unter den Wolken bleibst du doch immer eine erbärmliche Mißgeburt und gar, wenn du dir wichtig vorkommst. Er streichelte die Blüten des Strauchwerkes neben sich. Im Grund ist es dein seligster Wunsch zu

sterben, schmerzlos in die Wolken zu tauchen, aus. Er schloß die Augen. Jemand setzte sich zu ihm auf die Bank, er wagte nicht hinzusehen. Wenn's einer aus dem Amt wäre, ein bekanntes Gesicht. Er zögerte lange, dann stand er auf und ging. Langsam Schritt für Schritt.

Am Ende des Weges drehte er sich um. Es war sein Direktor.

Martin Hucke erstarrte. Da saß der Henker mit breiten Schenkeln und lachte ihn an. Der Weg zog vorüber, spielende Kinder kreischten nah und fern. Unendliches Mitleid mit sich würgte den Schreiber, in seinem Schädel schrie es hell: Zu Hilfe! Nun stand er vor dem Herrn, nun beugte er sich vornüber, die Hände an den Schläfen, öffnete den Mund, ohne zu sprechen. Ein Augenblick, der nie endet.

„Ja was wollen Sie denn," fragte eine gemütliche Stimme, „ist Ihnen was?"

Martin Hucke sah auf. Es war ein Fremder.

2

Martin Hucke irrte durch die verwegenen Gassen der Vorstadt, Dämmerung kam, Laternen brannten fahl im Zwielicht des sinkenden Tags. Welch ein Abenteuer. Er drückte den Hut ins Gesicht, trat in einen Laden, bezahlte ein Stück Brot und verzehrte es hastig, doch ohne Lust. Dann überlegte er: wo wohne ich. Er wußte die Gasse, auch die Tornummer. Doch er konnte sich des Hauses nicht entsinnen, nicht der Fassade, nicht der Stiegen. Wie weit lag das hinter ihm. Nur sein Zimmer, das sah er deutlich. Die Fenster waren offen, in den Ecken war es heimlich dunkel, die Uhr schlug treu und vertraut. O Martin Hucke, was ist dir geschehen. Wie ein Unkraut hat dich der Herrgott aus der Erde gerissen und nun liegst du ohne Wurzeln, zu nichts mehr bist du nütze, das ist der Rest.

Er ging über einen großen schwarzen Platz. Wenn meine Mutter noch lebte. Ein Mann stieß an ihn. Martin erschrak und stotterte, der andere wandte sich und bog ab.

Wohin mit dir? Wohin fliehst du, kehr um. Ihn fröstelte, der Abend war kühl und feucht, im Nebel flirrten die milchweißen Lampenringe. Gab es denn keinen Ausweg? Konnte er nicht zur Polizei gehen und den Schein abgeben? Er blieb stehen. Er sah die strengen Blicke der Richter und hörte ihre Frage: Warum so spät? Dann sah er eine rührende Szene voll erhabener Würde; er legt die Banknote auf den Tisch, wo das Kruzifix steht und sagt: „Das ist alles. Auf Belohnung verzichte ich." Verneigt sich kühl, die Beamten grüßen respektvoll, der Türwächter öffnet ihm stramm wie einem General. Und alles wäre gut. Wie nach dem Bade würde er sich fühlen, gereinigt, klar, wieder ein Mensch unter Menschen.

Er ging zurück, in die Stadt.

Nach einigen Schritten schon überfiel ihn wieder die alte Mutlosigkeit, und als er ins Innere der Stadt kam, die wohlbekannten Straßen ihn umschlossen, verzagte er völlig. Vor dem riesenhaften Portal des Justizgebäudes blieb er stehen, den Wachsoldat im Rücken, und suchte vergeblich die einstudierte Rede zu wiederholen. Sein Schädel war dumpf und schwer, die halbe Dunkelheit der Straße erstickte ihn. Teilnahmslos für sein großes Leid eilten die Menschen vorbei, als sollten sie ihm beweisen, wie verlassen er war. Er wartete eine Stunde lang, doch es ereignete sich nichts. Fabriksirenen heulten von fernher. Martin Hucke senkte sein Haupt in Ergebenheit. Was da mit ihm geschah, mußte wohl so sein. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war.

Er zählte seine Barschaft. Es war wenig, was er besaß, denn wie konnte er daran denken, das gestohlene Geld zu verwenden. Nach Hause durfte er nicht, er hatte seine Vergangenheit zerstört und war entschlossen zu bleiben. Wie im Traum wanderte er über unzählige Pflastersteine, den Blick zur Erde gesenkt, o er war müde. Er dachte an den Sonntag seines Lebens, an die frühere Zeit, an die Orgel in der Kirche, an sein Knabengewand, an weiße Segel auf blauer See und an ein Mädchen. Das war vorbei. An morgen zu denken wagte er nicht, Sehnsucht trieb ihn, einen Körper zu berühren, er umklammerte einen Laternenpfahl und lehnte die Wange an das kalte Eisen. Ein Weib, geschminkt, mit mächtigen gelben Haaren näherte sich ihm und betrachtete ihn erst ernsthaft, dann lächelnd. Ihr hübsches Gesicht wurde zusehends gemeiner, bis es, vom Licht der Laterne grell beleuchtet, wie eine Fratze erschien. Da lief der Schreiber davon.

Schlafen, dachte er. Nur schlafen.

Am Ende einer Sackgasse, hinter der sich wüste Bauplätze dehnten, fand er ein kleines Hotel, verlangte ein Zimmer, ein Mann ohne Kragen und mit einer vergoldeten Kappe führte ihn durch einen langen kellerartigen Gang, der von einer flackernden Stichflamme erhellt war, und öffnete eine der vielen Türen. Süße muffige Luft umgab den Gast. Der Mann drehte Licht auf und ging. Martin Hucke schloß hinter ihm. Jesus, sagte er. Er sah eine große Spinne an der Decke, hörte Lärm, Gepolter und hinter einer braunen Tür, vor der ein Kasten stand, nahe flüsternde Stimmen; der Bretterboden unter ihm knarrte bei jedem Schritt. Nun setzte er sich auf das offene Bett und rührte sich nicht. Es roch nach Fäulnis. Die Stimmen im Nebenzimmer wurden lauter und dringender. Er hörte Wind ans Fenster schlagen, eine fremde Welt schaute ihn an, fremde Gefahren lauerten auf ihn. Und wieder dachte er voll Verwunderung und Grauen: Welch ein Abenteuer. Wo war er hingeraten.

Er war behext, dies mußte ein Zauber sein, war er nicht einem Zauberer begegnet. Er wollte sich erheben, doch er fürchtete sich vor dem Knarren seiner Schuhe. So blieb er regungslos und schaute durch das Fenster auf die Gasse, horchte auf, wenn irgendwo im Hause eine Tür zufiel, schauerlich knallte, und folgte dem Zittern der Stille. Nun schien es ihm, als kämen schlürfende Schritte den Gang herauf, er hielt den Atem an. Im Nebenzimmer sagte jemand: Voila, dann war große Ruhe. Martin Hucke dachte an Mord. Wenn die Wache käme und ihn verhörte, o auch er war schuldig genug, und vielleicht hatte ihn sein Verbrechen in dieses dunkle Haus getrieben. Er war verzaubert, jeden Augenblick konnte Fürchterliches geschehen, krampfhaft legte er den Arm um die Bettkante. So blieb er die ganze Nacht, ohne zu schlafen. Das Licht brannte im Zimmer.

Mit offenen Augen träumend sah Martin Hucke einen unendlichen Korridor in tiefer Finsternis, zahllose Türen zu beiden Seiten wie die ebene Skala des Todes. Und er sah in der Ferne eine Tür sich öffnen: im grellen Licht, das seitlich auf den Gang fiel, trugen zwei auf einer Bahre eine sitzende Gestalt im weißen Hemd zur Tür, die gegenüber sich dunkel auftat. Das im Licht blauweiße Antlitz des Kranken sah in blinder Verzehrung den Gang hinunter, in seiner Hand, die wie im Triumph erhoben war, leuchtete ein weißes Blatt, das von der Mitte aus brannte. Dann war dies fort.

Als der Morgen kam, betrachtete er voll Wehmut den Raum, die Gegenstände darin, die Straße vor dem Fenster, alles war erloschen im Licht, der Spuk vorbei. Die Glieder schmerzten ihn, die Kleider waren warm und zerdrückt, ein gelber Geschmack im Munde war quälend.

Und wieder wurde ein Tag. Mit leisem Donner stieg er aus den Steinen, mit hastigen Schritten und Geschrei. Das war der Tag des Herrn, der Tag des Lügengottes, geboren aus der berstenden Maschine, in tausend Fetzen zerrissen der heimatlose Tag der Städte.

Oh, was ist aus deiner Flöte geworden, Martin Hucke?

3

Wankend vor Schwäche verließ er das Hotel, der Hunger machte ihn fiebern. Er zog die Börse aus der Tasche und fand sie leer, doch ihm fehlte die Kraft, sich darüber zu entsetzen. Um sich zu betäuben, hielt er eine stumme Rede, sausend zog der Lärm durch sein Gehirn, er irrte mit müdem Lächeln umher. O ewiges Einerlei von Straßen und Menschen, unentrinnbare Wüste aus Stein. Hier und dort blieb er vor farbigen Litfaßsäulen stehen, mit somnambuler Sicherheit überquerte er die Plätze, hielt plötzlich vor der großen Scheibe eines Cafés, die Stirn ans Glas gepreßt, wie ein lauer Regen tröstete ihn das feierliche Schweigen des

Saales. Er betrachtete das Gehaben der Kellner, die geheime Botschaft von Tisch zu Tisch zu tragen schienen, und lächelte. So recht, dachte er, das wird ein feiner Tod, ganz nach deinem Geschmack. Vor mächtigen Spiegeln saßen die Menschen da in völliger Ruhe, blätterten in hohen Zeitungen und lehnten weit zurück. Gläser und Schalen waren in lieblicher Verwirrung überallhin verstreut, eine übermütige Pracht. Martin Hucke ging einigemal vor dem Eingang auf und ab, dann trat er ein. Er schob sich in einen Winkel, wo ihn niemand sehen konnte und vergrub sich in den grünsamtenen Sitz der Loge. Aufschauend fühlte er Bewegung am anderen Endes des Saales, er bog den Kopf zurück und sah sich selbst im Spiegel, sein Gesicht, bleich und übernächtig, wie das Haupt der Medusa starr vor der dunklen Wand. Und als er die Hand hob, um dies wegzutun, ergriff ihn das Feindliche des Spiegelbildes mit solcher Kraft, daß er, am ganzen Körper zitternd, gebannt hinüberstarrte und nicht imstande war, sich loszulösen.

Bis ihn ein Kellner entdeckte, war der Anfall vorüber. Der Schreiber saß wie schlafend in der Ecke, wollüstig matt, er legte die Wimpern halb über die Augen und also blinzelnd verbreitete er Dämmerung in seinem Innern und erinnerte sich der heißen Sommertage, an denen er das Rouleau im Zimmer herunterließ. Wenigstens konnte er angelehnt sterben, mit dem Rücken zur weichen Lehne. Ah. Was suchte er hier. Was wollte er inmitten dieser Stille. Und auf wen mußte er hier warten.

Der Kellner, der vor ihm stand, war groß, hager und pockennarbig. Die kreisrunden Teller in seinem Gesicht machten ihn verdächtig, er beugte sich weit vor und fragte: „Sie wünschen?"

Seine Stimme war weich und brüchig.

Martin Hucke öffnete die Augen. Er sah die Narben auf der Wange des anderen und sagte tonlos: „Was haben Sie da?"

Der Kellner beugte sich noch weiter vor, mit höflichem Grinsen zog er eine Serviette aus der Hosentasche und wischte über den Tisch.

„Einen fein Gespritzten?" fragte er.

An die Wand, dachte Martin Hucke, feingespritzt an die Wand. War, der vor ihm stand, ein Mensch? Oder ein Phantom, gezaubert in die Dämmerung dieses Raumes?

„Ja", sagte er dann. „Gewiß".

Der Kellner verschwand.

Draußen begann es zu regnen. Mit hochgestelltem Kragen kamen Leute eilig ins Lokal und hörten zu, wie das Wasser auf die Steine klatschte und sausend über die großen Scheiben strich. Schwere Wagen polterten vorüber, die Lampen im Café wurden aufgedreht und verbreiteten unbehaglichen Glanz. Die Straße war eingedrungen. Alles lief hin und her,

man rief nach dem Kellner, Schirme tropften, Dunst von feuchten Kleidern war überall. Schon wurden die Sessel lebendig, dünner Rauch verschleierte die Atmosphäre, im wachsenden Chor der Stimmen ringsumher ertrank das monotone Platschen des Regens.

„Verzeihung", sagte jemand mit leiser Stimme. Dann wippte der Sitz und neben Martin Hucke saß eine Dame, beide Hände im Haar, und strömte Wohlgeruch aus. Was wollte die hier? Er rückte weiter in die Ecke und wußte plötzlich nicht, wo er seine Hände hintun sollte. Der Kellner stellte ein Glas vor ihn, Martin nahm eine Zeitung vom Sessel und verbarg sich dahinter. Nun schien er sicher, doch die Anwesenheit der Person irritierte ihn. Er schielte seitwärts. Sie lächelte.

Da erkannte er ihr Gesicht. Es war dasselbe, vor dem er in der vergangenen Nacht unter der Laterne geflohen war, doch niedriger und ohne Dämonie. Und auch dieses Weib verfolgte ihn. So war er ruhelos, verdammt zu fliehen, vom Fluch der eigenen Sünde zu fremder Sünde getrieben. Sterben betete er, ein leichter Tod, sterben. Er tastete nach dem fremden Geld in seiner Tasche. Ah, er mußte Größe zeigen, wenn es geschah.

„Schatz," flüsterte die Person neben ihm, „du bist mir ein schlimmer Schatz. Kommst du heute, ja?" Eine warme Hand lag auf seinem Schenkel. Er zuckte. „Kellner!" rief Martin Hucke. Die Person sah in ihr Täschchen.

Der Kellner kam. Mit Blicken nach rechts und links flog er durch den Saal. Martin stand auf und setzte sich, legte seine Uhr auf den Tisch und wartete. Unsägliche Angst befiel ihn wieder. Er hätte schreien mögen, sich anklagen vor allen Leuten, das Hemd aufreißen: ich, ich, der Dieb, ich, der heimliche Dieb, seht alle her, seht, gestohlenes Geld in meiner Hand, da, würgt mich, richtet mich, sperrt mich ein! Ihr alle! Ihr alle!

„Zahlen?" fragte der Pockennarbige und sah auf den Tisch.

Martin Hucke zog die Finger aus der Tasche. Sie waren feucht und glühend heiß. Der Kellner nahm das Geld, faltete es auseinander, zögerte, und oh, (der Schreiber erhob sich mit bebenden Beinen) jetzt hielt er den Schein gegen das Licht, neigte den Kopf zur Seite und sprach mit langsamer Stimme:

„Die hat ein Loch".

Martin Hucke schien es, als ob die Person neben ihm lachte. Er glaubte zu sehen, wie hundert Gesichter, weiß und groß, ihn anstarrten. Er wollte die Hände heben, doch es gelang ihm nicht.

Da fiel er hin.

Als er erwachte, lag er in seinem Bett. Es war Nacht und Stille. Er sah um sich. Dies war sein Zimmer. Auf dem Sessel, der neben dem Bette stand, brannte eine Kerze, die Kleider hingen über der Lehne, auf dem Nachtkästchen war der Inhalt seines Gewandes aufgeschichtet, Notizbuch, Bleistift, Schlüssel, die Börse und die vielen zerknitterten Zettel aus allen Taschen. Die Flamme züngelte, wurde größer und kleiner: Schatten flog über die Wand. Auf dem Rücken liegend tastete Martin Hucke mit der rechten Hand über die marmorne Platte. Obenauf lag das tückische Papier, das er nun zitternd hielt. Und wie er es in der kleinen Flamme langsam verbrennen ließ, stieg ein unendliches Gefühl der Frömmigkeit durch seinen ohnmächtigen Leib. Oh, alles war gut, alles war wieder gut. Die Armut und die Einsamkeit, der stumme Traum seines Daseins, die langen Sonntagnachmittage am Fenster, wenn die Trunkenen in den Gassen johlten, die gelben Lampennächte des Winters, oh alles war schön und reich. Schön war das Leben doch, Martin, in der dämmernden Ecke, schön die Leidenschaften und großen Worte, die du in den Büchern lasest im Schatten der Bäume. Und schön war es zu träumen.

Er atmete tief. Dann richtete er die Weckuhr. Es war spät, wie war er nach Hause gekommen? Erinnerungen an dunkle Abenteuer verwirrten sich, ferne Bilder ohne Licht. Er strich mit den Händen über die kühle Decke. Die Uhr schlug eins, wunderbar wie ein Akkord tönte die Stille im Raum. Er dachte an Sorrent. Dann schlief er ein.

In dieser Nacht, im Träumen und Wachen erfuhr Martin Hucke zum erstenmal die Offenbarung des Lebens. Er atmete wunschlos wie eine Blume, die den Kelch schließt, um näher dem Tode zu sein.

Wege der Erde

von Emil Faktor

Wir liegen im Grase und blicken von unserem in die Höhe schwellenden Wiesenpolster in goldgrünen Umkreis. Der Nachmittag macht Anstalten, auf weichen, unmerklich flinken Rädern in die Dämmerschichten des Abends hinabzurollen. Friedfertige Besinnung weit und breit und die Stimmung hätte Aussicht, sich zu Andacht zu steigern, wenn Kinder nicht so übermütiges Volk wären. Um sie zu bändigen, entschließe ich mich, wieder einmal Märchen zu erfinden. Da ich ab und

zu Andersen gelesen habe, schüttle ich derlei aus dem Ärmel. Nun ja: ein so knappes, in seiner Ironie so präzises, vor einem Duftbegriff niederkniendes Werkchen wie „Die Erbsenprinzessin" wäre mir kaum vergönnt als Stegreifblume zu pflücken. Aber Stoffe aus der Luft zu greifen, ist eine Kleinigkeit. Im Augenblick gibt es nicht übertrieben viel zu sehen. Immerhin weidet nicht weit von uns eine schwarz gesprenkelte Kuh. Und das winzige Häuschen drüben könnte mit hungernder Mutter zahlreicher Kinder bevölkert sein. Auch jene Telegraphenstange mit weißem Kranz blinkender Knöpfe um den Hals ist nicht unverwendbar. Nichts leichter als zwischen Kuh, Hütte und Telegraphenstange menschlich interessante Beziehungen herzustellen. Darbende Frau und ethisch hochstehender Telegraphenbaum verbünden sich gegen die vierfüßige Fresserin. Als die schwarz Gesprenkelte ihren Überfluß an Milch bloß an gut zahlende Sommerfrischler abgeben will, wird von Telegraphenstange eine Depesche an den Gemeindevorsteher gesummt. Die wegen Lebensmittelwucher Angeklagte wird zu achttägigem Arrest in geschlossenem Viehstall verurteilt, wo es zehnmal soviel Mückenschwärme gibt als auf der luftigen Weide.

Ich weiß nicht, ob der Leser von dem in der Schnelligkeit des Sprechens geborenen Märchenkonzept genau so entzückt ist, wie meine kleinen Zuhörer. Vielleicht gefällt ihm besser die Geschichte von der Reisetasche und dem Spazierstock, die ein Jahr vorher unter ähnlichen Umständen entstand. Sie ist, fast möcht ich behaupten, mein bester Andersen, da hier allerleblosesten Gegenstände längste Gespräche führen und von einer Leidenschaftlichkeit erfüllt sind, wie ich sie nur noch Menschen zutraue. Hoffentlich läßt mich mein Gedächtnis nicht im Stich: Riesenmaß von Neid der Reisetasche auf Spazierstock, weil er vom Herrn viel häufiger mitgenommen wird. Eines Tages Wagenfahrt über Land, und diesmal dürfen beide mit. Große Schadenfreude der Tasche, als Stock unbemerkt auf die staubige Straße hinunterpurzelt. Eine Viertelstunde später — plumps! — auch Tasche. Große Schadenfreude des Stockes bei dem Wiedersehen mit der Tasche im Fundbüro. Vielwöchentlicher Aufenthalt daselbst, was zu Verlöbnis führt. Als ein braver Fußreisender beide heimlich mitnimmt, wird sogar geheiratet. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, müßte man kritisch wohlwollend hinzufügen.

Ließe sich nun denken, daß an diesen beiden Märchenmustern Sommerglanz, Waldschatten und Urlaubslaune mitgewirkt haben. Zur Zerstreuung solchen Verdachtes bin ich gezwungen, mich an einen trüben, fröstelnd verregneten Stadtherbstabend zu erinnern, an welchem mir unmotivierte Tränen einer jungen Frau auf die Hand herabtropften. Schleunigst erzähle ich ihr das Märlein von der uferlos weinenden Prinzessin Pinselpatz, die durch Überfluß an Augenwasser eine Überschwemmung des ganzen

Landes herbeizuführen drohte. Da ich meine Stegreifdichtungen nicht niederschreibe, kann ich mich leider nicht entsinnen, durch welches Hilfsmittel der Erfindungstechnik ich die Flutmassen eindämmte. Ich darf mir aber schmeicheln, daß die schöne Frau sich schnell beruhigte und, wenn mich Eitelkeit nicht trügt, wurde sie genau so vergnügt, wie das meinen Hirnwindungen entstiegene Königstöchterchen Pinselpatz.

Der wohlgeneigte Leser wird bemerkt haben, daß ich auf ein gewisses Maß von Fähigkeit, mein eigener Andersen zu sein, nicht wenig stolz bin. Das beweist nichts gegen den wahrhaft großen, unsterblichen Märchenonkel. Er wird sich auch nicht im Grabe umdrehen, wenn ich unser Zeitalter von anmutig plaudernden Eichkätzchen, Fröschen und Rebläusen allmählich wieder befreit sehn möchte und auch von Gebrauchsgegenständen wie Nähgarn, Wachsstock oder Mülleimer nicht verlange, daß sie andauernd Psychologie treiben. Nicht einmal die zahllosen Auflagen der „Biene Maja" können mich in dieser Meinung erschüttern, obschon der himmlische Anempfinder Bonsels einen riesenhaften Zettelkasten menschlicher Eigenschaften auf das Reich der Insekten hinabschleuderte. Poesie dieser Art erinnert mich an Schulstunden, in denen es homerisches Beifallsgelächter zeugte, wenn zur Erläuterung des Lehrstoffs banaler Alltag herangezogen wurde. Man brauchte bloß einem aus der lateinischen Syntax ins Deutsche übergesiedelten Bettler statt eines Stückchen Brotes eine . . . Schrippe zu reichen und die Pennäler krümmten sich vor Lachen. Oder man sollte es nur versuchen, in die zahlreichen Schweinebraten der Odyssee ein – Eisbein zu schmuggeln. Es wäre ein stürmischer Erfolg. Ähnlich erkläre ich mir das Entzücken über Regenwürmer, die sich im Schaukelstuhl räkeln, über Mistkäfer, die sich eine Serviette vorbinden, oder Glühwürmchen, die an Bauchschmerzen leiden. Um nicht etwa von einer Berichtigung heimgesucht zu werden, erkläre ich diese drei Exempel für meine völlig freie Erfindung und gedenke außerdem meines Staatsrechtslehrers Ulbrich, der in seinem Fache durchaus nicht bedeutend war und ein so dürres Völkerrecht vortrug, wie es nur noch als unheimliches Gerippe nach 1914 sichtbar wurde. Aber unvergeßlich war mir der Teuere durch seine prinzipielle Abneigung gegen alle nicht wissenschaftliche Literatur. Sooft in einer Akademie, deren Mitglied er war, Dichtern ein Ehrenpreis gespendet werden sollte, war er für vernünftigere Verwendung des Geldes. Man verstand ihn besser, wenn man ihn auf der Straße sah. Er litt an Platzfurcht und bei unvermeidlichen Gängen klammerte er sich so ängstlich an Häusermauern, daß er sich wohl schwerlich nach Libellen und Sternschnuppen umgesehen hat. Diese Ulbriche sind im übrigen nicht beängstigend, ja, sie könnten der Kunst sogar nützlich werden, wenn sie sich als

Vogelscheuchen gegen beschwingten Durchschnittszauber und schmetterlingsüßes Verdummungsgeflatter verwenden ließen. Übermaß an hochgemuter, wahrhaft intelligenter Schliffigkeit ist gefährlicher als jenes mysteriöse Ungeheuer, das mit etwa siebzig Vogelköpfen und hundertvierzig Krallpfoten durch die Lüfte rauscht. Aus jedem der siebzig Schnäbel hängen die Fetzen einer stracks verschlungenen Handlung, mit den Krallen wird aus den Eingeweiden der Sprache alles Unverdauliche herangerafft. Nichts Furchtbares dabei, da die Edschmiede längst wieder versichert haben, daß sie auch anders können. Löblich blieb der Wille, aus dem Überdruß an viel zu geräumig gewordener Innerlichkeit wieder herauszukommen. Seelische Tapeten wurden bereits von erwerbstüchtigen Rechtsanwälten bestritten, während die exponierten Berufserzähler die ausgehöhlten Psychologieprobleme mit Phantasiekonstruktionen stützten. Kunstmittel mögen sich abnützen und verkommen, niemals die Kunst. Was Epik noch heute vermag, wurde aus der Romanschöpfung „Segen der Erde" fühlbar, in der Knut Hamsun nicht bloß über sich selbst hinaus emporstieg. Man kann sich dichtere Gestaltung und absolutere Daseinsenergie der Gestalten kaum vorstellen. Weite Strecken Ödlandes – ich spreche jetzt vom Inhalt – werden von einem Arbeitsriesen urbar gemacht. Mit dem Unerreichbaren wetteifern Nachahmer. Seinen Lenden entstammen Generationen des Fleißes. Unvorstellbar wird, daß dieses Phänomen erschaffener, aus dem Bewußtsein uneliminierbarer Welt Zusammenhang haben könnte mit einer Schreibfeder. Die schöpferische Materie einer Epoche ist eingesogen.

Ich möchte betonen, daß ich noch immer im Grase liege und über ein von Literatur möglichst unverdorbenes Verhältnis zur Natur nachdenke. Abzuschaffen wäre neben längst erledigten Drachen und gespenstischen Eidechsen auch die halb romantische, halb pathetische Symbolik der Trolle. In einer von Molchen und Zaubervögeln entvölkerten Welt sind auch die zahlreichen Elfengestalten, Baum- und Wassernixen überflüssig geworden. Der herrlich jagende Felsenquell wird sich bequemen müssen, statt der schaumgeborenen Flußgottheiten nur noch die Urwiege des Rhythmus zu schaukeln. Alles Seiende kann nurmehr aus seinen typischen Charaktereigenschaften heraus Poesie erregen. Einst wertvolle Symbole und Allegorien sind billige Gaukelei geworden und fördern nicht die Volksintelligenz. Es war der erste große Fortschritt der Dichtkunst, als sie sich von Kultus völlig losmachte. Mythologische und romantische Überlieferung drehen das Rad immer nur rückwärts. Wahre Märchenlust muß darum nicht absterben. Wald und Wiese, Stein und Strauch haben ihre eigene Physiognomie, ihren Kontakt mit dem Menschgefühl. Bloß darf man nicht von jedem Schilfrohr Metaphysik, vom Kaninchen moralische Welt-

anschauung verlangen. Vielleicht gelingt es mir, im Folgenden ein paar Wege zu gehen, die sich mit dem Märchen berühren, ohne ihm zu verfallen.

Ich möchte jetzt von einem unbedeutenden, kaum zwei bis drei Minuten in Anspruch nehmenden Hügelchen sprechen, mit dem ich merkwürdig intim wurde. Es hat keinen Namen, und spielte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes an der Holsteiner Küste in meinem Bewußtsein scheinbar keine Rolle. Mit seinem höchsten Punkte lag es dicht hinter dem Gehöfte, das mich beherbergte und ich ließ mich gerne zum Waldrand hinabgleiten. Kehrte ich heim, so hatte ich zumeist nichts dagegen, im letzen Augenblick noch ein wenig zu steigen. Unter der Schwelle des Bewußtseins sollte mich der Hügel dennoch beschäftigen. Ich ertappte mich wiederholt dabei, daß ich zu ihm ungefähr Folgendes äußerte: „Warum hast du dich, mein Lieber, knapp vor mein Ziel hingestreckt? Ich betrat in meinen Gedanken bereits die Schwelle des Hauses, und nun zwingst du mich im letzten Augenblicke, mich noch einmal abzurackern. Schäme dich, alter Wegelagerer!"

Einmal jedoch wurde ich ärgerlich. Ich hatte zu lange in der Bucht gebadet und war in der Mittagsglut zu schnell heimwärts gelaufen. Der unbequeme Abhang erregte in mir flammende Proteste. Ich fühlte mich wie in Schlingen der Unüberwindlichkeit verstrickt. Als es mir endlich gelungen war, aus dem Wirbel erschöpfter Nerven herauszutreten, hatte ich die übliche Zeit des Aufstieges, der sich diesmal qualvoll zu verlängern schien, nur um ein Winziges überschritten. Doch der Rhythmus des Tages war entzwei gebrochen. Mein Gesicht hatte einen scharfen, schweigsamen Ausdruck bekommen, was auch der Umgebung das Lächeln weglöschte.

Und klar wurde mir jetzt, was das Hügelchen zu bedeuten hatte. Es stellte die sinnliche Verkörperung aller Tücken und geheimnisvollen Hemmungen dar, die unser Daseinsglück hinzuzögern suchen. Es machte mich mit seiner sonderbaren Existenz darauf aufmerksam, daß wir uns immer um ein paar Energiewellen zu früh schon am Ziele glauben.

Wir wohnen, ob im Süden oder Norden, immer in derselben Stadt und wir wandern, wo es auch sein mag, immer denselben Weg.

Die gefährliche Stelle. Sie liegt mitten im Walde und hat nichts Schrecklicheres zu bedeuten, als daß man jeden zweiten Tag dem offenkundig weiterführenden Saumpfade nachläuft, während der eigentliche Weg zum Strande bei einer ganz unauffälligen Kiefer abbiegt. Die Sicherheit, mit der mein fünfjähriges Söhnchen den unkenntlichen Wegweiser ausfindig machte, brachte mich

auf den Gedanken, den Jungen ein nächstes Mal ganz allein zum Strande pilgern zu lassen – ohne Rücksicht auf die zahlreichen Gefahren des Verirrens auf einem fünfviertelstündigen Marsche. Ich selber würde – das versprach ich feierlich – den völlig abweichenden, ans Meer von einer anderen Seite heranschleichenden Feldweg wählen.

Am nächsten Tage läuft der Kleine strahlend, einen Rest von Ängstlichkeit mit Orientierungsdünkel bemäntelnd, ins Waldinnere. Ein gegebenes Versprechen läßt sich furchtbar schwer halten, wenn man, als man es leistete, von unredlichen Absichten erfüllt war. Ich bin viel zu neugierig, das drollige Männlein auf seiner ersten selbständigen Wandertour zu beobachten. Ich muß den Schritt verdoppeln, um auf die Fährte zu kommen. Richtig, dort oben schaukelt er sich empor, klopft mit dem Fingerchen an einen Baumstamm, zupft einen Grashalm ab, den er – Junge, Junge, das soll nicht sein! – zum Munde führt, hüpft weiter, trällert, kichert, prustet und ist (bis auf einen ganz kleinen Rest immer noch merklicher Furchtsamkeit) wunderbar vergnügt. Von Zeit zu Zeit (Ist es Mißtrauen? Ist es Angst?) blinzelt er nach rückwärts, und jedesmal muß ich dann hinter einen möglichst dicken Baum springen, was ich als gerechte Strafe für den Wortbruch empfinde. Verlor ich ihn jetzt? Aus einer Wegsenkung schallt ein schüchternes Halloh! Es ist unbewußt an meine Adresse gerichtet, und trotzdem die Antwort ausbleibt, fühlt sich das Kerlchen beruhigt. Es spürt die Blicke väterlichen Wohlgefallens.

Nun tritt er aus dem Walde und strebt über eine Feldstraße dem Bahnbau zu. Die Sonne wird hitziger und meine Strafe härter. Der kleine Mann sieht eine geschlagene viertel Stunde einer Baggermaschine zu. Inzwischen muß ich, um nicht entdeckt zu werden, flach auf dem Boden im Grase liegen. Meine Körperhaut geht allmählich in feuerflüssigen Zustand über.

Sohn und Vater kommen in der Tat erst bei der Badekarre zusammen. Viel früher ist der Vater da, trotzdem er immer hinterher schleichen mußte. Er hat kurz vor dem Ziel das Getändel mit einer Wagendeichsel nicht mitgemacht. Im übrigen ist der Fünfjährige weder stolz auf seine Heldentat noch erstaunt über die Begegnung mit dem Vater. Er denkt stramm an seine Deichsel. Vergessen ist die Verabredung und alle Sensation eines ersten Dauerfluges durch die Welt.

Wirklich vergessen? Auf dem Heimwege kommt die Frage: „Bist du, Vater, ganz bestimmt den andern Weg gegangen?“ – „Ich hatte es dir doch versprochen!“ – – Der Junge jauchzt.

Und nun läßt sich denken, wie übel es mir ergehen würde, wenn diese Geschichte auch nur so ein Märchen wäre, das ohne Moral nicht auskommt.

Jeden Morgen, wenn ich aus dem Hause trat, schritt ich über einen anspruchslosen Fahrweg, der sich zwischen Gehöften und Gärten hinzog. Er war bis zur Mitte mit weißen und gelben Blümchen und üppigstem Wiesenkraut bewachsen. Ich war meist der einzige Wanderer dieser Straße. Jeden Abend, bevor ich schlafen ging, schritt ich über den anspruchlosen, doch von der Üppigkeit Holsteins überzogenen Fahrweg zwischen Gärten und Gehöften. Abends war ich nie allein. Quer über den Weg stand ein weißer Gaul, der Blumen und Gräser abweidete. Jeden Abend suchte er sich ein anderes Stück Rasen aus und er hätte die ganze Straße aufgefressen, wenn Gräser und die kleinen Blümchen nicht so schnell nachwachsen würden Manchmal nahm ich die Kinder mit, doch den Blümchen war es einerlei, ob sie von Patschhändchen oder den Zähnen des Schimmels gerupft wurden. Eines Abends klopfte ich dem weißen Gaul freundlich aufs Fell und ich dachte mir dabei: „Du hast die Vorliebe für Blumenfraß wohl von deinem erlauchten Ahnen Pegasus geerbt?"

Der Himmel spiegelte eigentümliche Farben, und mir war zumute, als ob dieser Abend etwas mit mir planen würde.

Das Christkind

Ein kleines Versspiel von Robert Walser

Josef: Was geht in dieser Hütte vor,
was sehe ich für fremde Leute?
Welch eigenartige Versammlung!
Im schwachen Schimmer meiner Lampe
entdeck' ich allerlei Gesichter.
Wer seid ihr, und wo kommt ihr her,
und weshalb zeiget ihr euch hier?
Rede du!

Ein junges Mädchen: Kaum kann ich's erklären,
frag' mich nur lieber gar nicht aus,
ich hörte, daß hier heute nacht
etwas Herrliches sei und habe
gedacht, ich möcht auch mit dabei sein,
obschon ich nur ein arms, verachtets
Mädchen bin.

Ein Soldat: Sagten sie nicht,
Der längst Ersehnte sei geboren?

Ein alter Mann: Derart'ges kam auch mir zu Ohren.

Josef: Wer sagt' es?

Soldat: Weiß es nicht.

Mädchen: Ich auch nicht.

Josef: Wer aber sind die würd'gen Männer,
Die da zusammen diskutieren?
Mir scheint, sie sind von hohem Rang,
Das zeigen ihre prächtgen Kleider,
ihr ganzes wohlgepflegtes Auß'res
zu deutlich, als daß ich sie für
niedrige Leute hielt'.

Erster König: Wir sind
Häuptlinge aus dem Morgenland,
die einen tituliern uns Weise,
andern erscheinen wir als Kön'ge.

Josef: So, so? Ei, das gefällt mir sehr.
Schade nur, daß ich euch mit nichts
aufwarten kann.

Zweiter König: Wir danken herzlich,
haben aber durchaus nichts nötig.
Uns labt allein schon unser Hiersein.

Josef: Ist's möglich, daß ihr eine so
lange Reise darum machtet,
als um 'nen schlichten Handwerksmann
kennen zu lernen, kaum vermag ich's
zu fassen, nehmt es mir nicht übel.

Dritter König: Es wird wohl Gott gewesen sein,
der uns den Wink gegeben hat,
hierher in diesen engen Raum
zu kommen, wo das Knäblein liegt,
das die Menschheit erlösen soll.

Josef: Wie kommst du zu der wunderbaren
Idee? Ich muß beinah erschrecken.
Gewiß ist hier ein Kind geboren,
doch kaum zu solch erhabenem
Zweck.

Soldat: Zeig' es uns.

Josef: Ihr möchtet es
sehn, nun, so schaut euch nur ein wenig
um. Dort im Winkel liegt es neben
seiner Mutter. – Und du, Bursch, bist du
auch wundrig?

Ein Spaßmacher: Ungemein sogar!
Ein Vagabund: Ich möchte dieses Wunderkind
auch gerne sehn.
Josef: Der Anblick sei dir
gegönnt. Kommt, tretet näher.
Alle treten zu dem Kinde.
Dies ist's!
Maria: Mit was für Leuten sprichst du da?
Josef: Sie wollen unser Kindchen sehn,
sie sagen –
Maria: Nun, was sagen sie?
Josef: Es sei der Heiland.
Maria: Wie? Dies Kind?
Josef: Ja, und es sei geboren, um der
Glückseligkeit der Menschen willen.
Maria: Sind sie nicht von Betrug erfaßt?
Josef: Offen gesagt, sie machen mir
nicht grade derlei Eindruck, dafür
sind sie zu artig, reden viel zu
bedächtig. Sprich doch was mit ihnen.
Maria: Seid mir willkommen. Besten Dank
für euer Nahn und eure guten
Mienen, und daß ihr uns so freundlich
nachfragt.
Ein Hirt: Für einen oder zwei wird
wohl in dem Kämmerchen noch Platz sein.
Josef: Der Andrang ist schon ziemlich groß,
doch wehr' ich euch den Eintritt nicht,
sag euch vielmehr recht herzlich guten
Abend und bitt' euch, es euch so
bequem zu machen, als es angeht.
Der Hirt: Draußen war alles still, mit einmal
sang's aus dem Sternenhimmel: „Christ ist
erstanden!" Dachte drum, ich müss' ihn
sehn, und nun denk' ich, dieser ist's.
Soldat: Er ist es.
Josef: Da ihr es durchaus
glaubt, möcht ich es am Ende selber
glauben.
Maria: Bist du nicht alleweil
ein Kind, trotz deiner Jahr' und vielen

Erfahrungen; willst du, daß dich
dein Bart auslacht und deine Stirn-
runzeln sich deiner schämen? Red' nicht
so unvorsichtig.

Josef: Will mir's merken.
Am End ist's Eitelkeit von mir,
so etwas von dem Kind zu glauben,
als wär's der künftige Erlöser.

Das Mädchen: Was ist's für ein entzückend' Licht,
das ihm um das Gesichte leuchtet?
Woher rührt dieser holde Strahl?
Oder trügen mich meine Augen?

Der Alte: Nein, nein, auch ich seh' jetzt den Schein,
Die ganze Stub ist hell davon,
wenn nicht ein arger Wahn mich blendet.

Soldat: Ja, ich seh's auch, und alle können
es sehn, und allen kommenden
Menschen wird diese Stunde teuer
sein; wird er sie nicht alle zu sich
hinziehen, der jetzt noch nicht redet,
aber einst Göttliches sprechen
wird? Mich hat er gefangen, und nun
reut mich all mein bisher'ges Tun.
Ich zog durch Gallien und Ägypten,
Assyrien, hab' vom Regiment
Urlaub geholt, um dieses Kind hier
zu grüßen. Welche tiefe Freude
faßt mich vor seinem Bilde an.
Hab' in Gefahren nicht gezittert,
hab' vielen wehgetan, bin fühllos
geblieben, wenn sie riefen, daß ich
sie schonen sollte. Was empfinde
ich nun? Träum' ich? Bin ich nicht mehr
derselbe? Bin ich nun ein and'rer,
ein Höherer?

Der Alte: Nein, nur ein Sanft'rer,
doch freilich darum auch ein Höh'rer.
Du huldigst diesem jugendlichen
Leben, ich, Alter, tu es auch.
Sah ich, so lang ich lebte, eine
schönere Stunde; ist mir's nicht,

als müßte schon die ganze Welt
vom fröhlichen Ereignis und von
der großen Hoffnung wissen? Einst wird
es heißen: Damals wurden Lieb' und
Glauben geboren.

Josef: Schwärmst du doch
fast wie ein Junger oder schier
noch mehr. Was ist dies für ein Geist
heut' nacht?

Maria: Sie sind wohl all entweder
nicht recht gescheit oder dann selig,
vielleicht spricht Gott aus ihrem Munde?

Josef: Weiß ich's? Ich selber dachte nichts,
hab in dem Vorkommnisse kaum was
Apartiges gesehen, bis sie
sprachen, es lebe hier ein Wunder.
Ich schüttelte den Kopf dazu.
Du weißt ja, daß ich sonst ein ganz
vernünftiger Geselle bin,
einer, der nüchtern, praktisch denkt.
Die kindliche Erscheinung nahm ich
mir nicht gar allzu sehr zu Herzen.
„Nun, 's ist ein Kind, wie alle andern;
hoffentlich wird was Recht's aus ihm."
Ungefähr so dacht' ich, und jetzt
bin ich von ihrem träum'rischen
Gespräche beinah irr, als hätt ich
berauschendes Getränk genossen.
Doch ich will auf den lieben Gott
vertrauen.

Maria: Das ist auch das Beste.
Mich freut es, daß du wacker bist,
einfach und brav, wie es sich schickt.

Einer der Könige: Wir knien vor dem Kinde nieder
und legen die Geschenke ihm
hier vor die Füße.

Sie tun es.

Josef: Werte Herren,
benehmt ihr euch nicht gar zu artig,
dünkt euch nicht, daß ihr mir und meiner

Gattin, bescheidnen Leuten, die wir
sind, fast nur zu viel Gutes antut?

Erster König: 's ist um der treulichen Gesinnung,
und um der frohen Ankunft willen.
So etwas ist ja immerhin
eine Art Dekoration.
Bei uns sind solche Gegenstände,
so kostbar sie euch scheinen mögen,
in Hüll' und Füll' vorhanden, drum
sagt uns nicht gar so großen Dank.
Ihr gebt uns mehr, wir tragen in
unsre Heimat die Freude mit,
daß wir den Messias gesehen,
den Herrn, an den einst viele Völker
glauben, ihm Tempel baun. Er selber
wird aber nicht so glücklich sein,
wie man's wohl dächt'.

Maria: Wie meinst du das?

Zweiter König: Ein Kluger sagt nicht alles, was
er weiß, oder was er ahnen zu
können glaubt.

Erster König: Du hast recht.

Zu Maria.

Ich meinte
nur, daß dein Sohn so groß im Lieben,
wie Dulden werden könnte; wollt' dir
nichts sagen, was dich ängst'gen müßte.

Maria: Eben erfreut'st du mich, nun machst du
das Herz mir schwer.

Dritter König: Nichts, nichts, er spricht gern
ein wenig viel.

Zu seinem Kollegen.

Du hättest das
besser für dich behalten können.

Maria: Dulden? Beginn' ich nun zu ahnen,
was meines Sohnes Schicksal sein wird?
Ihr schaut mich an, als sorgtet ihr
um mich und wärt betroffen, weil ihr
mir sagtet, was nicht lieblich klang.

Josef: Ruhe und Liebe und Vertrauen
gehn über alles.

Maria: Ja, du guter Mann.

Josef: Nun scheint's etwas dunkler, aber bald wird's von neuem heiter sein. Wir wollen unser Inn'res nicht trüblicher werden lassen. Hat dir Gott dieses Kind gegeben, so wird er es auch an seiner Hand durch das unerforschliche Leben führen.

Der Alte: Wie ernst nun alles ist.

Spaßmacher: Wollen wir gehn?

Vagabund: Jemand muß wohl den Anfang machen. Freud und Leid, Größe und Niedrigkeit sind stets nah beieinander; diese Weisheit kommt aus einem Taugenichtskopf.

Josef: Gut' nacht!

Soldat: Nun geh ich auch, gut' nacht!

Die drei Könige: Wir wolln in unsre Herberg' gehn.

Alter: Ich geh nun wohl auch grad' mit weg.

Das Mädchen: Und ich will gleichfalls gehn. Schlaft wohl!

Josef: Nun sind sie alle wieder fort.

Maria: Woll'n wir auch schlafen, wie die andern? Du bist gewiß auch etwas müd' von dem Reden mit den Gästen, die dir so manches zu bedenken gaben.

Josef: Gewiß bin ich ein bißchen schläfrig, doch schlaf' nur lieber du allein und laß' mich wachen, daß dem Kind, von dem sie uns so Seltnes sagen, die treue Wächterschaft nicht fehlt. Schließ' nur die Augen; meine sollen geöffnet bleiben, daß der Zartheit nichts widerfährt, und daß dein Träumen erfreulich sei und süße, ruh'ge liebkosende Gebilde dich umziehen. Wachen denn nicht auch die Sterne draußen über unsrem Hügel und jene ewige Seele, der Weltengeist und dies

All, das nie ruht, doch horch', wer klopft
da an die Tür?

Ein Engel: Lege dich
nur hin, ein Stärkerer wird wachen.

Josef: Ich tu, was du mir sagst.

Der Engel: Dann tust du
gut.

Josef: Wird dies Kind behütet sein?

Der Engel: Sei ohne Sorge, was du liebst,
und wer dich lieb hat, wenn du treu bist,
sind ruhig, also sei du's auch.

Josef: Gut' nacht!

Maria: Nun hab' ich mein Vertrauen
wiedergewonnen. Wenn einst nicht
alles so schön ist, wie ich mir es
gern denke, so hab' ich wohl Kraft,
es zu ertragen.

Josef: So schlaf' wohl.

Der Engel: s' ist doch ein sonderbares Ding
mit dem bedenklichen Gemüte
der Menschen, grad' als ob sie fliehn
stets möchten, dem, was über ihnen
beschlossen ist; woll'n immer wähnen,
alles in Ordnung stell'n zu müssen,
machen sich überflüß'ge Arbeit;
doch sind's die Lieben und die Guten,
die solches tun; sie woll'n nicht ruhen,
weil sie was zu versäumen meinen.
Mich hat der Herr hierhergesandt,
damit ich fleißig Wache steh';
es scheint, er hat die Beiden lieb,
daß er sie so geschont will wissen;
hat wohl mit jenem kleinen Kinde
Besond'res vor, sonst nähm' er sich
nicht so innig der Eltern an.
Will er es mit Schönheit und Weisheit
begaben, ihm nach einem Lebens-
wandel voll Glanz ein hohes Leid
bereiten und den Schwergeprüften
dann zu sich in sein göttliches,
luftiges, ew'ges Wohnhaus nehmen?

Romane 1920
von Max Krell

Schließlich muß man nicht immer das Zeltdach über die vier Pfähle werfen, einen Raum mit gebrochenem Licht zu schaffen und dorthinein hartnäckig zu versammeln, was bescheinwerfert werden soll. Massierungen haben Wichtigkeit, möchte man aus ihnen die Kubikwurzel des Zeitsinns, der allgemeinen Gedanken, der großen Staffage und aller Experimente ziehen, an denen die Augenblicke sich begeistern: als Querschnitts-Möglichkeiten sind sie unbedingt erwünscht. Doch bleibt die Peitsche zu spüren, die sie zusammentrieb. Was vorangeht, schlägt Schatten auf die Folge, bestimmt ungerecht Distanzen, streut Vorurteile. Abstrahiere man das, betrachte Werk an sich, daneben wieder Werk an sich. Schon die Subjektivität des Sprechers errichtet Normen der Einstellung, die das Gemeinschaftliche zusammenholen, so daß in den Resultaten dennoch Grundsätzliches und ein Manometer abzulesen ist.

Man empfängt Carl Sternheims ersten Roman „Europa" (Kurt Wolff, München), gespannt, ob die auf schroffste Diktatur der Zustände gestellte Art sich soweit nachgiebig zeigen wird, daß Entwicklung zu Entscheidungen, Anschauungs-Summe zu bindenden Schlüssen führt. Solches immerhin fordert Roman vor Novelle. Bürgerliche Welt, im Komödienkreis und in den Erzählungen von ihm zehnmal eisern umklammert, ist hier nicht nur mit kohlensauren Gebläsen aufzuschmelzen: sie muß, in ihrer Totalität bereits bestimmt, einer Beugung zu Einsicht entweder und Bereitwilligkeit, oder bei Halsstarre zu Zerstörung — entgegengeleitet werden. Wie fundiert die innere Wandlungsfähigkeit, wieweit der von Sternheim schneidend verlächerlichte Mitteleuropäer einer freieren, fortgeschritteneren Ordnung fähig ist, wird gleich erheblich. „Europa" liefert eine Schlacht um das geistige Schaltwerk des Kontinents, radikale Abrechnung mit vortönenden Leitmotiven, Zerfasern aller gegenwärtigen Elementarbewegungen, das heißt auch hinaus über Sozialismus, Humanität, Expressionismus und tief unter ihre Wurzeln noch. Trotz der zynischen Kälte, die hier verdammt, enthüllt sich aus Vertrautheit mit der europäischen Materie: verkappte Liebe, Nichtloskönnen von ihren Schwächen, vor denen die Flucht ins Erotische als Farce fast wirkt. Doch bleibt das nebensächlich. Auch die Summe durchstreifter Not, zermalmter Politik, Soziologie, technischer Bedingnisse, visionärer Launen, die gespeichert und gewalkt wurde, schafft den Anspruch Europa noch nicht als erfüllt, um den ebenso andere Literaturen im Rennen liegen. Aber in den Fluiden und in den zentralen Äußerungen sammelt sich, was uns alle bindet.

Indem Sternheim Erdteil und weibliche Figur synonym macht, trägt er Europa Fuld schon ins Aktive, modelliert er vom Anfangswort her den Kontinent zum beseelten Leib. Der Schuß aber aus holländischen Gewehren mordet sie zufälliger noch als andere Einschläge: Gelegenheit schmiß sie in ein Meeting, entlockte ihr aufstachelnde Rede, der militärisches Aufgebot die Antwort hinüberschießt. Es vollendet sich keine Kurve; auf horizontaler Linie wird ein einfacher Punkt gemacht, der Strom wird abgedreht. Es ist also nicht Tragik aus Vollendung oder Gegenwehr; es ist knock out. Der Roman schneidet als Novelle ab, sobald er Handlung, Reise, Geschehen, Tat, Namen unmotorisch auffahren läßt; läuft sich stumpf, wenn er Essays in Abbreviaturen, Tagprobleme durchpflügend, historisch fundiert, mit Exzerpten witzig beklebt — zum Selbstzweck aufschreibt, aber die Dynamik in Mensch und Umstand ihnen verbietet. Manchmal erstaunt man, Gegenspieler in die Erörterung eingreifen zu sehen; jedoch, sie schießen nicht Farbe noch Licht über die Zentralfigur, noch glühen sie selber von ihren Reflexen, noch sind sie ihre Abwandlung, ihre Parallele, ihre austragende Funktion; halten einen Ablauf nur leicht in Gang, ohne die Diskussion in zeugendes Strömen zu treiben. Wieder bleibt nur die, in ihren Umfängen allerdings weitzirkelnde Erkenntnis. Der Roman traditioneller Form, heißt es, sei passé; seine Stellung erobere der Essay, mit feinerem Generv und durch Lanzetten, die kein phantastisches Gebaren ablenkt, das Wesentliche, das Kausale und die Tragik aber aufspürend. Zweifellos erwächst aus der Okulierung triebkräftigere Art. Doch werden kein Aktivismus, keine Tendenz, kein profaner Wille das Wachstum nur von außen her bestimmen. Es scheint, als sei der chemische Versuch mißlungen; der Prozeß hat sich im Irren verrannt; Tor und relative Lösung bleiben ungefunden. So ist dieser Roman mehr als im konzentrierenden Willen, der unbedingt Respekt auslöst, „Europa", ist es in seinem Versagen, dort auch, wo er kühn, ätzend die Dekadence auflösend, ironisch formuliert. Das Resultat, so sagen die Gewehre, ist: Alles bleibt beim Alten; noch hat das sozialistische Rezept sich nicht in ausschlaggebende Faktoren umgesetzt; kann zerknallt, zerrissen werden. Aber die Fanale mag man sehen. Und schließlich bleibt ein Kind der toten Europa, von dem Sternheim mit saftiger Genugtuung schildert: es sei rot (blond) „überall". Die Hoffnung besteht, daß es, schon ganz schwingend an den Bändern der neuen Gesinnung, im Frieden javanischer Buchten erwachsen, die Konflikte der Macht für sich und andere rasch und entschlossen aufschnürt — falls nicht die Trilogie des Werkes befiehlt, einen weiblichen Heiland zerstörend über den Globus zu schicken.

Hier immerhin ist Schrei nach Erlösung aus den Abwässern und Taifunen. Die Rakete zischt hoch, aber sie wird verlacht wie alle Signale

und die Schlammblasen, die doch Fäulnisse und Fieber untrüglich gestehen. Man kann das Rezept auch rückwärts lesen, kann den Exoten aus Cochinchina oder, wie es Ludwig Winder tut, aus Abessinien holen und in die brünstigen Orchideenfelder des Abendlandes betten. „Kasai" (Ernst Rowohlt, Berlin) ist dieser, der nach Europa kommt, die Filmsensation mit der heimlichen Rührung zwischen Bizeps und Thorax, das tierische Ausschlagen der Kreatur, die ans Primitive der Zivilisation sich schmeißt und vor der Maschine, der Gewalt, einer brutalen Kokotte, den seelenlosen Millionen Rauschzustände erfährt. Heißen soll das: Vergiftung, Zerglühung des Kontinentes schritt soweit schon, daß, den Veredelungsprozeß höchstentwickelter Kultur am unverbildeten Objekt zu vollbringen, Europa zu entkräftet ist, zuviel von den schaffenden Zellen der Dekadence verlor. Dem tiefsten Gedanken aber und der psychischen Organisierung erweist der Abessinier sich als unzugänglich — und in die klare Luft, wo lächelndes Beschwichtigen ist, in die Höhen des Gaurisankar, über die Buddhatempel, hat dieser Erdteil seine Spitzen nicht gestreckt. Solches Problem fasziniert bei Winder. Er erweitert es, wenn er einen Funken Güte sichtbar macht im Typ des Überentwickelten, Gentlemensozialisten, reichen Jünglings (einer Reminiszenz an Christian Wahnschaffe), der der Irritation des seelischen Apparates und der Träume erliegt, während der in leerer Einfalt Hereingeschleuderte eine Verteilung von Macht und Kraft, Logik der Brutalität sicherer zu zeugen weiß, als der im dreißigsten Glied europäischer Atmosphäre Entkeimte. Das wird in der Fragestellung richtig aufgebaut und wäre von äußerster Bedeutsamkeit, hätten Atem des Sprechers, Faust des Formers ausgereicht. Doch rutschen beide zuzeiten ab ins Allzuunterhaltliche; das Polsterfutter der Erzählung hat fadenscheinige Partien, darunter versickert der Elan, dessen schöne Anläufe Erwartungen vorausschleudern.

Näher an den Mythos stößt Robert Müller vor, dem der Roman an sich, das Auskurven, Abmessen, Pointieren keine Wichtigkeit mehr hat, obwohl er, das zu balanzieren, Reichtümer genug hinwerfen könnte. Im „Barbar" (Erich Reiß, Berlin) wird en passant nur angedeutet, wo und wie Welt dasteht rund um eine amerikanische Farm; dennoch ist sie ganz hineingezwungen auf absonderlich helle Art, durch eine Dichtigkeit der geistigen Beziehungen. Schläge, Entladungen, Entspannungen geschehen, um Oktaven über die Realität gehoben, in der gedanklichen Sphäre, was dann sie auswirken, sind die Sensationen der Gewöhnlichkeit, und es genügen drei Spritzer, es abschließend zu summieren. Dasselbe Verfahren galvanisiert die Menschen, in denen Gesetz und Trieb, der ewige Rhythmus der Völkerwanderung und die Lust, ein Höheres zu greifen, sich ausdrücken. Und so wird wieder ein Anfang gemacht auf dem Plateau von Iran: der Nomade bricht auf, in schneller Bahn die Aggregate der Menschheit durch-

messend, die physischen und die geistigen, bis er einschwenkt in die Versammlung der Völker: Amerika. Doch blieb er jung genug, seinen begeisterten Plan nicht zu vergessen: er zielt mit einem Ballen neuer Inhalte in die Zivilisation, die er chinesisch ummauert findet; er setzt diesem Wall mit allen Widdern der Frische zu. Ein Mensch wird dabei zertreten. Aber bückt man sich über den Toten, so erfährt man aus dem Reflex noch des brechenden Auges das Beispielhafte, Perspektivische, das *diesen* Augenblick angeht, durch den wir gerade ungeheuer hingeschwungen werden. Der Barbar hat die Lunge voll kaukasischer Morgenluft, dem Zivilisierten längst durch ein stählernes Korsett abgeschnürt; und obwohl diesem die Raffinements und Kniffe aus zehntausend Jahren Entwicklung im Nerv sitzen, ist der Ausgang des großen Matchs keine Frage.

Das Ursächliche des heutigen Europas zu begreifen, wäre eine Comédie humaine von kolossalen Maßen Grundlage, eine von den Fehlgängen Chamberlainscher Groteskttheorie ebenso entfernte wie von der biologischen Diktatur Oswald Spenglers. Sie hätte freilich ein Gesamtbild aufzurollen, dem selbst die kühnste Kombination aus Balzac und Zola nicht gewachsen wäre, weil aus den Poren der Jahrhunderte die Säfte brechen, den Schweiß so ungestümen Anstiegs abzuwaschen; weil alles der Auslösung entgegendrängt, in den Kriegen der großen Neuformung aber eine überlegene Sicherheit nicht mehr menschliche Hirne besucht. Es kann nur Teil des Riesenmosaiks gelegt werden; das schon ist Zeichen größter Dichtung. Bis heute hat allein *Jakob Wassermann* – hätte bei gewisser Disziplinierung noch Alfred Döblin – Format, Hand, Klarheit, Ruhe. Seine Romane breiten geschichtliche Maße und Aspekte, verdichten sich von Mal zu Mal auf reicherem Tableau, greifen ineinander aus der scheinbaren Beziehungslosigkeit der Stoffe, aus der flüchtigen Verwandtschaft und Laune der Figuren; und es wächst etwas über die weiten Räume seiner Bücher, aus den Arsenalen seiner fülligen Geschichten, den Reservoiren an Menschen, das Zeit wird, ihr Inhalt, Ausdruck, Umriß, eine metaphysische Gestalt, der wir keinen Namen geben können, aber die satt ist aus unseren letzten Blutkörnern. Rückblickend zieht man mit Erstaunen und doch selbstverständlich den „Caspar Hauser" herein in diese Ganzheit, da er Mittelalter herüberschießt, Nabelschnur wird für die Entstehung heutiger Art, Schichtungen des Tiefmenschlichen ablagert. So auch, und nicht als Atempause noch als spielerischer Behelf, ist der Novellenband „*Der Wendekreis*" (S. Fischer, Berlin) seinem Werk angegliedert. Wenn man will: er hat romanhafte Ausmaße, ist eine einzige, ausgezeichnete Schachpartie, deren Züge von zuweilen wechselnden Händen getätigt werden. Er füllt mit Figur, Farbe, Bewegung, Gesinnung, Trieb das Monumentalbild. Unverrückbar streng steigt aus bäuerlicher Herbe die

Tradition, andernorts paraphrasiert im Beharren adeliger Zirkel; für die Bewegtheit mystischer Zusammenhänge, für das dumpfe Gewissen, das aus dem Schlaf des Gleichmuts sich endlich rührt, zeugt einer, der ärmer ist als Gogols Mantelträger, aber an seelische Reichtümer führt: hier kommt es zu heraufgefühlten Worten über das Humanitäre. In die Peripherie des Krieges dann, der Revolution streifen einige Abschnitte, nicht ausdrücklich, indem sie etwa Katastrophe malten, Nöte der Gewalt mit großer Dynamik aufrissen. Vielmehr: einmal brennt hinter dem Horizont ein Schloß; Menschen müssen flüchten. Es ist nicht Zweck der Erzählung, das in Ausschließlichkeit zu verdichten. Doch fällt von den Flammen in die Sätze soviel Schatten wie vom Brand heute in die Welt. Das ist überall so bei ihm. Die Zeitglocke schlägt nähere oder fernere Stunde an; Wind umschleiert sie, und das Verblassende von Aristokratien geht seinen Weg in die Särge der Generationen. Was Rußland heute ist, ein Wille und eine Deformation, lapidares Aufbäumen und Notzucht, sammelt sich heraus in dem Abenteurer seltsam unsentimentalischer Mischungen. Es fehlt das Süße nicht, heißt Lukardis und gibt, jungfräulich, ein Opfer von höchstem Heroismus. Man findet Symbole gesteilt, richtet man den Blick entsprechend; dieses aber hat die nachhaltigste Hoffnung und wird hinüberweisen über den Umbruch.

Vor solchen zeitfassenden Persönlichkeiten, wie Wassermann, wie Sternheim, wird die Frage nach historischen Romanen lebendig. Das Aufgeflügtsein einer in besonderm Tempo selbst geschichtebildenden Gegenwart stellt weitere Empfänglichkeit bereit. Und die Niederbrüche machen das Auge kreisen nach Element oder Hand, die sie entschlossen eindämmt. Nie wohl war Menschheit so willig, auch das Versagen, auch die Katastrophen in ihren Geschichtsbüchern durchzuwühlen. Stuckens formidabler Cortezroman ging aus zehnjährigem Anstieg, aus hellfühlendem Zugriff voran. Bezeichnend genug, daß die hauptsächlichste solcher Mühen in Deutschland auf Wallenstein fiel. Man hat eine enorme Literatur: Laube versuchte ein Gemälde, Ricarda Huch schlug ein breites Relief heraus, Paul Wiegler sammelte erst eben alles, selbst apokryphes, Material (Ullstein, Berlin), schnitt das Profil überraschend aus, auch dort schon in leiser, aber sicherer Kontur, wo noch immer Zwielicht über dem Verrat spielt. Was indessen Alfred Döblin in seinem „Wallenstein"-Roman (S. Fischer, Berlin) hochmodelliert, hat mit objektiver Beweisführung, mit antiquarischer Prognostik nichts zu tun. Jenseits äußerer Gegebenheiten, die hinuntergeschluckt, verdaut, ausgeschieden sind, bleibt ein Gebilde von jenem außerordentlichen, gefügten, kaum erhofften Format, das in den „drei Sprüngen des Wang-lun" seinen lapidaren (aber doch:) Vorläufer erfuhr. Auch wird nicht nach der Methode gewisser Fabrikanten

vorgegangen, die Schiller, den alten Fritz oder Kotzebue sezieren, sorgsam die Eizelle mikroskopieren, Prinzensalut vom Lustgarten her abprotzen, die Windel schon auf der Maracher Leine zum Trocknen ermuntern, damit der Genius sich rascher wärme; denen in einem Bengelflausch schon Sandts verruchter Dolch klafft. Der Kaiser tafelt, ein Fasan von Delikatesse rückt ihm unter die lüsterne Nase. So fängt es an und mit dem ahnungslosen Gelächter einer dennoch dampfenden Zeit. Die Wolken sind da und die Blitze, die niederzischen ins Gewimmel; und aus diesen Falten von Tag und Jahr tritt der Mann, nicht der Heros mit dem martialischen Bart und der niederschmetternden Stimme. Es wächst jeder in diesem Buch, der irgendwo im Turnier des Dreißigjährigen Krieges Fürst, Diplomat kleinen Landes, Herostrat, Frau als Zwischenspiel, Kanzlist und Pfaffe war. Ganze Völker sind in Bewegung gesetzt, meilenweit tritt kein Herzog von Friedland auf; aber er ist stärker da: als Inkarnation des Jahrhunderts und des Brudermords aus christlicher und höfischer Liebe. Alle Kanäle, alle Leitungen sind hochgerissen, die Armhebung irgendeines gemeinen Mannes in Prag oder München wird mit sicherer Flüchtigkeit angedeutet; es gibt zehntausend Einzelmomente, die, man glaubt es wenigstens, überflüssig und zu streichen sind. Aber andernorts, viel später finden sie ihre bildhafte Ergänzung. So wird erreicht, daß nicht Kulisse, Rekonstruktion das Panorama formen; vielmehr, daß dieses Kribbeln, dieses Überschneiden von Nervosität, Geschäft, Intrige, das Laden der politischen Akkumulatoren, Verpuffen der Energien und Wiederaufgenommenwerden an anderer Stelle und durch andere Hände, die Zersetzung Mitteleuropas, die weitestgemessenen Spannungen schließlich ein Körperliches ausrunden, das Zeit zu nennen wäre. Man kommt nie auf den Gedanken, Döblin habe das immense Material studiert (doch hat er es, und der Vergleich mit dem historischen Beleg macht seine Arbeit noch imposanter); von Grund auf neu ist Muskel, Schritt, Gefühl, Kombination ausgedacht und beseelt. Wie er dann alles hinüberführt in den Mann der Zeit, ihn steigernd, ihn stützend, gar nicht dem obligaten Mitleid für tragische Figuren zum Fraß hinschmeißt, da bleibt er die Abrechnung nicht schuldig. Wallenstein steht motorisch im Felde zwischen Luther und Robespierre, Reformation und radikaler Aufklärung; aber auch in den Turnus der Dynamos eingeschaltet, Herr und Knecht, Kopf und dienendes Glied, Widerstände brechend und andernorts sich ihnen unterwerfend, bis die Banduhr abgelaufen ist – später, nicht jetzt schon. Denn der Roman schiebt die sich reibenden Kräfte bis an die Kulmination Wallensteins, der mit den Besen seiner Heere das Land blankpeitscht und die goldenen Säcke des Sieges nach Wien ausschüttet: ein Weg zur Macht, mit menschlichem Auge menschlich gesehen – wobei vieles entgöttert zerstäubt – mit zäher

Verbissenheit ebenso gegangen wie geschrieben, gequadert, in den Leidenschaften kühl zwar überschaut, aber tiefsichtig verankert.

Im „Rad“ einmal schlägt Johannes V. Jensen riesige Betrachtungsbogen: Kolumbus sei der letzte Gote; Völkerwanderung, aus skandinavischen Küsten aufgebrochen, querend den Kontinent bis in seine spanischen Spitzen, ebbe fort über Amerika. Der germanische Mythos erlebt so neue Inhalte. Jensen, durchaus Kosmopolit, hat die Theorie romanhaft ausgebaut. Unwesentlich, ob er die wissenschaftliche Forschung fleißig durchschmökerte. Im Donner des Broadway überkommen ihn die Sehnsüchte nach nordländischen Fjorden. Seine beiden Seelen -- des jütischen Bären und des Zivilisierten im Kampf amerikanischer Rekorde -- ganz zu verschmelzen, drängt es ihn. So setzt er zwischen die Dokumente letzter technischer Gerissenheit starktupfig Dokumente seiner Entwicklungs-Mythe. Deren Romane, Zyklus „Die lange Reise“, werden künstlerisch visiert Wahrscheinlichkeitsberichte der Prähistorie sein — bis tief ins endgültig Bekannte. Die These des germanischen Kulturkreises fest stützend, soll „Kolumbus“ abschließen. Freisteht dann, Jensens amerikanische Bücher als weitgespannte Bogen diesem Brückenbau anzugliedern. „Das verlorene Land“ (S. Fischer, Berlin) ist Introduktion: ist Masse, Kreißendes, Berg irgendwie im Chaos der Urzustände, feurig durchrauscht und glimmend über den Lianenwäldern der Schöpfung. Noch wird Hebel, zeugende Dämonie, leitender Wille nicht spürbar. Was Mensch ist, kann vom Tier kaum sich scheiden, mit Anschauung spezieller Prägung nicht die dumpfe Vegetation überspannen und lebt seine Zeit ab in Frieden, auch in Furcht vor Nacht und etlichem Raubzeug. Doch weckt das Erlebnis der Elemente die Erfindung; jung deutet entscheidende Mechanik sich an; Symptome dessen, was als Atavismen heute Werk, Handeln begleitet, drücken die Fläche starrer Primärzustände ein. Aus Bindungen schält sich der Mensch. Indem er als Aberglauben abwirft, daß Ding und übriges Geschöpf ihm gleichgeordnet seien, zerbricht er die Kruste rund um seine Intelligenz: der Marsch in die Zivilisation hat begonnen, die Machtfrage wurde in die Welt geschleudert und durch das Opfer einer lapidaren Dummheit feierlich besiegelt. Unabmeßbare Zeiträume mag der Vorstoß aus Unbewußtem in Tatkraft, Zielwillen, Fältelung durchmessen haben und die Stabilisierung religiöser Grundbegriffe, Schichtung von Widerständen, Aufschüttelung überhaupt zu Kampf, zu organischem Denken — Jensen klumpt aus Jahrhunderten diesen Edison paradiesischer Frühe, der Hemmungen überschaut, als Häuptling der Buschleute zäh, smart fast und pfiffig, sie bricht, gottähnlichwerdend vor dem Staunen. Hier ist in frischer Anekdotik das prometheische Gleichnis eingebaut. Leise keimt dem Barbaren, da er so Vieles erfand und regulierte, was die

ungeschmierten Hirne anderer nie befuhr, ein keckes Glauben: er könne immerhin besonderer, göttlicher Wurzel sein – und läßt sich in die prüfende Flamme schwenken. Die erste Feuerprobe – und da sie ihn zerfrißt: Einbruch der Blasphemie. Das Allermenschlichste erlebt seine heidnische Auffahrt, der Phönix steigt; Jensens vier nächste Bücher suchen ihn zu zähmen.

Kasimir Edschmid, reifend immermehr und heiß schon von Erfüllungen, zog einen Kreis Novellen um „die Fürstin" (Paul Cassirer, Berlin). Indem sie ganz auf den Ausdruck der schwebenden, treibenden, krönenden Empfindungen sich stellen, ganz Reflex sind vom innersten Angerührtsein dieses Mannes, formen sie, ein Roman schon, die Frau, die fast schweigt, fast nur im Spiegel sichtbar wird, aber in kaum mehr zu messender Nähe glühend zu spüren ist. Sie könnte jede sein, weil sie im Herben, Süßen, aus Stolz und Sturz das Köstlichste aller hinströmt, weil sie Frau schlechthin bis in Pigment und Schauer visionär gesehen ist. Was stofflich die Szenen einzeln fassen, hat bei aller Intensität auch des äußeren Erlebnisses kein Thema als das Symphonische, in dem männliche Kraft sich auflöst, durch die größere der Freundin mit wilder Keuschheit angerührt. See schäumt und Boot mißt rauschend seine schwankenden Gevierte ab; ein Brief bekennt die Lüste goldener Stunden; sie schreitet über eine alte Mainbrücke, das Licht um sie schmilzt Landschaft auf und Mensch; sie ruht wiegend ganz im besonderen Schwung ihrer Hüften, ist still und wird doch durch die festliche Art gehört. Ich weiß seit Frauenlob keine Stimme so atmend aus den Pulsen des zum Halse hinaufhämmernden Herzens.

Wo er das Wunder sieht und ein Zeichen bronzen erhöht, bleibt für Catherina Godwin der Wechselbalg – „Die Frau im Kreise" (Hyperionverlag, München), die Fremdes in sich sucht, im Fremden sich findet; Masse auf das Individuum hin durchwühlt, das Individuum in der Masse fächerig verallgemeinert; die darauf drängt, gegebene Daseinsformen zu sprengen, das heißt Grundbedingungen zu ändern, enttäuschte Hoffnungen an der Wurzel aufzusuchen, vielleicht, daß neuer Weg ein besseres Gelände schneidet. Niemand, der mit so abwägenden, radikalen, befreienden Entschlüssen nicht schon sich herumschlug. Während Andere tausend Arsenale, biologische Schrecknisse, Barnum & Bailey, den ganzen Weltzirkus mit gottungefälliger Sodomie bewegen, wählt Frau Godwin das Rezept der Simplifizierung: die Metamorphose vollzieht sich viermal. Mondänes wird willentlich aufgegeben; weiches far niente, das in Lifts emporrollt, in Glacé dem Diener Befehle winkt; und eine spießige Tante erfüllt zugewiesene Existenz restlos: wird in dritter Inkarnation Mittelsmensch zwischen Anderen, Membran, Apparat förmlich, in den fremde Gedanken und Klagen sich ausschütten; und flüchtet unter den koketten

Hut der Kabarettistin, die gelassen und geschäftstüchtig Zoten heraufklingelt. Es bleibt aber eine letzte Integrität gewahrt. Immer zerrinnen die Figurationen — wollen die Zustände sich legitimieren, will vom Rätsel der Schleier rutschen. Was spielerisch erst aufgenommen wurde, Versuch, die Zufälligkeit des Daseins umzustülpen, wird innerste Notwendigkeit, zur Pathologie fast, der wieder Zufälle stets entgegenfliegen. Hier liest sich das Gleichnis des Kreises leicht ab, der alle Lüste der Identität umzirkelt, jener höchst unbürgerlichen, die am Ich nicht klebt, den Himmel nicht als Fortsetzung irdischer Kaffeeklatsche erwartet, sondern die Dämonie ewiger Wandlungen vollzieht, also zu wissen wünscht, wie hinter Fausts Larve der Mephisto aussieht, die zugleich Don Juan und frömmster Abbé sein könnte, Heliogabal und in Rechnungen vertieft ein nüchterner Rendant irgendwo im Dienst einer Seifenfabrik.

Geht man solchen Zusammenhängen nach, so wird man Michael Babits' Buch vom „Storchkalif" passieren müssen, den Roman der Bewußtseinsspaltungen, in dem die Existenzen aus Traum und Wachsein sich abrunden, berühren, verwirren, zerstören. Und kommt dann zu „Adela Bourkes Begegnung" von Arthur Holitscher (S. Fischer, Berlin). Denn ob als Empfindungswesen der einzelne sich teilt — oder ob in physisch getrennten Leibern der gleiche Herzschlag gleiche Wellen treibt, ist metaphysisch dasselbe. Ein Kriminalfall internationaler Bekanntheit gab die äußere Kurve her; die Sensation blieb lediglich Deckschicht. Den Mörder treffen fernschwingend die Gedanken einer Frau, die, Jahre zurück, ihm Bedeutung eines Flirts war, später einmal spontan und grußlos an ihm vorüberkreuzte — fast ist alles vergessen. Aber die Netze der mystischen Beziehungen verdichten sich intensivst ohne profane Begegnung. Den Fluch vermeintlicher Nachlässigkeit in sich bedrängt diese Frau das Gewissen Garrats; ihr Wille werde der seine, sie möchte seine Schuld in sich hinübersaugen. Denn gewiß wäre die Tat nicht geschehen, hätte sie seiner frühen Werbung nachgegeben. Ganz stürzt sie sich in diese Ideologie und ist ein Typ, sensitiv, der feinste Stromleiter. So sehr umstrickt ihn ihr seelischer Eifer, daß er aufzittert von ihrem Fluidum. Eine Farbe sogar wird zudringlich für ein Auge in London und für ein anderes auf dem Steamer, Richtung Kanada. Diese psychischen Kontakte entzaubern den Mörder der Lüge. Als glühend Adela Bourke alle Kräfte für ihn zusammenreißt, zerspringend dann in den Tod sich verliert, ist seine steile Position der Selbstsicherheit durchbrochen. Fernwirkung, aus weitesten Distanzen aufgehoben, nähert diese Menschen strahlig dem Scheitelpunkt. So innig verschmelzen sie, daß Stoffliches verdampft, seelische Transparenz aufleuchtet. Der Vorgang, dem Sensationellen zuletzt völlig entzogen, beherrscht in weitem Radius ein Feld mit zehntausend Verästelungen,

eine Summe aus Unwidersprochenem, Unanzweifelbarem, das gleichwohl Forderungen, Folgerungen, mystische Kombinationen nicht aufstellt: Gesichte werden ihrer Gleichzeitigkeit nach mitgeteilt, als selbstverständlich aufgedeckt. Telefunke jagt über die Welt Verbindungen eindeutiger Art, das Spiel der Schicksale grotesk paraphrasierend. Von Zeitungen verfolgt, gieriger noch vom konventionellen Geklatsch eines Londoner Boardinghouses, wird die Affäre Ball der Borniertheit; der Cant zieht Schleimschichten. Aus legitimen Gründen ist England die Kulisse, dessen apodiktische Selbstgerechtigkeit den Roman schneidend durchfährt, schraffiert, in Kontraste spitzt. Doch geht es um Nachdrücklicheres: das Bewußtsein gegenseitiger Umklammerung vertieft in der Bourke und im Mörder die seelische Wesenheit; sie wachsen im Wert. Fast leicht zu tragen wird titanische Last. Was Babits mit reichlich unverhohlenen Mitteln zusammenzwingt, zweifache Bewußtseinsinhalte, führt Holitscher, eine Stufe höher, in klarem, durchdringendem Spiel aus. Nichts mehr klafft zwischen dem Täter und der Frau, die in gesteigerter Humanität seine Schuld enthaften will. Die Rollen decken sich endlich bis zur völligen Kongruenz. Wie Lunge und Vene ist Adela ein nur zufällig körperlich getrenntes Stück aus ihm, dessen Kraft magische Funktionen vollzieht. Er gesteht wie Rodion Raskolnikow.

Der Wirtschaftskampf Mittel- und Osteuropas

von Erwin Steinitzer

In Preßburg, das sich jetzt als tschechischer Umschlagplatz und Donauhafen zwischen Deutsch-Österreich und Ungarn schiebt, soll in der nächsten Zeit eine mitteleuropäische Wirtschafts- und Verkehrskonferenz stattfinden. In dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, scheint die französische Barrierepolitik (der Italien starken, aber ohnmächtigen, England bisher bestenfalls rhetorischen Widerstand entgegensetzt) Deutschlands Ausschluß von dieser Konferenz anzustreben. Vielleicht wandelt sich der Pariser Standpunkt, der die Zusammenkunft von vorneherein entwerten würde, weil sich der wirtschaftliche Komplex Mitteleuropa ohne Deutschland nicht aufrichten und im Gleichgewicht halten läßt.

Der kleinere Komplex der Sukzessionsstaaten Österreich-Ungarns strebt seit dem Ende des Krieges, in dem die Habsburger Monarchie zerfiel, vergeblich solchem Gleichgewichte zu. Der alte österreichisch-ungarische Staat, in seiner territorialen Ausdehnung und Zusammensetzung das Produkt dynastischer Kriegs-, Vertrags- und Heiratspolitik, zusammengehalten

in der Hauptsache nur durch historische Gewöhnung und durch militärischen und zivilbürokratischen Zentralismus, war nichts weniger als eine vollkommene Wirtschaftseinheit. Die durch den Lauf der Donau gegebene wirtschaftsgeographische Haupteinstellung nach Südosten bot nur einem Teile des Reichsgebiets ausreichende ökonomische Stützen. Denn einmal waren die Märkte, die in dieser Richtung hinter den Grenzen der Monarchie lagen, bloß von begrenzter Aufnahms- und Entwicklungsfähigkeit und zum andern waren große und wichtige Provinzen des Landes dem nordwestlich-südöstlichen Bewegungsstrom so abgekehrt, daß sie nur wenig Teil an ihm haben, nur geringe Lebenskraft aus ihm ziehen konnten. Böhmen fand Anschluß an eine andere, an die durch die Elbe zwingend vorgezeichnete südnördliche Wirtschaftsorientierung, die den Krieg und die Gründung des Tschechenstaates überdauert hat und deren elementare Unverwüstlichkeit in den jüngsten Ziffern der tschechoslowakischen Außenhandelsstatistik sehr eindrucksvoll hervortritt. Galizien blieb, im toten Winkel stagnierend, die Domäne polnischen Feudalismus und industrialisierte sich bloß bis zu einem gewissen Grade durch das Glücksgeschenk reicher Petroleumvorkommen. Die Alpenländer wurden durch die künstliche Drehung ihres Verkehrs nach Osten mehr gelähmt als gefördert; namentlich Tirol, das im österreichischen Wirtschaftsgebiet ein lose angeschlossener Außenposten, deutlich in einer nordsüdlichen, deutsch-italienischen Bewegungslinie lag, spürte die Hemmung. Auch die adriatischen Provinzen waren mehr auf sich selbst und auf die unmittelbare fremde Nachbarschaft als auf das wirtschaftliche Kerngebiet des Reiches gestellt. Diese Mängel gegenseitigen Zusammenhangs und gegenseitiger Einstellung, daneben solche der natürlichen Ausstattung, vielleicht auch Eigenheiten der seelischen Disposition der herrschenden Volksstämme hatten zur Folge, daß das wirtschaftliche Gleichgewicht der Monarchie nur sehr mühsam aufrechterhalten werden konnte. Es konnte schließlich überhaupt nur aufrechterhalten werden, um den Preis forcierter Ausfuhr agrarer Rohprodukte nach Deutschland (die dennoch immer weniger ausreichte, die deutsche Fabrikateneinfuhr zu bezahlen), um den weiteren niedriger Lebenshaltung breiter Schichten und unverbesserlicher Armut ausgedehnter Reichsteile, endlich um den einer stetigen und doch recht beträchtlichen Auswanderung.

Immerhin, — wenn man auch in einiger Beengung und nicht ohne Sorgen lebte, so boten doch die Gewöhnungen und Anpassungen langer Jahrzehnte ein Mindestmaß ruhiger Sicherheit. Der Körper der Monarchie legte sich wie ein breiter Riegel vor den Balkan und ihre geographische Lage und ihre politische und wirtschaftspolitische Macht erzwangen hier eine Vorzugsstellung, die einen kräftigen Strom wirtschaftschaftlichen Lebens in dauernder Bewegung hielt. Regsamkeit stand in

diesem vielfarbigen Staatsgebilde neben Erstarrung, Prosperität neben vegetierender Dürftigkeit. Aber im Ganzen kam man durch.

Der Zerfall löschte die zentripetalen Kräfte mit einem Schlage aus. Aus den Vaterlandsgenossen wurden Feinde, die erst um Landfetzen, Lokomotiven, Waggons, Vieh, Maschinen miteinander kämpften, dann einander den Rücken kehrten. Die Grenzen, die jetzt die Kronländer zerschnitten, waren fester verschlossen, sorgfältiger verbarrikadiert als jemals früher die Grenzen des Reichs. Der Schmuggler und Schieber kam durch; der ehrliche Wirtschaftsverkehr nicht.

Es gab unter den Sukzessionsstaaten einige, die an sich die natürliche Ausstattung besaßen, um aus eigener Kraft zu wirtschaftlichem Gleichgewichte zu gelangen. Da war vor allem Jugoslawien, in seiner neuen Zusammensetzung ein agrares Überschußgebiet, dessen landwirtschaftliche Leistungsfähigkeit der des alten Ungarn gleichkam. Dann Rumänien, das, schon in seinem ursprünglichen Territorialbestand auf Landwirtschaft und Petroleumindustrie gut fundiert, in Bessarabien wertvolle Ackerbezirke, in Transsylvanien eine entwicklungsfähige Wald-, Montan- und Industrieprovinz erwarb. Die Tschechoslowakei hatte den reichsten und besten Teil des altösterreichischen Großgewerbes geerbt; sie konnte hoffen, sich teils in Konkurrenz, teils in natürlicher Arbeitsteilung mit Deutschland als zweiter Industriestaat Mitteleuropas ins Gleichgewicht zu setzen und im Gleichgewicht zu halten.

Freilich war es auch diesen Ländern zunächst nicht möglich, die Kräfte, über die sie gewissermaßen theoretisch verfügten, praktisch zusammenzufassen und nutzbar zu machen. Die zerstörenden Einflüsse der Feldzugsjahre wirkten nach. Rumäniens Ernten beispielsweise waren kriegsmäßig; seine Petroleumindustrie liefert bis heute nur einen Bruchteil des frühern Ertrags. Außerdem aber waren die neuen Staaten vorläufig bloß künstlich und äußerlich zusammengeklebt; die innere Einheit der Wirtschaft und des Verkehrs fehlte ihnen vollkommen und konnte nicht über Nacht geschaffen werden. Der „Balkan Economist“, eine sehr materialreiche Wirtschaftszeitschrift, die in englischer Sprache in Budapest erscheint, berichtet, daß in Bessarabien Überfluß an Nahrungsmitteln herrsche; der Handel stehe völlig still, da der herkömmliche Weg nach Odessa abgeschnitten sei. Im gleichen Hefte aber wird mitgeteilt, daß Transsylvanien schwer unter Brotknappheit zu leiden habe, weil die eigene Ernte für die Bevölkerung nicht ausreiche. Bessarabien und Transsylvanien sind heute Provinzen eines Staates.

Den Ländern mit mindestens künftigem Kraftzuwachs standen andere mit sofort und aufs härteste fühlbarem Kraftverluste gegenüber: Deutsch-Österreich und Ungarn. Sie waren die Kerngebiete gewesen, die durch

die südwestliche Grundorientierung belebt und befruchtet worden waren: außerdem die eigentlichen Träger, Mittler und Nutznießer der teils historischen, teils künstlichen Verwaltungs- und Wirtschaftszentralisierung des alten Reichs. Nun hielten die Barrieren der neuen Staaten den südöstlichen Bewegungsstrom auf und die Zentralisierung des habsburgischen Staatskörpers war zerstört. Zurück blieben riesige Verbrauchszentren ohne ausreichende Produktionskraft, industrielle Anlagen, die meist vom gewohnten Rohstoffbezug ebenso abgeschnitten waren wie vom herkömmlichen Absatz und in Ungarn eine Agrarbasis, auf der man bei guten Ernten immerhin mäßige Exportüberschüsse erübrigen konnte.

Die reicheren Sukzessionsstaaten, die Tauschgüter in größeren Mengen anzubieten hatten, drängten naturgemäß nach den Märkten mit der besten Valuta und der reichsten Warenauswahl. Das waren ja nebenbei auch die politisch befreundeten Märkte. Hier hofften sie in „Edelwährung" die höchsten Preise für ihre Ausfuhrwaren erzielen und zugleich ihren eigenen Bedarf am vorteilhaftesten decken zu können. Indes stieß diese handelspolitische Neuorientierung, die eine Flucht vor Mitteleuropa war, alsbald auf beträchtliche Schwierigkeiten. Es stellte sich heraus, daß man in den valutaschwachen Ländern billiger kaufen oder Arbeiten in Lohn ausführen lassen konnte als in denen, deren Geld hoch im Kurse stand. Es zeigte sich, daß die Industriellen und Kaufleute der alliierten Hauptländer nicht gerade der Ansicht huldigten, für ihre kleineren Freunde im Osten sei das Beste gerade gut genug. Auch erkannte man, daß insbesondere der französische Export Verbrauchsgebieten, die mehr Aufbaugüter begehrten als Luxus waren, nicht allzuviel zu geben vermochte. Es erwies sich auch als unmöglich, die Ausfuhr ausschließlich oder ganz überwiegend nach Märkten zu lenken, mit denen man früher nur lockere Verbindung gepflegt hatte. Es fehlten einfach die technisch-organisatorischen Voraussetzungen, die Bahnen, die Häfen, die Lagerhäuser, die Handelseinrichtungen. Die Verkehrsgeographie war die alte geblieben.

So folgte der Abkehr von Mitteleuropa notgedrungen ein gewisses Zurückfluten der Wirtschaftsbewegung in die ursprünglichen Bahnen. Allein da trat sogleich die rücksichts- und zum Teil wohl auch gedankenlose Unbilligkeit hervor, mit der man die österreichische Erbschaft verteilt hatte. Wenn man nüchtern aufzurechnen begann: Ware gegen Ware, Kontingent gegen Kontingent, waren Deutsch-Österreich und Ungarn mattgesetzt. Denn die Ansprüche, die sie anmelden mußten, waren ungleich größer als die Leistungen, die sie versprechen konnten. In Ungarn standen ja noch die Fabriken, die ein nationaler Neumerkantilismus trotz der Zollunion mit Österreich zu schützen und zu hätscheln verstand. Aber die Maschinenindustrie hatte kein Eisen und keine Kohle mehr: wenn Jugoslawien in

Budapest und Raab Lokomotiven und Waggons reparieren ließ, mußte es die nötigen Rohstoffe selbst besorgen. Die ungarische Wollindustrie verfügte früher über einen Bestand von acht Millionen Schafen: das heutige Ungarn besitzt nicht viel über eine Million.

Daraus ergab sich nun ganz von selbst, daß die „Kompensationsverträge", die in den letzten Monaten zwischen den „reichen" und den „armen" Sukzessionsstaaten mühsam zustande gebracht wurden, den Bedarf beider Gruppen zu einem sehr großen Teile ungestillt lassen. Denn die reichen Länder wollen den armen nichts schenken und die armen haben nur sehr bescheidene Gegenleistungen zu bieten.

Es gibt über diese Dinge noch nicht viel Statistik. Aber wie erschreckend gering jene Gegenleistungen sind, zeigen die kürzlich veröffentlichten deutsch-österreichischen Außenhandelsziffern des zweiten Halbjahrs 1919. Sie sind nur in Mengen angegeben, nicht in Werten. In jenen sechs Monaten hat Deutsch-Österreich insgesamt rund eine halbe Million Tonnen Waren ausgeführt (und zwei Millionen Tonnen importiert). Ein sehr großer Teil der Ausfuhr bestand aus wenig oder gar nicht arbeitsgesättigten Rohprodukten von vergleichsweise geringem Werte: 146000 Tonnen Heizmaterial, 83000 Tonnen Mineralien (vor allem Magnesit und Erze), 29000 Tonnen aus der Warengruppe Holz, Steine und Erden. Bescheidene industrielle Ausfuhrmöglichkeiten zeigen sich noch in der Eisenbranche (78000 Tonnen; aber die Einfuhr war fast genau ebensohoch), in der Papierindustrie (31000 Tonnen Ausfuhr gegen 13000 Tonnen Einfuhr) und im Maschinen- und Apparatebau (15000 Tonnen Ausfuhr, 10000 Tonnen Import). Alte Werks- und Absatzverbindungen, vornehmlich nach Böhmen und Galizien hin, wirken hier nach. Das Defizit ist enorm, obwohl außer Kohlen und Lebensmitteln sehr wenig eingeführt wurde. Der Wertüberschuß des Notimports ist Kredit oder Almosen. Und das ist der Staat, der Wien ernähren soll!

Kann eine Sukzessionsstaatenkonferenz diese Zusammenhänge ändern? Kann sie an dem Grundsatze rütteln, daß im Wirtschaftsverkehr unabhängiger Staaten nichts geschenkt wird? Kann sie den Austausch vergrößern, wenn die bedürftigsten Partner fast nichts zu tauschen haben?

Innerhalb des Sukzessionsstaatenkreises läßt sich selbst das labile Wirtschaftsgleichgewicht der Vorkriegszeit nicht wieder herstellen. Denn es war ein Produkt habsburgischer Zentralisation, ein Ergebnis der Tatsache, daß für den ganzen großen Länderkomplex Politik, Wirtschafts- und Verkehrspolitik in Wien und Budapest gemacht wurde. Der Zustand ist unerträglich für die armen Sukzessionsstaaten: aber er hemmt auch die Kraftentfaltung und Kraftentwicklung der reichen. Die Lösung liegt nur in einer neuen ganz Mitteleuropa umfassenden Einstellung, in einer neuen

wirtschaftlichen Gruppierung der agraren Überschußgebiete um die stärksten industriellen Leistungsländer des mittleren Kontinents: um Deutschland und die Tschechoslowakei. Das widerspricht der Barrièrestaatenpolitik. Aber es ist eine europäische Notwendigkeit.

Der bolschewistische Versuch, die polnische Sperrmauer niederzureißen, die Rußland von den Kaufmärkten des Westens trennt, ist mißlungen. Die Landbarrière ist vorläufig sogar noch breiter geworden. Nur die Randstaaten — seit längerer Zeit schon Estland, neuerdings auch Lettland und Finnland — öffnen dem europäischen Teil des Sowjetreichs einen schmalen Durchlaß zu den Straßen des internationalen Tauschverkehrs.

Der sowjetistischen Wirtschaftspolitik, die bisher den größten Teil ihrer Kraft auf organisatorische Zukunftsvorbereitungen verwandte, sind zwangsläufig drei drängende Gegenwartsaufgaben gestellt. Die erste ist die Versorgung der Reste der städtischen Bevölkerung mit Überschüssen der Nahrungsmittelproduktion des Landes. Die zweite ist die Steigerung wenigstens der allerdringendsten industriellen Erzeugung, der Erzeugung, von der die Erhaltung eines Mindestmaßes an Verkehr und die Deckung des elementarsten Bedarfs der Stadt- und Landbevölkerung abhängt. Die dritte ist die Beschaffung von Aufbaugütern — Verkehrsmitteln, Produktionsmitteln — und von ganz unentbehrlichen Verbrauchswaren aus dem Auslande.

Es ist sonderbar und bezeichnend, daß nur die Lösung der dritten Aufgabe sichtbare und ernsthafte Fortschritte zeigt. Nach innen hat sich die bolschewistische Wirtschaftspolitik als völlig ohnmächtig erwiesen. Das einzige, was sie in den letzten Monaten in Gang gebracht hat, ist der Verkehr mit dem kapitalistischen Auslande.

Die Sowjets haben natürlich versucht, die immer mehr zusammenschrumpfende Lebensmittelversorgung der Städte durch verschärften Druck auf das Land auszudehnen. Energische Requisitionsdekrete sind in der Bolschewistenpresse veröffentlicht. Das Land reagierte mit jenen Bauernaufständen, die eine Zeitlang fast täglich gemeldet wurden. Man hat im Westen ihre Bedeutung überschätzt; sie waren offenbar Lokalerscheinungen ohne gegenseitigen Zusammenhang und hörten auf, sobald der Druck nachließ (oder sobald sie im Einzelfalle niedergekämpft waren). Aber sie zeigten doch, daß die Sowjetregierung das Versorgungsproblem überhaupt nicht lösen kann. Denn die Sowjetregierung kann zwar gegen einzelne Dörfer, vielleicht auch gegen einzelne Distrikte Krieg führen, aber nicht gegen das Land überhaupt, gegen die ganze Bauernschaft. Täte sie dies, so wäre sie sofort mitten in der entscheidenden Krise ihrer Herrschaft, die auf der Duldung der Bauern beruht. Würde das Land durch eine allgemeine und scharfe Requisitionspolitik Moskaus positiv antibolschewistisch, so

fehlten nur noch die organisatorischen Kräfte, um die sowjetistische Minderheitsdiktatur zu stürzen. Und die würden sich schließlich, trotz Terror und Weiträumigkeit, finden.

Der Bolschewismus darf das Land (als Ganzes) nicht allzusehr reizen. Das bedeutet wachsende Entbehrung für die Stadt; auch für die theoretisch herrschende Klasse, das städtische Proletariat. Aber diese Folge kann der Bolschewismus als Herrschaftsorganisation immer noch eher auf sich nehmen als den Krieg mit dem Lande. Denn die Stadt ist wehrlos; gut organisierter Terror, eine vergleichsweise kleine Prätorianergarde genügt, um sie niederzuhalten.

Freilich, — das Verhungern der Städte hat die Wirkung, daß auch die zweite Aufgabe, die der Steigerung der notwendigsten Industrieproduktion, hoffnungslos unlösbar wird. Alle Experimente der Produktionsforcierung — auch die neuesten mit den sogenannten „Stoßfabriken" — führen zu kläglichen Resultaten. Sie können keinen Erfolg haben, — auch wenn sie organisatorisch gut durchdacht sind. Denn der Zustand der Versorgung macht produktive Arbeit unmöglich. Wenn der russische Arbeiter durch Schiebung, Schleichhandel, Tausch- und Betteleexpeditionen aufs Land seinen Hunger einigermaßen stillt, hat er keine Zeit zu arbeiten. Wenn er seinen Tag im Fabriksaal verbringt und von seinem Lohn und von den Nahrungsmitteln lebt, die ohne Nebenverdienst und ohne besondere Anstrengung zu erlangen sind, hat er nicht die Kraft, zu arbeiten. Die kommunistischen deutschen Auswanderer von Kolomna haben uns erzählt, wie der russische Arbeiter in einer „bevorzugten" Fabrikkolonie lebt. Auf solcher Grundlage ist bei keinem wirtschaftsorganisatorischen System Produktizierung der Arbeit zu erreichen.

Vermutlich weiß die Sowjetregierung selbst ganz genau, daß sie nach innen nichts bewegen kann. Mit zäher Beharrlichkeit hat sie sich deshalb in den letzten Monaten der Organisation des Außenhandels zugewendet. Rußland kann nichts erzeugen (außer dem Eigenbedarf der Bauern an Nahrungsmitteln); also muß das Ausland liefern, was unter keinen Umständen entbehrt werden kann.

Die Handelsagenten Moskaus haben mancherlei Kaufverträge abgeschlossen. Kommerziell war das Problem nicht allzu schwierig. Die Russen konnten zunächst mit Gold zahlen. Die Herkunft des Goldes war nach bürgerlich-kapitalistischen Rechtsbegriffen etwas zweifelhaft. Aber es war immerhin Gold. Für den Fabrikanten und Händler war die einzige Zweifelsfrage des Geschäfts erledigt, wenn das Golddepot zu seiner Verfügung in einer Bank des eigenen oder eines sicheren neutralen Landes lag. Der handelspolitische Standpunkt der kapitalistischen Regierungen schwankte. So lange man den Bolschewismus von außen her niederringen zu können

meinte, war Warenlieferung — genau wie im großen Kriege — als Stärkung des Feindes verpönt. Am zähesten und längsten hielt Frankreich an dieser These fest. England gab sie im Prinzip schon früh preis und kehrte nur vorübergehend, während der russischen Niederlage im Polenkrieg, zu ihr zurück. Ließ man die Hoffnung auf militärischen Sieg über die Sowjets fahren, so drängten sich natürlich die rein geschäftspolitischen Rücksichten und Interessen mehr vor, — namentlich in einer Periode sinkender internationaler Absatzkonjunktur. Dazu kam eine andere Erwägung. Ohne eine Mindestmaß fremder Hilfe ging die russische Wirtschaft in der — vorläufig unabsehbaren — Bolschewistenzeit so zugrunde, daß sie später vielleicht überhaupt nicht mehr aufzurichten war. Wenn man die notwendigsten Waren lieferte, stützte man möglicherweise vorübergehend das Bolschewistenregime, aber zugleich verhinderte man den völligen Zerfall der Fundamente des russischen Verkehrs und der russischen Produktion. Man trug, soweit es die Verhältnisse erlaubten, dazu bei, daß das Rußland von übermorgen vielleicht wieder ein weltwirtschaftlicher Faktor, ein Markt, eine Gewinnquelle für Kapital und Handel würde.

Die Sowjets können also kaufen, solange sie Gold, marktgängige Wertpapiere oder Ausfuhrwaren besitzen. Aber Gold und Wertpapiere gehen bei dem Riesenbedarf Rußlands bald zu Ende und die Organisation der Ausfuhr beruht auf innerer Leistung. An dem Punkte, wo die Außenhandelspolitik des Bolschewismus in Abhängigkeit von der inneren Produktivität der Sowjetwirtschaft gerät, wird ihre Krise einsetzen.

Prosa zu Versen

von Oskar Loerke

Am Anfang dieser Übersicht über neue Versbücher stehe der Hinweis auf eine Essaisammlung, weil sie dazu helfen könnte, die Kunstmüdigkeit unserer Zeit bei den Lesern und noch mehr bei den Dichtern zu zerstreuen. Die Luft liegt voller Fragen und Forderungen, die fast willenlos wie Blasen aufsteigen und zerplatzen. Ist nichts Dringenderes zu tun als Gedichte zu schreiben oder zu lesen? Lohnt es akademisch darüber zu zanken? Todeskrampf der Vergangenheit? Wirre Botschaft aus der Zukunft? Was bedeutet die Überfülle der Produktion? Was ihre Zerspaltenheit? Nicht dies! Nicht das!

Die Essais, welche ich meine, stehen im ersten Bande der Prosaarbeiten Rudolf Borchardts („Gesammelte Schriften“, Ernst Rowohlt Verlag,

Berlin). Sie behandeln den „Siebenten Ring" Stefan Georges, die Nachahmer Georges, das Problem „Dante und deutscher Dante". Voll einer in Deutschland ganz seltenen, dabei unvirtuosen Fähigkeit der Rede, voll Energie bis zum Bösen, voll breit und tief gegründeter Einsicht in Wesen und Wissenschaft seiner Materien, voll Urteil, das nicht nur aus Geschmack und vor der Gelegenheit scharf wird, beharrt er auf der Elementarerkenntnis: Kunst ist Kunst, sonst nichts. So wie Mohamed sagt: „Allah il Allah." Nicht Kunst für den Künstler, nicht für die Welt, nicht für die Kunst einmal, überhaupt nicht für, sondern als reine Existenz, als eine in ihrer Form allumfassende Kategorie. Das Unbedingte ist dem Trivialen trivial, da es ungetrübt sich nie verwirklicht. Kunst ist ja nur in Kunstwerken zu greifen, diese stammen von Künstlern, Künstler schöpfen aus der Welt und wirken auf sie zurück. Es ist gut, von dem Bedingungskomplex der Kunst zu abstrahieren und der bequemen Labilität einmal zu widerstehen. Heute sind Bücher, die dazu anleiten, doppelt begrüßenswert. Das Übermaß der praktischen Nöte, die Ahnung einer Zeitenwende, der Sturz in Kampf, Sehnsucht und Betäubung, haben die Grundfrage vergessen lassen, ob es nicht auch etwas gebe, was diesen Wirbel zu bewältigen ungeeignet sei.

Man soll sich nicht schämen, ab und zu an das Selbstverständliche zu erinnern. Die Chinesen tun vielleicht recht daran, gerade Konfuzius als ihren geistigen Prometheus zu verehren und seinen Kanon des derben Menschenverstandes weise zu finden. Also: auch das lyrische Gedicht, als ein Kunstwerk, ist Form und wirkt durch Form. An der Reihe der uralten Antworten auf diese uralte Verkündigung ließe sich ablesen, was der Begriff Form nicht meint. Wer ihn gebraucht, gerät leicht in den Verdacht, technische Forderungen und Ästhetentum gegen die unbefangene Natur zu verfechten. Während er das Mittel zu seelischen Wirkungen sucht, scheint er sich ihnen zu entziehen. Das traditionelle Vorrecht der Dichter, Märtyrer aller Freiheitsträume zu sein, zu befeuern und zu strafen, scheint er zu beschränken, persönliche, bestimmte Themen scheint er in allgemeinen Normen abzukühlen. Das Gegenteil ist der Fall. Er bekämpft die partielle Intensität mit ihren Gefahren. Er will nicht Fortschritt im Inneren und Nachahmung im Äußeren oder umgekehrt. Er möchte die Wirkungsmöglichkeit des Stoffes möglichst voll erfaßt sehen, und er weiß, daß mit Worten allein ausgegossene Metren und Strophen überflüssige Schemata sind. Er meint, im Idealfalle würde der Schall des Verses, der Rhythmus, der Gedanke ebenso Weltanschauung sein wie das ganze Versbuch, aber alle diese Bestimmungen wären unteilbar, Element — Form. Einige Beispiele: Theodor Däubler hat ein tiefsinniges Gedichtwerk veröffentlicht „Die Treppe zum Nordlicht" (Inselverlag, Leipzig). Das gedanken-

haft Systematische überwiegt, es verfolgt seinen Ausdruck rasch intermittierend mit dem Auge, dem Ohr, dem Gefühl, dem Verstand. Darum wird es ganz nur von Kennern des großen epischen Werkes genossen werden können, das es einleiten soll. Ernst Weiß hat uns am Schlusse seines Buches „Das Versöhnungsfest" von einem brennenden Erlebnis überzeugt, doch während unserer Lektüre disponierte er es nur, wenngleich mit inbrünstig gestraffter Seele.

Wenn die Leser auf Form verzichten, scheitern die Werke der Bedeutenden, und die Narren gedeihen. Die Torheit der Kriegslyrik, die Belanglosigkeit des Revolutionsgesanges beweist es. Es kam auf die geschwinde Wirkung an? Was war die Wirkung? Die Lügen über den Krieg wurden vermehrt und die Revolution vielleicht verdorben, in ihrem Zuge zur Oberflächlichkeit unterstützt. Die liberale Nachsicht gegen Tendenzdichter ist gleichzeitig eine verkappte Verachtung der Menschen, zu deren Gunsten die Tendenz laut wurde. Hier drängt sich die Zwischenfrage auf: „Was sind Arbeiterdichter?" Etwa Dichter, die arbeiten? Dann wäre beispielsweise Lord Byron einer. Nicht? — Also Arbeiter, die dichten? In diesem Falle müßten die Erzeugnisse durch ihre spezifische Beschaffenheit auf den Beruf der Verfasser schließen lassen, und man müßte gerechterweise auch von Kanzlistendichtern, Ingenieurdichtern, Kaufmannsdichtern usw. sprechen. Die Werke Max Barthels, die jüngst in verschiedenen Verlagen, und die Karl Brögers, die bei Eugen Diederichs in Jena herausgekommen sind, sehen nun denen von Carmen Sylva durchaus ähnlich, und ich bin zu dem Schlusse berechtigt: diese Königin von Rumänien muß eine Arbeiterdichterin gewesen sein. — Es ist keine Freundlichkeit gegen die Arbeiter, ihre mittelmäßigen poetischen Leistungen zu rühmen, sondern, wo Geistesblödheit nicht entschuldigt, ein kaltherziger Hochmut. Das Talent kennt keine Stände, und wenn die Handarbeiterschaft noch keins von hohem Rang hervorgebracht haben sollte, so müßte das einen sozialen Schrecken verbreiten. Zur Rache stößt das Schicksal viele wohlgeborene Dichter nachträglich tief ins Proletariat und füllt die Lücke bis jetzt wenigstens einigermaßen befriedigend.

Der Utilitarismus nimmt seinen Weg auch über das, was er die Dichtungsform nennt. Typen von Regelmäßigkeit und Tradition werden zu Recht oder Unrecht als verbraucht, veraltet, unzulänglich erklärt, aus Überdruß, Schwäche, Sektiererei, Ehrgeiz, Sehnsucht. Aus der Ablehnung sollte sich Verstummen oder Erneuerung ergeben. Zum Schweigen gehört Verzweiflung, zumindest Selbstüberwindung. Bleibt die Modernisierung. Wie sieht sie aus? Konfektionsmäßig. Das Einmalige Whitmans, sein Prinzip der riesigen Wortscheiterhaufen, durch die sein Feuerlicht zum Himmel schlägt, übernimmt jeder Schlemihl, das potentiell

nicht Einmalige, sein Genie, vergißt man nachzuahmen. Es gibt aber auch andere Methoden, keine Methode zu haben. Die Entschuldigungen und Begründungen sind den Taten gleichwertig. Vor allem: Der Geist baut sich jedesmal seinen besonderen und entsprechenden Körper. Man streicht Klangfiguren und meint Musik. Das Argument dafür: Gesicht, Gedanke, Gefühl, seien sie noch so schön und groß, sind an sich nicht Kunst. Gewiß nicht, aber brauchte man zu tranchieren? Es ist unmöglich, das Wort von seiner Entwicklungsgeschichte und seiner schließlichen Humanität plötzlich zu befreien, es zu animalisieren. Wohl aber kann der Dichter auch das animalische Antlitz darin entdecken. Nicht anders ist es mit Rhythmus, Reim und dergleichen. Schulmeister haben den Vorwurf der Schulmeisterei am hurtigsten bei der Hand. Was bei den verschiedensten Völkern in den verschiedensten Altern spontan immer wieder entstand, fand ich einmal scharfsinnig folgendermaßen abgetan: stirbt in einem Gedichte ein Pferd, so ist zu beachten, daß es seine Beine nicht jambisch von sich streckt. Aber daktylisch, anapästisch oder in einem Gemisch der Taktarten? (sofern man die falschen Benamsungen einmal gelten lassen will). Und wie befreit sich denn die Prosa von ihrer Instinktordnung der „Versfüße", und sei ihr Vorhandensein selbst nur eine Anarchie? Sobald interne Angelegenheiten des dichterischen Handwerks der Kausalität Falstaffs verfallen, verdienen sie ein öffentliches Interesse. Wie wäre es, sich wieder einmal in der Weltliteratur umzutun, nicht um die Nähe und Gegenwart zu vergessen, aber um Trägheit und Vorurteil darin gewahr zu werden? Die Vergangenheit lebt ja ausschließlich in der Form der Kunst unzerstört fort, sonst bloß in Ruinen, auch in denen des Hörensagens. Es liegen auch für die Lyrik neue Arbeiten des Dolmetschtums vor, darunter einige, die sich wie Werke unserer eigenen Sprache lesen, so die „Sonette aus dem Portugiesischen" von Elisabeth Barret Browning, nachgedichtet durch Hans Wolfgang von Herwarth (Musarion-Verlag, München), „Die Lyrik der Kabbalah", edles Gut, gereicht von Meïr Wiener, der übrigens auch drei selbständige achtungswerte Dichtungen aus der gleichen stofflichen und denkerischen Sphäre bietet, „Messias" betitelt (beides R. Löwit Verlag, Wien-Berlin). An Zeitgenössischem „Winde von Mittag nach Mitternacht" von dem Tschechen Otokar Brezina, deutsch von Emil Saudek und Franz Werfel (Kurt Wolff Verlag, München); ein Jenseits quillt hier hold wolkenhaft ins Diesseits. Volksweisen vermittelt Ludwig Strauß in den „Ostjüdischen Liebesliedern" (Welt-Verlag, Berlin.) Ob uns der Pole Adam Mickiewitz noch viel sein kann, läßt sich nach dem ersten Bande seiner poetischen Werke (Georg Müller, München) nicht entscheiden.

Ich bekenne ein großes Erlebnis vor einem Gedichtwerke der Griechen. Das herrliche Buch, erschienen in der auch äußerlich sehr schönen Reihe antiker Klassiker, die der Propyläenverlag in Berlin herausgibt, ist „Der Kranz des Meleagros von Gadara". Die Nachdichtung stammt von August Oehler, der als Mitglied des Kreises um Stefan George aus Eigenem nicht zu überzeugen wußte, hier aber in der vortrefflichen historisch-ästhetischen Einleitung und weit mehr noch in der Wiedergabe selbst sein Wissen um die ersten und letzten Dinge der Dichtung erweist. Der griechische Text ist dem deutschen gegenübergestellt. Oehler war Dozent in Wien und ist im Januar dieses Jahres gestorben. Man nennt diese kurzen Dichtungen der Hellenisten wohl mit Fug Epigramme, doch die Jahrhunderte bis auf uns haben den Begriff des Epigramms eingeengt. In der Tat sind sie die Urgestalt des modernen lyrischen Gedichtes. Sie waren vor dieser Verdeutschung nur wenigen Künstlergelehrten zugänglich. Jetzt tönt Kallimachos von Kyrene: „Die Sonne sank. Du bist wohl lang schon Staub, Freund aus Halikarnaß, doch wenn nach allen Der Tod auch greift, nicht wurden ihm zum Raub Die ewig leben, deine Nachtigallen." Oehler erkennt, daß die genaueste Knappheit nicht immer die größte Kürze ist, daß die äußeren Maße nach dem Geiste der verschiedenen Sprachen variabel sind. In einer vierzeiligen deutschen Reimstrophe erreicht er meist des exakte Bild des griechischen Distichons, und die Kondensierung ist nicht geringer. Ein elegisches Maß oder eine Ode im Deutschen ist etwas völlig anderes als im Griechischen, womit ihnen das Existenzrecht nicht bestritten sein soll. Jedes noch so häufig angewandte Maß ist bei jedem wirklichen Dichter etwas anderes als bei allen anderen. Ganz eben hinfließende Rhythmen lassen sich in unendlicher Variation schärfen, schwächen, synkopieren. Reime sind keine Zufälle, sondern es gibt die Welt auch als Reim. Es ist nicht möglich, etwas menschlich Leeres zu verkünden und doch einen schönen Reim zu finden, Trauer und Freude nur zu heucheln und doch die Musik zu haben. In Georges Umgebung entstand der Ausspruch, der Dichter sollte denselben Reim nicht zweimal im Leben gebrauchen. Dieselben Reimworte können in verschiedenen Fällen völlig entgegengesetzte Reime bedeuten. Das überraschend Seltene kann unter Umständen abgebrauchter sein als das Gewöhnliche, — auch so intern angesehen, öffnet die Dichtkunst ihre Unendlichkeit. Das Epigramm im Besonderen verrät dem redenden Künstler das Geheimnis, lakonisch zu sein und zugleich wohlberedt, — lakonisch, denn die Mitwirkenden des Wortes wie Gedanke, Gefühl, Vorstellung sollen das Ziel nicht allzulange verbergen, — beredt, denn die Sprache ist ja das Mittel der Verwirklichung. Epigramm, das ist Aufschrift, Inschrift, Grabschrift, — das ist: Deutung eines Abgeschlossenen! Der

Nachruf setzt Leben voraus, das Stillhalten des Vollendeten Bewegung des sich Vollendenden. Die symbolische Anwendbarkeit ist wiederum unbeschränkt. Wäre in der Sammlung des Meleagros Parteilichkeit für den Stoff oder das poetische Rezept, was gingen uns die Privathändel und Stilübungen vermoderter griechischer Literaten an?

So zwingt uns die unparteiische Einheit noch bei Catull, also doch schon einem Epigonen der Hellenisten, die Parteilichkeiten seines verschollenen Wandels zu teilen, seine Neugier, seine Freundschaften, seine Wutausbrüche, seine Hiebe auf Julius Cäsar; uns für die Säufer, Diebe, Dirnen, Lustknaben und Geliebten seines Lebens zu interessieren, für die grotesk selbstverständliche Roheit, Dreckigkeit und Großartigkeit der republikanischen Bürgerkriege. Auf diese Tatsachen hin sind doch nicht eine ganze Reihe feiner Geister der Nachwelt zu der weiteren Parteilichkeit veranlaßt worden, Catull für den größten römischen Dichter zu erklären? Sein Werk und das der beiden anderen augusteischen „Triumvirn der Liebe", Properz und Tibull, sind in neuen Übersetzungen ebenfalls im Propyläenverlag erschienen. Catull ist von Max Brod unter Benutzung der Rammlerschen Auswahl bearbeitet worden, Properz und Tibull von Hermann Sternbach. Zwar ist es hier gewöhnlich so, daß man zuerst den geschickten Dolmetscher anhören muß, bevor man den Dichter erkennt. Aber wer kümmerte sich noch um Properz? Ich versichere, daß manchem Leser wie mir die Augen feucht werden würden, und das nicht vor Sentimentalität. Und geschähe es aus Mitgefühl oder Leidenschaft zu jener unsterblich gewordenen zauberisch getreuen und ungetreuen Cynthia – „lebe, genieße, sei frei – ich verdamme dich nicht" –, so wäre die konservierende Kraft an der Wirkung erwiesen, wenn auch nicht erkannt. Sogar die mythologische Gelehrsamkeit, die man Properz vorwirft, hat meist einen glücklich durchgeführten konstruktiven Zweck. Goethe las diese Gedichte mit Bewegung und schrieb die Römischen Elegien mit wörtlichen Anklängen. Die Nachahmung und die Nachahmung der Nachahmung seien niemand empfohlen. Nebenher das deutsche Distichon zu stabilieren ist ohnehin nicht mehr angängig. Die Totalität aber ist dem Willen und der Überlegung nicht zugänglich. An Umfang kleine Gebilde widerstreben der Verpflanzung in wahlverwandte Schöpfer weniger als große. Rudolf Borchardt, der so unerhört viel kann, hat uns mit seinen gerade jetzt rechtzeitig neu herausgegebenen Jugendgedichten zur Bewunderung hingerissen, während sein Ritterepos „Der Durant" trotz aller funkelnden Kraft wie ein Stück durchgepaustes Mittelalter anmutet (Ernst Rowohlt, Verlag). Bedingungskomplexe wurden übernommen, die nicht mehr existieren.

Noch einige Bemerkungen aus der Perspektive des Wanderers.

Es ist zu hoffen, daß der fast allgemein unterschätzte Dichter Paul Zech nun, da er einen großen Teil seines bisherigen lyrischen Schaffens vorlegt, den Dank findet, den er verdient. Seine Werkstatt ist kein Tempel und keine Wäscherei, sondern eine Schmiede. Eine solche Häuslichkeit ist im Klassenstaat der Poeten zurzeit unbeliebt. Er überwältigt die Dinge, er seufzt, vibriert und trillert nicht. Fest setzt er hin, seine Biegsamkeiten sind nicht die des Volgelhalses, sondern die der Stahlspirale. Die neuen Bücher heißen: „Das Terzett der Sterne" (Kurt Wolff Verlag) – vom Zwang der Unnatur durch die Natur zur Übernatur – „Golgatha" (Hoffmann und Campe, Verlag) – das nach meiner Kenntnis gestaltreichste Lyrikbuch aus dem Kriege, – „Der feurige Busch" (Musarion=Verlag München) – das mechanische Weltalter – „Der Wald" (Sibyllenverlag, Dresden). Zechs Gedichte haben keine in den Sprachmitteln erscheinende Melodie. Seine Melodie ist eine Melodie der Dinge, noch dort, wo vergewaltigte Nerven schmerzen. Finden wir bei ihm Sangesweisen, so sind sie nicht eigen. Ihm liegt die lineare Form des Sonetts, die unproblematische Quaderstrophe. Vorläufig haben Maschinenhalle und Mietshaus keinen Stil, nur Leben. Also rühme ich eine stoffliche Eroberungslust? Dann wäre es merkwürdig, daß sich Zechs Anschauung leichter in eine Musik als in ein Gemälde übersetzen ließe. Es verhält sich so, daß der Dichter nicht in Ausweichungen denkt. Da er nicht unter der Trivialitätsgefahr des Sentiments steht, braucht er nicht wie viele andere für einen schnurrigen Tiefsinn, eine barmherzige Dunkelheit zu sorgen, um sie auf den Gemeinplatz zu setzen. Er entdeckt die dumpfe Kraft in der Prosa und Häßlichkeit, ohne diese zu steigern, jene zu übertuschen. Er bietet oft Durchschnittliches, doch nicht durchschnittlich. Er hat seine besondere Art, aus der Nähe zu sehen. Das Angeschaute bleibt häßlich, das Anschauen ist schön. Ein kleines Großstadtgefühl gilt ihm mehr als eine große Weltlüge. Es mag proletarisch sein, in ehrlicher Mühsal das Wegversperrende zu bezwingen und nicht gleich den magischen Horizont. Aber ist ein großartiger Himmelsdom und nichts darunter ein größerer Reichtum? Zech scheint oft nur zu beschreiben. In Wahrheit entdeckt er mit Rhythmenschlag und Reim. Während er seine Kunsttechnik entdeckt, entdeckt er stückweise die Welt. Gewiß werden zuweilen seine Funde sehr früh funktionell, zur Kasuistik einer Strophe oder eines kleinen Gedichts, aber bei manchen seiner Kameraden werden sie es nie. Seine Weltanschauung richtet sich zuerst gegen das Geschöpf, nicht gegen den Schöpfer. Seine Einzelheiten sind oft weltanschaulicher als die Summe; sie steht nicht am Ende, wenigstens nicht in ihrem wesentlichen Wert, denn Frömmigkeit und Freiheit in abstracto sind nicht soviel wie dieselben de facto.

Gewisse Ähnlichkeiten mit Paul Zech zeigen in ihren Sonetten Carl Maria Weber („Der ekstatische Fluß", Verlag A. Bagel, Düsseldorf) und Hans Franck („Siderische Sonette", Delphin-Verlag, München). Der erste in seiner Art, partielle Realität durch Phantasie aus der Vereinzelung sowohl wie aus der alltäglichen Unauffälligkeit zu erlösen, der zweite in der Anlage seiner geistigen Wege. Beide treten kostbar gewandet auf. Der ekstatische Fluß Webers ist der Rhein, und so hat er sich mit den rheinischen Graphikern Franz M. Jansen, Alexander Mohr — dieser bietet das Interessanteste —, Oskar Raber und Wilh. Schmetz zusammengetan, die zu der gesamten Auflage unterschriebene Originalsteindrucke beigesteuert haben. Es ist hier Weber gelungen, sich aus seiner Gefahr des Rhetorischen zu befreien und im Anschauen der Ufer, Dome, Brücken, Städte pathetische (nicht ekstatische) Feste des Augen-Verstandes zu feiern. Er bietet sein bisher Bestes. Hans Francks Buch erschien in einer numerierten Ausgabe, in der Ehmcke-Fraktur auf schönes Bütten gedruckt. Unter dem Vorbehalt, daß es dichterischer ist, wenn einem ein Gedicht früher als ein Gedichtwerk einfällt, sei eine beziehungsreiche, in seelenhaftem Elemente schwebende Mathematik des Ganzen festgestellt, etwa nach dem Thema des ersten Gedichtes: wann wird es sein „daß ich nicht suche Sein und Sinn, weil — seiend — ich das Suchen bin?" Noch ist er das Suchen nicht seiend. Der Geist seiner Verse findet keine Sinnlichkeit. Seine Sinnlichkeit ist die Jedermanns, — demnach weder individuell noch volkstümlich; wo sie Ausdruck des Eigenen scheint, ist sie als Material zu bildlicher oder gleichnishafter Rede verwendet. Deshalb ist letzten Endes auch seine Geistigkeit die Jedermanns, — nämlich aller, die so ernst und scharf zu denken vermögen wie er. Der Eros im Erotischen, das Verhüllte und Enthüllte in Hüllen: diese Ideen sind allen dichterischen Formen und auch dem Essai frei. Erst wenn sie nicht wichtiger sind als die Leiblichkeit, welche durch ihr Leben sie bemerkbar macht, werden sie in Wahrheit geistig. Der Grad ihrer Wahrheit und ihres Gewichtes ändert sich von Fall zu Fall. Francks Leistung liegt in der Methode seiner Sonette.

Sie gehören zu einer großen Kategorie, die ich das „graue Gedicht" nennen möchte. Meistens haben diese grauen Gedichte wertvolle Menschen zu Verfassern. Der Vater ist Hebbels Geist. Der bedeutendste Vertreter mag heute Wilhelm von Scholz sein. (Gesammelte Werke, Band 1, die gesamte Lyrik unter dem Titel „Der Spiegel", Band 2 „Die Balladen und Königsmärchen"; Georg Müller, München.) Ergreifend ist sein schlichter und selbstverständlicher Ernst, vor dem Wesentlichen seines Daseins stehen zu bleiben, die Unendlichkeit der Raumzeit zu befestigen oder sich als Quelle für ihre Unendlichkeit zu fühlen und auf ihr un-

hemmbares Gerinn zu hören, unsichtbares Sehen zu sein im „Reich des Spiegels, nicht der Tat". Das Rätsel „leben wir alle nur in Spiegellicht? leben wir alle nur in Spiegelland?" überwältigt ihn wieder und wieder. Ein sehr bestimmtes Gefühl steckt den Umriß ab, der ihm unbekannt ist, — das bildet den Vorgang der Gedichte. Ihr Plan ist gut, dennoch bleibt die Erfüllung häufig wie beiläufig. Der Plan dringt mit Klarheit und Sicherheit bis in die Dinge vor, er nimmt nichts vorweg und hält nichts hintan, er dringt auch bis in die Worte für die Dinge, aber zuweilen nur auf eine gehorsame Weise. Sie sind Diener, wenn auch willige und fähige. Sie führen das Werk ihres Herren aus, statt das eigene zu schaffen und ihm dadurch den Glanz und die Freudigkeit des Ursprungs zu lassen. Das vollkommene Gedicht hat keinen Vordergrund und Hintergrund.

Das Negativ zu dem grauen ist das bunte Gedicht. Bunt ist der Gegensatz zu farbig. Dort ein Baum nach allem Gesetz seines Wachstums, aber mit Blättern ohne Chlorophyll (was auf das Fehlen des Himmels und seines Taggestirns schließen lassen könnte), — hier üppiges Laub, aber ohne Verbindung zu den Ästen, an denen es sitzen müßte; (mangelt Stamm, Wurzel und Erdreich?). Als Beispiele dieses Typs sehe ich die Lyriker Klabund und Iwan Goll. Sie lieben tänzerische Geschmeidigkeit, die Leichtigkeit des Flugs. Leicht zu sein ist beneidenswert. Leichter Sinn und Leichtsinn aber sind in der Kunst nahe Verwandte väterlicherseits. Golls schönste Sammlung war „Unterwelt" (S. Fischer, Verlag, Berlin), Variationen von den unscheinbaren Tantaliden des Alltags, denen der Zugang zur Freiheit der Welt unauffindbar wurde. Was er seitdem veröffentlichte, zuletzt „Astral" (Rudolf Kämmerer, Dresden) schwelgt in stofflichen Assoziationen. Sie werden durch das Gefühl arrangiert und gelangen nicht über eine dekorative Wirkung hinaus. So wichtig Assoziationen sind, es kommt nicht darauf an, Gegensätze nur zu spüren und zu benennen. Auf diese Weise erweist sich das Urteil darüber als Vorurteil. Wenn nur ein Teil des Gedichtes, das moralische Resultat, sein Ziel sein soll, so ist ein Gedicht nicht erforderlich. Die Resultate liegen dann außerhalb der Kunstform. Den Doppelstern Algol, das Warenhaus Tietz und Vera-Shoe zusammenzubringen, wäre kühn, wenn sie der Lockung Golls nur folgten! Der große Whitman verwüstet die Lyriker so wie der große Strindberg die Dramatiker. — Die jüngsten Versbücher Klabunds heißen „Irene oder die Gesinnung" und „Dreiklang" (Erich Reiß, Verlag, Berlin). Sein Talent steht außer Frage. In kleinen Gebilden, die wie von selbst entstehen, ist er anmutig rührend. Sonniger Zufall triumphiert dann über keuchende Schwerarbeit, ein paar klingende Sekunden über schweißige Werkeltage. Aber wer darf um einer

unwahrscheinlichen Gnade willen sein Leben verhasardieren? Wer darf etwa den Manchester Guardian mit chinesischer Weisheit durchschütteln, um daraus eine modernere Veredelung zu gewinnen? Klabund sagt mit vielen Worten wenig. Er findet Standpunkte, indem er sich einfach dorthin stellt, er ver—stellt sich. Er produziert vor dem Leser und er produziert sich; das zweite ist das immerhin Sympathischere. Er erdreistet sich keineswegs, die wilde Schlaffheit ist echt. Seine Flöte aus Jade ist ein Strohhalm, aus dem er allerdings zuweilen entzückende Seifenblasen bläst, zehn auf einen Atemzug; manche sind elefantenhaft groß, manche strahlen wie Pfauenräder. Sie zerplatzen leider, wenn „daraus die Flamme meiner Inbrunst springt". Das sind ihm vier Verse. Im Ernst.

Ernst Lissauer begann seinen Weg als ein Talent des wägenden, zartergreifenden, — gleichsam langsamen Epigramms. In seinem „Acker" ist er ein Maler kleiner Dinge, auch dann, wenn er summarisch von Erde, Saat und Ernte spricht. Er sah, hörte, fühlte und bedachte nur Etliches, aber eben dieses sprach er in reiner, eigentümlicher Prägung aus. Kurz, dabei schwer, breit, voll. Die ernsthafte Kritik applaudierte. Dann verstummte sie. Die minder ernsthafte, aber umso treuere und gründlichere, kulturbeflissene und daher metaphysisch gerechtere und gesundere, rühmte die folgenden Bücher lauter und lauter. Nebenher ging es Lissauer schlechter und schlechter. Er kam unter den Absatz der Kaffeehausliteraten, dann auf deren Achsel, die ihn wegzuckte. Endlich war er für Menschen, die für das Echte, Unangefressene, schlicht und unproblematisch Gekonnte keinen Sinn haben, — für diese war er Luft. Das war immerhin ein Pech der andern. Ich liebte den „Strom" anfangs sehr und glaubte dann immer mehr Watte in die Ohren zu bekommen, bis ich fast taub war. Bitter bin ich gegen Lissauer erst geworden, als sein Versheft „Bach, Idyllen und Mythen" (bei Schuster und Löffler, Berlin) erschien. Jede Anmerkung bei Bachs Biographen Spitta, Schweitzer oder Pirro ist mehr Poesie als dieses ganze Buch. Welche Offenbarungen! War das Bett, in dem der Meister traumlos schläft, aus altem Orgelholz gebaut, so vielleicht die Schnupftabaksdose aus den Zargen einer viola pomposa? Wer die musikalischen Verwandten Sebastians, Ahnen und Nachkommen, kennt, wird sich bemühen, seine Kenntnisse musikalisch oder wenigstens historisch zu erweitern. Lissauer reimt Namen und Wohnorte. Homer, nicht wahr, hat seinen Schiffskatalog? Die Verkehrtheiten sind zu platt, als daß sich darüber streiten ließe. Ein opus Bruckner ist schon angedroht. Vielleicht sind dergleichen Gedichte überhaupt unmöglich, jedenfalls müssen sie sich in gleichnishafter Ferne von dem Besungenen halten, damit sie nicht Reime zu Geburtstagskuchen für würdige Onkel werden. — „Die

ewigen Pfingsten" (Eugen Diederichs, Jena) enthalten schöne Stücke, die Mehrzahl der Gedichte krankt aber an der für einen so einsichtigen Kritiker tragischen Verwechslung von Fülle und Dicke, Wahrheit und Richtigkeit, Masse und Wucht. Ein idyllisch seßhafter Vergleich ist kein Mythos, ein ausgemalter Einfall keine Legende. Der Rhythmus ruht oft zu sehr in der Sprechgebärde, im Stummen löst er sich auf. Die Vorbereitungen sind langwierig und geheimtuerisch, die endliche Überraschung dafür dann zu gering. Fünfzig, siebzig, zweiundsiebzig Schwergepanzerte, bekränzt, jeder mit einer Laterne versehen, brechen mittags auf, breit ausschreitend, doch angestrengt auf Zehenspitzen, marschieren, marschieren, hymnisch wippend, und als sie vor der Drachenhöhle standen, lag dort ein gelbgefleckter Molch, der nicht daran dachte, fortzulaufen oder sich durch die innige Betrachtung der Kriegsleute rühren zu lassen. Ich bin herzlos. Der große Anspruch der Lissauerschen Gesänge rechtfertigt die Schärfe, und dann: ich will sagen, in seinem jüngsten Buche „Der inwendige Weg" (Diederichs) sind wieder Gedichte geringen Umfangs von stillergreifender, hoher, überzeugender Schönheit. Die Dichtung redet, nicht der Dichter. Möge sie auch aus längeren Gebilden reden.

Friedrich Schnack, ein Neuling, bietet ein mit Bildern vielbestrickendes Buch durch den Verlag von Jakob Hegner in Hellerau dar. Er findet seine Sendung darin, die Erscheinung im Erschienenen zu erblicken, nicht müde zu werden, den Rhythmus des unendlich am Auge Vorüberstreichenden mitzusehen, und nicht genug daran, sich bewegt noch vielerlei szenisch Gedrängtes vorzustellen. Er läßt die entschleiernde Ahnung walten, ohne sie selbst zu entschleiern, und weiß, was im Nerv der Regenbogenhaut lebt, ist nicht nutzbar und arbeitsam zu machen. Er ersehnt sich eine erinnerungsvoll feiernde Jahrtausendseele. Seine Andacht hat so viel Positives, daß sie nicht forscht und nicht betastet. Nur „unsre zärtlichsten Gebärden stürzen nieder über die geliehne kurze Erdenwelt". Daß Trakls und anderer Dichter Seele von fern erkennbar noch in seinem Blutlauf mitfließt, ist ihm nicht zum Nachteil ausgeschlagen. Ihm gelingen wundervolle Zeilen. Als herausgepflückte Zitate würden sie das Eigentum eines souveränen Dichters scheinen. Aber vorläufig krankt Schnack daran, daß der Rausch seiner Augen zu viele und zu leichte Bilder ineinanderdreht. Er gibt in erregten Einfällen mehr ein Weltlexikon als eine Welt, einen Index des Daseins, nicht in Schlagworten, doch in kürzesten Kapiteln; meist entfallen drei auf eine Zeile. Seine Gedichte haben etwas Gobelinhaftes, ja Kaleidoskopisches. Seine schönen und oft großen Vorstellungen lassen sich anderen Gedichten einsetzen, als in denen sie stehen. Man könnte die Verse verkürzen, verlängern. Der magnetische Stromkreis eines Ge-

dichtes hält das Material nur mit zerstreuter Kraft fest. Nicht einmal die zufälligen Reimworte binden, sie kommen so spät in vielen überladenen Zeilen, daß sie den Hörer wie eine gespenstische Erinnerung aus dem Zusammenhange fortschrecken. Es ist keine Pedanterie, zu sagen, Reime sind wie Säulen unter Wölbungen, man darf sie nicht schief und schwach, nicht zu niedrig und nicht zu hoch machen, — oder das Gewölbe bricht ein. (Völlig barbarisch wirkt mit seiner scholastisch-technischen Prinzipienspielerei der übrigens begabte Anton Schnack. Warum nennt er seine Kriegsskizzen „Tier rang gewaltig mit Tier" (Ernst Rowohlt Verlag) wohl Gedichte?)

Hermann Kasack erfüllt in seinem Bande „Die Insel" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) weit mehr, als er mit seiner ersten Verssammlung versprach. Er hat nicht einen Schritt, sondern einen Sprung vorwärts getan. Er gehört nun zu den wenigen Lebenden, denen Gedichte ohne irgendeine etwas vorgebende Propaganda gelingen. Ich meine natürlich die Propaganda innerhalb der Verse, also außerhalb der Kunst. Die Verse werden daher nach der ersten Überraschung nicht müder und nach dem dritten Lesen nicht bekannter als nach dem zweiten. Sie erfordern die immer gleiche Konzentration, nicht für den Inhalt, sondern für ihre Gestalt. Ihre Mannigfaltigkeit baut nicht aus, sondern auf. Die ungereimten Zeilen endigen nicht im Zufall, wie sie darin nicht begannen, und am Reimklang der gereimten merkt man, daß sie nicht erst am Schlusse ohrenfällig werden. Das bedeutet: sie haben Melodie. Melodisch sein heißt unter anderem aber Verantwortung fühlen, im Ästhetischen so gut wie im Ethischen, im Methaphysischen wie im Physischen, und es heißt des ferneren: in der Bewegung erfinden, transitorisch erfinden, sich nichts zu frech hervordrängen zu lassen. Sehen wir in die Spitze von Kasacks Welt, so sagt er lieber „ein Gott", wo andere schon Gott sagen, und auch das nicht einmal, wo andere dem geahnten höchsten Geiste mit einem kaschemmenbrüderlichen Du um den Hals fallen. Die immanente Hingebung der Verse läßt die besten unter ihnen innerlich magisch, äußerlich einfach und bestimmt erscheinen. In den ersten Teilen des Buches wird mancherlei durch eine Hölderlinsche Diktion gestört, ja zerstört; sie zeugt immer wieder für Hölderlins Größe, denn sie ist an Verführung und Verrat ohnegleichen. Kasacks Gehalt ist ohne seine Worte schwer anzudeuten. Oft ist es eine Welttraurigkeit, die ihren Schmerz oder ihre Verklärung sucht. Leid oder Bezauberung wiederum suchen die Erkenntnis ihrer selbst, sie suchen in diesem menschlichsten Ende unerschöpft den fortwährenden Anfang.

Gedichte

Gesicht Gottes

Berauschte Abendäcker hauchen Weihrauchnebel.
Und Waldwiesen, die dunkelwollig übermalten,
Bespannt tauig der Stille Schweigeknebel.
Mondvoller Schlaf steigt aus des Flusses Uferfalten
Und reitet lautlos seinen leisen Schimmel . . .

O Gott! Ich kann mich nicht mehr halten.
Vor meinen Augen tanzen deine Himmel,
Im Lächeln deines Mundes aufgeblüht.
Auf meinen Lippen ist ein Schreigewimmel,
Das jauchzend dich zur Erde zieht.

Ist diese Dunkelwolke deiner Ankunft Segel,
Die Sterne dieser Nacht die Silbernägel,
Die deine Gegenwart beglückt im Raum festhalten?
Der schönste Mond fällt selig in die Wälder,
Um sich auf Bäumen dir als Licht zu halten!

O löse deinem Kommen harten Riegel.
Nun furche breit den Nachtgenesareth.
Rauschend saugt dich mein Erwartungsspiegel,
Deine Winde tanzen innig Menuett,
Und ich schmelze singend in dir auf, du Feuertiegel.

Gesegnet und dreimal verflucht

Sternsäulen tragen das Dach der Nacht, hoch überkircht von Gott.
Ich bin die Säule, Nacht und Stern, hoch überkircht von Gott.
War blattverhängte Traube, die nicht Sonne schlürft,
Und bin nun Rebstock, Haus und Nacht umarmend.
In meinen Zweigenbögen hängt die Rebe Mond.

Unter mir beten die Stillen dunkler Krypten, und wie
In zeltigen Kreuzgängen und Altaresnischen,
Duftend nach Brot und Wein: Hingabe und aufschluchzende Süße —
Schäumt ausgeweintes Blut der Nachtgedanken in mir auf.
Aus allen Dingen quillt des reine Wiederkunft,
Der Mantel mir und Stab und Schuhe lieh.
O, ich bin sein Gefährte, reisend mit ihm um sich selber
Und aus der Zisterne meines Gesanges
Mystischen Trank ihm reichend: sich!

Seine Stille trinkt der Uhren Sekundenblut.
Tief geht der Gang der Zeit.
Gott ist Steuer und Takt im Gewoge zu sich . . .

Was überkommt mich aus dem Wehn seines Kleides? . . .
O, ich sehe seine Hände seiner Zeiten Urform brechen:
Aufschießen die Straßen der Untergänge und Aufgänge in mein Gesicht,
Ungeheuer sich biegend zur Schleppe seines Kleides!

Meine Beine sind Türme: stehend im Anfang und Kommen!
Meine Augen sind Buchten: Ausfahrt und Einfahrt fließen darin zusammen.
Über mir aber das Leuchtfeuer: Gott!

Franz Johannes Weinrich

Bolschewik

Der Herbst der Herbste und das Aschenheer
Der Schatten mit dem Tigerschwung der Geyser
Schleudernd in Wolkenbild und Wiederkehr
Des Hepta-Meron Welkebeet und Reiser
In alle Winkel und das leere Meer

Windrose fremden Stamms von Atlashängen
Rund und vom Pol zum Azimut retour
Aus scheibenförmigen Ligusterklängen
Und Tritonspeiendem bei Sterngesängen
Mit weiten Schritten in die Drohnenflur

Das ist die Steppe mit Entwicklungshohn
Ins ewig Hoch! Empor! Und Samenreiche
Die hodenlose Schalaputenleiche
Die ganze Brut gestillter Sommerteiche
Die ganze Wut erlechzter Ab-vision.

Good by, Mitropos Neophyten-schwemme,
Vom späten Strand des lethischen Gesträu
Höhnen dich aufbau-degoutierte Stämme
In jedes Morgenrot und Alpenkämme,
Meer und der Nacht Plejadenlümmelei

Hinab, hinab, stygische Schattenkähne
Wenden thyrsäisch auf das Drohnentor
Dunkelnd, in die das Haupt, die Rosenlehne

Und tief aus Trümmern rauscht die Weltverbene
Nachts klingt es wie ahoi und nevermore.

Strand

Mit jeder Welle schmetternd dich in Staub,
In Dorn des Ich, in alle Dünen
Frostloser Schwemme, nicht zu sühnen
Durch keinen Raum, durch keinen Raub.

Immer um Feuerturm und Kattegatt
Und Finisterre der letzten Ländlichkeiten,
Die Bojen taumeln, hinter sich das Watt,
Einäugig tote Unaufhörlichkeiten

Ob ihrer Dialektik süßer Ton,
Des Möventons gesammelt und zerrüttet –
Identität, astrales Monoton,
Das nie verfließt und immer sich verschüttet –

Du, durch die Nacht, die Türme wehn wie Schaum,
Du, durch des Mittags felsernes Gehänge –
Nur tauber Brand, nur leere Länge
Aus jedem Raub, aus jedem Raum.

Gottfried Benn

Einsamkeit

Und
Vergib mir.
Ich tat,
Was Gott allein zu tun geziemt:
Nahm deine Hand
Für meine Hand,
Dein Herz für meines.
Mich verwirrte die schöne Nacht,
Der goldne Stern im Strauch
Und dann: der namenlose Duft der Linde.
Verzeih.

Zuweilen geht der Tod
Heimlich durch dich hindurch.
Zum Beispiel: wenn du bei einer Frau liegst.
Du weißt es nicht – aber sie,

Verschwärmte Schwester des Schwarzen,
Wird unruhig,
Reißt dich rauh
An ihre zarte Brust.
Du fühlst
Vielleicht beglückt
Ein zweites Herz in der Polarnacht schlagen.

Soll ich untergehn,
Will ich munter gehn,
Niemand soll mein Bruder sein.
Türe fliegt im Wind,
Und ein kleines Kind
Wird bei seiner großen Mutter sein.
Alles Leid: geschah.
Zeit: war einmal da.
Raum: zerbrach, ach, Wasser fraß die Furt.
Ich bin nichts und hold
In mich eingerollt
Wart ich auf die Stunde der Geburt.

Klabund

Anmerkungen

Der Philosoph Konrad Wilutzky

Naturwissenschaftliche Entdeckungen sind häufig, philosophische selten; sie sind so selten, daß der Begriff der „philosophischen Entdeckung“ sich im deutschen Sprachschatz kaum vorfindet, noch weniger der der philosophischen Exaktheit, der freilich stets mit dem ersten verschwistert sein muß. Die Philosophie ist heute auseinandergerissen: auf der einen Seite lebt ein dilettantisches Schwärmertum, das einen romantischen Begriff von der Philosophie hat, und auf der anderen Seite die philosophischen Gelehrten, die eine mathematisch-naturwissenschaftliche Exaktheit an Stelle der philosophischen besitzen. Der wirkliche Griff der echten Philosophie liegt an anderer Stelle. Von einem solchen Griff sei hier berichtet.

Konrad Wilutzkys Philosophie setzt an der Ethik an. Seine Grundfrage lautete: Wie kommt das: in der Erkenntnis reden wir vom Genie, das die großen Entdeckungen tut. Um diesen primären Akt, der einigen manchmal gelingt, kreisen, wenn er geschehen ist, andere sekundäre Akte; die Entdeckung wird ausgebeutet, weitergebildet, entwickelt, aber das Genie bleibt bestehen, und die Gelehrten sind die anderen, die den sekundären Erkenntnisakt betreiben, das heißt den erlernbaren. Weiter: dasselbe geschieht in der Kunst, auch hier gibt es große Entdecker in Schönem, die es darstellen; ihr Name leuchtet eindeutig über allen anderen hervor; dann kommt wieder ein sekundärer Akt, der durch die Talente geschieht und weiter bis zu den rein passiven Empfängern der Kunst. Nächste Stufe: das Sittliche. Hier tritt plötzlich eine Stockung ein; denn nach der bisherigen Lehre der Philosophie ist hier auf einmal jedermann ein Genie; denn bekanntlich ist jeder Mensch gut (Leonhard Frank schreibt ein Buch mit dem irreführenden Titel „Der Mensch ist gut“; Alfred Kerr bespricht dieses Buch mit den Worten: „Der Mensch ist gut!“). Hier stimmt also etwas nicht. Das Problem bleibt vorläufig liegen und wird von einer anderen Seite angegriffen.

Die wissenschaftliche Philosophie spricht von „Erkenntnistheorie“. Aber: die Erkenntnis ist ein Vorgang, wie zum Beispiel das Wachsen oder das Fallen, und die Theorie dazu ist eine bloße Abstraktion, das heißt eine Gedankenoperation. Das Wissen um die Erkenntnistheorie fördert nie die Erkenntnisfähigkeit, wie das Wissen um die Gesetze des Wachsens das Wachsen nicht befördert. Die wissenschaftliche Philosophie unterscheidet zwischen Subjekt und Objekt. Das ist richtig, aber es ist eine Abstraktion. Subjekt und Objekt sind etwas. Wenn eine geniale Entdeckung geschieht, so ist das nicht bloß ein Vorgang im Subjekt, sondern auch im Objekt. Genie hat den Stamm „gen“, das heißt zeugen. Zeugen kann nur die Natur, das heißt: wenn die Zeit reif ist für das Geschehen einer Entdeckung (zum Beispiel der Kopernikanischen), so „drückt etwas im Objekt auf ein auserwähltes Subjekt, welches nicht weiß, wie ihm geschieht. Der Akt der Entdeckung entsteht völlig undurchsichtig und ist durch keine Methode zu erlangen. Die Natur arbeitet hier mit dem sie nie verlassenden Prinzip von Verschwendung und Auswahl, das heißt sie läßt die Phänomene, die erkannt werden sollen, an Millionen von erkennenden Wesen vorüberziehen, auf Jahrhunderte und Jahrtausende, ohne daß bei ihnen etwas geschieht: aber einen oder einige wählt sie

aus und bei denen geschieht die Entdeckung. Das, was im Objekte auf das geniale (das heißt zeugende) Subjekt drückt, nennt Wilutzky das Erhabene, dasjenige aber, was gefunden wird, heißt das Gesetz. Nächste Stufe: im Falle des genialen Künstlers drückt die Schönheit auf das Subjekt, welche, wie schon Platon wußte, eine Idee ist, das heißt eine wirkende Macht.

Hier müssen wir kurz vor der Entscheidung stehen; denn es geht jetzt um die Ethik. Wenn die Tat, ebenso wie das Wahre und das Schöne ein genialer, das heißt zeugender Vorgang ist, (der aus dem Welthintergrunde stammt und nicht aus dem Denken), so muß die Natur hier gleichfalls nach dem Gesetz von Verschwendung und Auswahl arbeiten. Und das tut sie auch wirklich. Es tritt auch hier eine Korrespondenz zwischen einem Vorgange im Objekt und einem Vorgange im Subjekt ein. Der Vorgang im Subjekt ist die Liebe und der Vorgang im Objekt die Güte.

Hier darf keine Verwechselung eintreten. Was Wilutzky unter Liebe versteht, ist nicht die Menschenliebe, nicht die Gottesliebe, nicht die Nächstenliebe, nicht die Gattenliebe, nicht die Geschlechtsliebe, sondern: die Liebe. Um aber zu wissen, was er unter Güte versteht, wie sie in der Natur gelagert ist, bedarf es des Einblickes in das, was Wilutzky zum erstenmal in die Philosophie einführte, nämlich in das „perspektivische Denken". Die Stelle folge hier in seinen eigenen Worten: „Ich sagte, die Güte ist eine Naturkraft wie die Elektrizität: aber es ist sofort offenbar, daß, wenn auch beide, Elektrizität und Güte, Kräfte der Natur sind, sie doch durch ihre Qualität gänzlich verschieden sind. Derart, daß die bloße Zusammenstellung ihrer Namen auch den Ungelehrtesten verletzt. Der Ungelehrte unterscheidet hier; es unterscheidet die Sprache, sie nennt die Elektrizität eine Naturkraft, die Güte aber eine göttliche Kraft; nur die Wissenschaft sucht vergeblich das Kriterium ihrer Unterscheidung. Hier ist es: Elektrizität und Güte liegen nicht nebeneinander in der Fläche, sondern hintereinander in der Perspektive. Das also ist die Lösung: der Mensch steht im Wirkungsfeld zweier artverschiedener Energien, von denen die eine horizontal, das ist aus der Fläche der Natur, die andere aber vertikal, das ist aus der Tiefe der Natur auf ihn wirken; und darum unterscheidet er zwischen irdisch und göttlich. Es sind unzählige Kräfte der Natur, die in der Fläche wirken, aber es sind nur drei Kräfte der Natur, die aus der Tiefe wirken: das Gesetz, die Schönheit und die Güte. Damit ist die Raumtiefe, die Tiefendimension der Natur erobert; die Perspektive, die Dreidimensionalität des Denkens entdeckt: die Erkenntnis wendet sich aus der Fläche zur Tiefe."*

Mit dieser Philosophie ist nunmehr endgültig die Genialität der Ethik gesichert und kann nie wieder verloren gehn. Es ist einmal gesagt worden, der Stern ist eingesetzt, nicht in Schwärmerei, sondern in echtem philosophischen Wissen. Die Ethik ist endgültig befreit vom Sozialen, das heißt von der Pflicht. Ethik bezieht sich nicht auf den Mitmenschen (obwohl sie es natürlich auch kann), sondern sie ist ein Schöpfungsakt, genau so wie die Erkenntnis, genau so wie die Kunst. Nur sie lagert am tiefsten: der Druck der Natur, der sich hier meldet, schöpft aus ihrer entlegensten Tiefe. „Die Natur zeigt sich als sittlich an."

Die philosophische Position, in der Wilutzky in bezug auf das Problem der Ethik steht, ist bisher nur von Schopenhauer gehalten und von ihm übrigens das erstemal errichtet worden. Wodurch unterscheidet sich die Schopenhauersche Ethik grundsätzlich von allen andern? Sie ist

---

* Konrad Wilutzky: „Die Liebe. Wissenschaftliche Grundlegung der Ethik." E. Diederichs Verlag, Jena 1920.

eine inhaltliche Ethik im Gegensatz zur bloß formalen, zum Beispiel Kants, und sie ist mit der Metaphysik verbunden, das heißt sie hat Rückverbindung (religio) mit dem Welthintergrunde. Der Gegensatz hierzu ist die soziale Moral oder das Gesetz, das es immer nur mit dem Menschen zu tun hat. Auch hierfür ist Kant das Gegenbeispiel. Die Gesetzesmoral steht unter der Pflicht; Schopenhauers Ethik dagegen schaltet diesen Begriff aus. Sie redet zu allererst von einer „metaphysischen Bedeutsamkeit des menschlichen Handelns". Was heißt das? Das bedeutet, daß der Gegenstand der Ethik nicht innerhalb der empirischen Welt und ihrer Ordnung liegt, sondern im Hintergrunde der Welt, im Objekt überhaupt. Schopenhauers Ethik verbindet daher einen bestimmten Vorgang im Subjekte mit einem bestimmten im Objekt, und das Überschlagen des Funkens aus beiden ergibt das Phänomen des sittlichen Handelns. Der Vorgang im Subjekt ist bei Schopenhauer das Mitleid (ein wahrlich erstaunliches Phänomen, das nicht mit Psychologie zu erklären ist), der im Objekt das Leid der Welt, das heißt der leidende Gott, der sich in die Welt verirrt hat (Objektivation des Willens). Die stets nur durch die Gnade, niemals aber durch Bemühungen erreichbare Verbindung zwischen beiden liefert das ethische Phänomen, das also genau so eine geniale Leistung ist, wie die Kunst oder die Erkenntnis.

So wie die Schopenhauersche Ethik gebaut ist, so auch die von Wilutzky. Aber: Schopenhauer ist zu kurz gesprungen. Er verbindet zwei relativ im Vordergrunde von Subjekt und Objekt liegende Vorgänge miteinander, Mitleid und Leid; tiefer in beiden aber liegt ein anderes Gegensatzpaar, und das ist die Liebe im Subjekt und die Güte im Objekt. Diese Sprungweite gefunden zu haben, ist die Tat Konrad Wilutzkys. Das Ziel der Schopenhauerischen Ethik ist das Nirwana, die Auslöschung der Welt, der religiöse Typus, der sie vertritt, Buddha. Die Ethik Wilutzkys aber hat zum Ziel: das Glück (was aber von glücken komme!). Der religiöse Repräsentant dieser Gesinnung ist Christus. Daher ist die Ethik Wilutzkys auch die philosophische Objektivierung der Lehre Christi in prägnantester Form; sie ist die Formel dafür. Hierüber wird noch an anderer Stelle ausführlich zu reden sein.

Es ist noch einiges über den literarischen und menschlichen Typus Konrad Wilutzkys nachzutragen. Sein Werk faßt 36 Seiten. Dahinter aber steht die Kenntnis der gesamten philosophischen Literatur und einiger mehr. „Jeder Satz ist gedeckt". Wilutzky ist kein Schriftsteller; sein Werk ist ein knapper Extrakt aus einer großen Vorarbeit. Er wird vielleicht nie wieder etwas schreiben. Das hier Gesagte hat daher seine Quelle überwiegend aus dem persönlichen Verkehr. Wilutzky ist kein Gelehrter; seine akademische Laufbahn endete mit dem juristischen Doktortitel, von seinen sonstigen ist nur die im Tennisspiel zu erwähnen, die bisher mit der Meisterschaft von Schlesien endete.

Hans Blüher

Bolschewik und Gentleman*

Robert Müller ist ein „Grandseigneur des Geistes"; was immer er schreibt, stammt aus seinem Reichtum an Persönlichkeit und Ideen. Er verbindet zu höherer Einheit den Marschschritt Berlins mit dem Tanzschritt Wiens, heroische Lebensgestaltung mit ästhetischer Lebensbetrachtung.

In „Bolschewik und Gentleman" verbindet sich ihm ein zeitliches Problem mit einem ewigen: er behandelt den aktuellen Gegensatz von russischem Bolschewismus und westlicher Demokratie, von Rätediktatur und Parlamentarismus, von der erwachenden Kultur des Ostens und der

* Robert Müller, Bolschewik und Gentleman (Erich Reiß Verlag, Berlin).

erstarrenden Zivilisation des Westens, zugleich aber dringt er vor zur ewigen Antithese von schöpferischer Energie und erschöpfter Form, von emotionalem Irrationalismus und logischem Rationalismus, von Dionysos und Apollon. Durch diese Antithese führt er uns zur Synthese; aus: Bolschewik oder Gentleman wird: Bolschewik und Gentleman.

Der Autor ist, im unpolitischen Sinne, Bolschewik und Gentleman zugleich; im politischen Sinne weder Kommunist noch Demokrat. Er will weder Diktatur des Proletariats noch Diktatur der Bourgeoisie, resp. des Kapitals, sondern: Diktatur des lebendigen Geistes über tote Formeln und Formen. Aus diesem Grunde steht er dem starren Marxismus ebenso ablehnend gegenüber wie dem sterilen Parlamentarismus.

„Bolschewik und Gentleman" enthält keine objektive Kritik des Bolschewismus. Es ist geschrieben mit der schöpferischen Liebe einer reichen Gestaltungskraft, die jenseits von aller zeitlichen Erscheinnng zur platonischen Idee des bolschewistischen Menschen und der bolschewistischen Bewegung vordringt. Das Bild, das Müller vom Bolschewismus entwirft, ist das Werk eines Künstlers, nicht eines Kritikers. Seine Liebe zur Vitalität und Großzügigkeit, zur Tatkraft und Initiative der Bolschewistenführer gleicht der Liebe des Tacitus zum natürlichen Leben, zur Kraft, Freiheit und Jugend der Germanen.

Der Bolschewismus erscheint Robert Müller als der erste politische Versuch einer werdenden Menschheit, die berufen ist, dereinst die rationalistische Oberflächenkultur der hellen atlantischen Völker durch eine emotionale Seelenkultur der dunklen pazifischen Rassen abzulösen. Diesen historischen Prozeß, dessen Vorspiel wir erleben, vergleicht er mit der christlich-germanischen und islamitisch-arabischen Völkerwanderung und der Reformationsepoche. Lenin, die Personifikation des Bolschewismus, erscheint ihm als Erbe Mohammeds, Cromwells und Lincolns, zugleich aber als Symbol des eurasiatischen Zukunftsmenschen, in dem Ost und West sich zu höherer Synthese verbinden.

So kristallisiert sich schließlich für Robert Müller das wirtschaftlich-politische Problem des Bolschewismus zu einem psychologisch-kulturellen: die bolschewistische Willenseinstellung erscheint ihm primär, die kommunistische Dogmatik sekundär. Was Müller bewegt, ist die Seelenform, nicht die Staatsform des Bolschewismus, die bolschewistische Praxis, nicht die bolschewistische Theorie, der bolschewistische Mensch, nicht das bolschewistische System. Im Geiste Nietzsches gilt seine Liebe jener aktivistischen Willenstendenz der bolschewistischen Führer: heroische Weltverbesserung im Kampfe gegen alles Bürgerlich-mediokre zur Befreiung der schöpferischen Initiative aller Geistigen, Tatkräftigen und Tapferen.

Wert und Bedeutung dieser Broschüre sind unabhängig von allen Wechselfällen der Politik: denn sie handelt von ewigen Ideen, Formen, Energien. Der russische Sowjetismus ist für Müller nur eine zufällige Erscheinungsform jener bolschewistischen Seelenkraft, die sich gegenwärtig auch als Aktivismus und Expressionismus äußert, und deren Wesen ist, schöpferische Initiative, Rückkehr zur Natur, Protest gegen die Mechanisierung des Lebens und gegen die Unterwerfung des Geistigen unter das Materielle. Dieser Bolschewismus ist zeitlos und tritt an jedem großen Wendepunkt der Weltgeschichte in verjüngter Gestalt hervor. In diesem Sinne wäre nicht Spartakus der größte Bolschewik der Antike, sondern Julius Cäsar, — zugleich der vollendetste Gentleman des klassischen Altertums. —

„Bolschewik und Gentleman" ist mehr als europäisch und mehr als aktuell: seine Perspektive ist räumlich planetar, zeitlich millennar. Sein Thema: die Konzeption des bolschewistischen Zukunftsmenschen, ist philosophische Betrachtung und dichterischer Entwurf zugleich: kühne Gedanken in blendender Form.

Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.